Est. A-1457

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Arnold v. Tideböhl.

Tartu Riikliku Ülikooli Raamatukogu
155092

Fünfunddreißigster Jahrgang.
XL. Band.
1-11.

Reval, 1893.
In Commission bei F. Kluge.
Riga: Alexander Stieda. Leipzig: Rud. Hartmann.

Est. A
Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu
13779
1 20406595

Дозволено цензурою. — Ревель, 13-го Января 1894 г.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Inhalt.

A. Abhandlungen und Aufsätze.

	Seite
Tocqueville, Taine und Sorel in ihrer Stellung zum ancien régime. Von Hugo Lehbert 1	65
Pirogows Erinnerungen an Dorpat. (Russische Dichter und Schriftsteller in Livland.) Von Dr. F. Waldmann 20 93	204
Rede, gehalten am Sarge des weil. livl. Landraths A. v. Richter	55
Ewald von Klopmanns Aufzeichnungen über sein Leben. Von H. Diederichs	108
Buddhismus und Christenthum. Von Dr. L. v. Schröder 137	189
Robert Büngner †. Leichenpredigt von Dr. J. Lütkens	154
Briefe aus dem Nachlasse Victor Hehns 160 321	596
Klimatologische Betrachtungen mit besonderer Berücksichtigung Livlands. Von M. v. Sievers	221
Der Yellowstone-Park. Von Dr. J. Baron Wöhrmann	235
Die Abschiedsgrüße unserer Landesgymnasien. Von Dr. A. Bergengrün*) .	245

*) In dem Aufsatz des Herrn Dr. A. Bergengrün „Die Abschiedsgrüße unserer Landesgymnasien" findet sich eine Unrichtigkeit, die in Folgendem zurechtgestellt werden soll.

Nach Erwähnung des Umstandes, daß für das Birkenruhsche Gymnasium auch seitens der Krone eine jährliche Subvention von 10,000 Rbl. gezahlt wurde, fährt der Verfasser fort: „Die Zahlungen von 1875—1882 wurden als Beitrag zu den Unkosten des Baues betrachtet; diese 40,000 Rbl. mußten später zurückgezahlt werden, da die Regierung die Schließung der Anstalt nur unter dieser Bedingung gestattete." (S. 251.) Das ist unrichtig. Diese 40,000 Rbl. sind thatsächlich weder der Krone zurückgezahlt noch auch bei der endgiltigen Entscheidung über das Schicksal der livländischen Landesgymnasien von der Regierung beansprucht worden. Eine derartige Bedingung war allerdings von dem Minister der Volksaufklärung in seinem Rescript d. d. 15. Juni 1888 gestellt worden (S. den Birkenruhschen Schlußbericht „In memoriam", S. 9.) Für die Schließung der Anstalten war jedoch nicht dieses ministerielle Rescript, sondern das am 23. Mai 1889 Allerhöchst bestätigte Reichsraths-Gutachten maßgebend, wie denn auch der Minister selbst zum Schluß des erwähnten Rescripts ausführt, die Schließung der Gymnasien könne, da sie „auf Grund Allerhöchst bestätigter Reichsrathsgutachten bestehen", auch „nicht anders als auf legislativem Wege vor sich gehen".

Seite

Jugendbriefe K. v. Baers an W. v. Ditmar. Von Dr. L. v. Schröder . . . 263
Wer arbeitet in Riga? Von C. Walter 285 309
Kurlands Agrarverhältnisse. Von Hans Hollmann 338 458
Aus dem Leben und Wirken des deutschen Ritterordens. Von Dr. J. Girgensohn 381
Die Alterthümer der ehstländischen Landkirchen. Von A. R. 394
Lenz' Stellung zu Lavaters Physiognomik nebst bisher ungedruckten Briefen von Lenz. Von Dr. F. Waldmann 419 483 526
Der Galleriekatalog, Studien zu den Werken der vlämischen und holländischen Meister in der Gemäldesammlung zu Riga. Von Dr. W. Neumann . 443
Zum säkulären Geburtsjahr K. E. Napierskys. Von Fr. v. Keußler 498
Aus dem Leben des Grafen Dietrich Keyserling. Von H. D. 507 579
Johann Heinrich Kant. Von B. Diederichs 535
Streifzüge durch die neueste deutsche Erkenntnißtheorie, Psychologie und Logik. Von M. v. Stern 613
Zur Frauenfrage im Allgemeinen und bei uns. Von W. 651
Ein literärischer Abend von J. A. Gontscharow. Uebersetzt von G. v. G. . . . 683

B. Besprochene Bücher.

W. Maurenbrecher, Gründung des deutschen Reichs. Von J. Diederichs . 44
Christoph Mickwitz, Gedichte. Von Gregor von Glasenapp 172
L. v. Schröder, Mangoblüthen. Von Gregor von Glasenapp 177
Arthur Pölchau, Die livl. Geschichtsliteratur 1891. Von Bgn. 185
F. v. Keußler, Leopold Rankes Leben und Wirken. Von Bgn. 187
J. K. v. Heydenfeldt, Eine Frau. Von Gregor von Glasenapp 299
Briefwechsel Juri Samarins mit Edith Baronesse Rahden. Von J. Diederichs 368
A. Tobien, Die statistischen Jahrbücher der Stadt Riga. Von P. J. . . . 453
K. W. Feyerabend, Harnacks Angriff auf die Geltung des Apostolikums in der evangelischen Kirche. Von E. 563
Mittheilungen aus der livl. Geschichte. 15. Bd. 2. Heft. Von Bgn. . . 573
Sitzungsbericht der Alterthumsforschenden Gesellschaft aus dem Jahre 1892. Von Bgn. 576
Anton Buchholtz, Beiträge zur Lebensgeschichte Joh. Reinh. Patkuls. Von Bgn. 627
Friedrich v. Keußler, Aus der baltischen Kunstgeschichte 664

Das hier einzig in Frage kommende Reichsrathsgutachten vom 23. Mai 1889 nun enthält die Forderung auf Rückzahlung jener 40,000 Rbl. nicht, erwähnt vielmehr jene Summe überhaupt nicht. Wenn das Reichsrathsgutachten keinen namentlichen Verzicht auf jene Summe ausspricht, so liegt der Grund hierfür darin, daß das Gutachten auf die vorgegangenen Verhandlungen überhaupt nicht recurrirt. Das findet in der staatsrechtlichen Natur eines solchen „Allerhöchst bestätigten Reichsrathsgutachtens" seine Erklärung, das ja in seiner Rechtsbeständigkeit als Gesetz nur durch einen nachfolgenden legislativen Act alterirt werden kann, von vorher gehenden oder nachfolgenden Meinungsäußerungen und Entscheidungen nicht gesetzgebender Organe dagegen völlig unberührt bleibt.

Seite

1) Neumann, Werke mittelalterlicher Holzplastik und Malerei in Livland und Estland.
2) C. v. Löwis of Menar, Die städtische Profanarchitektur der Gothik, Renaissance und des Barocco in Riga, Reval und Narva.

L. v. Schröder, Dhammapadam, Wort der Wahrheit. Von Gregor von Glasenapp 673

C. Gedichte.

Die Sehnsucht nach der ewigen Seligkeit. Von Vittoria Colonna. Uebersetzt von G. v. G. 58
Alexander am Grabe des Achilles. Von Redi. Uebersetzt von G. v. G. . . . 59
Die beiden Schmetterlinge. Luigi Grillo. Uebersetzt von G. v. G. 59
Graf Robert. Aus dem Altfranzösischen übersetzt von G. v. G. 60
Der Bär, der Affe und das Schwein. Von Griarti. Uebersetzt von G. v. G. 61
Der Kater und die Mäuse. Aus dem Sanskrit übersetzt von G. v G. . . . 62
Mondschein. Ein Gedicht in Prosa von Guy de Maupassant. Uebers. von —t. 132
Der Tod des Sardanapal. Von M. v. Stern 182
Blumen am Wege. Von G. v. G. 219
Auf Java. Von G. v. G. 220
Hymnus. Von G. v. G. 282
Der Streit. Von Lermontow. Uebersetzt von G. v. G. 336
Ge'et um Trost und Hilfe in Zeiten schwerer Anfechtung. Von W. K. . . . 418
Theodor Storms Lyrik. Von Renatus 482
Herbstruhe. Von L. S. 534
Erträumter Frühling. Von M. v. Stern 610
Am Herrenberg. Von M. v. Stern 611
Glück in den Wolken. Von M. v. Stern 611
Frauenart. Von Renatus 662

Tocqueville, Taine und Sorel in ihrer Stellung zum ancien régime.

Bei keiner epochemachenden Begebenheit der Geschichte ist die Vorgeschichte so unentbehrlich wie bei der Revolution. Ihr Eintritt ist scheinbar so spontan, so unvermittelt, daß man den Glauben an den Causalnexus fast verliert — der regelmäßige Gang der Geschichte wird so urplötzlich und unerwartet unterbrochen, daß der Gedanke nothwendig gesetzmäßiger Entwickelung hier seine Geltung zu verlieren scheint. Und doch, wer dieser Erscheinung etwas näher getreten, sieht, wie sehr sie bis in alle Einzelheiten ihres Verlaufs durch die Vergangenheit vorbereitet war. Er wird sich weniger darüber wundern, woher die Katastrophe so plötzlich eintrat, als vielmehr darüber, wie sie so lange hat ausbleiben können. Die Revolution war wie eine Krankheit, die lange schon im Inneren des Körpers gewühlt, jetzt erst unter Krämpfen, Fiebern, Delirien ausbrach. — Da die Revolution eine gewaltige Umwälzung auf allen Gebieten des geistigen, materiellen, staatlichen, gesellschaftlichen Lebens in sich schloß, so hat auch die Vorgeschichte nach all den Seiten hin den Charakter der Zustände zu untersuchen und festzustellen, die Vorgeschichte kann nicht nur politische, sie muß auch Verfassungs-, vor Allem aber Culturgeschichte sein; dann wird das klare Bild der Zustände auch zu einem erklärenden werden. Bisher hatte man es nicht unternommen, nach so umfassenden und vielseitigen Gesichtspunkten die Frage zu behandeln, man forschte immer nur nach einigen und wenigen Hauptursachen, aus denen man sich bemühte Alles herzuleiten, man glaubte, wenn man nur den rothen Faden fände, das ganze dicht verflochtene Netzwerk von groben und feinen Fäden entwirren zu können. Wäre man doch wenigstens über den rothen Faden einig geworden. Aber jeder Beurtheilende hatte seinen eigenen. Da sagten die Einen: die Philosophen haben die

französische Revolution gemacht, indem sie der Gesellschaft den Glauben an den absoluten Gott und den absoluten König raubten, die Anderen: man hat dem Volk zu viel Geld genommen und zu wenig Brod gegeben. Kein Wunder, daß das hungrige Volk Adel und König todtschlug. Oder: nicht aus vollen Köpfen, sondern aus leeren Magen ist die französische Revolution entsprungen. Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte, weder das Eine, noch das Andere allein hat diese Wirkung gehabt, sondern beides zusammen. Das steht allerdings fest; nicht durch allgemein verbreitete Ideen, sondern durch allgemein verbreitete Empfindungen werden die Volksmassen in Bewegung gesetzt. Das Volk als solches hatte ein kleines Hirn, aber einen großen Magen, viel leibliche Bedürfnisse, aber wenig Verständniß für abstracte Vorstellungen, der Hunger war die treibende Kraft — aber die Ideen bestimmten Ziel und Richtung derselben. Doch der hungrige Pöbel hütet sich vor Raub und Todtschlag, denn er scheut den Gensdarm und die Soldaten, er fürchtet sich vor Prügel und Gefängniß mehr als vor Hunger. Wo die Organe der öffentlichen Gewalt gesund und kräftig sind, wo es pflichttreue Polizisten und gehorsame Soldaten giebt, da bleibt das Volk ruhig. Also: die Zustände in Volk, Regierung, Gesellschaft müssen genau untersucht, die revolutionären Ideen kritisch analysirt, geprüft werden, man muß sich über die Beschaffenheit des Bodens und über die Beschaffenheit der Saat instruiren, dann wird man wissen, was für eine Ernte zu erwarten ist.

Von französischer Seite haben drei bedeutende Schriftsteller und Gelehrte — eine Vereinigung von Eigenschaften, wie sie leider bei den Deutschen selten vorkommt — versucht, diesen Gegenstand mit größerer Gründlichkeit und Ausführlichkeit, als bisher geschehen, zu erforschen und darzustellen. Alle sind darin einig, daß sie möglichst darnach streben, den kosmopolitischen Standpunkt des wissenschaftlichen Denkers und Historikers einzuhalten, denen es vor Allem darauf ankommt, „zu zeigen, wie es gewesen ist". Sie haben sich bemüht, ihrer Aufgabe nach allen Seiten hin gerecht zu werden, trotzdem hat jeder das Gebiet, das seiner Neigung und Begabung entsprach, besonders gründlich und fruchtbar behandelt und das Uebrige flüchtiger berührt, wo dann die Leistungen der anderen Beiden glücklich ergänzend in die Lücke treten konnten. Wenden wir unsere Aufmerksamkeit zunächst auf Tocqueville, den ältesten unter den Dreien. Sein Name ist am bekanntesten, sein Ruhm am sichersten gegründet in der wissenschaftlichen Welt.

Wir müssen aus Raummangel leider auf eine erschöpfende Inhaltsangabe dieses tiefen und schönen Werkes verzichten, hoffen aber doch, indem wir die wesentlichen Vorzüge desselben besprechen, bei dem Leser eine einigermaßen deutliche Vorstellung von dem Reichthum neuer Gedanken und unanfechtbarer Wahrheit zu erwecken, der hier zu finden ist. Ist doch dieses

Werk nach dem einstimmigen Zeugniß aller gleichzeitigen und nachfolgenden Gelehrten das erste und bedeutendste gewesen, welches helles Licht in das Dunkel des vorrevolutionären Frankreich brachte und zum ersten Male die Gründe jener furchtbaren Katastrophe in umfassender Tiefe und mit schneidender Schärfe darlegte. Es ist epochemachend und grundlegend für alle späteren Zeiten geworden. Tocqueville hat den Grundriß gezeichnet, das Fundament gelegt, auf dem die Späteren bauen konnten und bauen mußten. Er überragt um Haupteslänge alle Vorgänger und wohl auch die meisten seiner Nachfolger, wenngleich sie auf seinen Schultern stehen — so paradox es klingen mag.

Man sollte ein bändereiches Werk erwarten mit weitläufigem Gelehrtenapparat, mit einem verschwenderischen Reichthum von Citaten und Fußnoten ausgestattet, und findet ein anspruchsloses kleines Büchlein von ein paar hundert Seiten Text, weder durch Sternchen noch Kreuzchen ꝛc. verunziert; dazu ein hundert Seiten kurzer Excurs als Anhang gegeben. Und doch, welch jahrelange Arbeit, welche hervorragende Gelehrsamkeit, welch zutreffendes Urtheil steckt in dem kleinen Büchlein. Anspruchslos wie die äußere Ausstattung des Werkes ist auch die Sprache des Autors, der Stil schmucklos, einfach, solide, nirgends prunkvoll, nirgends überladen. Da giebt es kein sprühendes Brillantfeuerwerk von Witzen, geistreichen Bildern, Vergleichen ꝛc., die Sprache hält Maß im Schmuck. Wie die wahre Schönheit, will der wahre Gedanke durch sich selbst, nicht durchs Kostüm wirken. Doch der Schmuck fehlt nicht ganz, eine feine originelle Wendung, ein treffendes Bild versteht Tocqueville wohl zu finden; der Esprit des Franzosen steht ihm zu Gebote. Die stilistischen Zierrathen sind hier und da mit außerordentlichem Geschmack angebracht, sie kommen nicht häufig vor, aber sie sind immer von ausgesuchter Qualität. — Seine Gedanken besitzen stets ein ungemein deutlich ausgeprägtes Profil, sie sind außerordentlich abgerundet, ausgereift, fertig. Die Sprache ist einfach, aber von seltener Durchsichtigkeit und Klarheit, der Ausdruck treffend und knapp. Tocqueville „hat sich die Zeit genommen, kurz zu sein", er scheut die vielen Worte. Er zieht es vor, unserem Scharfsinn zu schmeicheln, indem er uns das Vergnügen gönnt, zwischen den Zeilen zu lesen. Er liebt es, Gedankenperspectiven zu eröffnen, uns selbst bleibt es überlassen das Skizzirte auszumalen, das Angedeutete zu Ende zu denken.

Klassisch wie die Sprache ist auch die Composition. Selten hat ein Schriftsteller ein feineres Verständniß für die Kunst der Gedankengruppirung und Gliederung an den Tag gelegt. Die Form der Darstellung ist die einer methodischen Deduction. An die Spitze wird der leitende allgemeine Grundgedanke gestellt, und dann folgt in allmählich absteigender Ordnung die Ausführung der Einzelheiten. Man gestatte uns ein erläuterndes Gleichniß

anzuwenden. Tocquevilles Stil erinnert an den geographischen Unterricht in den Schulen, wo Einem zuerst die Staaten, die Hauptstädte, die großen Gebirge und Ströme eingeprägt werden und erst dann, wenn die Grundzüge festsitzen, die Provinzen, kleinere Städte, Berge, Flüsse ꝛc. Wie hier das Allgemeinere als Grundschema des Specielleren festgehalten werden muß, so verliert man auch bei Tocqueville die großen Linien nie aus dem Auge, wenn man ins Detail geht. Die Ordnung des Ganzen herrscht auch in den Theilen. Jedes Capitel ist für sich ein Kunstwerk, dessen Einzeltheile sich harmonisch zum Ganzen einer Idee ordnen, die gewöhnlich eine überraschende Wahrheit enthält. Man lese nur die Capitelüberschriften nach einander, so hat man einen vollständigen Ueberblick über die Fülle neuer und inhaltsschwerer Gedanken.

Der Zusammenhang der Darstellung wird durch geschickte Uebergänge sorgfältig gewahrt, häufig wird am Ende eines Capitels das Thema des folgenden angeschlagen, die Aufgabe gestellt, deren Lösung man begierig entgegen sieht. Auf diese Weise wird stets alles Sprunghafte und Unvermittelte vermieden; sanft gleitend fließt der allmählich tiefer und breiter werdende Strom der Rede dahin.

Und welch eine sympathische und bedeutende Persönlichkeit leuchtet uns aus dem kleinen Büchlein entgegen. Trotz seiner ungetrübten Objectivität ist es nicht das bloße Product einer wissenschaftlichen Denkmaschine. Neben dem klugen Kopf des philosophisch gebildeten Staatsmannes ist auch das warme Herz des Patrioten unverkennbar unter der maßvollen Darstellung, wie leuchtendes Gold auf dem Grunde eines crystallklaren Stromes. Doch wie unparteiisch und gerecht ist die Haltung des Patrioten und Franzosen, wie offen und männlich sein Ton, wie schonungslos scharf der Tadel des Schlechten, wie warm und begeistert das Lob des Guten; hoch schätzt er sein Vaterland, aber höher die Wahrheit. Was wir vor uns haben, ist das Werk eines mehr als klugen — eines weisen Mannes, der Welt und Menschen nicht durch das Klappfenster seines Studirzimmers kennen gelernt, sondern mitten im öffentlichen Leben sich bewegte und handelte, schaute und dachte. Tocqueville[1] ist kein Parteigänger eines bestimmten philosophischen Systems,

[1] Tocqueville, geboren 1805 zu Verneuille, studirte die Rechte, wurde 1830 zum Hilfsrichter ernannt und 1831 nach Amerika geschickt, um sich mit dem dortigen Gefängnißwesen vertraut zu machen. Die vom neuen Erdtheile empfangenen Eindrücke legte er nach der Rückkehr in seinem geistvollen Werke «De la démocratie d'Amérique» nieder. Später betrat er das Gebiet activ politischer Thätigkeit, saß 1839 in der Deputirtenkammer als Parteigänger der dynastischen Opposition, wurde nach der Februarrevolution Mitglied der Constituante und Legislative und gelangt 1849 als Minister des Auswärtigen ins Cabinet. Nach dem Staatsstreich gab er diese Stellung auf und zog sich ins Privatleben zurück. Er starb 1859. In seinem

aber er besitzt mehr als den praktisch vorurtheilslosen Verstand des Franzosen, er ist ein selten feiner philosophischer Kopf, seine Logik ist unanfechtbar, seine Reflexionen tief und überzeugend. Ferner: er ist ohne Vorurtheile, aber nicht ohne Tendenz, und die Tendenz, sonst ein Feind aller Wahrheit, erscheint hier innig verbündet mit ihr. Es ist die Wahrheit, die uns nicht nur lehren soll, richtiger zu urtheilen, sondern auch richtiger zu handeln. Seite 14 (im Vorwort): „Ich gestehe, daß ich beim Studium unserer alten Gesellschaft niemals die Lehre völlig außer Augen gelassen. Ich habe nicht nur sehen wollen, welcher Krankheit der Kranke unterlag, sondern auch, wie er nicht hätte sterben können." — Selten ist sich ein Mensch über seine Aufgabe klarer gewesen, selten hat er sie besser gelöst. Das Letztere beweist uns sein ganzes Buch, das Erstere sein Vorwort. Es giebt kaum ein instructiveres; die gewonnenen Resultate und der Weg, der dazu geführt, Kern, Hauptgegenstand, Zweck und Ziel, Anordnung des Ganzen ꝛc., das Wesentlichste über Form und Inhalt ist hier in mustergiltiger Klarheit und Prägnanz zusammengefaßt, schon aus dem Vorwort erkennt man die ganze Bedeutung seiner Leistung und seiner Person.

Versuchen wir jetzt die leitenden Ideen Tocquevilles in kurzer Uebersicht zusammenzufassen. Ein Gedanke trägt und hält das Ganze, wie eine stolze Säule einen stolzen Bau. Und das Gebäude steht sicher, denn der Gedanke ist eine thatsächliche Grundwahrheit, welche bisher von Niemandem widerlegt worden ist; die Centralisation Frankreichs ist nicht das Werk der Revolution, sondern die Revolution ist die Frucht der Centralisation, «c'était un produit de l'ancien régime» (S. 73). Die Centralisation ist der unheilbare Krebsschade der französischen Nation. Die Revolution war der gewaltsame Versuch einer Operation, die viel Blut gekostet, aber keine Heilung gebracht. Sie hat nur die äußeren Auswüchse wegschneiden, aber nicht den Krankheitsherd treffen, geschweige denn entfernen können. Wie sollte es ihr auch gelingen, das Gift steckt ja im ganzen Körper, das unheilvolle System ist dem Franzosen in Fleisch und Blut gedrungen. Die Centralisation hat den Geist der Nation ein- für allemal in Bahnen gezwängt, aus denen er nicht entweichen kann, hat ihm eine Art des Denkens und Empfindens anerzogen, die ihn mit Nothwendigkeit dazu drängt, das gebrochene System zur Richtschnur und zum Muster des neuen zu nehmen. Die Constitution von 1792 ist nichts, als die Centralisation des ancien régime unter veränderter Form; wieder hat der Staat Alles, der Bürger Nichts zu sagen. Das Individuum ist Sclave des Staates ohne Willen, ohne Eigenthum.

letzten Jahrzehnt veröffentlichte er unter anderen folgende Werke: «L'histoire philosophique de la règne Louis XV.» mit der Fortsetzung «Coup d'oeil sur la règne de Louis XVI.», schließlich: L'ancien régime.

An Stelle des französischen Königs sind nur die gezählten 24 Mill. Köpfe der französischen Nation getreten:

Frankreichs traurig Geschick, die Großen mögen's bedenken,
Aber bedenken fürwahr sollen es Kleine noch mehr.
Große gingen zu Grunde; doch wer beschützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.
(Goethe, Venetianische Epigramme.)

Es giebt nur ein Gegengift, es giebt nur ein Heilmittel gegen die allgemeine Krankheit, es fehlt der Nation nicht ganz, aber es ist nicht in genügendem Maße vorhanden — das ist die politische Freiheit. Die verkümmerte Entwickelung derselben ist die Quelle alles Uebels: «la plus mortelle maladie» (S. 173). Der Haß gegen die Centralisation entspringt bei Tocqueville zum großen Theil aus seiner Liebe zur politischen Freiheit. Sie ist das Ideal, das ihn begeistert, die Religion, die ihn tröstet. Seine erste und letzte Liebe, sein unerschütterlicher Glaube, seine einzige, aber schwankende Hoffnung. Was ist die politische Freiheit? Unter politischer Freiheit versteht man bekanntlich das Recht und die Pflicht eines jeden volljährigen Bürgers, sei es direct als gewählter Vertreter des Volkes, sei es indirect als bloßer Wähler theilzunehmen an der localen und allgemeinen Regierung des Landes; versteht man das Recht, unabhängig von den Wünschen und Meinungen der Regierung im strengeren Sinn (des Königs und Kaisers) und ohne Gefahr für die persönliche Sicherheit mit seinem Urtheil und Willen Steuerhebung und Gesetzgebung des Landes zu beeinflussen. Seinen Beruf übt der Staatsbürger in öffentlichen Versammlungen mit Seinesgleichen, sei es in der Stadt oder Provinz oder im Reichsparlament ꝛc. Im Vorhandensein derartiger Versammlungen spiegelt sich die politische Freiheit eines Volkes, „aber," sagt Tocqueville sehr richtig, „diese Freiheit beruht nicht in gewissen politischen Institutionen, kann auch nicht durch deren Einführung geschaffen werden. Sie muß im Herzen der Nation wurzeln, wenn sie Frucht tragen soll; die Liebe zu ihr ist ein Gefühl, das man dem, der es nicht besitzt, nicht definiren kann; sie muß die Brust eines jeden Bürgers als nie geschwächter deutlicher Trieb beherrschen und sein Handeln lenken, dann macht sie ihn und die Nation groß und frei. Wie jede echte Tugend muß sie uneigennützig sein (S. 279). Es ist wohl wahr, daß die Freiheit immer auf die Dauer denjenigen, welche sie zu bewahren wissen, behagliches Leben (l'aisance), Wohlstand, oft auch Reichthum schaffen wird . . . aber die Menschen, welche nur nach diesen Gütern in ihr streben (ne prisent que ces biens-là en elle), haben sie nie lange besessen. Das, was zu allen Zeiten so stark das Herz bestimmter Menschen an sie gefesselt, das sind ihre eigenen Züge, ihr eigener Reiz, unabhängig von ihren Wohl-

thaten; das ist die Lust (plaisir), ohne Zwang reden, handeln und athmen zu können unter der alleinigen Regierung Gottes und der Gesetze. Wer in der Freiheit etwas Anderes sucht, als sie selbst, ist geschaffen zur Knechtschaft. Gewisse Völker folgen ihr hartnäckig durch alle Arten von Gefahr und Elend" ꝛc. ꝛc. Tocqueville denkt hierbei vorzüglich an die Engländer, die englische Verfassung ist die Quelle seiner staatsrechtlichen Anschauungen und das häufig angezogene Beispiel — aber nicht Musterbeispiel — seiner politischen Theorie.

Der Kern seiner Ueberzeugung ist also folgender. Die Centralisation und das ungenügende Vorhandensein der politischen Freiheit haben die Uebel großgezogen, aus denen die Revolution mit Nothwendigkeit hervorgehen mußte. Beide Momente lassen sich nicht trennen, sie stehen nicht im einfachen Verhältniß von Ursache und Wirkung zu einander, sondern es herrscht eine innige Wechselwirkung zwischen beiden, sie bedingen sich gegenseitig. Ohne den Mangel politischer Freiheit hätte die Centralisation sich nicht entfalten können, sie selbst aber und ihre verzieherische Wirkung erklärt und verewigt diesen Mangel. Es war vorauszusehen, daß die centrale Regierung darnach streben mußte, die Zustände, denen sie ihre Entstehung verdankt, auch aufrecht zu erhalten, daß sie fortfahren würde, die secundären Gewalten, die provinziellen Freiheiten zu zerstören, den Gegensatz, die Trennung der Klassen und Stände zu verschärfen (S. 336). «L'administration de l'ancien régime avait d'avance ôté aux Français la possibilité et l'envie de s'entr'aider». Sie raubte der politischen Freiheit die Felder ihrer Thätigkeit und schwächte den Sinn und das Gefühl für Freiheit[1].

Wir haben wiederholt auf den geistigen Reichthum des Werkes hingewiesen; er ist um so bewunderungswürdiger, als er aus einer Quelle hervorgegangen. Die Bedeutung eines tiefen und großen Denkers zeigt sich eben nicht nur darin, daß er allein die neue Wahrheit findet, sondern auch darin, daß er allein sie fruchtbar verarbeitet. Er entdeckt die Goldmine und beutet sie auch am besten aus. Die Münzen, die Tocqueville aus seinem Golde geprägt, sind noch heute im Cours und haben nicht an Werth verloren. — Die Zustände, welche sich in Frankreich mit durch die Centralisation entwickelt haben, sind von Tocqueville zuerst in lichtvoller Weise aufgedeckt und dargestellt worden, die Schilderung des Systems und seiner Wirkungen ist klassisch. Im Wesentlichen sind noch jetzt seine Hauptsätze

[1] Die königliche Centralmacht unterdrückte die Stadt- und Provinzialversammlungen und berief möglichst selten die allgemeinen Reichsparlamente. Alle Organe der localen Selbstverwaltung wurden lahm gelegt, und das eng geschlossene und einheitlich organisirte Corps der königlichen Beamtenhierarchie sog sämmtliche localen und allgemeinen Regierungsfunctionen in sich auf.

unwiderlegt. Die Ursachen der Revolution seien folgende: 1) der französische Bauer ist persönlich freier Kleingrundbesitzer, aber zu feudalrechtlichen Abgaben gezwungen; 2) der Adel hat seine politischen Pflichten vergessen, seine politischen Rechte verloren, besitzt keinen Antheil an der Regierung, hat aber seine Geldeinkünfte behalten und vermehrt; 3) die Zersplitterung und Feindschaft der Stände und Körperschaften ist die denkbar größte, aber die Menschen selbst sind sich im Denken und Empfinden außerordentlich ähnlich geworden; 4) die Ungerechtigkeit der Steuervertheilung, das Elend des niederen Volkes ist schreiend ꝛc.

Als Historiker hätte Tocqueville mit der Lösung seiner Aufgabe zufrieden sein können. Er hatte die vorrevolutionäre Zeit geschildert und nachzuweisen gesucht, wie das ganze unheilvolle Gewebe übler Einrichtungen und Zustände aus zwei wesentlichen Momenten hervorwuchs; als Philosoph konnte er sich mit diesem Resultat nicht begnügen. Jede historische Erklärung eines Ereignisses ist nur eine halbe, eigentlich gar keine Erklärung. Denn sie thut weiter nichts, als daß sie das Räthsel in einen früheren Zeitraum schiebt. Alle Begebenheiten haben ihre Wurzeln in der Vergangenheit, das ist der richtig leitende Gedanke jeder historischen Erklärung, aber die Vergangenheit ist endlos, und daran scheitert die Möglichkeit einer Erklärung. Die Geschichte ist eine Causalreihe, die sich in die unendliche Vergangenheit rückwärts verläuft, jedes Glied innerhalb dieser Reihe, jedes Ereigniß ist durch die endlose Summe aller vorangegangenen bedingt. Jede Vorgeschichte, wie sie nun gewöhnlich geschrieben wird, beschränkt sich auf die mehr oder weniger zunächst liegenden Ursachen einer Erscheinung in der Vergangenheit, schneidet also von einem bestimmten Gliede in der Causalreihe an alle vorangegangenen Glieder, die sie nicht mehr übersehen kann, weg, ist daher ungenügend für ein tieferes Erklärungsbedürfniß, indem es einen unerklärten Rest übrig läßt. Ich glaube, daß ein ähnlicher Gedankengang Tocqueville zu den berühmten Abschnitten in seinem Schlußcapitel bewogen hat. Dazu kommen denn noch folgende Erwägungen: die Geschichte ist doch auch im Grunde die Offenbarung des Volksgeistes und des Volkscharakters, besonders bei einer so bedeutenden Umwälzung, wo wirklich das gesammte Volk in Thätigkeit war. Die vorangegangenen Zustände, Ereignisse, Begebenheiten sind gewissermaßen nur Motive, welche ein Volk, je nach der substantiellen Beschaffenheit seines Grundcharakters, zu dieser oder jener Reaction nöthigen. Die französische Revolution und ihr Verlauf ist nicht zu verstehen, wenn man nicht den französischen Nationalcharakter berücksichtigt. Durch eine selten feine und tiefe psychologische Analyse des letzteren giebt Tocqueville die philosophische Vervollständigung seiner historischen Erklärung. Wir wollen nur die wesentlichsten Punkte hervorheben. Wann hat es jemals,

fragt Tocqueville, eine Nation gegeben, so reich an Contrasten und so extrem in jeder Action (actes), ein Volk, mehr durch Sensationen (nicht Empfindung, etwa leidenschaftliche Aufwallung?), weniger von Principien geleitet, als das französische. Eine Nation, so unveränderlich in ihren ursprünglichen Instincten, daß man sie im Portrait wiedererkennt, welches vor 2—3000 Jahren entworfen worden, dabei so wechselnd in ihren täglichen Gedanken und Geschmacksrichtungen . . . heute ein erklärter Feind jedes Gehorsams, morgen eine Art Leidenschaft für den Dienst an den Tag legend . . . an einem Faden zu führen, wenn Niemand widersteht, unlenkbar, wenn das Beispiel eines Widerstandes einmal gegeben . . . mehr im Stande, gewaltige Pläne zu fassen, als große Unternehmungen zu Ende zu führen ꝛc. Interessant sind noch schließlich folgende Worte: ohne die Gründe, welche ich genannt habe (natürlich im ganzen Buche) hätten die Franzosen sie (die Revolution) nicht unternommen, aber man muß erkennen, daß alle diese Gründe zusammen nicht im Stande sind, anderswo als gerade in Frankreich eine ähnliche Revolution zu erklären.

Eine weit größere Rolle spielt die Psychologie bei Taine[1], dem berühmten und begabten Nachfolger Tocquevilles. Obgleich es im Grunde durchaus verschiedene Naturen sind und sich im Profil ihrer geistigen Persönlichkeit wenig ähnliche Züge entdecken lassen, besitzen sie doch zum Theil dieselben Eigenschaften und zeigen manches Uebereinstimmende in Richtung und Auffassung. Beide stehen über oder vielmehr außerhalb der Parteien, sie sind uneigennützige Jünger der Wahrheit und nicht die blinden Anhänger einer politischen Faction, welche gewohnt sind, die Geschichte zu einem panegyrischen Apologeten der freundlichen und zu einer verdammenden Richterin der feindlichen Partei zu stempeln. Beide lieben ihre Nation und sind stolz auf sie, aber die Liebe irrt und mildert nicht ihr Urtheil. Von Chauvinismus

[1] Taine, geb. 21. April 1821 zu Vouziers (Ardennes), erhielt seine Bildung an der École normale in Paris, studirte hierauf Philologie, um sich dem Lehrfach zu widmen, gab aber diesen Plan auf, um sich ganz seinen wissenschaftlichen Forschungen hingeben zu können. Unter seinen ersten Werken erregten schon «Essai sur Tite Live», «Les philosophes français du XIX. siècle» durch ihre Originalität und Gedankentiefe großes Aufsehen, ganz besonders aber lenkte der Verfasser durch seine Geschichte der englischen Literatur die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf sich, wobei seine Darstellung von Seiten der Orthodoxen und päpstlichen Partei heftige Angriffe erfuhr. Die Arbeit erhielt daher trotz ihres wissenschaftlichen Werthes den akademischen Preis nicht. Als Entschädigung wurde dem Verfasser auf Vermittelung des Kaisers eine Professur der Geschichte an der École des beaux arts angewiesen. Unter seinen späteren Schriften sind besonders hervorzuheben: «Voyage aux eaux des Pyrénées», dann «Le positivisme anglais», dann «d'Intelligence» und zuletzt sein Hauptwerk: «Les origines de la France contemporaine». Als Kunstschriftsteller ist Taine in der Analyse der Kunstwerke unübertroffen.

findet sich bei ihnen nicht die geringste Spur, und sie denken nicht daran, ihren Gegenstand durch das Vergrößerungsglas der Nationaleitelkeit zu betrachten. Ferner, beide sind rückhaltslos offen, aufrichtig und unparteiisch im Ausdruck ihrer Meinung, nur ist Taine schroffer und entschiedener, nicht so objectiv maßvoll wie Tocqueville, selbst seine Unparteilichkeit ist nicht frei von Subjectivität, sogar Leidenschaftlichkeit. Sie sind weit entfernt, in der Revolution die göttliche Offenbarung des französischen Volksgeistes zu sehen, die, den langsamen Gang der Geschichte plötzlich und unvermittelt durchbrechend, wie ein deus ex machina den heillosen Zuständen der Ungerechtigkeit und Knechtschaft ein Ende machte und mit den Zauberworten ihres völkerbeglückenden Evangeliums in Frankreich und in der ganzen Welt die Herrschaft der Freiheit, Gerechtigkeit und Vernunft aufrichtete. Mit der unerbittlichen Rücksichtslosigkeit der Wahrheit zerfasern sie die Ideale ihrer Landsleute, und ihr Werk ist ein ernüchterndes Sturzbad für die begeisterungstrunkenen Anhänger der Revolution. Sie verherrlichen, aber sie verurtheilen auch nicht die Revolution, sie wollen sie begreifen und erklären, sie sind überzeugt, daß keine Erscheinung besser vorbereitet, keine so sehr bis in alle Einzelheiten durch natürliche Ursachen bedingt sei; und gerade Taine, dem Jünger des Hegelschen Grundsatzes: „alles Wirkliche ist vernünftig", konnte es gelingen, die zwingende Nothwendigkeit der Katastrophe mit überwältigender Kraft aus der Vorgeschichte abzuleiten. Beide datiren das moderne Frankreich seit der Revolution, sie wollen sie begreifen, um die moderne Gesellschaft, ihre Entstehung, ihren Charakter zu verstehen, sie sind überzeugt, daß die Wurzeln dieser Gesellschaft in die vorrevolutionäre Zeit hinabreichen. Beide wünschen, daß die Früchte ihrer Studien, ihre theoretischen Urtheile praktisch wirksam werden möchten; aus der gewonnenen historischen Einsicht wollen sie eine politische Lehre für ihre Nation machen. Ihre Lehre ist folgende: „Die socialen und politischen Formen, die ein Volk annehmen und beibehalten kann, stehen nicht in seinem Belieben, sondern werden von seiner Vergangenheit und seinem Charakter bestimmt." Sie zeigen nun, wie der Hauptfehler der Revolution darin bestand, daß sie mit der Vergangenheit bewußt und schroff brechen wollte, daß sie nach einem abstracten Schema eine Regierung einzuführen beabsichtigte, welche der früheren total widersprach, daß sie neue Machtformen, neue Rechtsverhältnisse schaffen wollte, ohne die Menschen, wie sie wirklich waren, verändern und umschaffen zu können. Für den neuen Staat gab es keine neuen Menschen, ihre Gefühle, ihre Interessen, ihr Rechtsbewußtsein, ihre intellectuellen und moralischen Anschauungen standen in unlösbarem Zusammenhang mit der Vergangenheit. Diese natürliche, historisch gewordene Beschaffenheit muß zunächst zu Rathe gezogen werden, wo es sich um einen staatlichen Neubau handelte; Taine

und Tocqueville benutzen daher die Geschichte als Spiegel der Selbsterkenntniß für die Nation, „je mehr wir wissen werden, was wir sind, desto rascher werden wir herausfinden, was wir brauchen". Dann werden wir einsehen, daß wir es nicht nöthig haben, ein neues politisches Haus zu bauen, sondern nur das alte im Einzelnen umbauen müssen, denn in der Hauptsache entspricht es dem unverändert gebliebenen Wesen und Bedürfniß seines Bewohners, und das Haus muß sich nach dem Bewohner, nicht der Bewohner nach dem Hause richten. Im Einklang mit dieser übereinstimmenden Grundauffassung ist sowohl der Eine wie der Andere von der Nothwendigkeit historischer Körperschaften, wie Adel und Geistlichkeit, überzeugt. Durch Tradition, esprit de corps, sind und bleiben sie die fruchtbarsten Pflegestätten politischer Einsicht und politischer Thatkraft. Taine, besonders aber Tocqueville, verachtet von Grund der Seele die Alles gleichmachende Demokratie mit ihrem sensualisme modéré; sie begünstige wohl einige bürgerliche Privattugenden, wie Familien- und Ordnungssinn, aber sie biete keinen Ort für die Entfaltung und Entwickelung großer Bürger. Damit hätten wir so ziemlich das Gemeinsame beider Schriftsteller in Urtheil und Tendenz erschöpft, im Uebrigen sind sie sich in der Anlage ihrer geistigen Organisation durchaus entgegengesetzt. Das spiegelt sich schon in der Sprache. „Der Stil ist die Physiognomie des Geistes", wo gäbe es aber eine größere Verschiedenheit als zwischen der kühlen maßvollen Zurückhaltung Tocquevilles und dem feurig vorwärts dringenden Schwung Taines, der beständig der Wahrheit an den Schopf fährt. Bei Tocqueville ist Alles Zeichnung und Linie, bei Taine Farbe und Malerei. Dem Einen gelingt es, seinen Gedanken knapp und sparsam, aber vollkommen klar auszudrücken, der Andere ist überdeutlich durch Wortverschwendung und Breite. Ganz im Gegensatz zum Aelteren liebt der Jüngere die geschmückte Ausdrucksweise. Tocquevilles Stil gleicht dem einfachen Gewande einer griechischen Schönen, welches Ebenmaß und Harmonie der Formen rein und plastisch hervortreten läßt und doch im edel gemessenen Faltenwurf eigenen Reiz besitzt und Geschmack bekundet. Taines Stil dagegen dem prunkenden Festgewand einer Königin — auch tritt der Gedanke stets mit der Prätension auf, zu herrschen — reich verziert mit Perlen und blitzenden Diamanten. Die Perlen sind fast immer echt, die Diamanten selten nachgemacht, ob man dasselbe aber immer von der Königin sagen kann? — Taine ist Sprachvirtuos, „Stilkünstler", er bewies von Jugend auf eine große Vorliebe und Fähigkeit für die Erlernung fremder Sprachen. Das hat entschieden seinen Formensinn entwickelt und dazu beigetragen, ihm diese geschmeidige Eleganz des Ausdrucks, diese erstaunliche Fülle neuer und origineller Wendungen mitzutheilen, die seine Sprache auszeichnen. Gerade diese formelle Virtuosität trägt aber auch

vielleicht die Schuld an der häufig gerügten Breite und Tautologie seines Stils. Sein Talent geht mit ihm durch, und die Variation wird häufig zur einfachen Wiederholung. Taine verfügt über einen so verschwenderischen Reichthum an Sprachkostüm, daß er unwillkürlich immer wieder dieselben Geisteskinder in neuen Gewändern auftreten läßt: er renommirt mit seiner Garderobe. Der vor wenigen Jahren verstorbene Essayist Carl Hillebrandt hat in seinem geistvollen Aufsatz über den Autor und dessen Werk eine äußerst scharfsinnige und treffende Analyse seines Stils gegeben und darauf hingewiesen, wie sehr „diese Fehler des Reichthums" den Geschmack verletzen und den Eindruck stören. Das Wesentlichste seiner Ausführungen beruht auf Folgendem: Taine schreibt für den faulen Leser; darum beschränkt er sich nicht wie Tocqueville mit der Andeutung, sondern ist von einer erschöpfenden Gründlichkeit in der Ausführung und logischen Verarbeitung seiner Gedanken. Dem faulen Leser bietet er damit eine erwünschte Arbeitsersparniß, für den Denkenden ist er von höchst unwillkommener, ja beleidigender Klarheit. Es ist übrigens möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß die erörterte Stileigenthümlichkeit einer bewußten Absicht des Verfassers entsprang. Er hat vielleicht gar nicht darnach gestrebt, ein Kunstwerk zu schaffen, sondern wollte nur eine Wahrheit überzeugend und wirkungsvoll darstellen. Damit seine Gedanken rein aufgefaßt würden, erstrebt er die größte Deutlichkeit, durch häufige Wiederholung sollten sie dem Gedächtniß des Lesers fest eingeprägt werden, damit er im Stande sei, stets alle Glieder der Schlußkette zu der vom Verfasser gewünschten Folgerung bei der Hand zu haben. Aber allzu scharf macht schartig, die offenkundige Beflissenheit, jeden Zweifel logisch niederzukämpfen, erzeugt Mißtrauen. Der Leser soll rückhaltslos Alles zugeben, sonst wird er von einem Netzwerk von Gründen umstrickt, jede Regung seines Widerspruchsgeistes mit tausend Belegen erstickt. Wir berühren hiermit einen zweiten, in die Augen fallenden Fehler des Autors: er will zu viel beweisen. Taine schreibt immer so, als wenn er dem Vorwurf einer zu unvollständigen Induction entgehen wollte; in einer Geschichtsdarstellung sollte aber das Material nur hier und da als besonders bezeichnendes Beispiel herangezogen werden, das Gesammte könnte aber allenfalls im Anhang oder in den Anmerkungen als Beweis für die Richtigkeit des inductiven Schlusses gegeben werden. In dieser Hinsicht ist Taine weit entfernt von der verständigen Sparsamkeit Tocquevilles, er ist maßlos im Häufen von Quellenstellen. Aber diese endlose Aneinanderreihung von Citaten stört den reinen Kunstgenuß der Lectüre und verfehlt ihre Wirkung, weil der Leser unter den unaufhörlich auf einen Punkt fallenden Schlägen betäubt wird und gegen das Spätere abstumpft. Man wird einfach müde, sich durch ganze Seiten, mit Gänsefüßen übersäet, durchzuquälen, liest die

ersten Belegstellen und überschlägt alles Uebrige, wobei es denn wohl vorkommen kann, daß Einem manche unter der Masse verborgene kräftige und wirksame Beispiele entgehen. Aber Taine verfehlt nicht nur die beabsichtigte Wirkung, er ruft bisweilen geradezu ein falsches Bild in der Phantasie des Lesers hervor; alles in Folge seiner Gewohnheit, anstatt die gefundene Wahrheit allein zu geben, uns selbst sie inductiv finden zu lassen. Das Letztere wäre ja nur möglich, wenn er uns das gesammte Material, wie er es selbst vor sich hat, zu Gebote stellen würde. Daran ist aber nicht zu denken; er muß also wählen, und wie wählt er? Nehmen wir ein Beispiel, um die Sache klar zu machen. Es handelt sich darum, die unmenschliche Strenge in der Handhabung der Jagdgesetze zu charakterisiren. Taine führt ein Citat an: „Die Waldhüter der Frau A. . . . tödteten vier Leute, . . . die sie auf einem Jagdvergehen ertappten" ꝛc. ꝛc. Würde sich nun der Autor mit dieser einen Quellenstelle begnügen, so wäre das weiter nichts als ein erläuterndes Beispiel, und der Eindruck wäre etwa folgender: mein Gott, sogar bis zu solchen Handlungen konnte es in extraordinären Fällen kommen. Nun aber läßt Taine noch mehrere Citate folgen, die dasselbe berichten. Aus dem Beispiel wird jetzt schon Inductionsmaterial, und der Schluß lautet unwillkürlich: in Frankreich war es gang und gäbe, daß die Forstbeamten jeden ertappten Jagdfrevler ohne Weiteres todtschlugen, — ein Schluß, mit dem man unbedingt übers Ziel schießen würde, die natürliche Folge des Umstandes, daß der Autor nur immer die extremsten Fälle aufzählt, die man unwillkürlich als Ausdruck der Regel auffaßt. Wenn schon der Leser auf diese Weise leicht zu falschen Verallgemeinerungen gebracht wird, so ist es begreiflich und verzeihlich, heikel aber, wenn man dem Autor denselben Vorwurf machen muß. Besonders gefährlich scheint ihm die unvorsichtige Benutzung der Memoiren geworden zu sein. Man muß bedenken, daß die letzteren meistentheils Schilderungen von unverkennbar individuellem und localem Gepräge enthalten, wo noch dazu häufig um des literärischen Effects willen die Farben zu stark aufgetragen sind; ihre Nachrichten müssen daher stets mit größter kritischer Reserve zu Folgerungen auf das Allgemeingeltende benutzt werden. Beobachtet man diese Vorsicht nicht, so geräth man nicht nur in fehlerhafte Schlüsse, sondern oft in einfache Widersprüche. Das passirte denn auch Taine nicht allzu selten, „so bei den Schilderungen der Sitten und der Charaktere, wo wir die vornehmen Herren und Damen auf der einen Seite als die unermüdlichsten Centauren und Amazonen, zwanzig Seiten weiter als verweichlichte Saloncreaturen figuriren sehen, welche kaum noch zu gehen, geschweige zu fechten, reiten und jagen wissen. Hier wird der Hof dargestellt, als ob Neid und Ehrgeiz an ihm kaum bekannt wären, da Jedem sein Platz angewiesen, Niemand also ein Recht gehabt habe, das

verletzt werden könnte; dort wird man an alle Kleinlichkeiten Saint-Simonscher Empfindlichkeit und Eitelkeit erinnert". (Hillebrandt, „Deutsche Rundschau", Bd. XII, S, 21 u. 22.)

Es ist sehr zu bedauern, daß sich Taine durch seinen wissenschaftlichen Spleen, den Stolz seiner Methode, von dem Wege abbringen läßt, den ihm die Natur vorgezeichnet, daß er — aber man gestatte mir vorher einige Betrachtungen. Die Geschichte ist, man mag sagen, was man will, keine reine Wissenschaft; sie kennt keine allgemeinen Gesetze und Regeln, keine Artbegriffe, welche für die Beurtheilung des Einzelnen ein- für allemal geltende wesentliche und fruchtbare Gesichtspunkte zur Verfügung stellen. In der Naturwissenschaft läßt sich z. B. aus dem Gattungsbegriff „Hund" für jedes bestimmte reale Individuum der Gattung eine Reihe treffender Erkenntnisse ableiten, bevor man noch angefangen hat, das betreffende Einzelobject besonders zu untersuchen. Was bietet uns aber im Vergleich hiermit der Allgemeinbegriff „Volk" etwa für die Geschichte des jüdischen Volkes? Die Geschichte sieht doch im Grunde ihr wesentliches Ziel in der Sicherstellung des einmal wirklich Geschehenen und Gewesenen, beschränkt sich darauf, Zustände, die dann und dann geherrscht, Ereignisse, die dann und dann passirten, festzustellen. (Vgl. Schopenhauer „Wille und Vorstellung" Bd. II, Cap. 38.) — Das Mittel, die Vergangenheit wieder zu beleben, liegt in den Resten derselben. Nur in der vorbereitenden Bearbeitung dieser überlieferten Fragmente, in der Sichtung, Reinigung, Werthbestimmung des Materials, d. h. in der sog. Quellenkritik kann man die Spuren eines wissenschaftlichen Verfahrens sehen, weil wir hier wirklich allgemeine Regeln und Gesichtspunkte, d. h. eine kritische Methode besitzen, die uns so herrlich weit, bis an die Sterne weit gebracht. Auf dies Gebiet beschränkt sich mehr oder weniger die Arbeit des Geschichtsforschers. Der Geschichtsschreiber, der aus den gereinigten Resten die ganze Vergangenheit wiederherstellt, muß Künstler sein; ihm darf die ergänzende Kraft der genialen Phantasie nicht fehlen, welche im Fragment das Ganze schaut und mit divinatorischer Ahnung die Lücken des Unerforschbaren ausfüllt. Hermann Grimm in seiner Vorrede zu den kürzlich erschienenen Essays sagt S. 13: „Herausstellen wird sich bald von Neuem, daß der wahre Historiker aus eigenem Vermögen eine Ahnung der Verwandtschaft der Erscheinungen mitbringen müsse, und daß Jemand, der auf dieses Gefühl hin die hinter uns liegende Masse des Geschehenen aus eigener Machtvollkommenheit aufschichtet, in dieser Thätigkeit nicht eine actensichere Berichterstattung, sondern ein Kunstwerk liefere." Taine besitzt diese Gaben eines wahren Historikers, welche denen des Dichters verwandt sind, denn die Natur hat ihn zu einem solchen gemacht, sie hat ihm vergönnt, die Wahrheit im Bilde zu schauen und im schönen Bilde

darzustellen. Tocqueville dagegen ist mehr abstracter Denker, nicht die richtige Anschauung selbst, sondern die Frucht derselben, der richtige Begriff liegt ihm am Herzen. Was wir bei ihm abstract begreifen und verstehen, das schauen wir mit unseren Augen bei Taine und fassen und erfassen es unmittelbar in der Anschauung; d. h., wo er seine Methode vergißt und seinem Triebe folgt, wo er uns nicht mit den Quellenstellen selbst überhäuft, sondern den Eindruck wiedergiebt, den sie in seinem Geist hinterlassen. In einem solchen Falle hat sich unbewußt in der dichterisch umschaffenden Phantasie ein eigenthümlicher Reinigungsproceß abgespielt, indem sich die localen und individuellen Variationen der gesammelten Einzelnachrichten gewissermaßen gegenseitig eliminiren. Das spröde Material kommt in Fluß, und das Ergebniß ist ein richtiges inductives Urtheil in Form eines abgerundeten einheitlichen und widerspruchslosen Bildes, das den Kern und das Wesen der Sache, d. h. die Idee rein darstellt. Solche Bilder giebt Taine nicht selten, und sie sind außerordentlich effectvoll in ihrem brillanten, üppigen und farbenreichen Stil. Seine ungemein bewegliche und geschmeidige Phantasie ist im Stande, der vergangenen Wirklichkeit bis in ihre feinsten Details nachzugehen. Als Beispiel für sein hohes Schilderungstalent möchte ich folgende Stelle aus der Katscherschen Uebersetzung anführen, wo die Reize des feinen und raffinirten Salonlebens beschrieben werden: „Welch feine Physiognomien, alle gewinnend, heiter, alle von Vergnügen und Gefallsucht strahlend! Welche Leichtigkeit in Gang und Haltung! Welch pikante Grazie in der Toilette, im Lächeln, im lebhaften Geplauder, in der Handhabung der Flötenstimmen, in der Koketterie der halbversteckten Meinungen und Wortspiele! Wie unwillkürlich man stehen bleibt, um das mit anzusehen und mit anzuhören! Alles nimmt sich hübsch aus — die geistreichen Köpfchen, die zierlichen Händchen, die zerdrückten Toiletten, die Mienen, die Gesichtchen, die geringste Bewegung, eine trotzige oder mürrische Wendung des Kopfes, ein zarter, aus seiner Spitzenhülle hervorlugender Arm, eine elastische, über den Stickrahmen hingebeugte Taille, das rasche Säuseln eines geöffneten Fächers — all das erscheint Einem hier als Augenweide, als Geistesschmaus. Hier ist alles Leckerbissen, zarter Genuß für zarte Sinne."

Besonders originell und geistvoll sind seine literärischen Portraits. Wenn Taine die großen Schriftsteller Voltaire, Montesquieu, Rousseau, Diderot schildert, so giebt er meist in glänzenden Bildern und Vergleichen den Eindruck wieder, denn die geistige Eigenart des Autors im Leser hervorruft, den Charakter ihrer geistigen Production, die Art und Weise, wie sich der Gedankenproceß in ihnen abspielt, gewissermaßen das Temperament der Productionen; der objective Inhalt ihrer Ideen wird flüchtiger berührt: wir erfahren mehr, *wie* sie denken und *wie* sie empfinden, als *was* sie denken

und was sie empfinden. Aber nicht nur im Einzelnen, sondern auch im Ganzen gelingt es ihm, packende Effecte zu erzielen. Wie unheimlich wirkungsvoll sind z. B. die hier und da in der Vorgeschichte zerstreuten plötzlichen Andeutungen auf die kommende Katastrophe, wie Wetterleuchten das nahe Gewitter verkündigend oder wie Leitmotive in der Ouverture der blutigen Oper anklingend. Noch ein paar Worte über die Composition: an klassischer Vollkommenheit läßt sie sich mit der bei Tocqueville nicht messen; bei Taine fehlt vollständig jene kunstvoll absteigende Ordnung vom Allgemeinen zum Besonderen. Er giebt zuerst die leitenden Gesichtspunkte, den Rahmen des Ganzen in der Einleitung und geht dann unvermittelt sofort ins Detail über, um in häufiger Wiederholung auf den Anfangspunkt zurückzuspringen. Besonders augenfällig ist diese Anordnung im ersten Theil, der den Bau der Gesellschaft behandelt. Tocqueville läßt den Leser gewissermaßen aus der Ferne das Gebirge überschauen und führt ihn dann Schritt für Schritt näher, so daß man über den allmählich sich entfaltenden Details den Plan des Ganzen, die Hauptlinien der großen Massen nicht aus dem Auge verliert. Taine stellt allerdings ebenfalls den Leser zuerst auf einen entfernteren Standpunkt, reißt ihn dann aber im Nu fort, bis in die nächste Nähe, wirft ihn in eine Gletscherspalte oder läßt ihn eine Alpenblume bewundern, um ihn dann in Kurzem wieder zu seinem früheren Standort zurückzuführen.

Die Bedeutung des Tocquevilleschen Werkes liegt nach der Seite der ständischen und Verfassungsgeschichte, es ergiebt sich das aus dem leitenden Grundgedanken seines Buches und entspricht der bestimmten Absicht des Verfassers, wie er sie in seinem Vorwort S. 7 formulirt, „wir besitzen die Geschichte der berühmtesten Persönlichkeiten, welche damals lebten (nat. z. B. des ancien régime) bis in die Details, was aber die Art und Weise, wie die öffentlichen Angelegenheiten besorgt wurden (dont se conduisaient les affaires), was das wahre Wesen (pratique vraie) der Institutionen, was die exacte Stellung der Klassen einander gegenüber betrifft, ... besitzen wir nur confuse und oft falsche Vorstellungen". Tocqueville hat hiermit jedenfalls das Wesentliche, worauf es ankam, getroffen und die Hauptursache der Revolution entdeckt, aber die Haupturſache ist nicht die einzige, eine so verwickelte geschichtliche Erscheinung wie die Revolution kann auch nur durch einen Complex vieler, zum Theil paralleler Ursachen bewirkt worden sein. In diesem Punkt weicht Taine ab und faßt seine Aufgabe tiefer und umfassender als sein Vorgänger, obgleich die Resultate des Letzteren, wie wir des Weiteren ersehen werden, den Grundstock seiner Arbeit bilden (vgl. Hillebrandt Band XII der „Deutschen Rundschau"). Der ältere von Beiden ist Verfassungshistoriker und Politiker, der jüngere Culturhistoriker und Socialpsycholog. Er will von der ganzen vergangenen Welt ein Bild

in epischer Totalität entwerfen, das geistige und materielle Leben aller Glieder des Volks, der Herrschenden und Beherrschten, der Leidenden und Genießenden soll sich vor unserem Auge entfalten. Taine führt uns in die Prunkgemächer der Reichen, und wir bewundern und verurtheilen mit ihm die raffinirte Uebercultur in Toilette, Benehmen, Sprache, und lauschen der geistreichen Conversation über die interessanten Themata der revolutionären Aufklärungsphilosophie — dann zeigt er uns die armselige Hütte des Bauern, wo Alles von Elend, Hunger und Schmutz starrt; wir sehen den Insassen, wie er sein kümmerliches Mahl nach anstrengender Arbeit einnimmt. In seinem stumpfsinnigen Antlitz hat die Entbehrung unauslöschliche Spuren hinterlassen; jetzt eben zerbricht er sich vielleicht den Kopf, wie er nächstens die unerschwinglich hohen Steuern bezahlen soll, wie ihm das noch schwierigere Kunststück gelingen soll, ein paar sauer ersparte Centimes vor den diebischen Klauen des Steuerpächters zu retten ꝛc. Aber nicht nur das Interessante und Merkwürdige aus der Vorgeschichte erfahren wir, sondern auch alles, was für „banal, technisch, langweilig, kleinlich . . . gilt und was den Arbeiter, die Verwaltung und den Haushalt betrifft". Seine Darstellung soll uns befähigen, Stunde um Stunde die Verwendung eines Tages aufzuzählen, das Menu eines Galadiners herzusagen und die Bestandtheile einer Staatstoilette zu nennen. Durch sie sollen wir lernen, was für Kleider Maria Antoinette getragen, und wie das Kleid des Bauern zu ihrer Zeit ausgesehen ꝛc. ꝛc. Aber auch damit sieht Taine seine Aufgabe noch nicht erschöpft; er will nicht nur ein klares Bild geben, sondern auch das Bild erklären, neben der vollständigen Synthese erhalten wir auch eine vollständige Analyse des Gegenstandes. In den Begebenheiten und Zuständen, hinter der Erscheinung sollen wir die bewegenden Kräfte erkennen, deren Ausdruck sie sind. Als diese Kräfte haben wir zu betrachten: „die Situation, die Leidenschaften, die Ideen und den Willen jeder Gruppe; wir können sie klarlegen, fast messen; sie liegen deutlich vor uns, und wir brauchen uns ihretwegen nicht in Conjecturen, Andeutungen, Zweifel und vage Speculationen einzulassen". Man sieht, er steht ganz auf naturwissenschaftlichem Standpunkt, nennt sich einen anatomischen Historiker und erklärt seinen Gegenstand, „wie ein Naturforscher sein Insect", als ein System gesetzlich wirkender Kräfte untersuchen zu wollen. Taine construirt in seiner Vorgeschichte gewissermaßen das Kräfteparallelogramm, deren Resultante die Revolution ist. — Es ergiebt sich aus der Beschaffenheit des Objects von selbst, daß die Analyse desselben eine psychologische sein muß. Das Wunderbare liegt nur darin, daß Taine überzeugt ist, eine Methode psychologischer Zerlegung zu besitzen, die, unabhängig von der individuellen Begabung, auch in der Behandlung immaterieller Stoffe eben so unanfechtbare beweiskräftige Ergebnisse liefert, wie das natur-

wissenschaftliche Experimentalverfahren in der Behandlung materieller. Das Werk, mit dem wir uns beschäftigen, gewinnt nun dadurch ein besonderes Interesse, daß Taine hier zum ersten Mal die neuen kritischen Gesichtspunkte, welchen er bisher bei der Beurtheilung literärischer Einzelpersönlichkeiten folgte, auf Klassen, Stände, Gruppen von Individuen anzuwenden versucht. Es ist das seine berühmte Methode mit der faculté maitraisse, die im Grunde auf dem Darwinschen Satz beruht, daß das Wesen eines jeden Individuums als Product von Vererbung und Umgebung anzusehen ist; nur seine Herkunft und seine Geschichte erklären uns seine Eigenschaften. Wenn Taine also zur kritischen Einsicht in den Genius eines großen Denkers und Dichters gelangen will, fragt er zuerst nach den Gattungsmerkmalen, nach Eltern und Volk, sucht die allen Gliedern der Race und Familie gemeinsamen Ideen und Anschauungen festzustellen, forscht darauf nach der socialen Stellung und den Schicksalen der betreffenden Persönlichkeit, wie und wie innig sie sich mit dem Zeitgeiste berührte, und wie derselbe beschaffen war, aus welchen geistigen Strömungen er bestand; schließlich, nachdem er die Elemente gefunden, betrachtet er das Ergebniß ihrer gegenseitigen Beziehungen und kommt zu dem Schluß, daß Race, Schicksale, Zeitgeist im betreffenden Individuum eine Grundeigenschaft erzeugt und großgezogen haben, etwa wie bei Milton den Sinn fürs Erhabene. Das ist die faculté maitraisse, und aus ihr wird dann das ganze Wesen. alle übrigen Fähigkeiten und Eigenschaften deductiv abgeleitet (vgl. die Vorrede von Katscher, S. 40). Dies Verfahren kann unmöglich richtig sein, es ist nicht denkbar, daß die armselige faculté maitraisse die zaubermächtige Springwurzel ist, mit der sich die reichen Schätze eines bedeutenden Geistes heben lassen; der Kern des absolut Persönlichen steckt nicht in einem Punkt, in einer Haupteigenschaft, sondern ist schon an und für sich ein unendlich verwickeltes Netz von in, durch, neben einander gehenden Eigenschaften, Kräften, Bestrebungen, ein Mikrokosmos von zahllosen Monaden, die sich keineswegs alle bedingungslos einer Centralmonade unterordnen. Geist und Seele eines jeden Menschen sind wie ein See, der sein Wasser von vielen Quellen empfängt. Indem Taine nur seine faculté maitraisse im Auge behält, leitet er zu viel aus einer Quelle ab; indem er Alles aus einer Ursache folgert, müssen seine Schlüsse häufig falsch sein. — Die oben charakterisirte Methode benutzt nun Taine bei seinem geschichtlichen Thema. So hat er z. B., nachdem er Sitten und Persönlichkeiten des ancien régime studirt, gefunden, daß (S. 44) „die zwei stärksten und allgemeinsten Kräfte, welche den Menschen beeinflussen, die sociale Stellung und der Nationalcharakter, aus dem alten französischen Edelmann nichts als einen Gesellschaftsmenschen machen mußten". Dieser eine Umstand genügt ihm nun, Alles daraus zu

entnehmen, was Geist, Sprache, Benehmen, Handlungsweise der ganzen Klasse anbetrifft. So scharfsinnig und geistvoll seine Schlüsse auch sind, erweisen sie sich keineswegs immer als logisch haltbar. — Merkwürdig, daß ein Mensch sich über die Bedeutung seiner Leistung täuschen kann. Es geht Taine mit seinem Steckenpferde, wie Kindern mit dem ihrigen. Wie diese sich einbilden, von dem hölzernen Wesen, das sie zwischen den Beinen haben, im Nu fortgetragen zu werden, während es doch nur ihre natürlichen Beine sind, denen sie ihr Fortkommen verdanken, so geht es auch Taine mit seiner Methode. Nicht ihr ist er zu Dank verpflichtet für das, was er leistet, sondern seinen angeborenen und geübten Fähigkeiten, seinem hellen Verstande, seiner originellen Phantasie, seinen ausgebreiteten Kenntnissen, seiner umfassenden Bildung. Taines Bildungsbedürfniß war eben so groß wie seine Bildungsfähigkeit. Alles wollte, Alles konnte er sich aneignen. Die Kraft und Schnelligkeit seiner geistigen Assimilation war erstaunlich, „in einer Woche gelingt es ihm zu leisten, was Andere nicht in einem Monat zu Stande bringen"; in vielen Zweigen der Wissenschaften hat er sich beschäftigt und war in den meisten über die Grundelemente weit hinausgekommen: Mathematik, Philologie, Nationalökonomie, Naturwissenschaften, Philosophie, Literatur, Cultur und politische Geschichte. Sein bunter Stil spiegelt seine bunte Bildung — die Bildung des 19. Jahrhunderts. Kaum ein epochemachender Gedanke unserer Zeit ist ihm unbekannt geblieben, kaum ein hervorragender Denker ohne Einfluß auf ihn gewesen. Die Sätze der darwinistischen Descendenztheorie sind unerschütterliche Dogmen für ihn, und mit Schopenhauer leugnet er die Freiheit des Willens und nennt die Religion „ein von Glauben begleitetes metaphysisches Gedicht".

Die reichen angeborenen und erworbenen Schätze seiner Begabung und Bildung kommen seinem Werke zu gut, und es verlohnt sich wohl der Mühe, den Gedankengang desselben wiederzugeben.

(Schluß folgt.)

Pirogows Erinnerungen an Dorpat.[1]

Für mich war der angenehmste Besuch in Dorpat der im Moierschen Hause. Iwan Philippowitsch Moier (A. a. 89), ein Estländer, väterlicherseits holländischer Abstammung, war Professor der Chirurgie.

Mit dem Namen Moier verbinden sich in mir verschiedene Gefühle. Ja, Gefühle erhalten sich im Gedächtniß ebenso wie Kenntnisse. Und diese Gefühle sind nicht einheitlich! Ich empfinde gegen Moier erstens ein Gefühl unbegrenzter Dankbarkeit und zugleich ein Gefühl des Aergers über mich und über ihn; warum dieses tiefe Gefühl der Dankbarkeit in meiner Seele nicht ganz rein und tadellos geblieben ist, wird meine fernere Erzählung erklären; erst muß ich übrigens noch auf Perewoschtschikow zurückkommen.

Er hatte natürlich die Aufgabe, ein wachsames Auge auf unsere Aufführung zu haben; aber Formalist, wie er war, glaubte er vor der Obrigkeit durch nichts seinen Eifer so beweisen zu können, wie durch häufige und unvermuthete Besuche. So kam er einst zu uns (im Hause Rehberg, gegenüber dem Moierschen Hause); ich war gerade im Colleg. Er setzt sich in ein Durchgangszimmer und unterhält sich mit meinen „Stubenfläuschen" (Schichowsky und Kornuchtrozky). Ich komme ohne Ahnung von dem Besuche direct von draußen, wie gewöhnlich die Mütze auf dem Kopfe, und gehe in mein Zimmer; erst wie ich die Thür desselben aufmache, bemerke ich, daß Perewoschtschikow in der anderen Ecke sitzt. Aber, da war es schon zu spät.

[1] Vgl. Bd. XXXIX der „Balt. Mon." (1892) S. 618ff.

Perewoschtschikow hatte gesehen, daß ich mit der Mütze hereingekommen war und sie nicht sofort vor ihm abgenommen hatte; das legte er mir als Nichtachtung der Obrigkeit aus und berichtete noch obendrein, wie ich später erfuhr, darüber nach Petersburg, an seine Oberbehörde. Mir war so etwas nicht im Entferntesten eingefallen, um so mehr als ich, nachdem ich Toilette gemacht, aus meinem Zimmer herauskam und an dem allgemeinen Gespräch zwischen Perewoschtschikow und meinen „Burgern" Theil nahm; er verrieth durch keine Miene, daß er mit mir unzufrieden sei. Aber am Ende des Semesters ruft mich Perewoschtschikow in sein Cabinet, verschließt sorgfältig die Thür, setzt sich neben mich, und in geheimnißvollem Flüsterton fragt er mich nach seiner Gewohnheit, langsam und mit ausdrucksvoller Betonung: „Sagen Sie mal, Pirogow, welche Recommendation über Ihr Betragen soll ich denn der höchsten Obrigkeit machen?"

Ich war verblüfft. Endlich faßte ich mir ein Herz und sagte: „Ganz nach Belieben, Wassily Michailowitsch; ich kann dabei nichts thun."

„Aber, urtheilen Sie selbst, kann ich nach den Beweisen der Nichtachtung gegen die Vorgesetzten, wie ich sie bei Ihnen Gelegenheit hatte, zu beobachten, — kann ich Sie da mit gutem Gewissen empfehlen?"

„Was soll das heißen?" — dachte ich und verfiel gar nicht darauf, was er eigentlich meinte. Ich bat um nähere Erklärung. Die Sache kam zur Sprache. Das war mir denn doch zu arg, und so jung ich auch war, — sobald ich erkannt hatte, daß ich mit Bosheit oder Monomanie zu thun habe — stand ich auf und sagte: „Wassily Iwanowitsch, Sie können ja gewiß Jeden vor der Obrigkeit anschwärzen, wenn Sie wollen; aber Eines darf ich wohl von Ihnen fordern, daß Sie Ihren Bericht über mich mit der Thatsache begründen, auf welche Sie sich stützen." Mit diesen Worten empfahl ich mich und — ward nicht mehr gesehen (wie Pirogow in Anlehnung an die bekannte Krylowsche Fabel sagt: къ Демьяну ни ногой). Wie der Bericht Perewoschtschikows in Petersburg lautete, weiß ich nicht; aus Petersburg wurde mir ein strenger Verweis durch denselben ertheilt, doch konnte er mir ihn nicht mehr verabfolgen. Die Verhältnisse hatten sich geändert. Ich sah ihn von da an nur noch auf der Straße und erinnere mich nicht einmal mehr, ob ich ihm meinen Abschiedsbesuch gemacht habe, als er nach einem Scandale, den ihm die Studenten im Colleg bereiteten, entlassen wurde. Er wurde von ihnen nämlich wegen seiner Spionage, Pedanterie und Empfindlichkeit „ausgetrommelt"[1].

[1] Etwas anders stellt Anders S. 286 f, der Perewoschtschikow, dessen Vorlesungen er drei Jahre fleißig besucht hat, überhaupt günstiger beurtheilt, die Sache dar: „Perewoschtschikow war in des famosen Magnitzky Zeit klösterlich im Seminar erzogen worden und betrachtete die Universität nur als Schule, ohne das geringste

Die Familie Moiers, der mich vor den Verleumdungen unseres Argus schützte, bestand aus drei Personen: dem Professor selbst, seiner Schwiegermutter Katharina Afanaßjewna Protassow (geb. Bunin) und der 7—8jährigen Tochter Katja. Moiers Frau, die ältere Tochter der Protassow, war schon längst gestorben, und Moier blieb Wittwer bis an sein Lebensende.

Das war eine bemerkenswerthe und hochbegabte Persönlichkeit. Schon sein Aeußeres war außergewöhnlich. Hoch von Wuchs, corpulent, aber nicht aufgedunsen, breitschultrig, mit starken Gesichtszügen, klugen, blauen Augen, die unter dichten, etwas herabhängenden Augenbrauen hervorlugten, mit dichten, schon ergrauten, borstigen Haaren, mit langen, rothen Fingern, konnte Moier als der Typus eines stattlichen Mannes gelten. In der Jugend muß er ein sehr hübscher Blondin gewesen sein. Seine Rede war immer klar, besonnen, ausdrucksvoll. Seine Vorträge zeichneten sich durch Einfachheit, Klarheit und plastische Anschaulichkeit aus. Er besaß ein ungewöhnliches musikalisches Talent; man konnte ganze Stunden lang seinem Klavierspiel — er spielte besonders gern Beethoven — mit Genuß zuhören. Wenn er sich ans Fortepiano setzte, so vertiefte er sich derart in das Spiel, daß er seine Umgebung ganz vergaß. Etwas kurzsichtig, trug er beständig eine große silberne Brille, welche er bisweilen bei Vornahme von Operationen abnahm.

Verständniß für akademische Freiheit." Perewoschtschikow hatte Anders seines Fleißes wegen lieb gewonnen und, was bei seinem steifleinenen, hagebüchenen Wesen eigentlich unbegreiflich ist, neckte ihn sogar zuweilen; andererseits „warnte er mich vor der freieren Richtung der russischen Literatur (die neuere romantische Poesie) mit Thränen in den Augen und bat meinen Vater, seinen Einfluß über mich in derselben Richtung geltend zu machen, was mir äußerst rührend war. Er empfing mich auch gern in seinem Hause, wo ich ihn als zärtlichen Familienvater kennen lernte".

„Die sog. Professorstudenten waren Perewoschtschikows besonderer Aufsicht unterstellt. Er besuchte sie auf ihren Zimmern, und da mehrere von ihnen ziemlich unordentlich und cynisch lebten, meldete er Solches aus Gewissenhaftigkeit dem Curator (soll heißen Minister) Lieven, dabei äußernd, daß sich der Geist unter den Studenten unter dem Rectorat von Ewers verschlimmert habe. Namentlich hatte er sich über den nachher so berühmt gewordenen Pirogow ungünstig ausgesprochen. Dieser aber hatte eben der Universität eine ausgezeichnete chirurgische Preisarbeit eingeliefert, die am 12. December mit der goldenen Medaille gekrönt wurde. Ewers, über jene Anklage von Lieven befragt, sandte diesem das Urtheil der medicinischen Facultät über Pirogows Arbeit und veranlaßte zugleich das Conseil, die Frage zu beantworten, ob der Geist unter den Studenten sich unter seinem Rectorate verbessert oder verschlimmert habe. Die Professoren sprachen sich einstimmig für das Erstere aus. Pirogow erhielt darauf von der Kaiserin eine kostbare, goldene Uhr nebst goldener Kette, Ewers den Annenstern, Perewoschtschikow aber einen Verweis. Nach einigen Verdrießlichkeiten mit den Studenten wurde Perewoschtschikow pensionirt und verließ Dorpat."

Der Charakter Moiers kann mit einem Worte nicht erschöpfend bezeichnet werden; im Allgemeinen kann man sagen, daß er begabt und bequem war. Die Bequemlichkeit, oder richtiger der Quietismus Moiers ging zuweilen so weit, daß er, wenn er ein interessantes Gespräch mit einem Bekannten angefangen hatte, Geschäfte, die keinen Aufschub duldeten, ruhig liegen ließ; sein in statu quo zu ändern, irgend eine neue Arbeit zu beginnen oder sich mit der Erledigung einer aufgeschobenen Arbeit zu beschäftigen — das war für Moier ein Greuel. Er machte sich an eine Arbeit von verschiedenen Seiten, rückte ihr näher, wich wieder zurück und überließ sich wieder seinem Quietismus.

Zu unserer Zeit hatte Moier auf dem Gute seiner Tochter im Orelschen Gouvernement schon viel zu thun, reiste in den Ferien zuweilen dorthin und war gegen seine Wissenschaft schon ziemlich kühl geworden, las wenig; Operationen, besonders schwierige und riskirte, liebte er nicht, Privatpraxis hatte er beinahe gar keine, und in der Klinik stand oft der größere Theil der Betten unbesetzt.

Das wissenschaftliche Interesse Moiers belebte sich aber sichtlich wieder einigermaßen, als einige junge Leute, die sich eifrig mit Chirurgie und Anatomie beschäftigten, und wozu außer mir Inosemzow[1], Dahl[2], Liphardt[3] gehörten, auf der Bühne erschienen. Zum Erstaunen Aller, die ihn kannten, ging er in seinem Interesse so weit, daß er sich mit uns zusammen stundenlang mit Leichenpräparaten im Anatomikum beschäftigte.

Doch trotz seiner Gleichgiltigkeit gegen die Wissenschaft und seines Quietismus brachte Moier seinen Schülern durch seinen praktischen Verstand und seine gediegene, in einer der berühmtesten Schulen erworbene Bildung großen Nutzen. Er hatte vorzugsweise in Italien, in Pavia studirt, in der Schule des berühmten Ant. Scarpa und zwar zu der Zeit, als dieser Chirurg sich auf der Sonnenhöhe seines Ruhmes befand. Der Besuch der Hospitäler in Mailand und Wien, wo damals Rust lehrte, hatte die chirurgische Bildung Moiers abgeschlossen.

Nach Rußland zurückgekehrt, wurde er sofort Chirurg in den Kriegshospitälern, welche von den Verwundeten des vaterländischen Krieges von 1812 überfüllt waren. Als Operateur verfügte Moier über eine echt chirurgische Gewandtheit, ohne Hast, Uebereilung und Gewaltthätigkeit. Er machte seine Operationen mit Gefühl, Verstand und Würde. Als Arzt konnte Moier das Mediciniren nicht leiden, er hatte kein Zutrauen zu Recepten und von

[1] A. a. 2576. Inosemzow, Fedor, aus Kaluga, geb. 1802, (Arzt) med. 1828—33, Dr. med. Prof. der Chirurgie an der Universität Moskau, auch consultirendes Mitglied des Medicinalconseils des Ministeriums des Inneren. Wirkl. St.-R. † 1869.

[2] und [3] über Dahl und Karl v. Liphardt s. weiter unten.

äußerlichen Mitteln verordnete er beinahe nur Bähungen zur Heilung von Wunden[1].

Katharina Afanaßjewna Protassow war eine untersetzte, gebückte Alte von 66 Jahren[2], hatte aber noch ein frisches, angenehmes Gesicht, kluge graue Augen und feine, freundlich lächelnde Lippen. Obgleich sie eine Brille trug, sah sie doch noch so scharf, daß sie auf Canevas ausnähen konnte, worin sie Künstlerin war; sie liebte vorzulesen und sprach mit gleichmäßiger, noch immer ziemlich wohlklingender Stimme; seit langer Zeit litt sie, mindestens einmal im Monat, an Migräne und trug deshalb über der Haube noch immer ein seidenes Tuch um den Kopf.

Diese ehrwürdige Dame wurde nun, wahrscheinlich durch meine Jugend und Unerfahrenheit dazu veranlaßt, meine Beschützerin. Sie interessirte sich für mein früheres Leben in Moskau, erkundigte sich nach meinen Familienverhältnissen, und da sie durch Moier von dem Verweise gehört hatte, den ich aus Petersburg auf den Bericht Perewoschtschikows hin erhalten, veranlaßte sie mich, ihr offen und ausführlich den Vorfall zu erzählen.

Um meinetwillen, allerdings nicht auf meine Veranlassung, kam es sogar zu einer Aussöhnung zwischen zwei Familien: die Frau Perewoschtschikows (wenn ich nicht irre, eine geb. Knjashewitsch, Katharina Matwejewna) und ihre Tochter, welche Katharina Afanaßjewna früher oft besucht hatte, hatten ihre Beziehungen abgebrochen. Als gegen Ende des Semesters der Miethtermin in meinem Quartier, Haus Rehberg, ablief, schlug mir Katharina

---

[1] Interessant ist es, mit der obigen Darstellung Pirogows die Charakteristik Moiers bei Anders S. 230 zu vergleichen: „Der Professor Moier, ein Estländer, war ein tüchtiger Chirurg, und man wußte in Dorpat viel von seinen geschickten Operationen zu erzählen. Später wurde er sehr bequem und schob solche und andere Arbeiten oft zu lange auf. Als er gerade Rector war, meldete sich bei ihm ein ihm bekannter Examinand: „Ich habe bei Ew. Magnificenz den Professor Moier zu verklagen, bei dem ich das einzige Fach noch abzumachen habe und der mich wiederholt abgewiesen." Moier: „Nun, kommen Sie morgen. Ich stehe Ihnen dafür, er wird Sie vornehmen."

Moier war persönlich sehr beliebt und bekam während meiner Studentenzeit (1823—29) auch einen solennen Fackelzug. Er war musikalisch, konnte stundenlang auf dem Clavier phantasiren und sich dabei ganz vergessen.

Moier erwarb in Dorpat eine sehr liebenswürdige Frau, eine Russin, geb. Protassow, deren ehrwürdige Mutter auch in seinem Hause lebte. Der Pflegesohn dieser Letzteren, der berühmte Dichter Shukowsky, der die Moier und ihre Schwester, die schöne Wojeikow, in schönen Liedern besungen, kam um dieser Beziehungen willen ebenfalls nach Dorpat zum Besuch. Er soll zum Curator der Universität bestimmt gewesen sein, und sein Freund, der Dr. Seidlitz, hatte schon ein Quartier für ihn gemiethet; aber es kam doch nicht dazu." Letztere Notiz (s. oben) ist nicht ganz richtig.

[2] Ein kleiner Irrthum. Frau Protassow war 1770 geboren, zählte also 1828, als Pirogow nach Dorpat kam, 58 Jahre.

Afanaßjewna vor, in ihr Haus zu ziehen, und da lebte ich einige Monate, bis ich eine Wohnung in der Klinik bezog, welche ich bis zu meiner Abreise ins Ausland mit Inosemzow theilte. Moier fand, wohl durch Vermittelung Katharina Afanaßjewnas, Mittel, mich zu rechtfertigen. Jedenfalls hatte der Bericht Perewoschtschikows für mich keine schlimmen Folgen, um so mehr, als ich an einem von der Facultät gestellten chirurgischen Thema über die Unterbindung von Arterien fleißig arbeitete und dafür später die goldene Medaille erhielt. Ich triumphirte und nicht ohne Grund. Ich arbeitete. Tags über saß ich im Anatomikum über dem Präpariren verschiedener durch Arterienverästelungen durchzogenen Partien, machte Versuche mit Unterbindung von Arterien bei Hunden und Kälbern, las, compilirte und schrieb eifrig.

Das Latein zu feilen halfen mir zwei Commilitonen, welche Philologen waren, Krjukow[1] und Schkljarewsky. Die Dissertation, 50 Bogen Schreibpapier, fiel gut aus und machte unter Studenten wie unter Professoren von sich reden. Die Zeichnungen von meinen Präparaten der Arterien an Leichen, nach der Natur in natürlicher Größe gezeichnet, sollen noch im Anatomikum in Dorpat hängen.

Die gute Katharina Afanaßjewna forderte mich auf, ihr beständiger Tischgenosse zu sein, und von da an bin ich beinahe fünf Jahre Hausfreund bei Moier gewesen. Da wurde ich auch mit Wassily Andrejewitsch Shukowsky bekannt. Der Dichter war ein natürlicher Sohn (von einer gefangenen Türkin) ihres Vaters Bunin, war in ihrem Hause erzogen worden und hatte sich in seine ältere Nichte, welche später Moier heirathete, verliebt, doch Katharina Afanaßjewna hatte ihre Einwilligung zu dieser Ehe, welche sie für eine Sünde hielt, versagt.

Ich erinnere mich deutlich, wie einst Shukowsky das Manuscript von Puschkins „Boris Godunow" mitgebracht hatte und es Katharina Afanaßjewna vorlas; ich erinnere mich eben so gut noch dessen, wie mir bei den Worten Godunows: „und blutige Kinder vor den Augen" ein Schauer über den Rücken lief.

Eine vorübergehende Störung in den freundlichen Beziehungen zur Moierschen Familie erfolgte durch eine böswillige Klatscherei Inosemzows, des „Burgers" von Pirogow. Letzterer hatte sich einmal erkältet und war unwohl; Moier besuchte ihn und machte dabei eine ziemlich deutliche Anspielung, daß Pirogow sich durch Branntwein zu Grunde richte. Darüber entrüstet, geht der Kranke zu seiner alten Freundin und erklärt ihr, daß er, mit solchem Verdachte belastet, in ihrem Hause nicht mehr verkehren könne.

[1] A. a. 2540. Krjukow, Dmitri, aus Kasan, geb. 8. April 1809, (Cand.) philol. 1828—33. Dr. phil., Professor an der Universität in Moskau. St.-R. † 1844.

Nun kam es heraus: Inosemzew hatte den sonst äußerst nüchternen Pirogow zwei Mal in sehr fröhlicher Stimmung mit dem Kneipgenie Schumansky zusammen gesehen, bei dem der junge Pirogow zum ersten Mal in seinem Leben Branntwein getrunken hatte. — Diese Klatscherei trennte die beiden jungen Chirurgen für ihr ganzes akademisches Leben in Dorpat, obgleich sie noch vier Jahre in der Klinik in demselben Zimmer wohnten.

Zur Zeit unseres Aufenthaltes in Dorpat erfreute sich die Universität eines großen Rufes in Rußland. Und wirklich war der größte Theil der Lehrstühle mit ausgezeichneten Kräften, dem berühmten Rector Ewers (Historiker) an der Spitze, besetzt: Struve (Astronom), Lebedour, Parrot (Sohn des Akademikers), Rathke (Physiolog), Clossius (Jurist), Eschscholtz (Zoolog); unter den Medicinern zeichnete sich durch ungewöhnliche Belesenheit und Gelehrsamkeit Professor Erdmann[1] aus, er war früher in Kasan gewesen, aber von dort zugleich mit dem Professor der Mathematik Bartels (der als Lehrer in der Schweiz — im Philanthropin Tschaeners Maienfeld-Reichenau — College von Louis Philipp gewesen war) vertrieben worden. Die Vertreibung der deutschen Gelehrten von der Universität zu Kasan war ein Machwerk Magnitzkys. In der Zeit des Professoreninstituts wurden nach Dorpat auch junge Russen aus anderen Ressorts geschickt: von der Akademie der Wissenschaften Sagorsky[2] (Physiolog) und Spörer[3] (Chemiker) als Eleven. Dem Professor der Astronomie, Struve, wurden 10 Officiere vom Stab, der Suite und der Marine zu Studien im Observatorium zugeschickt.

Das Ressort der Kaiserin Marie schickte 6 oder 7 Personen aus dem Findelhause; endlich kamen auch viele Privatpersonen nach Dorpat, sei es nun Studirens halber, oder weil es nun einmal so Mode war und zum

---

[1] Ueber die genannten Professoren s. Anders: Ewers S. 285, Clossius S. 219, Erdmann S. 227, Eschscholtz S. 229.

[2] A. a. 2561. Sagorsky, Alex., aus Petersburg, geb. 14. Aug. 1807 (hatte in Petersburg Mathematik studirt), med. 1828—33, Dr. med., erhielt 1830 die silberne Preismedaille, 1833—45 Conservator des anatom. Cabinets der Akademie der Wissenschaften, auch 1835—36 Arzt beim Marieninstitut, 1835—38 Professoradjunct und 1838—60 Professor der Physiologie an der medico-chirurgischen Akademie in Petersburg, auch bis 1867 gelehrter Secretär und seit 1867 Mitglied des Medicinalconseils des Ministeriums des Inneren, war auch bis 1888 Docent für gerichtliche Medicin an der Rechtsschule in Petersburg. Geh.-R. † zu Petersburg 24. Sept. 1888.

[3] A. a. 2562. Scherer, Al., aus Petersburg, geb. 22. Jan. 1809, phil. 1828 bis 1833, Cand. — Beamter für besondere Aufträge im Finanzministerium, 1867 verabschiedet. Geh.-R. † zu Petersburg 4. Juni 1875. — Pirogow muß sich verschrieben oder ihn mit Spörer A. a. 1252, der aber von 1818—23 in Dorpat Medicin studirte, verwechselt haben.

guten Ton gehörte. So kamen in unserer Zeit drei Gebrüder Karamsin[1] [2], Graf Sollogub[3], Murawjew, zwei Brüder Grafen Wittgenstein[4], Tutolmin, Matwejew[5], und noch vor unserer Zeit war der Sänger studentischer Trinkgelage, Jasykow, schon da und Andere.

Die Mehrzahl von ihnen beendigte den Universitätscursus nicht, aber beinahe alle trugen die Studententracht: hohe Stiefel, Kragen, kleine Mützen.

Die Studentenuniform in Dorpat diente vielleicht auch als Lockmittel. Das war nicht die ärmliche Uniform der anderen russischen Universitäten jener Zeit. Der dorpater Student hatte einen goldblitzenden, schwarzsammtnen Kragen auf blauer Uniform, reich ausgestickt mit goldenen Eichenblättern, welche mehr als die Hälfte des Kragens einnahmen. Auf Bällen und im Theater machte diese Uniform Effect.

Als Kaiser Nikolai während des Türkenkrieges durch Dorpat fuhr (1829, s. bei Anders S. 292 f. die interessante Schilderung), wurde ihm eine Ehrenwache aus Studenten gebildet; in ihren kleidsamen Uniformen, mit weißen, straff anliegenden Beinkleidern und hohen Stiefeln erregten die stattlichen, hübsch gewachsenen Studentenwachen die Aufmerksamkeit des Zaren, und da er nichts gegen diese Uniformirung bemerkte, wurde sie als eine gesetzlich erlaubte betrachtet.

Mit Ausnahme von uns, die wir nach schon erfolgter Beendigung des Curses auf russischen Universitäten nach Dorpat geschickt worden waren, und zwei oder drei anderen Russen, bekam allen übrigen der Aufenthalt in

[1] A. a. 3106. Karamsin, Andrei, aus Moskau, geb. 24. Oct. 1814, dipl. 1832—33. Oberst der reitenden Garde-Artillerie a. D., trat während des Krimkrieges wieder in den Dienst. † bei Slatina in der Walachei 23. Mai 1854.

[2] A. a. 3107. Karamsin, Alex., aus Moskau, geb. 31. Dec. 1815, dipl. 1832—33. Ist Gutsbesitzer im Kreise Sergatsch (Gouv. Nishny-Nowgorod), Fähnrich der reitenden Garde-Artillerie a. D., Kreisadelsmarschall.

[3] A. a. 2834. Graf Sollogub, Woldemar, aus Petersburg, geb. 6. April 1813, phil., dipl. 1830—33, grad. stud. Attaché der russischen Botschaft zu Wien, beschäftigte sich dann mehrere Jahre mit literarischen Arbeiten, seit 1850 Beamter zu besonderen Aufträgen beim Fürsten Woronzow in Tiflis, lebte hierauf in Dorpat, seit 1865 in Moskau, Dirigirender der Corrections- und Arbeitshäuser daselbst und Director des Comités der Fürsorge für die Gefängnisse; russ. Schriftsteller, Verfasser des Tarantas ꝛc. Kammerherr. Wirkl. St.-R. † zu Bad Homburg 5./17. Juni 1882. (Die drei Grafen Sollogub, Alex. A. a. 7775, Mich. A. a. 9415 und Math. A. a. 9415 sind aus viel späterer Zeit.)

[4] A. a. 2751. Graf (später Fürst) Wittgenstein, Nik., aus Livland, geb. 9. März 1811. Mil.-Wiss. 1829—30. Cavalleriemajor a. D., war Beamter für besondere Aufträge beim Generalgouverneur in Riga, dann Gutsbesitzer im Inneren des Reichs. † zu Zarskoje Sselo 27. Febr. 1867.

[5] A. a. 3280. Matwejew, Alex., aus Moskau, geb. 17. März 1816, cam., dipl. 1834—39.

Dorpat nicht gut. Die Karamsins und Sollogubs haben kaum etwas aus dem wissenschaftlichen dörptschen Leben davongetragen, als die Bekanntschaft mit dem studentischen Comment; andere, wie z. B. Jasykow, die Zöglinge aus dem Ressort der Kaiserin Marie und die aus Moskau und Petersburg stammenden Halbrussen und Halbdeutschen tranken sich zu Schanden und zogen nach einigen Jahren in kläglicher Verfassung ab. Nur zwei von ihnen, Wass. Fed. Fedorow[1] und Kantemirow[2], brachten es zu etwas, aber nicht auf lange. Fedorow, ein sehr tüchtiger Astronom, machte die Expedition Parrots auf den Ararat, dann nach Sibirien mit, wurde dann Professor der Astronomie in Kiew und Rector der Universität, aber er konnte das Trinken nicht lassen und starb früh. Kantemirow wurde Dr. med., war im Ausland, aber starb ebenfalls früh in Folge von Blutarmuth und Kachexie.

In Dorpat bewahrheitete sich ein russisches Sprichwort gerade umgekehrt. In Rußland heißt es: „Was für den Russen gesund ist, das ist für den Deutschen Gift", aber in Dorpat konnte man umgekehrt sagen: „Was für den Deutschen gesund ist, das ist für den Russen Gift." Die deutschen Studenten kneipten, tranken Bier in sich wie in ein Faß ohne Boden, duellirten sich, nahmen ganze Jahre kein Buch in die Hand — aber auf einmal waren sie wie neugeboren und fingen eben so eifrig an zu arbeiten, wie sie früher gezecht hatten, und beendeten ihre akademische Laufbahn mit dem glänzendsten Erfolge.

Wir Russen aus dem Professoreninstitut — Professor-Embryonen, wie uns die deutschen Studenten nannten — wir kamen, Gott sei Dank, noch alle ungeschlagen davon; aber wir verkehrten auch mit keiner Studentencorporation und nahmen weder an Commersen, noch an sonstigem studentischen Zeitvertreibe Theil, und ich z. B. hatte trotz meiner Jugend überhaupt gar keine Lust am studentischen Treiben in Dorpat. Nur zweimal habe ich aus Neugierde Commerse besucht, und auch das erst später, nach Beendigung des Cursus.

Aber wie seltsam auch in unserer Zeit dieser Anachronismus ist, den

[1] A. a. 1780. Fedorow, Wassily, aus Petersburg, geb. 22. April 1802, math. 1823–27, cand. phil.; erhielt 1827 die goldene Preismedaille mit der Auszeichnung, daß seine Arbeit des Druckes auf Kosten der Universität gewürdigt wurde. Seit 1825 Gehilfe des Directors der Sternwarte in Dorpat, machte 1829 unter F. Parrot die Reise nach dem Ararat, hielt sich 1832—36 in Westsibirien auf behufs Bestimmung der geographischen Lage verschiedener Orte, 1837—55 Professor an der Universität in Kiew, 1843 auch Rector derselben, Dr. phil., auch correspondirendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Petersburg. St.-R. † 24. März 1855.

[2] A. a. 2606. Kantemirow, Mich., aus Moskau, med. 1829—35, Dr. med. War Arzt im Inneren des Reichs. † um 1845.

das studentische Leben mit seinen mittelalterlichen Gebräuchen für einen unbetheiligten Zuschauer darbietet, so muß man doch zugeben, daß es vieles für sich hat: erstens, gleich das himmelschreiendste dieser Uebel — das Duell — bewirkt, daß auf keiner einzigen von unseren Universitäten die gegenseitigen Beziehungen der Studenten eine solche Höflichkeit, einen solchen feinen Ton erreichen wie in Dorpat. Von Schlägereien, Ohrfeigen, öffentlichem Schimpfen kann unter ihnen auch nicht die Rede sein.

Die Duelle haben einigen Dutzenden hoffnungsvoller Jünglinge das Leben gekostet; das ist ohne Zweifel sehr betrübend, und die Eltern, die im Duell ihre Söhne verloren haben, sind vollauf berechtigt, gegen diesen barbarischen Brauch aufzutreten. Aber was soll man in Ermangelung eines besseren Mittels machen, wenn man in die Lage kommt, sich seiner Haut erwehren zu müssen. Und die Grobheit der Lebensformen und des Umganges im Studentenleben zwischen Commilitonen verdirbt auch das Leben und ist kein geringeres Uebel, als das Duell. Auf der Universität zu Moskau habe ich widerwärtige Scenen im Studentenleben als Augenzeuge erlebt, Scenen, die eben nur der Ausfluß der Grobheit und Ungeschliffenheit in dem Umgangstone waren. Faustkämpfe, Prügeleien, Ohrfeigen, öffentliche Insulten und gemeine Schimpfworte waren keine ungewöhnlichen Erscheinungen.

Da steht vor mir, ich erinnere mich seiner noch deutlich, ein Seminarist Marsow, ein Kerl von einem Faden Länge, mit struppigen Haaren am ganzen Leib. Ich will an ihm vorbei ins Auditorium, an meinen Platz.

„Du Ferkel, was hast Du hier zu suchen? Warte nur, Du sollst einen Klaps kriegen!"

Die Anderen lachen. Was ist da zu machen? Der Kerl hätte mich wirklich gepackt, Alle hätten wirklich gelacht und die Sache wäre zu Ende gewesen. Wo aber ein sog. Comment besteht, da sind Rohheit, Entwürdigung durch grobe Insulten undenkbar, da giebt es ein Ehrengericht, das entscheidet, was zu erfolgen hat, da gewöhnt sich der Mensch von Jugend auf an ein anständiges Betragen, an die Achtung vor Menschenwürde und öffentlicher Meinung — und das allein ist schon beinahe ein paar Menschenleben werth.

Uebrigens bemühten sich die Studentencorporationen immer, das Duell nicht lebensgefährlich zu machen; bekanntlich werden auf der Mensur alle Vorsichtsmaßregeln zum Schutz des Kopfes, des Halses ꝛc. vor Hieben getroffen. Aber es ist merkwürdig, wie jedesmal mit der Verschärfung der Gesetze gegen die gewöhnlichen Mensuren die gefährlicheren Pistolenduelle zunahmen. Im Laufe von fünf Jahren waren nur zwei Fälle von lebensgefährlichen Duellen. In dem einen Fall fuhr der Schläger in den dritten Brustknorpel, durchhieb ihn und verletzte die innere Brustarterie (art. mammaria interna),

die ganze Facultät versammelte sich um den Verwundeten und — blamirte sich. Als sich eine Pleuritis der verwundeten Pleura mit Ausschwitzung und bedeutendem Blutstrom aus der Wunde bildete, aus der bis dahin kein Blut geflossen war, pfuschten drei Professoren in ihren Annahmen: der eine behauptete, die Lunge sei verletzt, der andere, die Lungenvene; aber nicht einer erkannte den pleuritischen Ausschweiß von einigen Pfund Gewicht. In so jämmerlichem Zustande befand sich damals auf unseren Universitäten die Kenntniß der Brustorgane.

Außerdem fanden noch zwei Pistolenduelle mit gefährlichen Wunden, aber glücklichem Ausgange statt. In dem einen Falle war die Kugel durch den Hals neben den Halsarterien durchgegangen und hatte die Kehle gestreift; Blutverlust trat übrigens nicht ein, der Verwundete konnte nur lange nicht sprechen. Im anderen Falle war die Kugel in der Hirnschale bei der Schädelnaht stecken geblieben und wurde von Moier sehr leicht heraustrepanirt, der Verwundete blieb am Leben.

Meine Studien erweiterten sich mit jedem Jahre; besonders beschäftigte ich mich mit der Erforschung der Fascien und ihrer Beziehungen zu den Arterialverzweigungen und Beckenorganen. Dieser Gegenstand war damals vollständig neu. Die gewöhnlichen Anatomen wollten von den Fascien nichts wissen, in Deutschland gab man sich wenig damit ab, und nur bei den Engländern und Franzosen konnte man eine Beschreibung und Darstellung einiger derselben finden.

Ich wurde von Tag zu Tag immer mehr Specialist und überließ mich zeitweise selbständig dem Studium irgend einer begrenzten Specialität. Es kam so weit, daß ich die Collegien in den übrigen Wissenschaften außer der Chirurgie zu besuchen aufhörte.

Das war thöricht von mir, und ich verlor und versäumte dadurch Vieles, was mir in der Folgezeit hätte sehr nützlich werden können. Die anderen Professoren beschwerten sich bei Moier, daß ich ihre Vorlesungen nicht besuche. Der Professor der Chemie Hebel „quetschte" mich auch auf dem Semestralexamen. Moier ermahnte mich ernstlich, die übrigen Wissenschaften nicht zu vernachlässigen, und er hatte Recht.

Aber mich ärgerte es, durch die Vorlesungen so viel Zeit von meinem Specialfach zu verlieren, das doch immer wenigstens drei Wissenschaften in sich schloß. Außerdem fiel mir in der That das Anhören der Vorlesungen schwer, und dies Unvermögen, Vorträge anzuhören, ist mir mein ganzes Leben hindurch verblieben. Vollständig meinen einsamen Studien im Anatomikum, in der Klinik und zu Hause hingegeben, wurden mir die Vorlesungen ungewohnt, ich ward schläfrig und verlor den Faden. Vorlesungen mit Demonstrationen gab es damals in der medicinischen Facultät,

mit Ausnahme der Chirurgie und Anatomie, überhaupt nicht. Weder in der Physiologie, noch in der Pathologie wurde demonstrirt. Warum also, dachte ich, die Zeit mit Schlafen im Colleg verlieren? Endlich kam ich so weit in meiner Thorheit, daß ich eines Tages Moier erklärte, ich würde kein Schlußexamen machen und nicht zum Doctor promoviren, da ja zu jener Zeit von den Professoren noch kein Doctordiplom verlangt wurde; eventuell, dachte ich, würde man dasselbe einem tüchtigen Menschen auch ohne Examen geben.

Moier brachte mich von dieser Idee ab und versicherte mir, die Examinatoren würden unbedingt meine gründlichen Studien in Anatomie und Chirurgie berücksichtigen und daher mich sehr nachsichtig prüfen.

Doch ich bin in meiner Erzählung vorausgeeilt.

Man hatte uns nur auf zwei oder drei Jahre nach Dorpat geschickt, und wir blieben ganze fünf dort. Das geschah in Folge der polnischen Revolution in den Jahren 1830 und 1831.

Ein Jahr nach unserem Eintreffen in Dorpat begann der Türkenkrieg, und wir mußten von einigen unserer dorpater Bekannten uns verabschieden. Damals verließ uns auch Wladimir Iwanowitsch Dahl[1] (später als Schriftsteller bekannt unter dem Pseudonym „Kasak Lugansky").

Das war eine interessante Persönlichkeit, die mir anfangs nicht recht gefallen wollte, später aber mein guter Freund wurde. Er war in allen

---

[1] A. a. 2468. v. Dahl, Wold., aus Bachmut am Don, geb. 10. Nov. 1801 (dim. Marinelieutenant, nachdem er 1827 die silberne Preismedaille erhalten), med. 1828—1829. Dr. med., Militärarzt während des türkischen und polnischen Krieges, hierauf Beamter des Generalgouverneurs in Orenburg, nahm 1839 an der Chiwa-Expedition Theil, 11 Jahre lang Beamter für besondere Aufträge im Ministerium des Inneren, bereiste als solcher wiederholt ganz Rußland, dann Dirigirender des Apanagen-Comptoirs zu Nishni-Nowgorod, 1859 verabschiedet; lebte seit 1858 in Moskau, Schriftsteller unter dem Pseudonym „Kasak Lugansky", Herausgeber einer „Sammlung russ. Sprichwörter" und eines „erklärenden Wörterbuchs der russischen Sprache", Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften. Geheimrath. † zu Moskau 22. Sept. 1872.

Diesen Notizen fügen wir aus Я. Гротъ, филол. разыск. СПб. 1876, I, 10 Folgendes hinzu: Dahls Vater († 1823) war ein gelehrter Däne, der auf deutschen Universitäten studirt hatte, mehrere Sprachen beherrschte, als Angestellter im Bergressort 1793 die russische Unterthanschaft annahm und sein neues Vaterland heiß liebte; er war Arzt in Gatschina, Petrosawodsk und endlich in Lugan (Gouv. Jekaterinoslaw) gewesen. Der Sohn, der „russische Grimm", hatte von 1819 an 40 Jahre lang an seiner Lebensarbeit, dem großen russischen Wörterbuch von 4 Groß-Quartbänden mit mehr als 2400 Seiten gearbeitet und auf seinen Reisen gesammelt. Als Regiments-

Sätteln gerecht. Was er auch anfing, Alles ging ihm trefflich von Statten. Mit seiner riesigen Nase, seinen klugen, grauen Augen, immer ruhig, heiter lächelnd, hatte er ein seltenes Talent, die Stimmen, Geberden und Mienen Anderer nachzuahmen; mit unerschütterlicher Ruhe und der ernsthaftesten Miene konnte er die komischsten Scenen vortragen. Er ahmte Naturlaute (das Summen von Fliegen, Mücken 2c.) mit unglaublicher Treue nach. Damals war er noch nicht Schriftsteller und Literat, aber er las uns schon Bruchstücke von seinen Sagen vor. Bekanntlich mußte Dahl als Flottenlieutenant seinen Dienst quittiren, theils, weil er beständig an der Seekrankheit litt, theils aber auch wegen eines Spottgedichtes auf den Admiral Greigh. Er wurde Mediciner, bestand nach nicht einmal vier Jahren sein Arztexamen und trat in den Kriegsdienst. In Dorpat war er ein Schwärmer für Chirurgie, und da er neben anderen Fertigkeiten eine ungewöhnliche Geschicklichkeit in mechanischen Arbeiten besaß, wurde er rasch ein geschickter Operateur; so zog er denn auch in den Krieg, machte später auch den polnischen Feldzug mit, worin er sich als Ingenieur und Pionier auszeichnete. Nach dessen Beendigung trat er als Ordinator in ein Kriegshospital, sattelte dann vom Arzt auf den Schriftsteller um, wurde darauf Administrator und schloß sein Leben als Gelehrter, indem er viele Jahre der Herstellung seines Lexikons widmete, wozu er Material in Form von Sprichwörtern und Redensarten schon in Dorpat sammelte. In den uns damals vorgelesenen Abschnitten kam schon eine Menge in ganz Rußland von ihm gesammelter Redewendungen, Volksausdrücke und Sprichwörter vor.

Unsere erste Bekanntschaft mit Dahl war recht originell. Einst, kurz nach unserer Ankunft in Dorpat, hören wir auf der Straße seltsame, aber nicht unbekannte Klänge — ein russisches Lied auf irgend einem Instrument. Wir sehen aus dem Fenster, da steht ein Student in Viceuniform, er streckt seinen Kopf durch das offene Fenster ins Zimmer, hält etwas am Mund und spielt: „Sei gegrüßt, o holde Schöne", ohne uns, die wir neugierig näher getreten waren, zu beachten. Das Instrument war eine Mundharmonika, und der Virtuos — W. J. Dahl, er spielte wirklich ausgezeichnet auf der Harmonika.

---

arzt im Türkenkriege 1829 verlor er beinahe das ganze bis dahin gesammelte Material, denn das Kameel, das damit beladen war, war abhanden gekommen, wurde jedoch glücklicherweise von den Kosaken wieder aufgegriffen. Interessant ist es, daß Dahls erster Artikel über russische Volksliteratur und Sprache deutsch in den „Dorpater Jahrbüchern" Nr. 1 vom Jahre 1835 unter dem Titel „Ueber die Schriftstellerei des russischen Volkes" erschienen ist. Ebenso erschienen Pirogows erste Schriften in Dorpat deutsch (und zum Theil lateinisch). In Dorpat lebte nach dem Tode des Vaters auch Dahls Mutter, welche zur Erziehung ihres jüngeren Sohnes dahin gezogen war; sie war eine geborene Freytag.

Später habe ich Dahl im Jahre 1841 in Petersburg getroffen, als er beim Minister des Inneren Perowsky diente, und kam häufig mit ihm in unserer Gesellschaft dorpater Freunde zusammen[1].

Die polnische Revolution ging Hand in Hand mit der französischen, durch welche Nikolai Pawlowitsch so erbittert wurde, daß er den Russen verbot, nach Frankreich zu reisen. Ja, bis 1833 wollte man uns überhaupt nicht über die Grenze lassen. So blieben wir denn in Dorpat über die festgesetzte Zeit noch zwei Jahre sitzen, die uns übrigens zur Pensionsausdienung mit berechnet wurden. Zugleich mit der polnischen Revolution kam auch die Cholera nach Rußland und auch nach Dorpat. Der erste Krankheitsfall kam in unserer Gesellschaft vor: einer von uns, ein gewisser Schramkow (s. oben), Pharmakolog von der Charkower Universität, ein Sonderling und Hypochonder, von braun-gelblicher Gesichtsfarbe, erkrankte plötzlich eines Abends an der echten asiatischen Cholera, und nach sechs Stunden gab er seinen Geist auf.

Wir Mediciner rührten uns nicht von seinem Bette, rieben und wärmten ihn und thaten, was wir nur konnten. Man holte zwei Professoren: Sahmen (Therapeut) und Erdmann (Pharmakolog). Nichts half. Sahmen schien sich sogar zu fürchten und zog sich bald mit irgend einer Ausrede zurück, aber der alte Erdmann blieb bei uns. Darauf zeigte sich die Cholera im Invalidenlazareth, am Ende der Stadt. Doch trat sie immerhin gemäßigt auf und dauerte nur sechs Wochen (im October). Als ich von dem verstorbenen Schramkow am frühen Morgen nach Hause zurückkehrte, überkam mich plötzlich ein Gefühl von Bangigkeit und eine unangenehme Empfindung von Schmerz gerade unter der Herzgrube. Ich fürchtete gleich erbrechen zu müssen oder in Ohnmacht zu fallen. Sofort nahm ich ein warmes Wannenbad, einige Tropfen Opium, trank Thee, deckte mich warm zu und schlief ein. Am anderen Morgen war ich gesund, und schon Tags darauf ging ich in das Invalidenlazareth und secirte beinahe täglich Choleraleichen. Zu der Zeit waren aus Moskau und Petersburg zwei französische Aerzte nach Dorpat gekommen. Sie wohnten beide meinen Sectionen bei, und da

[1] Anders erzählt S. 231 folgende kleine Scene zwischen Parrot und Dahl: „Wie eigensinnig Parrot an seinen Behauptungen festhielt, lehrt das folgende Beispiel. Er behauptete einmal, man könne nicht unter dem Wasser sehen. Der als russischer Schriftsteller nachmals so bekannte Woldemar Dahl, damals Student, wandte ihm dagegen ein, daß er bei klarem Wasser auf Fadentiefe eine Silbermünze aus der Tiefe geholt.

Parrot: „Konnten Sie das Gepräge deutlich erkennen?"

Dahl: „Das Gepräge nicht!"

Parrot: „Also, meine Herren, man kann nicht unter dem Wasser sehen."

sie die Section einer Choleraleiche noch nie gesehen hatten, machten sie sofort ihre Notizen und waren nicht wenig darüber erstaunt, als ich in dem Wunsche, den Ausländern etwas zu imponiren, die Ganglien des sympathischen Nervs, das Sonnengeflechte (plexus solaris) ꝛc. präparirte. Die Franzosen hatten offenbar nicht erwartet, daß ein Russe im Stande sein würde, so leicht und rasch vor ihnen beinahe alle Hauptgefäße von Brust und Magen zu präpariren; sie drückten mir ihre Zufriedenheit dadurch aus, daß sie mich nach Paris einluden.

Endlich entschloß ich mich, zum Doctorexamen vorzugehen, und im Vertrauen auf die Versicherung Moiers, daß es für mich leicht sein werde, bereitete ich mich zu demselben gar nicht vor.

Aber aus Trotz, um der Facultät zu zeigen, daß ich nicht freiwillig, sondern der Gewalt der Umstände weichend zum Examen vorgehe, erlaubte ich mir einen sehr unzarten Scherz.

In Dorpat wurden damals die Gradualexamina in der Wohnung des Decans vorgenommen. Der Doctorand schickte dem Decan Thee, Zucker, einige Flaschen Wein, Torte, Chokolade zur Bewirthung der Examinatoren ins Haus. Ich that das nicht, und der Decan Rathke mußte den Examinatoren seinen eigenen Thee vorsetzen. Seine Frau schimpfte dafür, wie ich später vom Pedell hörte, auch weidlich auf mich. Aber das Examen ging gut von statten, und so blieb nur noch die Dissertation zu schreiben. Diese nahm aber mehr als ein Jahr in Anspruch. . . .

Auf einem Stackelbergschen Gute, 15 Werst hinter Dorpat, brachte Pirogow bei Moier den Sommer mit Experimenten auf Unterbindung der Bauch-Aorta an großen Hunden, Kälbern und Hammeln zu.

Die Dissertation fiel für einen jungen Doctoranden nicht übel aus. Später, als ich in Berlin war und sie dem damals berühmten Opitz vorlegte, ließ er sie sofort ins Deutsche übersetzen (sie war lateinisch geschrieben unter dem Titel: «Num vinctura aortae abdominalis in aneurismate inguinali adhibita facile ac tutum sit remedium») und im „Journal der Chirurgie und Augenheilkunde von Dr. Graefe und Prof. v. Walter" drucken.

Moier wurde je älter, desto bequemer. Im letzten Jahre meiner Anwesenheit in Dorpat übertrug er mir viele Operationen, vor welchen er sich immer mehr zurückzog, nur in seiner städtischen Privatpraxis konnte er sich denselben nicht entziehen.

So machte Moier einst ganz gegen seinen Willen eine Steinschnitt-Operation bei einem reichen Dorpater, Schulz, in Assistenz von Pirogow und Inosemzow; die Operation ging nicht gut von statten, und Pirogow äußerte unter seinen Commilitonen: „Wenn diese Operation gelingt, so

werde ich den Steinschnitt mit einem Stocke machen." Doch sie gelang, Schulz genaß, und der gutmüthige Moier, der von Pirogows Aeußerung gehört hatte, lachte herzlich darüber. . . .

Wahrhaftig, nirgends in Rußland lebte man damals so frei wie in Dorpat. Die Oberbehörde der Stadt war eigentlich der Rector der Universität.

Der alte Polizeimeister Jassensky mit seinen zehn abgerissenen Kosaken auf mageren Gäulen, welche die Studenten bei Störungen der öffentlichen Ruhe an den Schwänzen festhielten, betrachtete sich wie einen Untergebenen des Rectors; der Gensdarmerieoberst war nur in Gesellschaften hinter dem Kartentische zu sehen. Die Universität, die Professoren und die Studenten waren die Herren. Zuweilen terrorisirten die Letzteren im Vertrauen auf ihre Machtstellung die Gesellschaft, besonders die Bürger, welche bei den Studenten Knoten hießen.

Namentlich in der Bürgermusse ging es nie ohne irgend einen lustigen Scandal ab, vorzüglich auf den Maskeraden, wo man nur Masken zuließ; da erschien einst ein Student in rothen Stiefeln, mit einer langen Stange rothen Siegellacks im Munde, einem Büschel Federn am Rücken und auf dem Kopfe, und da die Vorsteher ihn nicht einlassen wollten, macht er Lärm, stürzt in den Saal und betheuert, er sei als Storch maskirt.

Ein anderer (jetzt ein bekannter General) erschien einmal im Adamskostüm unter dem Domino und flog natürlich „mit Pomp heraus".

Eine besondere Berühmtheit erlangten unter den Studenten einige Witzbolde und Originale, z. B. Anke[1], später Professor der Pharmakologie an der Universität zu Moskau und Decan der medicinischen Facultät, war berühmt durch seine Witze und Streiche. — Und nun kommen die alten, lustigen dorpater Studentengeschichten, von dem alten Herrn nach 50 Jahren wieder mit sichtlichem Behagen erzählt; die unsterblichen Geschichten von dem seiner Unbegabtheit wegen berühmten Sohne des Universitäts-Reitlehrers Davoux, z. B. die Geschichte vom Studenten, Namens Frey (wahrscheinlich A. a. 2863), der einmal einem Mädchen einen Antrag mit den Worten gemacht: „Willst Du Frey werden oder frei bleiben?" worauf Davoux auf Ankes Rath sofort seiner Flamme schrieb: „Willst Du Davoux werden oder Davoux bleiben?" Und nun erfolgt das berühmte Pistolenduell zwischen Davoux und Anke, wobei des Ersteren Kugel sich in dem — Tabaksbeutel des Letzteren vorfindet.

[1] A. a. 1800. Anke, Nik., aus Moskau, geb. 6. Dec. 1803, med. 1823—30. Dr. med. 1832. War Professor an der Universität, auch Inspector der Privatlehranstalten in Moskau, Oberarzt der Fräulein-Institute daselbst, hierauf Medicinalinspector der Anstalten der Kaiserin Maria in Moskau, auch consultirendes Mitglied des Medicinal-Conseils des Ministeriums des Inneren, Vicepräsident der physikalisch-medicinischen Gesellschaft. Wirkl. St.-R. † im Dec. 1872.

Ein anderes Original war Jaquot oder Joko (entweder A. a. 2291 oder 2723) Kieseritzky — Don Quixote in langen Kanonenstiefeln mit Sporen, eine lange Pfeife im Munde, mit Kranichschritten, hager, dürr, immer ernsthaft und finster, galant und ritterlich gegen Damen, denen er seine Gedichte unter dem Titel „Rosen und Lilien" widmete. Er erschien immer in Trauer an den Todestagen von Washington († 14. Dec. 1799) und Bolivar († 10. Dec. 1830) und auf die Frage, um wen er trauere, nahm er eine imposante Pose an, blickte zum Himmel empor und rief feierlich aus: „Heute ist der Todestag eines großen Sohnes der Freiheit."

Damals existirte in Dorpat noch kein fünfjähriger Universitätscursus, und ich habe noch viele sogenannte „bemooste Häupter" angetroffen. Man zeigte mir einen, dessen Pathenkind schon den Cursus vollendet hatte, während das Pathen-Papachen immer noch studirte.

Einen anderen habe ich kennen gelernt, eine herzensgute Seele und durchaus nicht dumm, der vier Jahre vor unserer Ankunft in Dorpat immatriculirt worden war und mit einem Haufen Kinder abzog; er machte bei mir das Arztexamen, als ich Professor in Dorpat geworden war. Unter den alten Studenten war Specifikus-Schultz (A. a. 2387) eine Berühmtheit, eine wahre Vogelgestalt mit langer spitzer Nase, schmalem Kopf, kurzem Oberleib, langem Halse, langen Beinen, kranichartigem Gang in Studententracht.

„Schultz, wie alt bist Du?" lautete die beständige Frage von Bekannten und Unbekannten.

„Zweiunddreißig, wenn man die vier Jahre nicht rechnet, welche ich mit Zubereitung von Pillen und Pulvern zugebracht habe," war die beständige Antwort von Schultz-Specifikus.

Nach 20 Jahren traf ich ihn als Lehrer der deutschen Sprache im Kiewschen Lehrbezirk.

Das freie Provinzialleben jener Zeit und der corporelle Zuschnitt der dörptschen Studentenschaft verliehen dieser eine besondere Bedeutung. Die Universitätsobrigkeit wie die städtische Gesellschaft erkannten diese Bedeutung an und waren in ihren Beziehungen zur Studentenschaft äußerst vorsichtig, beobachteten eine peinliche Delicatesse im Umgange mit Studenten und duldeten nicht die geringsten Angriffe auf die Ehre und Würde der Studentenschaft.

Sogar Gastwirthe und Kaufleute erlaubten sich bei Bezahlung von Schulden nicht zu drängen, denn sie fürchteten das studentische Anathema, den Ver—ruf. So gerieth einmal, sei es nun aus Unbekanntschaft mit diesen Verhältnissen oder in allzu großem Vertrauen auf seine Unverfrorenheit, Faddej

[1] Reinholdt, „Russ. Lit.-Geschichte" S. 581: „Der Renegat Thaddäus Bulgarin (1789 in Littauen geboren, gestorben in Dorpat 1859), diese deutsch-polnische Polizei-

Bulgarin[1] arg in die Klemme. Er besaß nahe von der Stadt ein Landhaus Karlowa und lebte dort mit seiner Frau und der berühmten „Tante". Ich traf ihn häufig bei Moier. Bulgarin bemühte sich überall einzudringen und mit Allen bekannt zu werden, indem er einen Jeden durch seine an Frechheit grenzende Ungenirtheit frappirte. Während des Jahrmarktes ging er in den Buden der angereisten petersburger und moskauer Kaufleute herum, und wenn sie ihm ihre Waaren nicht billig lassen wollten, drohte er ihnen laut, er werde sie in der „Nordischen Biene" an den Pranger stellen. Als er zum ersten Mal mit einigen Deutschen zusammenkam (das passirte in meiner Gegenwart), suchte er ihnen durch eine unfläthige Geschichte zu imponiren. . . .

Mit einem Worte, Faddej Venediktinow stellte auch in Dorpat sein Licht nicht unter den Scheffel. Eines Tages fing Bulgarin in angeheiterter Stimmung auf einem Diner beim Gutsbesitzer Liphardt vor vielen Gästen, worunter sich auch ein Student befand, an, sich über die Professoren und die Universitätseinrichtungen lustig zu machen. Der Student erzählte dieses Gespräch, das ihn geärgert hatte, seinen Commilitonen. Und nun erhob sich ein Sturm im Glase Wasser. Es fanden corporelle Berathungen (Chargirtenconvente) statt, wie man der öffentlich von Faddej beschimpften Ehre der Universität und Studentenschaft Genugthuung verschaffen könne. Man beschloß, Bulgarin in Karlowa eine Katzenmusik zu bringen. Etwa 600 Studenten zogen mit Töpfen, Schalen (Ploschken), Waschbecken und allerlei Geräth in feierlichem Zuge nach Karlowa und stellten sich vor dem Hause auf; bevor das Concert anfing, schickten sie Deputirte zu Bulgarin mit der Darlegung des Sachverhaltes und der Aufforderung, zur Vermeidung der Unannehmlichkeiten einer Katzenmusik herauszukommen und um Entschuldigung für sein Vergehen zu bitten. Bulgarin, wie es gar nicht anders von ihm zu erwarten war, bekam einen fürchterlichen Schreck, aber um die polnische «honneur» nicht ganz zu beflecken, ging er mit der Pfeife in der Hand zu den Studenten hinaus und fing an zu reden, ohne die Mütze abzunehmen und ohne zu grüßen.

---

seele, die unter der Maske der Loyalität jede gesunde neue Strömung als gefährliches, aus dem Westen importirtes Gift verschrie, dieser Wächter des literarischen Zion, der aus Neid jedes bedeutendere Literaturproduct (so die Schöpfungen Puschkins) mit Schmutz bewarf, bot in den satirischen und humoristischen Feuilletons seiner „Nordischen Biene" und dem „Sohn des Vaterlandes" ein Muster geistiger Impotenz und platter Klopffechterei, und in seinen Erzählungen und Romanen (Iwan Wyshigin oder der russische Gilblas 1829, Peter Iwanowitsch Wyshigin 1830, Masepa 1832) ein Muster fader Salbaderei und philiströser Moral. Von gewissen moralischen Grundsätzen und von Schriftstellerehre war bei Bulgarin kein Gedanke; alles das ersetzten plumpe Lobhudeleien, serviles Liebäugeln mit der Regierung und unwürdige Verleumdungen und Insinuationen."

„Mütze herunter!“ erscholl es aus der Menge. Bulgarin nahm die Mütze ab, stellte die Pfeife bei Seite und fing an sich zu entschuldigen, indem er versicherte und betheuerte, er habe durchaus nicht die Absicht gehabt, der Ehre der von ihm hochgeschätzten dörptschen Universität und Studentenschaft zu nahe zu treten.

Damit war die Sache auch zu Ende; die Studenten gingen aus einander und trafen unterwegs noch die Liphardtsche Equipage, umringten sie und verlangten auch hier eine Erklärung, welche ihnen auch sofort mit der größten Bereitwilligkeit gegeben wurde.

Die Universitätsobrigkeit, d. h. der Rector (damals Parrot), der wohl wußte, daß Bulgarin und der Gensdarmerieoberst nicht schweigen werden, versammelte sofort die Senioren der Corporationen, verlangte Erklärungen, schickte die sich meldenden Anstifter und Rädelsführer in den Carcer, und die ganze Geschichte blieb ohne weitere Folgen.

Ja, der corporative Zuschnitt der Studentenschaft ist eine wichtige Sache in Hinsicht auf Zucht und Ordnung. Davon habe ich mich während meiner Anwesenheit in Dorpat als Student und Professor hinlänglich überzeugt. Mit einer unorganisirten, ungeordneten, buntscheckigen Masse von jungen Leuten kann man nichts anfangen. Nach meiner Meinung ist es von Seiten der Behörden der reine Unverstand, mit einer zusammengerotteten Schaar von Studenten zu verhandeln. Das heißt nur sich und die Jugend ins Unglück stürzen, ohne jeglichen Nutzen für das Allgemeinwohl.

Die Errichtung von Corporationen an unseren russischen Universitäten nach dem Muster der dörptschen wäre natürlich undenkbar. In Dorpat wie auf deutschen Universitäten ist das Corpswesen eine Sache der Tradition. Aber bei uns ist dafür kein Boden. Doch nichtsdestoweniger, so lange man auf unseren Universitäten nicht daran denkt, auf die eine oder andere Weise eine regelrecht organisirte studentische Vertretung zu schaffen — so lange mag die Universitätsverwaltung nicht auf ihren Einfluß und ihre Einwirkung auf die studirende Jugend rechnen.

Dann bleibt nichts Anderes übrig, als — Universitätsobrigkeit, die Professoren mit dem Rector für sich und die Studenten für sich, und für Zucht und Ordnung die städtische Polizei. Das ist unvermeidlich. Aber der sittlich-wissenschaftliche Einfluß der Universität erleidet Einbuße. Und wir alte Studenten halten gerade die Erinnerungen hoch, welche nach einer Zeit von 50 Jahren uns immer noch mit unserer akademischen Vergangenheit verknüpfen. Diese Erinnerungen aber sind gerade darum theuer, weil sie eben für uns nicht so fein könnten, wenn wir nicht den mächtigen, lebendigen Einfluß der Universität auf unser ganzes inneres Leben, auf alles Menschliche in uns verspürt hätten.

Unsere Universitäten hören jetzt auf, Universitäten im früheren und,

nach meinem Dafürhalten, echten Sinne des Wortes zu sein; sie sind durch das politische Kannegießern aus Rand und Band gebracht. Aber auch in den zwanziger und im Anfang der dreißiger Jahre waren der Studentenschaft in Deutschland und auch in Dorpat politische Tendenzen nicht fremd. Freilich waren die damaligen Tendenzen nicht so nihilistisch und radical wie heutzutage. Der Tugendbund, der die Studenten fesselte und begeisterte, war ein moralischer und nationaler Aufruf zum Fortschritt. Indessen, nach Kotzebues Ermordung verstanden die deutschen Regierungen keinen Scherz mehr, und die Burschenschaft war stark compromittirt. Diese Corporation war auch in Dorpat streng verboten, existirte jedoch ziemlich offen. Alle diese politischen Theorien unter den Studenten jener Zeit, die so viel Gefängniß- und Festungsstrafen im Gefolge hatten, lösten die Corps nicht auf, noch hinderten sie ihr Weiterbestehen. Die Regierung überzeugte sich, daß die Beschäftigung der Corps mit ihren studentischen Bedürfnissen und den Forderungen des Augenblicks nicht nur nicht gefährlich sei, sondern auch die Gährung der Geister ablenke und an die Interessen der tagtäglichen Wirklichkeit binde.

Ich meine: wenn es in unseren Tagen irgend einem erleuchteten Geiste gelänge, bei Errichtung einer studentischen Vertretung die dringenden Interessen, Bedürfnisse und Sorgen des Studentenlebens zu Grunde zu legen und dadurch in die Vertretung eine praktische, lebendige Thätigkeit zu bringen — so würde die Mehrzahl der Studirenden aufhören zu toben und mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen, wodurch sie doch nur unwiederbringlich und fruchtlos die goldene Lebenszeit verschleudert.

Während meines Aufenthaltes in Dorpat machte ich zwei Reisen: nach Reval und nach Moskau, erstere mit meinen Commilitonen Schichowsky und Kotelnikow. Wozu? Nur so, zum Zeitvertreib. Es fiel uns ein und wir fuhren (was man in Dorpat eine Spritzfahrt nennt).

Es war in den Sommerferien des vorletzten Jahres unseres Aufenthaltes in Dorpat. Wir hatten gerade, und das war die Hauptsache, überflüssiges Geld. Wir mietheten einen Planwagen, d. h. einen langen mit Segeltuch bedeckten Wagen, mit Ein- und Ausgang von der Seite. In Reval besahen wir das Meer, Catharinenthal, badeten einige Mal im Meer und machten die Bekanntschaften folgender Originale:

Erstens des Lehrers der russischen Sprache Bürger, der auf der Universität zu Moskau studirt und sich in Reval durch seinen effectvollen Uebertritt vom Protestantismus zur Orthodoxie einen großen, aber — o weh, recht traurigen Ruf erworben hatte. Das war unter dem wohlthätigen Einflusse Magnitzkys geschehen, der damals im Exil in Reval lebte.

Bürger — so erzählten mir die Revalenser — ging auf der Straße inmitten eines großen Volkshaufens zur Kirche, zog ein weißes Hemd an,

band sich einen Strick um den Hals, spuckte gegen Westen u. s. w. Man hatte das ganze Ceremonial irgendwoher aus dem Wust der Zeiten aufgegraben.

Zweitens lernten wir bei Bürger einen anderen, ebenfalls russischen Lehrer kennen, einen Seminaristen, der vor Kurzem eine 15jährige Deutsche geheirathet hatte und uns schon am ersten Tage unseres Beisammenseins seine ehelichen Geheimnisse bis ins kleinste Detail mittheilte.

Drittens wurden wir aufgefordert, die Raritätensammlung eines alten Apothekers zu besuchen, der in Reval durch seine archäologischen Kenntnisse berühmt war. Was hatte dieser berühmte revalsche Archäolog in seinem Museum nicht alles zusammengeschleppt! Da waren unter Alterthümern auch ausgestopfte Thiere und anatomische Präparate. Das Interessanteste schien mir dabei eine Flasche mit Newawasser von der petersburger Ueberschwemmung von 1824 zu sein.

Viertens lernten wir auch einige deutsche, revalsche Originale kennen. Einer war z. B. dadurch bemerkenswerth, daß er zur Erhöhung der Körperwärme ein langes Stück Flanell auf dem Rücken trug, indem er sich darauf berief, daß auch bei den Schweinen die Borsten hauptsächlich auf dem Rücken und nicht auf dem Bauche wachsen.

Eine hochinteressante Persönlichkeit in Reval war auch Dr. Winckler[1]. Damals noch ein junger Mann, war er schon ein vollständiges Original, ganz wie der Vater, und das ist er auch sein ganzes Leben geblieben. Er führte in Gegenwart seiner Patienten immer laute Selbstgespräche:

„Was soll ich Ihnen verschreiben? Wenn ich Ihnen z. B. Kampher verordne, so kann es schlecht ablaufen, und wenn ich Calomel verschreibe, wird es vielleicht noch schlimmer. Nun, was meinen Sie? Wollen wir besser noch abwarten, oder halt! wollen wir doch das alte Mittel probiren, das schon mein Vater so sehr liebte!" Die Patienten kannten die Eigenthümlichkeit ihres Arztes, liebten und achteten ihn, und Winckler war auch in der That der Typus eines hochachtbaren und gewissenhaften Arztes, zu dem man Zutrauen hatte und von dem man sich gern behandeln ließ.

Auf der Rückreise von Reval nach Dorpat hielt unser Fuhrmann unterwegs bei einem Kruge an. Er war noch nicht in denselben eingetreten, als wir ein wüstes Schimpfen, Schreien und Spektakeln hörten. Da läuft auch der Fuhrmann, roth vor Zorn, kopfüber auf uns zu, hinter ihm drein ein Betrunkener, ein barfüßiger, abgerissener Landstreicher; er läuft auf uns zu, brummt etwas Unzusammenhängendes vor sich hin und fängt auch uns an zu schimpfen.

[1] A. a. 1481. Winckler, Alex., aus Ehstland, geb. 7. Jan. 1802, med. 1820 bis 1826. Dr. med. 1829. 1830—35 Oberarzt am Hospital des Collegiums der allgemeinen Fürsorge zu Reval, dann Arzt daselbst. † zu Reval 24. Jan. 1863.

Wir, im Planwagen sitzend, schrien ihm zu: „Weißt Du auch, mit wem Du zu thun hast?"

„Mit Juden," antwortet der Landstreicher und fängt von Neuem an zu schimpfen.

„Auf die Polizei mit ihm! Man muß ihn binden! Heda, Wirth, Stricke her! Du siehst, er will Händel anfangen. Das ist ein paßloses Individuum, vielleicht gar ein Dieb."

„Was, ich ein paßloses Individuum! Da, lesen Sie, wenn Sie können; dann werden Sie wissen, wer ich bin!" und in den Planwagen hinein fliegt ein zerknittertes, zusammengeballtes Diplom der Moskauer Universität auf den Grad eines wirklichen Studenten. Da erkennen wir den Landsmann und früheren Commilitonen von der Universität her, einen Kronsstudenten (Stipendiaten), der später als Kreislehrer nach Estland geschickt worden war. Er war ein Seminarist (Zögling eines geistlichen Seminars) und hatte sich an dem billigen und starken deutschen Kartoffelschnapse zu Schanden getrunken. Nach dieser Enthüllung wurde der Händelsüchtige ganz ruhig, zerfloß in Thränen und lief in den Krug nach Branntwein, um seine Landsleute zu bewirthen. Aber wir fuhren eiligst davon und verzichteten auf die Bewirthung.

Ein so trauriges Geschick erwartete damals beinahe jeden Kronslehrer der russischen Sprache in den Ostseeprovinzen.

Später, als ich Professor in Dorpat war, kamen häufig russische Lehrer, arme Teufel ohne Stiefel und Schuhe, mit der Bitte um Unterstützung zu mir. Der Grund dieser unerfreulichen Erscheinung war der, daß die Universitätsobrigkeit nur Gesindel in die baltischen Provinzen schickte. Kam einer von den Kronsstudenten in den Wissenschaften nicht vorwärts, kneipte oder soff er, so wurde er, aus Mitleid begnadigt und durch das Examen durchgedrängt, als Lehrer nach Estland oder Livland geschickt; dort aber, unbekannt mit der Sprache und den Sitten, nirgendwo in der Gesellschaft aufgenommen, dem Spotte und Muthwillen der Jungen ausgesetzt, die ihn häufig in betrunkenem Zustande sahen, trank sich der unglückselige Pädagoge endgiltig zu Schanden und verkam. Außer der Schande für den russischen Namen brachten die russischen Lehrer jener Zeit nichts ins Land, und die Kenntniß der russischen Sprache blieb in den deutschen und baltischen Schulen eine tabula rasa.

Da ich auf das Schicksal der russischen Sprache in den Ostseeprovinzen zu sprechen gekommen bin, will ich doch auch von den Beziehungen des deutschen Elements zum russischen, estnischen und lettischen sprechen.

In den ersten Jahren meines Aufenthaltes in Dorpat machten die Deutschen und alles Deutsche auf mich einen beklemmenden Eindruck. Mir

schienen die Deutschen aufgeblasene, steife Pedanten zu sein, die von oben herab unfreundlich und verächtlich auf alles Russische und also auch auf uns schauten. Als langweilige, unbegabte Lehrer konnten sie, meiner Ansicht nach, in uns auch nicht die geringste Begeisterung für die Wissenschaft erwecken. Dagegen schienen mir die Franzosen ein auserwähltes, begabtes, sympathisches Volk zu sein. In meinem Tagebuche, das ich damals führte, wechselten beständig leidenschaftliche lyrische Ergüsse, bald gegen meinen Stubengenossen („Burger" auf Dörptsch) Inosemzew, bald gegen die deutschen Professoren. Dieses Vorurtheil brachten wir Russen von Hause und von unseren Universitäten mit. Unsere Väter und Lehrer waren derselben Ansicht, wie wir, über die Deutschen und Franzosen. Und aufrichtig gestanden, war die deutsche Wissenschaft jener Zeit, unter anderen natürlich auch die ärztliche, durchaus nicht anziehend für einen jungen Russen. Wir, die wir weder auf der Schule, noch auf der Universität gelernt hatten, die Aufmerksamkeit zu concentriren, selbständig wissenschaftlich zu forschen und zu studiren — wir konnten keinen Gefallen finden an den langen, eingeschachtelten Perioden des damaligen deutschen Stils. Alles schien uns auf den ersten Blick neblig, verworren, unklar. Bei den Franzosen aber war Alles klar, rein, glatt, anschaulich. Und dann noch solche Namen wie Bichat, Desault, Dupuyhen. Und da kommt noch so ein deutscher Pedant Erdmann und nennt Broussais einen Knaben im Vergleich mit dem Deutschen Reil; das spricht doch nur der deutsche Neid und Unverstand.

So dachte man zu jener Zeit.

Und die Ostseedeutschen verstärkten durch ihr Verhalten zu den Russen im Allgemeinen noch diese Antipathie, sie wollten nichts von Rußland wissen; von der Regierung begünstigt und bevorzugt, zeigten sie derselben nur dann Sympathie, wenn sie ihnen offenbare Gunst bewies und ihre deutschen Interessen berücksichtigte.

Die jetzigen gespannten Beziehungen der Russophilen (Panslavisten) zu den Deutschen haben ihren Ursprung noch von der Zeit her, als die Ostseeprovinzen besondere Ehre und Gunst genossen, und an der Gespanntheit dieser Beziehungen ist nicht wenig Schuld die Tactlosigkeit der Ostseeprovinzialen, deren einziges Ziel die Ausbeutung ihrer Ausnahmestellung war und die eine Annäherung an die russische Nationalität herbeizuführen nicht verstanden oder nicht wünschten.

Aber wer, wie ich, durch Erfahrung und die Zeit belehrt, unparteiisch und gewissenhaft nach beiden Seiten hin ist, der wird mit mir den vielen schönen, hohen und mustergiltigen Eigenschaften des germanischen Geistes und der germanischen Wissenschaft volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wir können doch eine augenscheinlich hochbegabte und entwickelte Nation

nicht deswegen tadeln, weil sie das Eigene dem Fremden geflissentlich vorzieht. Wenn das Eigene wirklich und wahrhaft gut ist, so ist die Frage, in wie fern das Fremde noch besser sei, schwer zu entscheiden. Wir dürfen hierin nicht nach uns urtheilen. Wir haben leicht gegen das Fremde unparteiisch sein. Bei uns ist es eine Seltenheit, daß das Eigene wirklich und wahrhaft gut ist; freilich auch eine Seltenheit unparteiisch zu beurtheilen, aber ein nur selten gefälltes Urtheil schadet der durchgängigen Unparteilichkeit nicht.

Und wir, wenigstens unsere Culturschicht, sind im Allgemeinen gegen das Eigene, Russische nicht parteiisch. Aber auch unsere Culturschicht vergleicht nicht unparteiisch das eine Fremde gegen das andere Fremde.

Den Franzosen geben wir z. B. ganz unberechtigt, wie ich mich aus eigener Erfahrung überzeugt habe, den Vorzug.

Schon seit dem vorigen Jahrhundert ist die französische Sprache bei uns in Mode gekommen und das Aushängeschild der Bildung, des guten Tones geworden; sie öffnet auch zu den Mächtigen der Welt den Zutritt. Frankreichs Hauptstadt gilt als Hauptstadt der europäischen Welt, die Franzosen sind das liebenswürdige, gewandte, fröhliche, geistreiche Volk ꝛc. Aber bei einer tieferen, sorgfältigeren Prüfung müßte, meinem Dafürhalten nach, der russische Culturmensch sich doch davon überzeugen, daß der ganze Zug des russischen Geistes wenig Gemeinsames mit dem französischen hat und sich mehr dem deutschen zuneigt. Nicht umsonst sind aus den Slaven eine Menge tüchtiger Gelehrter in deutschem Geiste hervorgegangen.

Ich bin sogar der Ansicht, daß wir gerade darum weniger mit den Deutschen sympathisiren, weil wir ihnen an Sitten und Lebensweise in dem kalten Norden so ähnlich sind. Steht aber der Geist der germanischen Poesie dem Geiste der unsrigen nicht näher als der Geist der französischen?

(Fortsetzung folgt.)

Literärische Streiflichter. I.

Wilhelm Maurenbrecher, Gründung des deutschen Reichs 1859—71. Leipzig 1892. Pfeffer.

Professor W. Maurenbrecher, der bald nach Veröffentlichung des oben verzeichneten Buches durch einen plötzlichen Tod mitten aus seiner Wirksamkeit abgerufen worden ist, hat einst einige Jahre an unserer einheimischen Hochschule gelehrt, aber einer der Unsrigen ist er nicht geworden. Das Verständniß unserer eigenartigen Entwickelung und geschichtlichen Stellung, wie es Adolf Wagner und manche andere Professoren während ihrer Thätigkeit in Dorpat gewonnen haben, ist ihm niemals aufgegangen; das haben manche Aeußerungen von ihm nach seinem Weggange, so in den „Grenzboten" und anderswo hinlänglich bewiesen. Maurenbrecher ging von Dorpat zunächst nach Königsberg und von da als Nachfolger Sybels nach Bonn. Hier hielt er dem Prinzen Wilhelm, dem jetzigen deutschen Kaiser, historische Vorträge und widmete ihm später seine Geschichte der katholischen Reformation. Zuletzt war er Professor in Leipzig; aus den Vorlesungen, welche er dort in den letzten Jahren über die neueste Geschichte gehalten hat, ist das Buch, mit dem wir uns im Nachfolgenden beschäftigen werden, hervorgegangen. Maurenbrecher war einer der bedeutendsten Schüler Heinrich v. Sybels. Nachdem er sich zuerst mit Studien über die Geschichtsschreiber und die Politik der sächsischen Kaiser beschäftigt, wandte er sich bald fast ausschließlich der Erforschung des Zeitalters der Reformation und Gegenreformation zu, wobei er seine Aufmerksamkeit ganz besonders auf Spanien richtete. Neue reiche Quellen für jene Zeit erschlossen sich ihm in dem unerschöpflichen spanischen Reichsarchiv zu Simancas, das er wiederholt besucht hat. In seinem Buche „Karl V. und die deutschen Protestanten

1545—1555", Düsseldorf 1865, in seinen Skizzen und Studien zur Geschichte der Reformationszeit 1874 und in vielen einzelnen Aufsätzen und Arbeiten hat er die Früchte seiner spanischen Forschungen verwerthet. Der Gedanke einer rein katholischen Kirchenreformation im Gegensatz zu der von Luther durchgeführten radicalen kirchlichen Umgestaltung beschäftigte ihn lebhaft, und er war der Ansicht, daß eine solche in Spanien durch Ferdinand den Katholischen und Isabella verwirklicht worden sei. In diesem Sinne begann er auch eine Geschichte der katholischen Reformation, von der aber nur der erste Band erschienen ist. Seit Jahren beschäfttgte ihn der Plan einer umfassenden Geschichte des Tridentiner Concils, von der er auch einzelne Vorarbeiten und Forschungen veröffentlicht hat; sein unerwarteter Tod hat die eigentliche Ausführung dieses Vorhabens vereitelt. Durch die Forderung der Voraussetzungslosigkeit, welche er an den Historiker des Reformationszeitalters stellt, ebenso wie durch seine Theorie von der wahrhaft katholischen Reformation hat Maurenbrecher, natürlich ohne es zu wollen und zu wünschen, Johannes Janssen und dessen Behandlung der Reformation vorgearbeitet und den Weg geebnet. Dieser gelehrte und gewandte Vorkämpfer des schroffsten ultramontanen Katholicismus hat die Anerkennung der katholisch-kirchlichen Reformbestrebungen und die kühlen Urtheile über die Reformatoren und die evangelische Reformation von Seiten protestantischer Historiker bereitwillig acceptirt und bestens verwerthet. Diese Voraussetzungslosigkeit des Historikers in den höchsten und wichtigsten Fragen, die es für den Menschen giebt, ist doch wahrlich eine Theorie, wie sie nur in der Studirstube eines deutschen Gelehrten entstehen kann. Wer vermöchte es, ohne jede bestimmte Stellungnahme sich mit dem großen Gegensatze des Protestantismus und Katholicismus zu beschäftigen und in ihn sich zu vertiefen, wenn er nicht völligem Indifferentismus huldigt! Thäte er das aber, verhielte er sich zu dem kirchlichen und religiösen Leben und Glauben gleichgiltig, dann würde seine Stellung doch auch eben keine voraussetzungslose sein. Doch Jeder, der sich mit dem Reformationszeitalter beschäftigt, ist, mag er es wollen oder nicht, genöthigt, einen bestimmten Standpunkt einzunehmen. Mit dem Reich der Assyrier und mit den Königsdynastien des alten Egyptens kann man sich in ruhiger Voraussetzungslosigkeit beschäftigen, aber wo es sich um die höchsten Dinge des menschlichen Daseins handelt, da ist Voraussetzungslosigkeit für den Forscher wie für den Menschen unmöglich, und wäre sie möglich, so würde sie eine traurige Verirrung sein. Unparteilichkeit und Gerechtigkeit — das sind Cardinalforderungen für jeden Geschichtsforscher, und auf ihnen beruht die Ueberlegenheit der protestantischen Historiker über die katholischen, aber der Indifferentismus ist etwas davon Grundverschiedenes. Glücklicherweise hat Maurenbrecher in seiner Geschichte

der Begründung des deutschen Reiches seine für die Reformationszeit aufgestellte Theorie gänzlich bei Seite gelassen, sonst wäre das Buch gewiß völlig unlesbar geworden. Man denke sich einmal eine geschichtliche Darstellung, in der die Berechtigung des preußischen ebenso wie des österreichischen, sowie endlich des kleinstaatlichen Standpunktes anerkannt würde, ebenso das Recht Frankreichs zum Angriff, wie das Deutschlands zur Abwehr im Kriege von 1870 auseinandergesetzt würde. Wer vermöchte einen solchen chaotischen Wirrwarr der Begriffe und Anschauungen auch nur kurze Zeit zu ertragen? Maurenbrecher betrachtet und beurtheilt vielmehr die Dinge und ihre Entwickelung selbstverständlich vom entschieden preußischen Standpunkt aus. Er urtheilt über Personen und Verhältnisse sehr rückhaltslos, und zeigt sich somit hier auf dem rein politisch-historischen Gebiete frei von jeder Voraussetzungslosigkeit.

Bedarf es denn aber, könnte man fragen, noch eines neuen Buches über die Gründung des deutschen Reiches? Es sind ja über diesen Gegenstand umfassende Werke und gedrängte Schriften in Fülle vorhanden, auf tief eindringenden Studien beruhende Arbeiten ebenso wie geschickte Zusammenstellungen für weite Leserkreise. Trotzdem hat Maurenbrecher mit der Veröffentlichung seiner Vorlesungen nichts Ueberflüssiges gethan, sondern einem wirklichen Bedürfniß zum Theil befriedigend abgeholfen. Wissenschaftlich kommen für diese außerordentliche Periode deutscher Geschichte eigentlich doch nur zwei Werke in Betracht: Onckens Zeitalter Wilhelm I. und H. von Sybels Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I. Beide Bücher sind schon durch ihren großen Umfang auf einen kleineren Kreis von Lesern beschränkt. Onckens umfassende Darstellung behandelt nach rückwärts und nach vorwärts weit mehr als die Periode der Gründung des deutschen Reiches. Ihr größter Vorzug ist die sorgfältige Benutzung der ausländischen Literatur. Da aber Oncken vor der Veröffentlichung des Sybelschen Werkes geschrieben hat, so konnte er diese auf den authentischsten Quellen beruhende, an neuen Aufschlüssen so überaus reiche Darstellung noch nicht benutzen; dadurch sind manche Lücken und Unrichtigkeiten im Einzelnen unvermeidlich geworden. Manches in dem Buche könnte gedrängter, Anderes specieller ausgeführt sein, man wünscht manchmal größere Schärfe des politischen Urtheils und rückhaltlosere Kritik an Personen und Dingen geübt, auch ist die Darstellung oft etwas farblos. Dennoch bietet das Ganze dem Leser, der sich durch die zwei schweren Bände hindurcharbeitet, auch wenn er mit dem Gegenstande vertraut ist, reiche Belehrung. Sybels großes Werk ist eine Geschichtsquelle ersten Ranges. Ganz auf den preußischen Staatsacten beruhend, enthüllt es die geheimsten Fäden der Politik des großen Staatsmannes, der seit dem Herbst 1862 an der Spitze des preußischen Staates

stand. Mit staunenswürdiger Offenheit werden alle Wege und Mittel seiner genialen Staatskunst dargelegt und in die geheimsten Actenstücke ein Einblick gewährt. Wäre es auch nicht direct erzählt worden, Vieles in dem Werke hätte den aufmerksamen Leser darauf führen müssen, daß Sybel nicht Weniges den unmittelbaren Mittheilungen des Reichskanzlers verdanke, Bismarck also selbst indirect an diesem Geschichtswerke mitgearbeitet habe. Mit vollem Rechte hat man diese großartige Erschließung des Staatsarchivs für die Darstellung einer unlängst erst vergangenen Geschichtsepoche mit dem hochherzigen Verfahren des Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg verglichen, der Samuel Pufendorf für die Geschichte des großen Kurfürsten die uneingeschränkte Benutzung der geheimsten Staatspapiere gewährte, ein Vorgang, der damals das Staunen ganz Europas erregte. Leider ist aber Sybels Geschichtsdarstellung nicht zum vollen Abschluß gelangt, der fünfte Band bricht noch vor der Begründung des norddeutschen Bundes ab. Das ist ein empfindlicher Mangel, denn der naturgemäße Abschluß wäre ja der Friede zu Frankfurt oder wenigstens die Friedenspräliminarien zu Versailles gewesen. Es verlautete auch, Sybel habe die Absicht gehabt, das Werk weiter zu führen, ihm sei aber nach dem Sturze Bismarcks nicht mehr die Genehmigung zur Benutzung der Staatsacten gewährt worden. Später ging wieder die Nachricht durch die öffentlichen Blätter, Kaiser Wilhelm II. habe die Absicht ausgesprochen, im Gegensatz zur Sybelschen Darstellung die wahre Geschichte der Verdienste Kaiser Wilhelms I. um die Begründung des deutschen Reichs schreiben und veröffentlichen zu lassen. Vielleicht wird mit dieser Aufgabe der stolze Republikaner Poultney Bigelow oder der Geheimrath Hinzpeter betraut. So wird denn Sybels Werk leider wohl ein Torso bleiben. Für den Historiker, den Politiker, sowie für Jeden, der in den inneren Zusammenhang der politischen Ereignisse jener Zeit eindringen will, wird Sybels Geschichte immer ein unentbehrliches Werk bleiben, zumal da sich in der Gruppirung und vornehmen Form der Darstellung der ausgezeichnete Historiker niemals verleugnet. Bei aller Anerkennung des epochemachenden Buches wird man aber nicht in Abrede stellen können, daß es zu mannichfachen Ergänzungen noch Raum läßt. Es ist ganz vorzugsweise die Darstellung der auswärtigen Politik, welche Sybel bietet, die inneren Verhältnisse treten dagegen sehr zurück; zum vollen Verständniß der Geschichte jener Zeit ist ihre Kenntniß aber unentbehrlich. Nicht mit Unrecht hat man sodann bemerkt, neben der Darlegung der großartigen Politik Bismarcks kämen in Sybels Darstellung die Verdienste anderer bedeutender Männer jener Zeit zu kurz. Das gilt namentlich vom Kriegsminister Roon, dessen seitdem veröffentlichte, höchst inhaltreiche Lebensdarstellung überaus wichtige Ergänzungen zu Sybels Geschichte enthält. Endlich verleugnet Sybel bei

aller angestrebten Objectivität doch durchaus nicht seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten politischen Partei, der nationalliberalen, er hat selbst in der Conflictszeit eine zu bedeutende Rolle als einer der Führer in der Opposition gespielt, um völlig unbefangen über die Irrthümer und Verkehrtheiten des damaligen Liberalismus urtheilen zu können.

Was außerdem über jene denkwürdige Zeit geschrieben worden ist, beruht theils auf unzureichender Kenntniß, theils entbehrt es der rechten politischen Einsicht oder ist mehr oder weniger Gelegenheitsschrift und geschickte Compilation. Ein wirkliches Bedürfniß blieb auch nach Oncken und Sybel eine gedrängte, auf vollkommener Beherrschung der Quellenliteratur beruhende Darstellung jenes ewig denkwürdigen Abschnitts deutscher Geschichte, eine Darstellung, in der zu der historisch-kritischen Feststellung der Thatsachen und ihres Zusammenhanges ein entschiedenes scharf ausgeprägtes politisches Urtheil sich gesellt. Gerade das ist es, was sich Maurenbrecher in seinem Buch zum Ziel gesetzt hat, und darin liegt seine Bedeutung und sein Werth. Die Grundlage seiner Darstellung bildet natürlich Sybels Werk, aber er hat für sie alle später ans Licht getretenen Nachrichten sorgfältig verwerthet, und für die Zeit von 1867—71 bietet er die Resultate selbständiger Forschung. Daß Maurenbrechers Buch die Lücke nicht ganz ausfüllt, haben wir schon oben angedeutet; dazu hätte es der vollendeten Form, der hinreißenden Kraft der Darstellung und der Tiefe der Auffassung bedurft. Maurenbrecher gehen diese Eigenschaften leider alle ab, weder der historische Tiefsinn Rankes, noch die leidenschaftliche Redegewalt Treitschkes sind ihm eigen. Seine Darstellung ist schwunglos, klar, aber nüchtern, der Ausdruck nichts weniger als gewählt und nicht selten zum Trivialen herabsinkend, der Stil nicht eben gefeilt und oft der Durcharbeitung entbehrend. Die Gabe der Veranschaulichung besitzt er nicht; bezeichnend dafür ist die häufige Anwendung der indirecten Rede, wenn er über die Aeußerungen und Erklärungen der handelnden Personen berichtet. Freilich eine jener großen Zeit völlig würdige Schilderung zu geben, wäre nur Einer im heutigen Deutschland berufen: Heinrich von Treitschke; leider ist aber wenig Aussicht dazu vorhanden, daß seine deutsche Geschichte dieses vorgesteckte Ziel noch erreichen wird. Wenn wir trotz der angedeuteten Mängel, die seine Wirkung allerdings beeinträchtigen, Maurenbrechers Buch mit voller Ueberzeugung zur Lectüre und Beherzigung empfehlen, so geschieht das nicht nur wegen der Zuverlässigkeit der Geschichtsdarstellung, sondern ganz besonders wegen des sich darin aussprechenden gesunden historischen Sinnes und des richtigen und entschiedenen politischen Urtheils. Maurenbrecher ist frei von aller Parteitendenz, er urtheilt mit gleicher Rückhaltlosigkeit über die Verblendung und den Unverstand der liberalen Volksvertreter wie über die Thorheiten und Verkehrtheiten der

Fürsten; in dieser Beziehung vergegenwärtigt das Buch recht anschaulich den Wechsel der Zeiten. Vor 1866 hätte eine mit so unverhülltem Freimuth geschriebene Geschichte der nächstvergangenen Zeit dem Verfasser sicherlich Entfernung vom Amte, wenn nicht Schlimmeres noch zugezogen; man denke nur an den Proceß, welcher Gervinus wegen seiner berühmten Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts gemacht wurde; heute findet Niemand etwas Besonderes in solcher Sprache.

Maurenbrecher schickt der eigentlichen Geschichtserzählung, die er vollkommen richtig mit der Regentschaft des späteren Königs Wilhelms I. im September 1858 beginnt, eine Einleitung voraus, in der er die Zeit Friedrich Wilhelms IV. kurz behandelt; er schildert des Königs Regierung seit 1850 in den dunkelsten Farben und fällt über ihn das herbste Verdammungsurtheil. Daß Friedrich Wilhelm IV. die traurigste Erscheinung unter den Hohenzollernschen Fürsten sei, ist jedenfalls eine übertriebene Behauptung, und wenn man auch Maurenbrecher in der Beurtheilung der politischen Haltung des Königs durchaus beistimmen muß, so erfordert doch die Gerechtigkeit, auch diejenigen Seiten der Persönlichkeit Friedrich Wilhelms nicht zu übersehen, welche edel und gut sind. Er ist der Erste seines Hauses, der in eine wirklich lebendige und verständnißvolle Beziehung zu dem deutschen Geistesleben getreten ist und es voll und ganz auf sich hat wirken lassen. Poesie und Kunst fanden bei ihm Schutz und Pflege, und seine hohe Geistesbildung und sein feiner künstlerischer Sinn haben nach vielen Richtungen anregend und belebend gewirkt. Auf dem Gebiete des religiös-kirchlichen Lebens ist das Meiste, was er erstrebt, nur in den Anfängen stehen geblieben, trotzdem liegt hier vielleicht die tiefste und nachhaltigste Bedeutung seiner Persönlichkeit und seiner Regierung.

Sehr gut und treffend dagegen führt Maurenbrecher aus, daß der deutsche Liberalismus der fünfziger Jahre, der so erbittert über die ausländischen Neigungen der damaligen Kreuzzeitungspartei war, selbst bewußt und noch mehr unbewußt in englischem Interesse dachte, schrieb und handelte. Vortrefflich und voll Sympathie ist die Schilderung des Prinzregenten und König Wilhelms I. und seiner klaren und festen Auffassung von den königlichen Aufgaben und Pflichten. Unumwunden spricht der Historiker es aus, daß nicht nur die Volksvertreter, sondern auch die Minister des Königs während der sogenannten neuen Aera die Durchführung des englischen parlamentarischen Systems in Preußen als nothwendige und selbstverständliche Folge und Consequenz der Verfassung ansahen. Der König dachte anders, er erkannte die Verfassung an, wollte aber von den Rechten der Krone nichts aufgeben; in diesem Gegensatze der Auffassung des constitutionellen Staates lag die Nothwendigkeit des Conflictes. Die Schwäche und Unfähigkeit der

Minister, ihre Abneigung, dem Landtage entschieden entgegenzutreten, brachten bei der Frage der Heeresorganisation den Gegensatz zum offenen Ausbruch. Betrachtet man die damalige Lage der Dinge heute unbefangenen Auges, so muß man sagen, der König, der nur in dem Kriegsminister Roon eine wirkliche Stütze hatte, dessen nächste Angehörige, seine Gattin und sein Sohn, von der herrschenden Zeitrichtung ergriffen waren, wäre zuletzt zweifellos doch unterlegen und mit ihm das Königthum der Hohenzollern untergegangen, wenn er nicht in letzter Stunde den Mann gefunden und an die Spitze des Staates berufen hätte, der die Rettung brachte. Mit dem Augenblick, wo Bismarck die Zügel der Regierung ergreift, wird er auch der Mittelpunkt der Geschichtsdarstellung Maurenbrechers. Leider giebt dieser keine zusammenfassende Charakteristik der gewaltigen Persönlichkeit des großen Staatsmannes; sie wäre allerdings nicht leicht. Doch finden sich die einzelnen Züge des Bildes zerstreut angegeben, der Leser muß sie nur selbst zusammenfassen. Das Treffendste, was Maurenbrecher über Bismarck sagt, scheint uns das kurze Wort, er sei Löwe und Fuchs zugleich. Gerade diese wunderbare Vereinigung von heroischer Kraft und gewaltiger Leidenschaft mit außerordentlicher Klugheit und Verschlagenheit in Bismarcks Charakter und Wesen ist es, welche so viele deutsche Biedermänner höchst fremdartig berührt, ihnen immer wieder Anstoß giebt und sie zu bedenklichem Kopfschütteln veranlaßt. Nach ihrer Meinung muß ein Held, ein großer Mann immer den geradesten Weg gehen, nie anders sprechen, als er denkt, und von Schlauheit nichts in sich haben; das allein wäre, meinen sie, echt deutscher Charakter. Die Geschichte des deutschen Volkes lehrt freilich gerade das Gegentheil. Gleich an der Spitze der deutschen Geschichte steht Arminius, in dem sich Kühnheit und Heldenmuth mit großer List und tiefer Verschlagenheit paaren und der ohne den Besitz dieser Eigenschaften niemals sein Volk von der römischen Zwingherrschaft befreit hätte. Im deutschen Mittelalter waren List und Schlauheit hochgeschätzte Eigenschaften, die man an Königen und Helden pries; der gewaltige Barbarossa und noch mehr sein großer Enkel besaßen sie in nicht geringem Maße. Und vollends die beiden großen Begründer des preußischen Staates, der große Kurfürst und Friedrich der Große, sind wahre Meister darin gewesen, ihre Gegner zu täuschen, zu überlisten, hinzuhalten. Auch darin tritt ihnen Bismarck ebenbürtig an die Seite. Sein dilatorisches Verfahren Oesterreich, besonders aber Napoleon III. gegenüber ist einer der glänzendsten Beweise seiner staatsmännischen Größe und politischen Meisterschaft. Daß man an seinem Verhalten in dieser Beziehung immer wieder mäkelt, dies und jenes auszusetzen findet, statt es zu bewundern, ist nur ein Zeichen von der noch immer bei vielen Deutschen herrschenden politischen Unreife. Maurenbrecher zollt Bismarcks überlegener Klugheit,

seiner Ueberlistung aller Gegner mit Recht die höchste Anerkennung, und es bleibt nur zu wünschen, daß die hier gegebenen Auseinandersetzungen an vielen Lesern ihre überzeugende Kraft bewähren mögen. Auch aus Maurenbrechers nur das Wesentliche zusammenfassender Darstellung empfängt derjenige, welcher sich in die staatsmännische Thätigkeit Bismarcks vertieft, den Eindruck, daß die größte Periode dieses großen Lebens die Zeit von 1862 bis 1866 ist; allein durch das, was er in diesen vier Jahren erkämpft, gethan und vollbracht hat, würde er eine der größten Gestalten der Weltgeschichte sein. Ohne einen so einzigartigen Bund, wie er zwischen Wilhelm I. und ihm bestand, wäre es Bismarck freilich nicht möglich gewesen, das Ziel zu erreichen; auf dieser unerschütterlichen Verbindung der Beiden beruht alles Große, was damals und nachher geschehen ist. König Wilhelms schlichte Größe und einfache Hoheit wird durch das Genie und die Alles überragende Persönlichkeit seines Ministers nicht verdunkelt; ohne seines Herrschers Staatsgefühl, Pflichttreue und Festigkeit wären Bismarcks Erfolge undenkbar gewesen. Aber eben so wahr ist es, daß ohne Bismarck das Königthum in Preußen zu einem Schatten herabgesunken und niemals ein deutsches Reich gegründet worden wäre. Darum sagt Maurenbrecher sehr richtig, daß Bismarck doch höher stehe, als alle die Helden und Feldherren in jener glorreichen Zeit, höher als Roon und Moltke. Nur mit Friedrich dem Großen kann man ihn vergleichen, und was er geleistet, ist wenigstens eben so groß, als was jener gethan. Wie er wider den Willen der ungeheuren Mehrheit seines Volkes, von ihrem ingrimmigen Hasse und ihren Flüchen und Verwünschungen belastet, mit Ueberwindung aller nur denkbaren Hemmnisse die staatliche Einheit aus der Zersplitterung geschaffen und ein großes Reich gegründet, das ist ein fast beispielloses Schauspiel in der Weltgeschichte. Sehr gut ist, was Maurenbrecher über Bismarcks Glück bemerkt, dem von den Neidern und Feinden seine Erfolge zugeschrieben werden. Man könnte diesen gegenüber an das Wort des tiefsinnigen Denkers erinnern: Glück ist persönliches Verdienst. Die Ausführungen Maurenbrechers gegen die Ansicht, daß Bismarck sich in seinem Thun durch die Umstände habe bestimmen lassen und dadurch oft weiter geführt worden sei, als er eigentlich gewollt, sind ebenfalls sehr treffend und überzeugend. Die Ziele seiner Politik standen Bismarck von vornherein fest, das lehren eine große Anzahl von Denkschriften und andere Aeußerungen in Fülle, die Wege und Mittel zur Erreichung des Zieles dagegen wählte er nach den Umständen und Verhältnissen. Vortrefflich charakterisirt der Historiker die Selbstzufriedenheit und die selbstbewußte Haltung der Liberalen Bismarck gegenüber auch nach den Ereignissen von 1866. Er hatte um Indemnität nachgesucht, also hatte er doch eigentlich unrecht gehabt und sie recht, die Idee der deutschen

Tartu Raamatukogu

Einheit war ihr Eigenthum, das er sich nur angeeignet, er hatte nur ausgeführt, was sie längst erstrebt und als richtig erkannt. Daß die Verwirklichung einer politischen Idee eben den Staatsmann macht und von dem politischen Theoretiker und Doctrinär unterscheidet, daß die schönsten politischen Gedanken und Lehren werthlos sind ohne ihre praktische Durchführung, diese einfache Wahrheit kam ihnen nicht in den Sinn. Es wird den Lesern noch in Erinnerung sein, welche Fluth schmachvoller Angriffe sich jüngst, veranlaßt durch eine Aeußerung Bismarcks über das berühmte Emser Telegramm, von Seiten der ultramontanen und freisinnigen Presse über den Begründer des deutschen Reiches ergossen hat. Man schrie und jammerte, das deutsche Volk sei durch Bismarck damals getäuscht worden, der Krieg von 1870 sei also kein gerechter Vertheidigungskampf, sondern ein von Bismarck den Franzosen aufgenöthigter, zur Befriedigung seines Ehrgeizes heraufbeschworener gewesen. Man weiß nicht, ob man mehr über die wahnwitzige Parteiverblendung oder die bewußte Unwahrheit in diesen Declamationen erstaunen soll. Diese Herren konnten es längst aus Oncken wissen und können es jetzt wieder von Maurenbrecher lernen, wenn sie überhaupt nur lernen wollten, daß schon im Juni 1869 das Kriegsbündniß gegen Preußen zwischen Napoleon und dem Kaiser Franz Josef auf Beusts Betreiben so gut wie abgeschlossen war, daß Italiens Beitritt dazu gesichert erschien und daß der Krieg im Jahre 1870 beginnen sollte. Das ist die geschichtliche Wahrheit, und die deutsche Nation ist ihrem großen Staatsmann zu unauslöschlichem Dank dafür verpflichtet, daß er wie Friedrich II. in dem für Preußen günstigsten Augenblick den Feind zum Losschlagen nöthigte.

In der Erzählung der kriegerischen Ereignisse faßt sich Maurenbrecher sehr kurz; er konnte das um so eher, als seine Aufgabe eine andere war und über den Krieg von 1866 und 1870 vortreffliche Werke größeren Umfanges wie zusammenfassender Art vorhanden sind. Zu nicht geringem Verdienst müssen wir Maurenbrecher die scharfe Kritik falscher Ueberlieferungen anrechnen. Erbarmungslos zerstört er die Legende von den großen Verdiensten des Herzogs Ernst von Coburg-Gotha um die Einigung Deutschlands, welche dieser selbst in seinen umfangreichen Denkwürdigkeiten geschichtlich zu begründen gesucht hat. Der reiche Ruhmeskranz, den der Herzog sich selbst aufs Haupt gesetzt hat, wird von Maurenbrechers rücksichtsloser Hand stark entblättert; aus seiner Darstellung erhellt mit voller Klarheit, daß Herzog Ernst erst seit 1866 eine entschieden preußische Haltung einnimmt, während er noch kurze Zeit vorher beim Kaiser von Oesterreich im Interesse des Augustenburgers gegen Preußen intriguirt hat. Man muß es Maurenbrecher Dank wissen, daß er manches Bemerkenswerthe, was der Herzog ganz naiv berichtet, in seine Erzählung aufgenommen hat, da die drei starken Bände der

Denkwürdigkeiten desselben doch nur in die Hände einer beschränkten Anzahl von Lesern gelangen werden. Dahin gehört vor Allem die höchst charakteristische Mittheilung über die Verwendung der Königin Victoria von England für ihre Tochter und ihren Schwiegersohn, den Kronprinzen von Preußen, beim Kaiser Franz Josef, als dieser auf der Rückreise vom Frankfurter Fürstentage im September 1863 Coburg berührte; sie bat den Kaiser flehentlich, er möge doch Preußen nicht zu sehr demüthigen und schwächen und sich der Zukunft ihrer Kinder annehmen. Diese beispiellose Einmischung einer fremden Herrscherin in die inneren Angelegenheiten Deutschlands, die selbst den Kaiser von Oesterreich in Erstaunen setzte, beleuchtet aufs Grellste die deutschen Zustände jener Zeit. Auch manche andere Mythen werden von Maurenbrecher zerstört, so die oft wiederholte Erzählung von der freiwilligen, aus hochherzigem Patriotismus hervorgegangenen Aufforderung König Ludwigs II. von Bayern an Wilhelm I., die Kaiserwürde anzunehmen; in Wahrheit hat der König diesen Schritt sehr widerwillig und nur dem Zwange der Verhältnisse sich fügend, gethan. So ließe sich noch Manches anführen, was hier zuerst in richtigem Lichte dargestellt ist. Wie Vieles ließe sich aus der Geschichte jener Zeit, wie sie in Maurenbrechers Buche an uns vorüberzieht, für die Gegenwart lernen! Die Armeereorganisation hätte König Wilhelm auch von der damaligen Opposition bewilligt erhalten gegen das Zugeständniß der zweijährigen Dienstzeit. Er hat aber lieber Krone und Existenz aufs Spiel gesetzt und den härtesten und schwersten Conflict mit der Volksvertretung nicht gescheut, als daß er diese Forderung zugestand. Heute wird die dreijährige Dienstzeit ohne Kampf von der Regierung aufgegeben. Graf Mensdorff-Pouilly, den Kaiser Franz Josef nach Rechbergs Entlassung zum leitenden Minister ernannte, war ein tüchtiger Offizier, aber ohne alle diplomatische Vorbildung und Erfahrung; das Resultat seiner Führung der Geschäfte war die Katastrophe von 1866. Benedek mußte die Führung des österreichischen Heeres übernehmen, obgleich er selbst seine Unzulänglichkeit aufs Lebhafteste empfand und die ihm zugedachte Stellung wiederholt abgelehnt hat; die furchtbare Niederlage bei Königgrätz war die Folge davon. Höchst lehrreich ist auch die Geschichte des Ministeriums der neuen Aera. Diese Leiter des Staates traten den immer ungestümeren Forderungen des Abgeordnetenhauses schwankend und unsicher entgegen, suchten durch kleine Concessionen und entgegenkommende Schritte jeden Zusammenstoß ängstlich zu vermeiden und endeten damit, daß allgemeine Unzufriedenheit herrschte und der Conflict zuletzt doch und nun um so schärfer eintrat. Aber freilich, wer lernt denn aus dem Buche der Geschichte, wer achtet auf ihre Lehren? Selten Einzelne, noch seltener große Parteien, am seltensten Völker und Regierungen. Hegels melancholisches Wort ist nur allzu wahr: die Geschichte

ist nur dazu da, damit man nichts aus ihr lernt. Aber der Spiegel der Vergangenheit muß doch immer wieder den Geschlechtern der Menschen vorgehalten werden, damit sie nicht stets von Neuem in dieselben Fehler und Irrthümer verfallen, dieselben Irrwege einschlagen. Das Einsehen des Falschen und Verkehrten, die Erkenntniß des Richtigen bedeutet allein freilich noch wenig, der feste Wille, das als richtig Erkannte durchzuführen, wie viel Hindernisse sich auch entgegenstellen mögen, ist es, worauf es vor Allem ankommt. Diese hohe und starke Willenskraft besitzen und beweisen alle Führer und Leiter Preußens in jener denkwürdigen Zeit, sie ist es, welche diese Epoche zu einer so heroischen und großen macht. Läßt man die Einzelheiten dieser wunderbaren Kämpfe und Siege, des Zusammenstoßes und Widerstreits der heftig mit einander ringenden Kräfte, den wagenden Muth, die Erfindungskraft und die klare Besonnenheit des großen Meisters mitten in dem ihn umtosenden Sturm und der wilden Brandung der Wogen, das Heldenhafte der Charaktere und den Wechsel der außerordentlichen Ereignisse an seinem geistigen Auge vorüberziehen, dann glaubt man den wundersamen Mären eines gewaltigen Epos zu lauschen, dessen hinreißende Gewalt die Seele im Tiefsten bewegt und ergreift.

Möge Maurenbrechers Buch viele aufmerksame Leser finden!

H. Diederichs.

Rede, gehalten am Sarge des weil. livl. Landraths Arthur von Richter.

(Geb. 17. Nov. 1824, † 12. Nov. 1892.)

Hochgeehrte Leidtragende!

Wenn ich in diesem Augenblicke, wo wir im Begriffe sind, der irdischen Hülle Arthur von Richters das Geleit zur letzten Ruhestätte zu geben, es mir zur Aufgabe stelle, im Namen der livländischen Ritter- und Landschaft dem Ausdruck zu geben, was der theure Verstorbene uns gewesen ist und was wir in ihm verloren haben, so bin ich mir wohl bewußt, dieser Aufgabe nur unvollkommen genügen zu können.

Denn nicht der tiefe Schmerz, den der Tod Arthur von Richters hervorgerufen unter seinen Angehörigen und Freunden, seinen Amtscollegen und Mitbrüdern, in der Corporation, der er angehörte und im Lande, das er verwalten half, nicht die Erschütterung und Trauer, welche uns Alle erfüllt, können den alleinigen Maßstab für die Größe und Bedeutung des Verlustes abgeben, den wir erlitten haben. Wenn wir daran denken, daß in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts in unserer Heimath Ereignisse sich vorbereitet und erfüllt haben, welche für die Zukunft Livlands von der folgenschwersten Bedeutung bleiben werden, und wenn wir uns vergegenwärtigen, wie Arthur von Richter während dieser ganzen Zeit zu den einflußreichsten und bedeutendsten Vertretern und Leitern unserer öffentlichen Angelegenheiten gehört hat, so müssen wir bekennen, daß hier sich ein Geschick erfüllt hat, daß wir hier vor einem Schicksalsschlage stehen, dessen ganze und volle Bedeutung zu beurtheilen erst einer späteren Zeit vorbehalten bleibt. Erst in der Zukunft wird es ganz offenbar werden, eine wie tiefe und einschneidende Lücke dieser Tod unter uns hervorgerufen hat.

Arthur von Richter war es beschieden, zu einer Zeit in den Landesdienst zu treten, als noch, dank der damals gesetzlich bestehenden Selbstverwaltung, ein reiches Feld der Thätigkeit für Wahlbeamte des Landes auf dem Gebiete der Justiz und Verwaltung geboten war. Dieser Thätigkeit hat der Verstorbene im frühesten Alter, nach Vollendung seiner Ausbildung, sich gewidmet. Dieser Thätigkeit ist er über ein Menschenalter — die Dauer von 46 Jahren kann wohl so bezeichnet werden — in hingebendster Weise treu geblieben. — Ausgerüstet mit hervorragenden Geistesgaben, mit einem die schwersten Fragen erfassenden und durchdringenden Verstande, mit einer Beredtsamkeit, deren Zauber Allen unvergeßlich bleiben wird, die ihn in unserem Rittersaale gehört haben, hat er von seiner Jugendzeit an bis zu seinem Hinscheiden in den verschiedensten und bedeutendsten Landesämtern für das öffentliche Wohl gewirkt. Die Posten eines Adjuncten des dorpater Ordnungsgerichts, eines Assessors des dorpater Kreisgerichts, eines Kirchspielsrichters und Kreisrichters, die er nach einander bekleidete, bereiteten ihn vor zu den wichtigen Aemtern eines Ritterschaftssecretärs, eines Landraths und eines Oberdirectors der livländischen Credit-Societät. In der Bekleidung dieser bedeutsamen Aemter — als Landrath ist er 30 Jahre thätig gewesen — stellte er seine ganze Persönlichkeit dem Landesdienste zur Disposition. Mit nie rastendem Fleiß und unermüdlicher Arbeitskraft versah er die ihm übertragenen Functionen, und mit seiner sein ganzes Herz erfüllenden Liebe zu unserer Heimath war er ein Patriot, der sich mit dem Geschicke unseres Landes vollkommen identificirte. Unser politisches Leben, er lebte es mit, und unser politisches Leid, er fühlte es wie sein eigenes Leid.

Es war aber mehr in ihm als dieser schöne und feurige Patriotismus. Es kann wohl behauptet werden, daß wir in dem theuren Verstorbenen eine staatsmännische Kraft verlieren, wie sie in unseren Verhältnissen nur selten zu Tage tritt. In der ganzen politischen Thätigkeit Arthur von Richters läßt sich ein Bestreben verfolgen und erkennen. Er stellte sich nie in den ausschließlichen Dienst einer politischen Doctrin, sondern suchte stets, oft mit Hintansetzung seiner persönlichen Wünsche und Neigungen, nur diejenigen Maßnahmen durchzusetzen, welche im gegebenen Fall ihm zum Besten des Landes die richtigen erschienen. Dieses unseren Verhältnissen in hohem Grade entsprechende staatsmännische Verhalten hat den großen Einfluß begründet, den sein Rath und seine Persönlichkeit in allen schwierigen Situationen und bei der Entscheidung wichtiger Fragen ausübte.

Ich muß es mir versagen, auf Alles einzugehen, was die livländische Ritter- und Landschaft Arthur von Richter verdankt. Es hat aber keine unser Land berührende bedeutende Frage während seiner Wirksamkeit gegeben, mit der er sich nicht eingehend beschäftigt und bei deren Lösung nicht sein

Einfluß von großer Bedeutung gewesen ist. — Und wenn in letzter Zeit ein schweres Leiden hindernd und lähmend auf ihn wirkte, immer fand er noch die Energie weiter zu arbeiten, treu seinen Verpflichtungen, treu den Aufgaben, die er sich gestellt hatte, treu dem Dienste seiner Heimath, getreu bis in den Tod!

Habe Dank, Arthur von Richter, für diese Treue! Die livländische Ritter- und Landschaft dankt Dir für Alles, was Du für Deine Heimath gearbeitet und gewirkt hast. Ruhe sanft gebettet in der Erde Deines Heimathlandes! Die Blumen und Kränze, die wir Dir aufs Grab legen, sie werden verwelken, eine unverwelkbare Lorbeerkrone wird Dir bleiben — das Andenken Deiner Heimathgenossen!

Poetiſche Ueberſetzungen

von G. v. G.

Die Sehnſucht nach der ewigen Seligkeit.

O, daß die Abendröth' ich endlich ſähe
Des Lebens und Frühlicht der Ewigkeiten!
O Hoffnung, führ' mich durch des Meeres Weiten,
Bis daß zum Hafen ſich mein Segel blähe!

Bis daß die Strahlen jener Himmelsnähe,
Die halbverhüllt mir jetzt ins Herze gleiten
Und ſanften Frieden, Andacht um mich breiten,
Von Angeſicht zu Angeſicht ich ſehe!

Süß iſt der Tod, um ewig dann zu leben,
Die Augen ſchließen, um im Wonnerauſche
Im lichten Himmelsraum ſie zu erheben:

Das leidvolle Getümmel geb' im Tauſche
Ich für die Ruh'; und Freudenſchauer beben,
Wenn Gottes Morgen ich entgegenlauſche.

(Nach dem Italieniſchen der Vittoria Colonna. 1490—1547.)

Alexander am Grabe des Achilles.

Beim Grab Achills weilt nach dem Kriegsgedränge
Ehrfürchtig Alexander, und beim Scheiden
Entſtürzen Thränen ihm; nicht kann er's meiden,
Daß ſich der Seufzer ſeiner Bruſt entränge:

Ich gönn' Dir, daß der Troer ſtolzer Menge
Dein Heldenſchwert gebracht hat Schreck und Leiden;
Will im Triumph und Sieg Dich nicht beneiden:
Nur um Homeros' göttliche Geſänge.

In Krieg und Frieden fehlte Hellas nimmer
Der Männer Zier; weh! über alle breiten
Tod und Vergeſſenheit die Hand auf immer.

Doch nicht der Weltgeſchichte mächt'ges Schreiten
Kann je verdunkeln Deines Namens Schimmer;
Ach! leben wird Dein Ruhm zu allen Zeiten!

(Nach dem Italieniſchen des Redi.)

Die beiden Schmetterlinge.

Ein Schmetterling mit Flatterſinn
Sieht eine Flamm' und ſchwinget
Zu ihr im Zickzackflug ſich hin;
Jedoch die Mutter dringet:
„Halt ein! o Tochter! Siehſt Du's nicht,
Dir bringt, o weh! den Tod das Licht!

Treulos iſt jener bunte Schein,
Ein Lügenbild des Glückes.
Vertraue mir! Mich weihte ein
Erfahrung des Geſchickes:
Hab' doch den Flügel ich, fürwahr!
An ſolchem Licht verſengt um's Haar!"

Sie ſpricht's, und da das Mädchen drauf
Scheint zur Vernunft gekommen,
So hat die Mutter ihren Lauf
Wo andershin genommen.

Das Töchterchen bleibt nun alleine:
Es zieht ſie doch zum bunten Scheine.

Sie blinzelt in das ſchöne Licht;
Ein Rufen, Winken, Locken
Zu ihr aus dieſer Flamme ſpricht;
Da ſagt ſie unerſchrocken:
„Ein altes Weib, das kennt man lange,
Iſt vor, was weiß ich alles, bange!“

Und flatternd im Fandango zieht
Sie luſtig um die Kerze;
Ob oft ſie auch die Hitze flieht,
Ob auch der Flügel ſchmerze:
Gleich kehrt ſie zu der Flamme wieder
Und ſinkt zuletzt als Aſche nieder.

O Mütter, meine Worte ſind
An euch gerichtet alle:
Es kommt wie dieſes ſchöne Kind
Manch Schmetterling zu Falle;
Denn um Gefahren abzuwehren,
Genügen nicht die guten Lehren.

(Nach dem Italieniſchen des Luigi Grillo. 1725—1790.)

Graf Robert.

Graf Robert ward, wie man erzählt,
Noch nie der Furcht zur Beute.
Ihn täuſchte Satan, daß der Held
In Frau'ngeſtalt ihn freite.

Doch eh' er ihm gekrümmt ein Haar,
Entzieht ohn' allen Schrecken
Er ſich dem Schimpf und der Gefahr;
Drob pries man weit den Recken,
Den Graf Robert.

Verliebt gar bald, wie ſich's gebührt,
Hat er darauf geſchwind
In zweiter Ehe heimgeführt
Des Königs ſchönes Kind.

Ob Weib, ob Teufel ſchlimmer ſei,
Wird ſicher drum gelehrt —
So wie, ob Beides einerlei, —
Von Graf Robert.

(Aus dem Altfranzöſiſchen; Verfaſſer unbekannt.)

Der Bär, der Affe und das Schwein.

Ein Bär, der treu ernährte ſeinen
Zigeuner und im Lande ſtrich,
Verſuchte auf den Hinterbeinen
Im ungelenken Tanze ſich.

Geſtachelt von dem Ehrgeiz, fragte
Er einen Affen: „Iſt's ſo recht?"
Der tanzeskund'ge Affe ſagte
Ihm offen: „Nein, ganz herzlich ſchlecht!"

Der Bär erwiderte: „Ich fürchte,
Daß Du parteiiſch von mir denkſt,
Und Achtung nicht der edlen Haltung
Und meinen leichten Schritten ſchenkſt!"

Da rief das Schwein daneben: „Höre,
Wie machſt Du alles Dieſes nett!
So elegante Voltigeure
Giebt es nicht immer im Ballet!"

Es machte, als er dies vernommen,
Der Bär die Rechnung ſtill bei ſich,
Und als zum Schluſſe er gekommen,
Der Stolz von ſeinen Mienen wich:

„Was nicht der Affe loben wollte,
Darüber ſchlich ſich Zweifel ein;
Doch da das Schwein ihm Beifall zollte,
So muß mein Tanz erbärmlich ſein."

Als Schatz magſt Du die Lehre preiſen,
O Autor! Sonſt biſt Du verloren:
Es warne Tadel Dich der Weiſen,
Jedoch noch mehr das Lob der Thoren.

(Nach dem Spaniſchen des Yriarte.)

Der Kater und die Mäuſe.

Ein Kater lebte einſt am heil'gen Ganges,
Der trotz des Herzens tückiſch böſem Sinnen,
Und ob er gleich ein Freund des Vogelfanges,
Der Thiere Zutraun wußte zu gewinnen.
Mit Händefalten und mit ernſter Haltung
Sagt' er, daß Seelenläut'rung und die Pflichten
Und der Begierden gänzliche Erkaltung
Seit lange ſchon ſein Trachten und ſein Dichten.
So kam's, daß, während alle fromm ihn hießen,
Er ſann, den Lohn der Andacht zu genießen.

Nun zog ein Mäuſevolk zu jenem Strande
Und dachte ſich in deſſen Schutz zu geben,
Den die Verſtellungskunſt im ganzen Lande
Mit dem Geruch der Heiligkeit umgeben.
Drum ſprachen ſie nun zu einander alle:
„Iſt ſonſt die Art von Laſtern auch nicht rein,
Dies iſt ein ſanfter Onkel ohne Kralle;
Für alt und jung ſoll er die Zuflucht ſein!"
Und zu dem Onkel kommen ſie und reden:
„Ehrwürd'ger Herr! Wir ſuchen Deine Gunſt;
Du übeſt Buße, faſteſt, lieſt die Veden,
Dir liegt am Herzen nur die ſchwere Kunſt
Der Sinnenbändigung. Wir bitten ſehr:
Schirm' uns, wie Indra ſchirmt der Götter Heer!"

Und blinzelnd mit den ſchmalen Augenſchlitzen
Den Mäuſen antwortet der Mäuſefreſſer:
„Wie ſoll ich Buße üben und Euch ſchützen!
Zugleich dies Beides wird gelingen beſſer,

Wenn wir uns Folge leisten gegenseitig,
Ich Euch, Ihr meinem Wunsch erweiset Achtung.
An Schwäche schon durch langes Fasten leid' ich:
Mein Gang wird matt; versunken in Betrachtung,
Schwank' ich und muß geführt zum Ufer werden,
Zu baden weg den Sündenstaub der Erden.
Was aufgerichtet hat den Geist: die Buße,
Hat Kraft geraubt dem sonst so flinken Fuße!"

Als beigestimmt die Jungen und die Alten
Dem Kater sich vertrauten auf sein Wort;
Da hat der Böse Zeit sich zu entfalten,
Gelegenheit zu mausen hier und dort.
Und immer feister werden seine Glieder,
Sein schäb'ger Pelz wird spiegelblank und dicht;
Die Schaar der Mäuse sieht erschreckt hinwieder,
Daß ihre Reihen schon geworden licht.

Und als sie in der Volksversammlung reden:
„Der Onkel nimmt ja zu, wir schwinden fort!
Und dennoch fastet er und liest die Beden!
Wie mag das kommen?" Da ergreift das Wort
Der Mäuse klügste, Dindikas mit Namen:
„Daß ich erforsche, wie der Onkel handle,
Wenn ich zum Badeplatze führ' den Lahmen,
Möcht' ich, daß Eure Schaar dann vor uns wandle;
Damit Euch Niemand in den Rücken falle."
„So sei's! so sei's!" so riefen darauf Alle.

Und es geschah, wie Dindikas gerathen.
Kaum sah der Kater den Begleiter kommen,
So hat er unversehens ihn als Braten
In seinen frommen Magen aufgenommen.
Gleich sammeln sich die Mäuse zum Rathschlagen
Und Kolikas, der älteste von Allen,
Begann: „Ihr Vetter! laßt Euch sagen,
Mir will der gute Onkel nicht gefallen;
Der Weg des Heils scheint ihm noch fremd zu sein,
Und seine Kutte trägt er nur zum Schein.
Hat man den Koth von einem Pflanzenfresser
Mit Haaren, wie bei ihm, vermengt gesehen?

Die Gliederfülle zeigt den ſtarken Eſſer,
Und unſer Volk wird balde untergehen.
Jetzt hat es ſieben Tage erſt gedauert,
Und auch um Dindikas wird ſchon getrauert."

Kaum ward dies Wort gehört im Mäuſelager,
Als alle ſchnell in ihre Löcher bogen.
Die falſche Katze blieb und wurde mager
Wie eh'mals, als die Mäuſe zu ihr zogen.

(Aus dem Sanſkrit: Mahâbhârata V, 5422—5447.)

Im Inhaltsverzeichniß
des XXXIX. Bandes (1892) iſt nachzutragen:
Otto Seeck, „Zeitphraſen" von H. D. — S. 532.

Herausgeber: R. Weiß.

Für die Redaction verantwortlich:
N. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 23-го Декабря 1892 г.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Torqueville, Taine und Forel in ihrer Stellung zum ancien régime.

(Schluß.)

Von drei Klassen von Personen sind die Grundlagen der modernen Gesellschaft erbaut worden. Die Priester haben den Barbaren gezähmt, aus wilden Bestien menschliche Wesen geschaffen, sie durch Religion und Disciplin lenksam, durch Bildung und Erziehung klüger und besser gemacht. Der Adel hat sie vor dem äußeren Feinde geschützt, der König aus zahllosen Stämmen eine Nation und einen Staat geschaffen. Der Leistung entspricht die Belohnung. Noch im 18. Jahrh. besitzen die 270,000 Privilegirten mehr als die Hälfte von allem Grund und Boden, sind außerdem von der Taille befreit und wissen auch Kopf- und Einkommensteuer durch Einfluß und gewandte Manipulationen auf ein Minimum zu reduciren, z. B. zahlen die Prinzen anstatt 2,000,000 nur 180,000 Francs Einkommensteuer. Dazu nehme man noch den außerordentlich reichen Ertrag der alten feudalen Abgaben, deren es im Jahre 1724 noch 1200 verschiedenartige gab. — Aber zwischen Lohn und Arbeit herrscht ein greller Widerspruch. Weder an der allgemeinen, noch an der localen Regierung nehmen sie Theil, wie es der Adel in England thut. Neben den Beamten der königlichen Centralisation sind die Edelleute in den Provinzen überflüssige Schmarotzer. Auch wenn sie es wollten, besitzen sie nicht die Macht, ihren Sprengel gegen den Intendanten zu schützen. Zu einer Versammlung von 20 Adeligen bedarf es einer ausdrücklichen Erlaubniß des Königs. Nichts fesselt sie ans Land, wo Langeweile und Müßiggang ihr Theil ist; Alles zieht sie an den Hof, den einzigen Ort, wo man angenehm lebt und gute Carrière macht. Ihre Verschwendung ist kolossal, und sie befinden sich ewig in pecuniären

Calamitäten. Sie drücken den Pächter, der Pächter den Bauern; sie verkaufen Justizstellen an Lumpen und Vagabunden, und die schwarze Brut richterlicher Blutegel saugt desto gieriger, je zahlreicher sie ist und je magerer die Beute. Ein besseres Verhältniß herrscht zwischen Adel und Bauer, wo der erstere im Lande bleibt. Sie sind leutselig und wohlthätig — denn die Nachbarschaft ist schon an und für sich ein Band — werden geliebt und verehrt. Aber auch viele von ihnen sind im Laufe der Zeit durch das Institut der Primogenitur und schlechte Wirthschaft verarmt, der materielle Selbsterhaltungstrieb hat sie zu harten Gläubigern des Bauern gemacht; sie sind gezwungen, ihre Feudaleinkünfte mit Strenge einzutreiben. Aber auch manche andere Feudalrechte, wo die Strenge nicht am Platz war, so besonders das Jagdrecht, werden mit unmenschlicher Härte aufrecht erhalten. Trotz Rousseaus Sentimentalität und Thränen gestattet man es, daß Jagdbeamte Menschen wie Thiere verfolgen und Thiere wie Menschen schützen, verbietet man es dem Bauern, sein Gras bis Johanni zu mähen, damit das Rebhuhn brüten könne.

Frankreich geht an Herzhypertrophie zu Grunde, aller Reichthum, aller Geist sammelt sich in Paris; Theater, Zeitungen, Amüsements sind nur hier zu finden. Der materielle und geistige Verkehr ist in den Provinzen gleich Null, und die Bevölkerung verkommt in Armuth und Indolenz.

Eben so wenig wie an der localen Regierung nehmen Adel und Geistlichkeit an der allgemeinen Theil. Statt der früheren Dienste haben sie nicht wie in England als Parlamentsglieder gelernt, neue zu leisten. Stände und Körperschaften denken nur an ihre speciellen Interessen, denn sie sind unter einander völlig isolirt und die Isolirung ist die Ursache ihres Egoismus. Noch besitzt der Klerus das Recht zu regelmäßigen Versammlungen und kann als Körperschaft mit dem König verhandeln, aber nichts Anderes liegt ihm am Herzen, als wie er durch gewandte Manöver seine Abgaben erniedrigen und seine Einkünfte erhöhen könnte. Der Adel besitzt zwar keine Versammlungen, aber Einfluß, und versteht es, sich alle bedeutenden geistlichen und weltlichen Stellen zu sichern. Dreiviertel derselben, besonders aber die Hofchargen, sind nutzlose Paradeämter, die indeß viel einbringen — die Inspicienten des königlichen Nachtstuhls erhielten 20,000 Francs jährlich. Als Gegensatz betrachte man das Leben eines armen Pfarrers, der mit einem erbärmlichen Einkommen Jahr aus Jahr ein den anstrengendsten Dienst verrichten muß, und dessen Wohnung aus einem „abscheulichen Keller" besteht. Der König ist der kostspieligste Schmarotzer, sein Müßiggang ist schrankenlos wie seine Allmacht; da er alle Gewalt an sich gerissen, kann er eigentlich nichts leisten, denn das System, das er geschaffen, zu überwachen, „dazu würde kaum ein um 4 Uhr Morgens aufstehender Friedrich der Große oder ein

des Nachts im Bade dictirender, täglich 18 Stunden arbeitender Napoleon ausreichen", der König beschäftigt sich mit Repräsentiren und Geldausgeben, und er hat genug zu thun, um seine 477 Millionen Francs jährliche Revenuen anzubringen. So hoch belaufen sich nämlich seine Staatseinkünfte, die er als seine Privateinnahmen, wie er ganz Frankreich als seine erbliche Domäne betrachtet.

„Ein Generalstab, der mehr als 100 Jahre lang auf Urlaub ist, sammelt sich um einen Chefgeneral, der empfängt und einen Salon hält," so faßt Taine in Kürze Sitten und Gebräuche der höheren Gesellschaft zusammen. Der Salon ist — Versailles, eine Stadt von 70,000 Einwohnern und doch von dem Leben eines einzigen Mannes erfüllt und bevölkert. Sie besteht fast ausschließlich aus Palästen, Gärten ꝛc., in denen unsinnige Summen stecken. Der Palast des Königs z. B. repräsentirt einen Werth von 750,000,000 Francs nach heutigem Gelde. Danach kann man sich ungefähr den ungeheuren Aufwand vorstellen, der im Uebrigen herrschte, z. B. die Livréen der königlichen Stallbeamten kosteten jährlich 540,000 Francs, die Wildpret- und Fischrechnung betrug eine runde Million; überhaupt umfaßte der Hofstaat 15,000 Personen, welche jährlich 40—45 Millionen verschlangen. — Dreiviertel vom Leben des Königs sind von Paraden erfüllt. Selbst seine einfachsten und intimsten Verrichtungen, wie Aufstehen, Essen, Trinken ꝛc., werden zu festlichen Ceremonien, die Stunden lang dauern und eine Unzahl von müßiggängerischen Höflingen mit Nichtsthun beschäftigen. Mit ihren kostbaren Toiletten und feinen Manieren sind sie nichts als nutzlose Luxusmöbel für den Salon. — Die Gesellschaft, welche den König immer umgiebt bei Tag und Nacht, Spiel und Jagd, Gesandtenempfang, Theater ꝛc., ist eine Elite, die aus lauter vollendeten Weltleuten besteht: „da ist jede Toilette, jede Kopfbewegung, jeder Laut, jede Redewendung das Meisterwerk weltlicher Cultur, die destillirte Quintessenz raffinirter Geselligkeitskunst". Repräsentationen und Amüsements, wie Jagd, Maskenbälle, Schauspiel, Kartenspiel, füllen den Tag des Königs und seiner Höflinge. Wie der Herr, so der Diener; auch auf den entlegensten Edelhöfen macht man Staat und verbringt seine Zeit in Gesellschaft. Die Geistlichkeit lebt eben so flott wie der hohe Adel, Stiftsdamen speisen mit Offizieren und sind nichts weniger als prüde.

Frankreich ist ein von Salonmenschen bevölkertes Land. Das politische Regiment und der Nationalcharakter sind gleich schuld daran. Bekanntlich ist der Franzose Meister in der Kunst der Geselligkeit, er kennt kein größeres Vergnügen als zu plaudern, d. h. „Andere zu amüsiren, indem er sich selbst amüsirt". In der ganzen Welt wird Versailles als die hohe Schule des bon ton angesehen, und der König gilt für ein Musterbeispiel des feinen

Benehmens; er versteht es, in jedem Wort und in jeder Bewegung Würde und Zuvorkommenheit zu verbinden. In Frankreich lebt man nur für die Gesellschaftswelt. Den öffentlichen Angelegenheiten schenkt man nicht das geringste Interesse, und die wichtigsten Ereignisse dienen nur zur Erfindung von Bonmots.

Eben so wenig kümmert sich der Adel um die praktischen Pflichten und Sorgen des täglichen Lebens; Haushalt, Wirthschaft, Güterverwaltung überläßt man den Intendanten. Natürlich wird fürchterlich gestohlen; man weiß es, aber man achtet nicht darauf, das Geld hat keinen Werth, und je weniger Einer auf das Geld sieht, desto mehr ist er Weltmann. — Die Gesellschaft ist der Moloch, dem Alles geopfert wird. Die Intimität zwischen Eheleuten gilt für unanständig, ein förmlich ceremonieller Ton herrscht zwischen ihnen, und gewöhnlich leben sie getrennt; oft bleibt die Frau in der Residenz, wo sie sich mit Intriguen und Liebhabern beschäftigt, während der Mann in der Provinz irgend eine Charge bekleidet. — Die Gesellschaft tyrannisirt das Individuum; tiefes Gefühl und Leidenschaft zu äußern, gilt für lächerlich. Es kommt auch selten vor, und selbst die Liebe ist nichts als kalte Phantasie und Sinnlichkeit. Vergehen gegen die Sittlichkeit sind erlaubt, gegen den guten Ton streng untersagt; unsittliche Handlungen erregen keinen Anstoß, aber jedes unschickliche Wort ist verpönt. Dieselben Ursachen, welche die Ehe zerstören, gestatten auch kein echtes Familienleben. Mit der Kindererziehung geben sich die Eltern nicht ab; bis zum 7. Jahre werden Lakaien und Kammerjungfern damit betraut. Von früh auf erzieht man die Kleinen zu vollendeten Parquetlöwen und Salondamen. Der Tanzlehrer bringt ihnen Anmuth in Haltung und Bewegung bei, und der fortwährende Aufenthalt unter den erwachsenen Weltleuten und das häufige Theaterspiel lehrt sie „Anmuth des Geistes und der Sprache". Die Erziehungsweise ist von Erfolg gekrönt: neunjährige Treibhauspflanzen excelliren in geistreichen Bonmots und witzigen Schmeicheleien.

Die Anziehungskraft der Gesellschaft wird nur durch ihre Annehmlichkeit erklärt. Nirgends ist die Virtuosität des feinen geselligen Lebensgenusses so entwickelt als in Paris. Nirgends lebt man so wenig für sich, so ausschließlich für Andere. Nirgends ist zuvorkommende Liebenswürdigkeit und Opferwilligkeit gegen Andere, besonders gegen das weibliche Geschlecht, so groß wie hier. Kein Wunder, daß alle Welt sich wohl fühlt und gut amüsirt; ist doch das ganze Leben nichts weiter als ein Spiel. Man ist den ganzen Tag müßig, aber keine Stunde unbeschäftigt. Alles wird zum Spiel getrieben, Musik, Schauspiel, Malerei, selbst Handfertigkeiten. Mancher Graf und Baron zeichnet sich als Uhrmacher, Decorateur, Schlosser aus. Die Vergnügungssucht wird schließlich zur Manie und hört auf, wählerisch

in ihren Gegenständen zu sein. Am beliebtesten und verbreitetsten ist das Theaterspiel, „der kleinste Procurator will in seinem Landhäuschen eine Bühne und eine Truppe haben. Und was für Stücke spielt man? Man merkt's an den Titeln: „Der geile Leander", „Die Hochzeit ohne Pfarrer" ꝛc. Frivolität und Zweideutigkeit sind matte Bezeichnungen für derartiges Dreckgeschreibsel. Manche sind so roh, „daß man sie nur vor Fürsten oder Dirnen spielen kann", „auf eine gesalzene kommen zehn gepfefferte Farcen"....

Aber das sind nicht die einzigen Schattenseiten dieser Lebensweise, es giebt noch andere, die mehr im Wesen stecken und fühlbarer sind. Das Gesellschaftsleben ist künstlich, trocken, alles ist gemacht, raffinirt, zubereitet ꝛc. Die tyrannische Convenienz hat jede Natürlichkeit in Sprache, Benehmen, Gefühl erstickt. Die Sehnsucht nach dem Verlorengegangenen macht sich geltend und eine Reaction tritt ein. Aber auch bei der neuen Natürlichkeit ist viel äußerliche Affectation und oberflächliche Nachäfferei im Spiel; man trägt Roben à la Jean Jacques, man vergießt Thränen, man bewundert einen ungewaschenen Bauernbuben, weil es die Mode so verlangt. Dennoch läßt sich nicht leugnen, „daß die großen Worte ... auf dem Grunde des Herzens einen Rest thätiger Güte, vertrauenden Wohlwollens ... zurücklassen. Mütter hegen den Wunsch, ihre Kinder selbst zu säugen, Väter wollen sich für die Erziehung ihrer Sprößlinge interessiren." Gegen die Bauern und die einfachen Leute ist man freundlich und herablassend. Sehr fein sagt Taine: „Kurz bevor diese Gesellschaft hinweggefegt wird, schmilzt ein gegenseitiges Wohlgefallen, ein Geist der Freundlichkeit — gleich einem sanften lauen Herbstwinde — alles, was jene noch Trockenes und Hartes an sich hat, und hüllt die Eleganz ihrer letzten Tage in ein Parfum von verwelkenden Rosen." Eben so groß wie ihre Sentimentalität ist auch die Gebrechlichkeit des Geschlechts. Das Salonleben hat sie physisch und moralisch verweichlicht. Der Edelmann hat als einzige Waffe gegen den wüthenden Volksstier — Lächeln und Freundlichkeit, während Prügel und harte Worte das einzige wirksame Besänftigungsmittel sind. Heiterkeit und Grazie verlassen ihn nie, mit Heiterkeit und Grazie wird der Edelmann auch das Schaffot besteigen.

Der revolutionäre Geist setzt sich aus zwei wesentlichen Factoren zusammen, die getrennt — heilsam, vereinigt — schädlich wirken. Auf dem ganzen Gebiet der Naturwissenschaft gehen gewaltige Umwälzungen vor sich. Die gefundene neue Methode der Experimentalforschung schafft neues Material, ermöglicht die Entdeckung neuer Gesetze und erzeugt neue und ungewohnte Urtheile. Die Anschauung vom Leben verändert sich. Der Gedanke, die höheren und complicirteren Formen als das Resultat einer spontanen Entwickelung aus den einfachen und niederen zu erklären, regt sich deutlich. Der

Grund zu Darwins Schlüssen wird schon jetzt gelegt. Die ganze gebildete Welt betheiligt sich mitdenkend, mitforschend an der neuen Bewegung. Voltaire macht Experimente über die Gewichtszunahme glühender Metalle, Montesquieu secirt Frösche. Die Wirkung der neuen Wahrheiten ist ungeheuer. Was ist der Mensch gegenüber den endlosen Räumen und Zeiten, mit denen die Wissenschaft operirt? „Ein Atom, eine Eintagsfliege", wohl der Gipfelpunkt der organischen Entwickelung, aber doch nur ein Thier unter Thieren. Sein Wille und Intellect als geselliges Wesen ist ebenso Gesetzen unterworfen, wie seine körperliche Organisation den physikalischen, physiologischen Naturgesetzen. Um ihn kennen zu lernen, ist der einzige richtige Weg die vorurtheilslose Beobachtung, wie einem Naturproduct gegenüber; die Beurtheilung vom Standpunkte des religiösen Dogmas wird für veraltet und falsch erklärt: die Moralwissenschaften lösen sich von der Theologie los. Die neuen Gesichtspunkte, nach welchen es nirgends eine willkürliche Intervention der naturgesetzlichen Regelmäßigkeit giebt, machen sich ebenso in der Voltaireschen Bibelerklärung, wie in der Anthropologie und Geschichte geltend. Alles erscheint natürlich bedingt. Der Charakter eines jeden Volkes, seine Geschichte, seine socialen Formen stehen in unlösbarem Zusammenhange mit Bodenbeschaffenheit, Klima, Lebensweise (Bucle). Auch bei der Erklärung des menschlichen Seelenlebens muß man die bisherigen mystisch-transscendentalen Vorstellungen als überflüssig bei Seite lassen. Die Sache macht sich ganz einfach. Empfindungen und Eindrücke sind die Urbestandtheile unserer Ideen und Urtheile (Condillac), Triebe und Begehrungen die unserer Entschlüsse und Handlungen: die ganze richtige analytische Methode besteht eben darin, auf allen Gebieten diese Urbestandtheile und einfachen Elemente in der Erfahrung aufzusuchen und rein darzustellen; hat man erst die Bausteine, läßt sich das Gebäude leicht aufrichten. Darin haben allerdings die Lehrer dieser neuen Methode Recht; „die Wahrheit liegt in den wahrnehmbaren Dingen", aber — sie gewinnen kann man nur mit geübtem Scharfsinn und mit Hilfe der gründlichsten Kenntnisse, und daran fehlt es den Gelehrten der damaligen Zeit. Ihr Inductionsmaterial war spärlich und ihr Forschungsgeist kritisch ungenügend entwickelt. So war es mit den neuen Wahrheiten beschaffen; betrachten wir nun, welche feste Form von Intelligenz die Menschheit von früher her besaß und jetzt den neuen Ideen entgegentrug. „Diese feste Form heißt der klassische Geist. . . . Die Anwendung desselben auf die Wissenschaftlichkeit jener Zeit hat die Philosophie des Jahrhunderts und die Lehren der Revolution erzeugt." „Dieser klassische Geist verdankt seine Entstehung dem Umstande, daß alle Gelehrte und Schriftsteller gewöhnt waren, vor einem Salonpublicum zu sprechen, für dasselbe zu schreiben und zu denken. Das zeigt sich zunächst in der Sprache.

Da die Gesellschaft weder gelehrte Interessen besitzt, noch auch die sachlich-technische Wirklichkeit kennt, schließlich die Aeußerung jedes allzu persönlichen und individuellen Gefühls von der nivellirenden Convention verpönt ist, wird auch die Sprache demgemäß purificirt: alle gelehrten, technischen Wörter, jede originell improvisirte Ausdrucksweise verbannt. Die Sprache, aus allgemeinen Ausdrücken zusammengesetzt, ist klar, aber farblos und mager. In Romanen z. B. spricht man nicht von Linden, Ahorn, Kastanien, sondern sagt etwa: die Scene stellt einen Hain von wohlriechenden Bäumen dar." Die correcte, klare Sprache wird das internationale Organ der allgemeinen Vernunft. Es ist das aber im Grunde nur eine „vernünftelnde Vernunft", welche von der complicirten Aeußerlichkeit der wirklichen Dinge, von den verwickelten Details des rein Persönlichen und Geistigen nichts verstehen will und daher nichts verstehen wird. Alle Welt weiß gut zu reden und zu schreiben, aber Niemand ist im Stande ursprüngliche und neue Eindrücke rein aufzufassen und sie richtig und genau wiederzugeben. Am marquantesten tritt die Eigenthümlichkeit des allgemeinen Geistes in der klassischen Kunst zu Tage: „Sie schafft keine wahren Individuen, sondern allgemeine Charaktere: Könige, Vertraute, Hohepriester ꝛc. mit allgemeinen Neigungen und Eigenschaften, Liebe, Hingebung und Treue ꝛc." Alles das, was einer Person individuelle Färbung giebt, wie Zeit- und Ortumstände, fehlt vollständig. Sehr fein sagt Taine: „Selten treten, wie bei Shakespeare, die physischen Eigenschaften zu Tage, wie Temperamente, Magerkeit, Corpulenz ꝛc. Selbst in den Prosaromanen erinnert nichts, wie in den englischen, an das practisch-wirkliche Leben; man findet nirgends etwas über Geldwirthschaft, Industrie, Justiz ꝛc. Anstatt Thatsachen nur endlose Abstractionen und Gespräche über Natur, Vernunft, Freiheit ꝛc. Aus einigen allgemeinen und einfachen Begriffen, durch bloßes logisches Raisonnement das Ganze herzuleiten, das ist das natürliche Verfahren des klassischen Geistes. „Mit einer Empfindung belebt Condillac eine Statue, mittelst eines Vertrages begründet Rousseau einen Staat." Aus der Vereinigung des klassischen Geistes und der wissenschaftlichen Interessen entsteht die Doctrin des 18. Jahrhunderts, die Religion der allein selig machenden Vernunft. Die Vernunft ist der alleinige Gott, der keine anderen Götter neben sich duldet. Ungewöhnlich und unerhört ist seine neue Machtstellung. Tradition und Dogma regelten früher Thun und Denken des Menschen, sie stützten die Autorität der Religion und Regierung und die Vernunft war blos ihr „Subalternbeamter", dessen Hauptbeschäftigung darin bestand, gute Menschen und treue Unterthanen zu machen. Das Verhältniß hat sich umgekehrt: die Autorität der Tradition weicht vor der Autorität der Vernunft. Die Vernunft beginnt das Inventar des menschlichen Geistes zu revidiren. Die Summe der früheren Weltanschauung

erscheint ihr als eine Rumpelkammer voll abgestandener Vorurtheile, die vor allen Dingen gründlich aufgeräumt werden müssen; und das geschieht ohne Vorsicht, ohne Rücksicht, ohne Einsicht. Man schüttet das Kind mit dem Bade aus, man wirft mit dem Unbrauchbaren auch das Brauchbare über Bord. Denn das erbliche Vorurtheil ist auch eine Art Vernunft und die Quelle der Tradition ist Erfahrung, oft Jahrtausende lange. Nach häufigen Versuchen haben die Menschen diese Staatsform, diese Religion angenommen, weil sie ihren Bedürfnissen entsprach, Beide haben Nutzen gebracht und bringen ihn noch heute. Ohne Religion hat und wird die Menschheit nie leben können, sie macht ihn besser und glücklicher. Ihre sittlichen Lehren sichern noch heute die moderne Civilisation. Sie zieht die Tugenden groß, welche in der Ueberwindung des Egoismus bestehen und ohne welche ein sittliches Gemeinwesen undenkbar ist: Selbstverleugnung, Nächstenliebe ꝛc. Sie stillt die Sehnsucht nach dem Unendlichen und befriedigt das metaphysische Bedürfniß des einfachen Menschen. Um die hohe Wahrheit verständlich zu machen, wählt sie das Bild, um sie wirksam für den Willen zu machen — das unveränderliche, traditionelle Dogma. Sehr fein bemerkt dabei Taine, daß überhaupt jede neue Lehre, jede neue Idee zum erblichen Vorurtheil werden muß, um die Massen bewegen und leiten zu können. Aehnliche Rechtfertigungsgründe giebt es auch für die lange Dauer gewisser Regierungsformen. Noch eben ist die erbliche Monarchie eine der besten, weil sie „die stabilste ist und am fähigsten 20 Mill. Menschen zusammenzuhalten".

Die klassische Vernunft war unglücklicher Weise nie im Stande, die vernünftige Existenzberechtigung der traditionellen Formen zu erkennen. Von gelehrten historischen Forschungen will Niemand etwas wissen und den Salonmenschen, welche nur ihresgleichen kannten und sahen, fehlte die „sympathetische Einbildungskraft, um sich von der geistigen Organisation der früheren Menschen eine deutliche Vorstellung zu machen", darum begriffen sie auch nicht, „daß die Religion die priesterliche, der Staat die militärische Form hatte annehmen müssen. Ebenso wie man die Vergangenheit verkannte, mißdeutete man die Gegenwart. Die philosophischen Ideen und sentimentalen Nebel verdeckten ihnen das wahre Wesen des Bauern mit seinen „dunklen Instincten und trüben Gedanken", man achtete nicht, daß er blindwüthig wie ein Stier und epidemisch wahnsinnig wie eine Schafsheerde sein könne. Man sah nicht ein, daß 20 Mill. Menschen den Zustand des Mittelalters kaum überschritten hatten; noch machte der Pfarrer bei ihnen die Religion, der Gensdarm den Staat ꝛc. Darum mußten die Hauptlinien des socialen Gebäudes dem Mittelalter entlehnt sein, Veränderungen im Kleinen wären zweckmäßiger gewesen, Neuerungen im Einzelnen

hätten vorgenommen werden können, Umbau, nicht Neubau wäre das Richtige gewesen. Die Rechtsansprüche der Tradition werden also nicht erkannt, man behandelt sie als Usurpatorin und rüstet sich gegen sie zum Kampf. Von zwei Seiten erfolgt der Angriff. Voltaire auf der einen Seite beginnt die religiösen und politischen Formen, die Sitten und Gebräuche anderer Länder und früherer Jahrhunderte zu entwickeln, er zeigt, daß sie überall historisch-bedingte Resultate von Ort und Zeit sind, und vernichtet so den Glauben an die absolute Göttlichkeit des eigenen Staates, der eigenen Kirche. In seinem Zerstörungswerk beobachtet er aber einige Grenzen; er will keineswegs Alles, was Staat, Religion und Sitte heißt, aus dem Wege räumen. Ueberall giebt es für ihn einen Kern echter Wahrheit, der nicht angetastet werden darf. Hinter den positiven Religionen steckt eine natürliche Religion: der Deismus; hinter den vielen politischen Gesetzgebungen, die sich widersprechen, bergen sich natürliche, dem Herzen eingeprägte Gesetze, wie Schutz des Eigenthums, Einhaltung der Versprechen, Pflicht der Kindererziehung ꝛc. Die Angreifer auf der anderen Seite gehen radicaler vor. Die Welt, wie sie sie ansehen, ist kein Uhrwerk, das einen Uhrmacher voraussetzt, ihre Ordnung läßt sich einfacher „durch eine ewige Materie mit ewigem Umlauf erklären". Ueberall entsteht das Höhere und Geistige auf rein materieller Grundlage. Die verschiedene Anordnung und Gruppirung der materiellen Atome bewirkt Verschiedenheit der Formen und Functionen. Die Intelligenz ordnet nicht die Materie, sondern die sich ordnende Materie erzeugt Intelligenz. Ferner: der Mensch ist ein Thier, seine Gelüste und Triebe sind natürlich, also berechtigt. Nur die Gesetze, die den Instinct legitimiren, sind vernünftig, alle übrigen Gesetze, Gebräuche, Verbote sind ausschließlich listig erdachte Mittel der Fürsten, aus natürlichen Menschen künstliche zu machen, um sie leichter beherrschen zu können. Rückkehr zur Natur allein macht euch glücklich; schlagt die Fürsten todt, die euch den Eingang zum Paradiese versperren, das sie allein bewohnen; werdet frei, dann seid ihr glücklich! Rückkehr zur Natur; so lautet auch das Kriegsgeschrei der Socialisten mit ihrem Spitzführer Rousseau. Ungemein originell und treffend ist die Charakteristik, welche Taine von dieser eigenartigen, widerspruchsvollen Natur giebt. — Nach Rousseau ist der Mensch mehr, als bloße Materie, er ist eine freie, unsterbliche Seele, die ihren Führer, das göttliche Gewissen, in sich trägt. Alle seine Triebe, nicht nur die höheren und geistigen, sondern auch die niederen, rein thierischen sind am Platz und berechtigt; nur die Tyrannei der Gesellschaft zwängt sie in falsche Bahnen, wo sie Unheil anrichten. Schafft dieses Hinderniß aus dem Wege, befreit die Natur, und die Menschen werden wieder glücklich und tugendhaft werden! Mit heftiger und lauter Beredtsamkeit, mit Wuth und Gluth wird

diese gefährliche Doctrin der Masse gepredigt, „deren Zerstörungslust bald dem Rufe des Herolds folgen wird". „Rousseau ist Volksmann, nicht Weltmann, die Gesellschaft ist ihm verhaßt, alles in ihr erscheint ihm falsch, künstlich, ungesund, ihre Civilisation ist eitel Verderbniß und Fäulniß· Kunst, Wissenschaft, Luxus, feines Benehmen sind nicht die Blüthe, sondern „der Schimmel" des menschlichen Lebens, nicht für die „Elite" der Gesellschaft, sondern für die „Schmarotzer" da; die einzige achtbare Klasse ist die der Handarbeiter und Ackerbauer, deren Wesen noch der Natur am nächsten steht. „Ist die Civilisation schlecht, so ist die Gesellschaft noch schlechter. Ihre beiden Hauptrichtungen: Eigenthum und Regierung sind Usurpation". Besitz ist Diebstahl, von dem Individuum an der Gemeinde ausgeübt. Das Eigenthum wird noch schädlicher dadurch, daß es die Macht an sich gezogen hat. Alle Güter und Vortheile genießen die Reichen und Mächtigen, sie sind von Lasten frei, die den Armen drücken, das Recht, das diese mit Mühe sich schaffen, können sie beugen und treten. Der Arme ist machtlos gegen ihre Vergewaltigungen und Mißhandlungen. Am ungerechtesten und drückendsten ist die Despotie des Königs, des Ersten unter den Reichen und Mächtigen. Nicht das Recht, sondern die Gewalt sichert ihm seine Stellung; kann man ihn vertreiben, so hört er auf Herrscher zu sein. Man sieht, bei welchen Consequenzen solche Doctrinen naturgemäß anlangen. Das ist das Werk der Vernunft, sie hat das Alte zerstört, sie wird aber auch das Neue aufbauen. Sie geht von dem natürlichen Menschen aus, den sie nach der klassischen Methode definirt. Man denke sich: „daß Menschen mit 21 Jahren geboren werden, ohne Eltern, ohne Vergangenheit, ohne Tradition, ohne Verpflichtungen, ohne Vaterland", man stelle sich vor, „daß diese abstracten Ziffern, die natürlichen Menschen, sich zum ersten Mal versammeln und zum ersten Mal unter sich Verträge schließen". So entsteht die neue Gesellschaft, wo jedes Glied frei, dem anderen gleich, und mit demselben Bruchtheil Souveränetät ausgestattet ist. Diese Gesellschaft ist die einzig gerechte, denn sie ist das Resultat eines Vertrages, das mit freier Uebereinstimmnng von gleichberechtigten Gliedern geschlossen wurde. Ihr Wesen ist leicht verständlich, da es sich durch logische Schlußfolgerung aus einfachen Begriffen ergiebt. Der Gesellschaftsvertrag wird dem einfachen Menschen demonstrirt, und er wird ihn verstehen, denn man hält ihn für vernünftig. Versteht er ihn, so wird er ihn auch annehmen, denn man hält ihn für gut und gerecht. In Beidem irrt man sich. Er ist nicht vernünftig, d. h. er ist nicht im Stande abstracten Erörterungen zu folgen, er ist auch nicht gut und gerecht von Natur, sondern hart, grausam, wild, zerstörungslustig, habgierig. Seine bösen Instincte werden nur durch überlegene Gewalt gedämmt, der Gensdarm hält sie in Ruhe. Die neue Theorie

wendet sich geradezu gegen den Gensdarm und reißt ihm den Säbel aus der Hand: im Namen der Souveränetät des Volkes entzieht man der Regierung jede Dauer, jede Stärke und Autorität. „Das Volk ist sein eigener Souverän, und die Regierung nur sein Bedienter, den es nach Belieben verjagen und in den Dienst nehmen kann. Die eigentliche Regierung liegt in den Händen der 20 Mill. natürlicher Menschen. Da diese Regierung allein das Werk der Vernunft ist, so kann auch nur sie allein vernünftig regieren und muß daher Alle zwingen dürfen. Deshalb ist der neue Staat absolut und allmächtig, er besitzt alles Recht, alles Eigenthum, alle Gewalt. Recht, Freiheit, Eigenthum des Einzelnen hat aufgehört. Jeder Bürger besitzt sein Eigenthum als „Depositär des Staates, muß seine Kinder nach den Vorschriften des Staates erziehen, sich zur bürgerlichen Religion bekennen, deren wesentlichste Glaubensartikel in der Heiligkeit des Gesellschaftsvertrages und der Gesetze bestehen". — So lautet das Programm für das Fest der Vernunft, und die Revolution, die eigentliche Feier, ist nichts, als die genaue Befolgung dieses aberwitzigen Programms.

Aehnliche Theorien sind schon früher ausgesprochen worden, ohne aber in die Praxis übergegangen zu sein. So ist es ja bekannt, daß die Keime der revolutionären Ideen aus England stammen, aber erst in Frankreich fanden sie fruchtbaren Boden. Der klassische Geist sorgte für ihre Entwickelung, der klassische Stil für ihre Verbreitung. Nirgends steht die Kunst des Wortes auf so hoher Stufe. Denn die Philosophen und Gelehrten sind Weltleute und schreiben ihre Bücher für Weltmänner und Weltdamen. Kein Wunder, daß es ihnen auch darauf ankommt, ihre schweren philosophischen Probleme in möglichst klarer und faßlicher Weise, sei es in Wort oder Schrift, zu behandeln. Den meisten gelingt es auch, und ihr Verdienst ist es, die Philosophie des Jahrhunderts aus der Enge der Studirstube „in die Salons und die Conversation verpflanzt" zu haben. Aber das Verständliche allein genügt nicht; es genügt nicht, „daß die Speisen eßbar und leicht verdaulich sind, sie müssen auch Leckerbissen sein". Frivolitäten, Pikanterien, d. h. zu Deutsch Zoten und Scherz, Spott und Ironie sind die feinen Gewürze, womit die literärischen Kochkünstler ihre Speisen für den Gaumen eines großen Publicums schmackhaft zuzubereiten wissen. Den ersten Rang unter den Kochkünstlern nehmen Voltaire, Diderot, Rousseau ein: „das moderne Europa besitzt keine größeren Schriftsteller". Auf ihre ausführliche und glänzend geistreiche Charakteristik können wir nicht näher eingehen, sie verdient gelesen und nicht mit ein paar trockenen Bemerkungen abgefertigt zu werden.

So sieht es mit der neuen Religion aus, so mit ihren Priestern und Propheten; — wie ist es mit der Gemeinde der Gläubigen beschaffen?

Betrachten wir zunächst die feine Gesellschaft, den Adel. Man erinnert sich der früheren Schilderungen. Der Adel kümmert sich weder um die praktischen Angelegenheiten seines Privatlebens: Frau, Kinder, Wirthschaft ꝛc. — noch auch um die öffentlichen Angelegenheiten des politischen Lebens. Sein einziger Lebenszweck ist das Amusement, sein Hauptvergnügen besteht im Plaudern. Welch einen reichen Stoff, welch einen anziehenden Reiz bieten die neuen Ideen für die Conversation geistreicher und begabter Leute; wie interessant und unterhaltend ist das Gespräch mit den Philosophen, welche die feine Sprache und die feinen Manieren ihrer Zuhörer besitzen, und mit Scherzen, Pikanterien und Witzen die Erörterungen abstracter Themata zu würzen verstehen. Es macht sich von selbst, daß die Koryphäen des klassischen Geistes die unentbehrlichen Salonlöwen werden, die man vergöttert und mit Schmeicheleien überschüttet. Man zollt ihren Reden und Schriften besonders lebhaften Beifall, weil sie oppositionelle Gedanken enthalten, „denn in Folge seiner Unthätigkeit wird der Adel tadelsüchtig". Bei der Regierung, an der man nicht Theil nimmt, sieht man nur die Fehler, die begangen werden, und verkennt die Schwierigkeiten, die zu überwinden sind. Aber auch vieles Andere in der bestehenden Ordnung ist ärgerlich und unbequem. So erregen vor Allem die Religion, das Christenthum, die Kirche fortwährend Anstoß. Sie verbrennt die interessantesten Bücher und incommodirt das vergnügungslustige Zeitalter durch ihre rigorose Moral. Die Irreligiosität ist in stetem Wachsthum begriffen, anfangs mehr eine Sache der Mode und der Affectation, wird sie später zur festen Ueberzeugung. Den Kirchenbesuch hält man für überflüssig, die kirchlichen Sacramente verschmäht man zu benutzen. Bei Vielen ist der Deismus als dürftiges Surrogat an Stelle des früheren Glaubens getreten, die Meisten sind krasse Atheisten. Die Entwickelung der Naturwissenschaft nährt diese Richtung; wissenschaftliche Experimente, die Handhabung des Secirmessers wird ein bevorzugter Gesellschaftssport feiner Salondamen. Es ist verständlich, daß solchen Leuten die Naturgesetze eine plausiblere Lösung des Welträthsels bieten, als der alte dreieinige Gott mit seinen widersprechenden Attributen. Die Vertreter der Kirche: Bischöfe, Cardinale ꝛc. excelliren Allen voran in frivolen Handlungen und Worten.

Erst 30 Jahre später, um die Mitte des Jahrhunderts, beginnt die Opposition social und politisch zu werden. Die Oekonomisten und Parlamentarier geben den Anstoß. Nationalökonomische und politische Probleme werden die bevorzugten Gegenstände der Conversation. Man behandelt die Steuerfragen, erörtert die Regierungsform, schimpft, raisonnirt über die Mängel der bestehenden Ordnung und discutirt die Gründe der Brodtheuerung. Man geht endlich von Worten zu Handlungen, von humanen

Phrasen zu werkthätiger Menschenliebe über. Getreide wird unter das hungernde Volk vertheilt, die Last der Steuerpflichtigen durch freiwillige, oft bedeutende Geldspenden erleichtert. Ein paar Jahre vor dem Ausbruch der Revolution führt man die Provinzialversammlungen wieder ein, und der Adel nimmt mit Erfolg und Eifer an der localen Regierung Theil, repartirt die Taille gleichmäßig, ermuntert und leitet die Reformen. Freiwillig verzichten schon jetzt viele Adelige auf ihre Privilegien, Steuerfreiheiten ꝛc. Diese Rückkehr zur Vernunft und Pflicht in der elften Stunde kam leider zu spät, das Volk war durch jahrhundertlange Schläge und Nörgeleien zu sehr mit Wuth und Erbitterung erfüllt, als daß ein paar Jahre sanfter Behandlung, Streicheln und besseres Futter es hätten besänftigen können. Im ganzen dritten Stande läßt sich eine gewaltige Umwälzung erkennen. Früher hatte der Bürger sich nie um Staatsangelegenheiten bekümmert. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit seine amtlichen Pflichten zu erfüllen, sparsam, fleißig und geschickt sein Vermögen zu vermehren — das war sein einziger Lebenszweck. Besonders das Letztere gelang ihm in ausnehmendem Maße; der Reichthum des dritten Standes wächst rapid von Jahr zu Jahr; die französische Ausfuhr, im Jahre 1720 blos 106 Mill. hoch, beläuft sich 1788 bereits auf 354 Mill. — Es ist bekannt, daß der Staat der wichtigste Schuldner des dritten Standes wird. Die Interessen der Staatsschuld betragen 1789 — 206 Mill., und der Haupttheil der Gläubiger gehört dem Bürgerstande an. Kein Wunder, daß der Gläubiger zum Politiker wird, und zwar zum mißtrauisch-ängstlichen, unzufriedenen Politiker; „wenn der Staat schlecht wirthschaftet, ist er ja ruinirt". Und die Finanzpolitik ist auch nichts weniger als geschickt und solide; die Ausgaben überschreiten die Einnahmen regelmäßig, die fälligen Zinsen werden nicht gezahlt ꝛc.

Mißtraut man der Regierung, so ist man auf den Adel erbittert. Er hat keine Vorzüge, keine Fähigkeiten, keine Verdienste vor dem Bürger voraus, genießt aber Vortheile und Vorrechte, besitzt die „ausschließliche Anwartschaft auf alle höheren Aemter und Stellen; und doch war der Bürger seit jeher an Geschäftserfahrungen und Arbeitskraft dem Edelmann bei Weitem überlegen, hatte ihn auch in Bildung, Benehmen, luxuriöser Lebensweise eingeholt". Natürlich muß die äußerliche Ungleichheit bei innerer Gleichheit aufs Tiefste reizen und verletzen. Man ermißt bei dieser Stimmung, welche mächtige Wirkung die revolutionären Tiraden des «contrat social» ausüben mußten. Der Gesellschaftsvertrag wird zur Bibel des ganzen Volkes, die mit gläubiger Begeisterung gelesen und verehrt wird, und aus der man die Themata zu den donnernden Predigten gegen König, Adel und Regierung entnimmt. In den Cafés, auf den Promenaden schaaren sich die Gläubigen um die Priester der neuen Religion — Advocaten,

Journalisten, und das Palais-Royal ist ihre Hauptkirche. Aber die Frömmigkeit ist keine gesunde, sondern eine krankhaft-mystische Sectirerschwärmerei. Die neuen Dogmen, Freiheit, Gleichheit, Souveränetät des Volkes erhitzen die Köpfe. Trotz aller Logik hört jede Vernunft in Urtheil und Handlung auf. In folgenden Worten resumirt Taine das Bisherige: „Solchergestalt verbreitet sich die Philosophie des 18. Jahrhunderts im Volke. Im ersten Stockwerk des Hauses, in den schönen vergoldeten Gemächern waren die Gedanken blos Abendbeleuchtungen, Salonfunken, lustige bengalische Feuer, mit denen man spielte und die man lachend aus den Fenstern warf. Im Halbgeschoß, im Parterre, in den Geschäftslocalen, in den Magazinen und in den Comptoirs angesammelt, haben sie Brennstoff vorgefunden: seit langer Zeit angehäufte Holzhaufen, die sich nun zu großen Feuern entzündeten. Es scheint sogar eine Feuersbrunst entstanden zu sein, denn die Schornsteine rauchen schon wild, und eine rothe Helle fällt auf die Fenster. Die Obenwohnenden sagen: „Ach nein, die Untenwohnenden werden sich wohl gehütet haben, das Haus in Brand zu stecken, denn sie bewohnen es ja ebenfalls, nicht nur wir. Was wir da schimmern sehen, ist ein Stroh-, höchstens Kaminfeuer, das man mit einem Eimer kalten Wassers löschen kann; überdies reinigen derlei kleine Unfälle die Schornsteine, indem sie den alten Ruß ausbrennen. Mögen sie sich in Acht nehmen, denn in den Kellern des Hauses, unter dessen tiefem Fundament befindet sich ein riesiges Pulvermagazin!“ — Mit diesem grandiosen Bilde beschließt Taine das Capitel und leitet das folgende ein. Am Anfang desselben setzt er die berühmte Stelle an La Bruyère: „Es giebt eine Art menschenscheuer Thiere, Männchen und Weibchen, schwarz, fahl, sonnverbrannt; sie finden sich auf dem Lande und sind an den Boden gekettet, den sie mit unbesiegbarer Ausdauer aufwühlen und ausgraben. Sie haben etwas wie eine articulirte Stimme und zeigen, wenn sie auf die Füße zu stehen kommen, ein menschliches Gesicht. In der That, es sind Menschen, die sich des Nachts in Löcher zurückziehen, wo sie von Schwarzbrod, Wasser und Wurzeln leben. Sie ersparen den übrigen Menschen die Mühe des Säens, Ackerns und Erntens und sollten wohl an dem Brod, das sie gesäet, nie Mangel leiden.“ Das Elend dieser armseligen Geschöpfe ist entsetzlich und spottet jeder Beschreibung. Während des ganzen Jahrhunderts besteht das Leben des einfachen Bauern in einem fortgesetzten, erbitterten Kampf mit dem Hungertode. Jeder Hagelschlag, jeder ungünstige Sommer kostet Tausenden das Leben: „die Menschen essen Gras wie die Schafe und kommen um wie die Fliegen“. Selbst in den besten Zeiten können sie in Folge des unerträglichen Steuerdruckes nur das Nothwendigste zum Lebensunterhalt erwerben. In Massen verlassen sie ihre Dörfer und ziehen in die Städte,

um hier als Bettler ihre Existenz zu fristen; es ist vorgekommen, daß eine Stadt von 4000 Einwohnern — 1800 solcher Armer ernähren mußte. Tausende wandern aus und suchen in der Fremde ein menschlicheres Loos. Unter den Zurückgebliebenen entstehen durch Mangel an Nahrung oder durch schlechte Nahrungsmittel, wie Kleie, Buchweizen und halbreifes Getreide, mörderische, wüthende Krankheiten. Es ist begreiflich, daß in ganz Frankreich Aufläufe und Zusammenrottungen des hungernden Pöbels an der Tagesordnung sind und oft mit Plünderung öffentlicher Kornspeicher und Waarenvorräthe enden. — Wie der Bauer, verkommt auch der Boden. „Das unter Ludwig XIV. erdachte System hat seine Wirkung gethan; seit einem Jahrhundert fällt der Boden in seinen einstigen wilden Zustand zurück: Ein Viertel des ganzen Areals sind unbebaute Einöden, das Uebrige wird schlecht und irrationell bearbeitet." Die Landwirthschaft steht auf dem Standpunkt des 10. Jahrhunderts, „an vielen Orten giebt es Pflüge, wie sie zu Zeiten Vergils im Gebrauch waren". Der Ertrag ist unverhältnißmäßig gering, während der englische Morgen 28, trägt der französische blos 18 Scheffel. Es ist unbegreiflich, wie es trotzdem dem Bauer gelingen konnte, im Laufe der Zeit durch Kauf Kleingrundbesitzer zu werden; „es läßt sich nur durch seinen Charakter erklären, durch seine Mäßigkeit, seine Verstellungskunst, seine Zähigkeit, seine erbliche Leidenschaft für den Besitz und die Scholle". Unter den entsetzlichsten Entbehrungen lebend, hat er Heller für Heller erspart, um endlich seinen Herzenswunsch nach einem kleinen Winkelchen eigener Erde zu befriedigen. 1789 glaubt Young, das ein Drittel des Bodens aus ganz kleinen Parcellen bestehe. Mit dem Grundbesitz ist das Elend des Bauern keineswegs aufgehoben, denn als er außer seinen Armen nichts besaß, traf ihn die Steuer nur halb; wo nichts ist, hat der König sein Recht verloren. „Jetzt hat der Fiscus ihn als Eigenthümer in den Klauen". „Die Erpressungen, unter denen der Bauer zu leiden hat, sind unglaublich"; nach der Berechnung, die Taine angestellt, betragen die directen Steuern des Taillepflichtigen 53 pCt. des reinen Einkommens. Selbst vermögenslose Menschen, wie Tagelöhner und Diener, sind nicht frei, man besteuert ihre Gehälter und Löhne. In Burgund muß ein Arbeiter 18 bis 20 Francs Kopfsteuer und Taille entrichten. Man muß das Steuersystem bei der Arbeit sehen: „es ist dies eine plumpe, schlecht hantierte Scheermaschine, die durch ihren Betrieb eben so viel Unheil stiftet, wie durch ihren Zweck". „In jeder Pfarre giebt es 2—7 Taillepflichtige, die als Steuereintreiber gehalten sind, die Steuer zu bemessen und einzuheben. Jeder von ihnen verbringt gewöhnlich 2 Jahre hindurch die Hälfte seiner Zeit damit, bei den Schuldnern von Thür zu Thür zu laufen". Denn die Zahlpflichtigen denken nicht daran, der ersten

Aufforderung zu gehorchen, wissen sie doch, daß jede Pünktlichkeit als Beweis der Wohlhabenheit angesehen wird und mit einer gepfefferten Erhöhung des Steuerbetrages im nächsten Jahr belohnt wird. Sie lassen sogar absichtlich Haus, Acker, Geräthe, Vieh im schlechten Zustande, um diesen gefährlichen Schein nicht zu erwecken. Nicht minder drückend wie die directen sind die indirecten Steuern, z. B. die Salzsteuer. Unter den harten Gesetzen, die hier bestanden, war auch folgendes: jede Person, die über 7 Jahre zählte, war verpflichtet, 7 Pfd. Salz jährlich zu kaufen. „Das machte bei einer aus vier Personen bestehenden Familie eine Zwangsausgabe von mehr als 20 Francs pro Jahr, d. h. 19 Arbeitstage". Aehnlich stand es mit der Verzehrungssteuer. — Woher rührt diese Ueberlastung des armen Volkes? Die Antwort ist ja bekannt: es lebte der Reiche vom Scherflein des Armen. „Wenn man das große Netz des Fiscus näher betrachtet, entdeckt man viele Maschen, durch welche die großen und mittleren Fische bei einigem Fleiß und geringer Anstrengung durchkommen, während die kleinen drinbleiben". Adel und Geistlichkeit sind von der Taille ganz befreit, zahlen an Kopfsteuer 8mal weniger, als sie sollten bei gerechter Vertheilung. Auch die Städte sind durchschnittlich günstiger gestellt. Dazu nehme man die vielen Neugeadelten und die Unzahl öffentlicher administrativer und richterlicher Functionäre, die zu einem Minimum verpflichtet sind. Man kann sich denken, wie das Volk gestimmt sein muß, da es die Quelle seiner Entbehrungen und Leiden täglich vor Augen hat. Aus den echt volksthümlichen Beschwerdeschriften geht hervor, daß die Steuer und die Privilegien zwei Volksfeinde sind, welchen gegenüber die Klagen kein Ende nehmen. — Es erübrigt noch ein paar Worte über den geistigen Zustand des Volkes zu sagen. Er läßt sich aus seinen materiellen Verhältnissen entnehmen. Vor sich den Abgrund des Hungertodes, im Nacken die erbarmungslose Faust des Steuerbeamten und des bedürftigen Feudalherrn, konnte sein Hirn nur wenige und falsche Gedanken, sein Herz nur wenige, aber starke und gefährliche Empfindungen enthalten. Krasse Ignoranz, thierische Stumpfheit und Dumpfheit durch die unausgesetzten Hammerschläge der Noth, mittelalterlich-plumper Aberglaube an Wahrsager und Zauberer, in politischer Hinsicht eine alle Begriffe übersteigende Leichtgläubigkeit und Urtheilslosigkeit, bereit, auf die aberwitzigsten Gerüchte mit den wahnwitzigsten Handlungen zu reagiren. Mißtrauen, Wuth und Haß gegen den Adel, gegen die Mächtigen und Reichen überhaupt — das sind die herrschenden Grundempfindungen, die sich von Jahr zu Jahr steigern und sich in der immer unverhüllter zu Tage tretenden Insubordination documentiren. Seine natürlichen Leiter, die Mächtigen und Angesehenen, hatte das Volk verloren und war dagegen unter die Herrschaft der niedrigsten und rebellischsten Elemente gekommen, welche mit ihm dieselben

Leiden theilten, aber eine rücksichtslose Initiative besaßen: „die krüppelhaften und verwilderten Gestalten, welche auf jeder socialen Wunde wie Ungeziefer vegetiren, Landstreicher, Bettler, Verbrecher u. s. w." In der Nähe von Paris betreiben Wilddiebe in militärisch organisirten Abtheilungen von 50—60 Mann ihr ungesetzliches Handwerk. Im Norden der Bretagne sammeln sich die Salzschmuggler zu großen bewaffneten Banden und erzwingen gewaltsam den Absatz des geschmuggelten Salzes. Raubmord und Einbrüche gehören zu den täglichen Calamitäten des Landlebens, die Zahl der Verbrechen steigert sich von Jahr zu Jahr, denn sie rekrutirt sich immer wieder von Neuem aus den Stätten des Hungers und der Armuth: die Noth wird die Mitschuldige des Verbrechens. Trotz den strengsten Maßregeln sind die Städte von Bettlern überschwemmt. So zählte Paris unter seinen 600 Tausend Einwohnern 108,000 Bettler, während es heute bei einer fast dreimal so starken Bevölkerung bloß 90 Tausend Arme aufweist. Bettler, Vagabunden, Verbrecher — das ist die naturgemäße Avantgarde jeder Rebellion, und nie gab es ihrer so viele, wie im Jahre 1789. Diese Störer der öffentlichen Ordnung können nur durch die öffentliche Gewalt zur Ruhe gezwungen werden — aber was soll man sagen, wenn das Schwert der Gewalt, die Soldaten und das Heer sich in derselben Unordnung und Aufregung befanden, wie das Lager der zu Bekämpfenden. Auch hier derselbe Gegensatz zwischen dem reichen Schmarotzer und dem armen Arbeiter, zwischen dem hohen Officier, der nur aus dem Adel — und dem Soldaten, der meist aus dem niedersten Pöbel hervorgeht, der unter der strengsten Zucht steht, jämmerlichen Sold und kärgliche Nahrung erhält, nie die Aussicht auf Avancement besitzt und dessen Unzufriedenheit durch die oppositionellen Gedanken der Revolutionsphilosophie genährt wird.

Damit hätten wir den Leser mit den wesentlichen Gedanken und Irrthumsresultaten Taines bekannt gemacht, und können nun zur Betrachtung des dritten, letzten Schriftstellers übergehen.

Von entschieden hervorragender Bedeutung für das Verständniß der französischen Revolution ist das Werk Sorels[1]: «L'Europe et la révolution

[1] Albert Sorel ist am 13. Aug. 1842 zu Haffleur (Calvados) geboren, 1866 im auswärtigen Ministerium angestellt, begleitete 1870 die Delegation nach Tours und Bordeaux, ward 1872 Professor der diplomatischen Geschichte in Paris und 1876 Generalsecretär des Präsidiums des Senats. Außer vielen Artikeln in der «Revue des Deux Mondes» und anderen Zeitschriften, schrieb er den Roman «La grande falaise» (1875) und «Le Docteur Egra» (1873) und die historischen Werke: «Le traité de Paris du 20 nov. 1815» (1873), «Histoire diplomatique de la guerre franco-allemande» (1875), «La question d'Orient au XVIII siècle», «Essai d'histoire

française». Indem Sorel an den Grundanschauungen Taines und Tocquevilles festhält, sie fruchtbar weiter entwickelt und auf einem Gebiet anwendet und durchführt, das von Beiden nicht in Betracht gezogen wird, liefert er eine wesentliche Ergänzung zu den Leistungen seiner Vorgänger und zugleich eine werthvolle Bestätigung für die Richtigkeit ihrer Resultate. Sorel faßt seine Aufgabe zugleich weiter und enger, als seine Vorgänger: weiter, weil er sich nicht nur mit Frankreich, sondern mit ganz Europa beschäftigt; enger, weil er nicht wie Taine den Anspruch erhebt, eine so tiefgreifende und complicirte Erscheinung wie die französische Revolution vollständig befriedigend erklären zu können. Er ist viel bescheidener als Taine und will nichts, als die Hauptzüge der revolutionären Geschichte Frankreichs und Europas bis zur Schlacht bei Waterloo sammeln und erleuchten. Wir haben es hier daher nicht mit einer zusammenhängenden erschöpfenden Geschichtserzählung zu thun, sondern mehr mit einer Reihe raisonnirender und politischer geschichts-philosophischer Betrachtungen und mit historischen Bildern, in großen umfassenden Zügen ausgeführt. Eine detaillirte eingehende Schilderung giebt Sorel nirgends, Vieles berührt er nur flüchtig, Manches gar nicht. Er wählt aus dem theils schon bekannten, theils erst von ihm erforschten historischen Material nur das aus, was als Beispiel seine Grundgedanken erläutern oder als Beweis für die Giltigkeit seiner Theorie dienen soll. Dabei hält er sich nicht immer streng an seine Aufgabe und erlaubt sich Abweichungen auf Nebenwege, nur weil sie ihm interessant erscheinen und ohne daß sie durch den Zweck des Werkes gefordert werden. So z. B. begreift man gar nicht, warum er die unsauberen Facta aus dem Ehe- und Privatleben Friedrich Wilhelms II. mit so liebevoll eingehender Sorgfalt erzählt.

Mit Taine und Tocqueville ist Sorel darüber einig, daß die französische Revolution, trotz des überraschend Neuen, Ungewöhnlichen und scheinbar Widerspruchsvollen, die feinsten Zusammenhänge und ursächlichen Verknüpfungen erkennen läßt, sobald man nur die Facta in der gehörigen Reihenfolge betrachtet und in das richtige Licht stellt. Si l'on rapproche arbitrairement les faits éloignés les uns des autres, il semble qu'il n'y ait entre eux aucun rapport de dépendance, mais si l'on considère ces faits dans leur succession, on voit que chacun d'eux se relie au précédent et de terme en terme la série se reconstitue.»

Aber Sorel überragt seine Vorgänger durch die Höhe seiner universalhistorischen Auffassung. Für ihn ist die französische Geschichte nur ein Theil der Weltgeschichte und die französische Revolution nur die Variation, allerdings die interessanteste, einer gleichzeitigen gleichartigen allgemein-europäischen

et de critique» (1882), L'Europe et la Révolution française» (1885—87), Montesquieu (1877) und in Gemeinschaft mit Funk-Bretano «Précis du droit des gens».

Bewegung. So erweitert sich seine Aufgabe dahin, daß er in der französischen Revolution nachweisen will «la suite naturelle et nécessaire de l'histoire de l'Europe» (S. 8). Die geschichts-philosophische Grundanschauung, in deren Ausführung und erweiterter Anwendung das Verdienst Sorels beruht, hat schon Tocqueville in seinem berühmten Schlußcapitel deutlich ausgesprochen: die Erklärung der französischen Revolution ausschließlich aus der Beschaffenheit der Zustände und Ideen im ancien régime — ist eine völlig ungenügende, wenn nicht der eigenthümliche Charakter der Nation zu Rathe gezogen wird: «Sans les raisons que j'ai dites, les français ne l'eussent jamais faite; mais il faut reconnaître que toutes les raisons ensemble n'auraient pas réussi à expliquer une révolution pareille ailleur qu'en France (S. 344). — Von dieser Idee durchdrungen, betrachtet Sorel die Geschichte der übrigen Staaten Europas im 18. Jahrhundert und findet überall ihre Wahrheit bestätigt. Er zeigt, daß überall in Europa das innere Leben des Staates an ähnlichen Uebeln krankte, daß überall dank der französischen Propaganda dieselben Revolutions-Ideen in den Köpfen der Menge glühten und gährten, daß aber überall ihre Wirkungen total verschieden, je nach dem Charakter der Nation ausfielen: «Si cette propagande produit des effets si differents suivant les lieus où elle s'exerce, il n'en faut pas chercher la cause dans les doctrines régnantes et dans les idées répandues; car elles sont les mêmes partout. La cause réside exclusivement dans le caractère des nations. — Chacun put les admettre, parceque chacun les intreprète selon son tempérament, ses passions et ses notions acquises.» Unter dem Charakter eines Volkes versteht Sorel nicht nur die ursprüngliche wesentliche Grundrichtung und Grundbeschaffenheit des nationalen Willens, wie sie sich schon in den ersten Anfängen seiner Geschichte offenbarten, — der Charakter ist ihm ein im Laufe der Zeiten erworbener und gewordener. Es ist die Summe aller Hauptleidenschaften, Bestrebungen, Instincte, die augenblicklich in den Volksseelen als lebendige treibende Kräfte wurzeln und welche sich durch die Begebenheiten der Jahrhunderte aus dem ursprünglichen Kern entwickelt haben. Das, was sie seit dem Beginn ihrer selbständigen Existenz waren, und was die Geschichte aus ihnen gemacht, ist ihr Charakter, und dieser Charakter, diese ausgeprägte Volksindividualität entscheidet darüber, welche Wirkungen aus neuen Einflüssen hervorgehen müssen. «Les nations ne suivront que leur génie héréditaire, c'est à dire les passions, les instincts développés en elles par l'oeuvre des siècles.» Man wird an die Worte Rankes erinnert: „Denn nicht durchaus naturwüchsig sind die Nationen. Nationalitäten von so großer Macht und so eigenthümlichem Gepräge wie die englische, italienische sind nicht sowohl Schöpfungen des

Landes und der Stoffe, als der großen Abwandelung der Begebenheiten." Aber nicht nur der ererbte Charakter, sondern auch die geschichtlich entwickelten und ererbten Formen des socialen Verfassungs- und politischen Lebens besitzen ein starkes Beharrungsvermögen und modificiren dadurch die Wirkung neuer Ideen. «En France p. ex. le principe de la souveraineté du peuple interprète avec ses traditions romaines appliquées dans un état centralisé, aboutit au despotisme de quelques sectaires. En Allemagne au contraire, où les institutions étaient fédérales, la doctrine du contrat conduisait à reserrer l'état et à rassembler la nation.» So hat, wie wir ja wissen, Tocqueville das Beharrungsvermögen der Centralisation in Frankreich und damit auch die Macht der Tradition auf dem Gebiete des inneren politischen Lebens bewiesen. Sorels Verdienst besteht vorzüglich darin, auch für das Gebiet der äußeren Politik das Beharrungsvermögen traditioneller Richtungen und Systeme nachgewiesen zu haben. Er zeigt, daß die Revolution auch hier nichts geändert, nicht im Geringsten den Lauf der Geschichte unterbrochen hat. Frankreich in seinem Verhältnisse zum übrigen Europa, die übrigen Staaten unter einander und in ihrer Beziehung zu Frankreich bleiben während und nach der Revolution den Lehren, Vorurtheilen, Urtheilen, Fehlern und Tugenden ihrer Vergangenheit treu. Völker und Regierungen im Inneren und nach Außen werden beherrscht, gelenkt, bestimmt von der Macht der Tradition. «Les peuples, à commencer par les français, interpréteront la révolution selon leurs traditions nationales, les gouvernements la consideront selon leurs traditions politiques.» — Klar und geistreich, wenn auch etwas breit, sind die Grundgedanken noch im Schlußcapitel ausgeführt. Es ergiebt sich somit, daß die politische Geschichte der europäischen Staaten, ihre kriegerischen, diplomatischen Beziehungen zu einander den größten Theil des Werkes einnehmen, wobei natürlich Frankreich am ausführlichsten und auch mit größerer Selbständigkeit der Forschungen behandelt wird.

Jede Regierung hatte ihre besonderen politischen Traditionen, aber alle werden von einem Gedanken, einem Grundtrieb beseelt, der, so lange es eine Geschichte giebt, wirksam ist und sich immer mehr und mehr zum ausschließlich leitenden Princip entwickelt. Das ist die Idee der Staatsraison. Dem entsprechend beschäftigt sich das erste Capitel des ersten Buches ausschließlich mit diesem Thema, erörtert den Begriff der Staatsraison und beweist aus den Thatsachen und den Aussprüchen der Diplomaten und Regenten, wie offen und nackt die Alleinherrschaft der Staatsraison war, und mit welcher anstandslosen und frivolen Frechheit sich die ganze Welt zu ihren Lehren bekannte. Im zweiten Capitel zeigt der Verfasser, wie die ganze europäische Staatengesellschaft eine ähnliche Krisis durchzumachen hatte,

wie überall dieselben Mißbräuche und Mängel der bestehenden Ordnung, dieselben revolutionären Ideen, dieselben Versuche der Reform sich wiederholten. Das dritte Capitel beleuchtet die wichtige Rolle, die Frankreich als intellectueller Führer und Urheber der neuen Bewegung spielt, deutet die Mittel und Wege an, auf welchen sich der französische Einfluß geltend machte. Im ganzen zweiten Buche betrachtet er die innere und äußere Politik Frankreichs und im dritten — die aller übrigen Staaten. Man sieht, die Composition ist kunstlos einfach und läßt an Uebersichtlichkeit und Klarheit nichts zu wünschen übrig.

An persönlicher Begabung erreicht Sorel nicht seine Vorgänger. Er besitzt weder die philosophische, durchgereifte Gründlichkeit und Tiefe Tocquevilles, noch den brillanten Schwung und Glanz einer dichterischen Phantasie wie Taine. Dagegen überragt er den Letzteren an Maß, Vorsicht, Objectivität in seinen Schlußfolgerungen, wenn man auch seinen politischen Urtheilen, besonders, wo sich der Chauvinismus bei ihm bemerkbar macht, den Vorwurf der Subjectivität nicht immer ersparen kann. Jedenfalls ist er ein scharfer Denker und ein feiner Kopf mit einem klaren Blick für das Wesentliche. Sorel besitzt in hohem Maße die Gabe, verwickelte Verhältnisse kurz und treffend klarzulegen, etwa die politische Weltlage in einem gewissen Zeitpunkt mit ein paar Worten zu charakterisiren, oder den Grundunterschied im Charakter und Entwickelungsgang zweier Nationen, wie der englischen und französischen (S. 191), knapp und doch erschöpfend darzustellen.

Aehnlich wie Taine dem Fehler der Geistesrichtung verfallen ist, die er selbst so glänzend in seinem Werke analysirte, so hat sich auch Sorel nicht ganz von den Gewohnheiten des „klassischen Geistes" frei halten können. Auch bei Sorel ist die Neigung bemerkbar, aus einem einfachen Begriff durch reine Logik die Vielheit einer complicirten historischen Erscheinung abzuleiten. Nur daß der anfängliche Kern nicht ein leerer und umfassender Allgemeinbegriff ist, wie der berühmte: „Der Mensch ist ein gutes und vernünftiges Wesen" — sondern entweder in einem Urtheil beruht, das auf Grund einer einfachen und richtigen Totalanschauung entstanden ist — oder, wie Taine selbst verlangt, in einem inductiven Schluß besteht, der aus der richtigen erschöpfenden Zusammenfassung einer ausreichenden Summe empirischer Details hervorgegangen ist. Ein Beispiel für den ersten Fall finden wir in der Art und Weise, wie Sorel die ganze Politik Englands aus dem einen Factum ableiten will, daß das Land eine kaufmännische Insel ist (S. 336). «L'Angleterre est une île marchande, toute sa politique résulte de ce fait.» Für den zweiten Fall mag als Beispiel der Satz, S. 443, dienen, in welchem Sorel das Wesen der inneren Politik Oesterreichs definirt. «La monarchie Autriche est réduit à s'appliquer à

soi même les règles de conduite que dans leur perpétuelle rivalité et dans la continuelle opposition de leurs intérêts, les puissances de l'Europe suivent les uns à l'égard des autres.»

Wir müssen bei Sorel zwei wesentliche Elemente unterscheiden, die seiner geschichtlichen Auffassung und Urtheilsweise ihre eigenthümliche Form und Farbe geben: Die Beurtheilung der Ereignisse und Personen vom Standpunkte des internationalen Rechts und die augenscheinliche Anlehnung an Darwinsche Principien. Jeder bedeutende Mensch muß zum Gedanken seines Jahrhunderts Stellung nehmen, entweder ihn bewußt abweisen, in der Ueberzeugung besser und richtiger zu denken, oder, wenn er ihn annimmt, versuchen, ihn in das Ganze seiner Weltanschauung hineinzuarbeiten und ihn fruchtbar werden zu lassen auf dem wissenschaftlichen Gebiet, für das er sich entschieden. Das Letztere ist nun Sorel entschieden gelungen, und er hat damit gewissermaßen einen neuen Beweis für die Wahrscheinlichkeit der gewaltigen Darwinschen Hypothese geliefert. Denn die Größe, Tiefe, Wahrheit eines Gedankens erweist sich an seiner Fruchtbarkeit; eine je größere Fülle von Erscheinungen durch ihn besser erklärt, tiefer begriffen werden kann, desto wahrer ist der Gedanke. Bei Sorel finden wir hier und da technische Ausdrücke des Darwinismus, so «exemple d'atavisme, habitudes accumulées» ꝛc. Natürlich ist das nur nebensächlich, aber ganz besonders wird man an Darwin durch den häufigen Gebrauch des Wortes Instinct und durch den Sinn und die Bedeutung, welche Sorel diesem Worte leiht, erinnert. Sorel ist überzeugt, daß die Hauptrichtungen der äußeren Politik, seit Jahrhunderten die gleichen, vom Instinct der Masse getragen und gefördert werden, und daß die Regierungen, wenn sie immer wieder dieselbe Politik einschlagen, nicht ausschließlich den verstandesmäßigen Erwägungen des Augenblicks folgen, sondern unter dem Druck und dem Gebote der Masse handeln. — Die wesentlichen und, man kann auch hinzufügen, gesunden zweckmäßigen Richtungen der äußeren Politik ergeben sich aus der Natur der Dinge, oft einfach aus der geographischen Lage; — aber der nationale Instinct erräth sie, bevor das Urtheil sie erkennt. «Arrêté par l'océan, les Pyrenées, la Méditerranée, les Alpes, a royauté française ne pouvait s'étendre que vers l'est et vers le nord. La politique française avait été dessinée par la géographie. L'instinct national la suggéra avant que la raison d'état la conseilla.» Wir finden hier das Wort Instinct ganz in naturwissenschaftlichem Sinne angewandt: eine in allen Gliedern der Gattung vorhandene gleiche zweckmäßige Richtung des Willens, die von einer Erkenntniß der Zweckmäßigkeit nicht begleitet ist. Aehnlich wie bei Darwin die Sittlichkeit aus den angeborenen socialen Instincten abgeleitet wird, so wird bei Sorel die äußere Politik aus den angeborenen

politischen Instincten der Nation abgeleitet. Und dieselben Momente wie bei Darwin spielen auch hier als mitwirkende Factoren eine nicht unbedeutende Rolle: Urtheil der Gewohnheit, die Macht der öffentlichen Meinung. Der nationale Instinct erräth die Politik. Aber die vernünftige Ueberlegung, die klare Einsicht der geistigen Spitzen der Nation und die durch sie erzeugte öffentliche Meinung unterstützen, festigen und klären die Forderungen des nationalen Instincts. Die schwungvolle Begeisterung patriotischer Poeten und Geschichtsschreiber wecken die in jedem Gliede der Nation ruhende Weisheit und reizen seine schlummernde Kraft. Sie offenbaren ihren Landsleuten, was sie eigentlich wollen und was sie eigentlich sollen. Sie sind die Fackeln und die Feuerbrände ihrer Nation, entflammen ihre Thatkraft und beleuchten ihr das Ziel und den Weg. Aber auch ohne ihre Offenbarung ist sich das Volk in seinem dunklen Drange des rechten Weges wohl bewußt. Die Richtung und Beschaffenheit und die Kraft und Wucht der nationalen Politik entspringt unmittelbar aus der unerschöpflichen Quelle des Unbewußten, aus der Stärke des angeborenen und ererbten Instincts, den jeder Bürger in seinem Herzen trägt. Und die vom ererbten Instinct getragenen Formen der Tradition entscheiden unmittelbar und unwillkürlich bei jedem Gliede der Nation die Art und Weise, wie es die neuen Ideen der Zeit deutet und auf sie reagirt: «Leur action sur les esprits est tout instinctive et d'autant plus impérieuse que les esprits s'attendent moins à la subir. Dans les crises, qui le prennent à l'improviste, l'homme ne trouve point en lui d'autre ressource, et qu'il le veuille ou non, qu'il s'en rende compte ou qu'il l'ignore — il subit l'influence des données acquises et des passions régnantes en lui et dans son milieu. C'est avec ces éléments qu'il conçoit les idées nouvelles et tente de les réaliser.»

In den sittlichen Instincten der Individuen spricht die Gattungsweisheit, der vernünftige Selbsterhaltungstrieb der Gattung, der das Individuum zu Handlungen bewegt, die zum Wohl der Gattung gereichen. In ähnlicher Weise faßt Sorel die traditionellen politischen Instincte. Auch sie sind zweckmäßig und unentbehrlich für Bestand und Gedeihen der Nation, und Sorel deutet darauf hin, daß jede Abweichung von ihnen schlimme Folgen nach sich ziehe — d. h., daß jede dem Gattungsinstinct zuwider laufende Handlung der Gattung schädlich sei. So war die Feindschaft mit Oesterreich seit Jahrhunderten traditionell (S. 257). «Les intérêts de la France voulait cette lutte, l'instinct national le commandait.» Als man im 7jährigen Kriege mit der Tradition brach und ein Bündniß mit Oesterreich einging, nahm die Sache, wie man weiß, für Frankreich einen schlimmen Ausgang (S. 291): «L'alliance de 1756, qui avait été à son

début et sous sa première forme un expédient habile, devint un système politique et le plus désastreux de tous. Sans rien gagner en territoire la France perdit sa considération en Europe.» Charakteristisch sind später noch folgende Bemerkungen: «La nation sentait cet abaissement. Elle en était d'autant plus irritée que le nouveau système de l'état déroutait toutes ses traditions.» — Neben den gesunden und nützlichen Instincten finden wir auch verderbliche, die ebenso erblich sind, und deren Tradition bis in die frühesten Zeiten hinabreicht. Von ihnen wird die Nation ebenfalls mit gewaltiger impulsiver Kraft gepackt, aber sie herrschen nur kurze Zeit, und das gesunde Urtheil des Volkes erkennt sie bald als Verirrungen und giebt sie dann auf (S. 282). Ein solcher Instinct ist bei den Franzosen das Streben nach Weltherrschaft, das in der Geschichte mehrmals merklich hervortritt und in den Großthaten Napoleons vorübergehend zum Theil verwirklicht wurde. Sorel verurtheilt diese Politik aufs Schärfste und bezeichnet die Pläne Napoleons (S. 542) «un idéal insensé d'éclat et de grandeur». — Die Entscheidung darüber, welche Richtungen der Politik vernünftig, welche unvernünftig, welche erlaubt, welche nicht erlaubt sind, ergiebt sich bei Sorel aus Principien des Völkerrechts. Sorel betrachtet die Geschichte Europas im Lichte des internationalen Rechts, und dieser neue Gesichtspunkt erweist sich außerordentlich fruchtbar. Sorel wird dadurch in den Stand gesetzt, im bekannten Gang der Dinge neue interessante Zusammenhänge, überraschende Analogien ꝛc. zu entdecken. Und zugleich bringt es diese Auffassung mit sich, daß der sonst kalte, wissenschaftlich nüchterne Stil die sympathische Wärme sittlicher Ueberzeugung erhält. Das ganze Buch enthält über den moralischen Werth und Unwerth politischer Systeme und ihrer Vertreter eine Fülle eigenartiger und bestimmter Urtheile, die vom hohen und sittlichen Standpunkte des Verfassers ehrenvolles Zeugniß ablegen. — Sorel ist überzeugt, daß im Fortschritt der Cultur Principien des Völkerrechts und Anschauungen der internationalen Staatenmoral in der politischen Welt immer mehr an praktischer Geltung gewinnen und die Politik der Cabinete bestimmen müssen. Das Völkerrecht in der Wissenschaft und praktischer Politik ist eine Errungenschaft des 19. Jahrhunderts. Im 18. Jahrhundert findet man noch nichts davon, im Gegentheil, hier hat der unverhüllte brutale Egoismus der Staatsraison seinen Gipfelpunkt erreicht. Sorel drückt sich sehr scharf über dieses Factum aus. «Ces abus résultaient de la coutume, mais la coutume n'avait jamais été interprêtée avec ce cynisme de logique et poussait dans l'application jusque ces scandaleuses extrémités.» So durfte es nicht bleiben und so ist es auch nicht geblieben. Im 19. Jahrhundert hat die Menschheit eine höhere Stufe erreicht, wenn sie auch noch weit genug vom

Ziele steht, das Sorel vorzuschweben scheint. Seine Wünsche lassen sich vielleicht so ausdrücken: Ebenso wie im Laufe der Geschichte die persönliche Freiheit des Bürgers, seine rechtliche Stellung gegenüber der Regierung erhöht und verbessert wurde und über ihm das Gesetz und das Recht und nicht mehr die willkürliche Gewalt des Regenten steht, ebenso soll der Staat in der Staatengesellschaft sein Recht und seine Freiheit besitzen, und sein Verhältniß zu den übrigen durch Recht und Gesetz, nicht durch Gewalt des Stärkeren geregelt werden. Oder vielleicht klarer: wie der Staat dem Egoismus des Einzelnen unüberschreitbare Grenzen vorschreibt, ihn zügelt zum Wohl des Ganzen und dadurch mittelbar wieder des Einzelnen, ebenso sollte auch ein internationales Recht den Egoismus der Einzelstaaten zum Wohl der ganzen Staatengesellschaft und dadurch mittelbar ihres Gliedes — mäßigen. Ob das aber möglich ist? Wohl kaum! Im Staat giebt es über den Bürgern eine Regierung, d. h. eine Gewalt, welche den Einzelnen zwingt, seinen Egoismus einzuschränken und die Rechte des Nächsten zu respectiren: das Recht wird durch die Macht vertreten und aufrecht erhalten. — Ueber den Gliedern der Staatengesellschaft giebt es keine die einzelnen zu Recht zwingende Gewalt, welche alle Ueberschreitungen verhindern und strafen könnte. Und das Uebereinkommen aller Staaten unter einander, gewisse internationale Rechtsbestimmungen aufrecht zu erhalten, indem jede Uebertretung von der gemeinsamen Action aller übrigen geahndet werden soll — hat sich doch in der Praxis als ungenügende Garantie erwiesen.

Aber auch davon war, wie wir gesehen, im 18. Jahrhundert noch nicht das Geringste zu spüren. Und auch die französische Revolution hat an dem herrschenden Princip der Staatsraison nicht zu rütteln vermocht. Das hat Sorel im Schlußcapitel sehr hübsch ausgeführt (S. 544). Die Republik hatte über die Coalition der Großmächte gesiegt: «elle a vaincu ses ennemis, elle a opéré de magnifiques conquêtes; mais pour les conserver en paix il faut traiter pour traiter, il faut négocier et négocier, c'est rentrer dans la coutume. Il n'existe qu'une notion commune, sur laquelle la vieille Europe et la France républicaine puissent s'entendre et s'accorder, c'est la raison d'Etat ... toutes les traditions renaissent d'elles mêmes avec les négociations. Les révolutionaires ne brisent point les traditions, ils les continuent.» Dennoch hat die Revolution ein Großes erreicht und im Leben der Völker einen gewaltigen Fortschritt bewirkt: «Les nations avaient été longtemps à leur insu toute la raison d'être, toute la force vive, et si l'on peut parler ainsi, toute la sère de l'histoire: la révolution française les appela à la conscience d'elles mêmes et décida leur avénement (S. 547). Allerdings hat, wie Sorel selbst betont, die Revolution dieses

Ziel weniger dadurch erreicht, daß sie das Souveränitätsprincip der Nation in ganz Europa aufgebracht, als gerade dadurch, daß sie, ihrem eigenen Princip untreu, die Völker unter das Joch der französischen Herrschaft beugen wollte, was bekanntlich Frankreich schlimme Früchte eintrug (S. 541, 542, 546). C'était l'étrange destinée de la révolution française de se retourner contre la France, dès que les français fausseraient eux mêmes le principe et en feraient un instrument de conquête et de domination. Frankreich erlag unter dem wuchtigen Angriff der vereinigten Nationen, welche sie selbst zum Bewußtsein ihres Rechts und damit ihrer Kraft geweckt hatte. „Denn jede Nation hat ihr ursprüngliches Recht und ein unbezwingliches Innere." (Rankes Weltgeschichte, Band I, Vorrede S. VIII.) Ihr Recht besteht darin, frei und unabhängig zu leben und ihrem angeborenen Wesen und ererbten Charakter treu zu bleiben. Niemand hat das Recht, einer Nation ihre Existenz und die Art ihrer Existenz streitig zu machen. Niemand hat das Recht, aber Niemand hat auch die Macht dazu. Denn jede Nation ist in dem Augenblicke nicht mehr zu vernichten, wo sie fühlt, daß man sie vernichten will. Sobald der innerste Kern eines Volkes angegriffen wird, mit seinen seit Jahrhunderten von Generation zu Generation vererbten Grundinteressen, Gefühlen, Instincten, Gewohnheiten, Bestrebungen ꝛc., erhebt es sich in unwiderstehlicher Kraft und schüttelt den Angriff ab. Es giebt also gewissermaßen Privatrechte der Nationen, wie es Privatrechte der Individuen giebt, und wenn man sie mit Füßen tritt, wird hier in den Individuen, dort in den Nationen der Selbsterhaltungstrieb auf das Aeußerste angefacht, und keine Gewalt der Erde kann sie dann bezwingen. Das hat die französische Revolution und Napoleons Niederlage bewiesen: Völker und Individuen behaupteten ihr Recht und erkämpften ihre Freiheit.

Wie wir schon andeuteten, hat sich Sorel von Chauvinismus noch weniger frei halten können, als seine Vorgänger. Die Nationaleitelkeit giebt seinem Werke die übliche specifisch-französische Färbung. Sorel ist überzeugt, daß die Franzosen die erste Nation der Welt sind, und legt dieses Glaubensbekenntniß an vielen Stellen nieder: «quelle (nation) peut reprendre ce beau rôle de modératrice de l'Europe et de tutrice de la paix? (S. 289) — ils continuaient la plus brillante des traditions de leur histoire, la conquête intellectuelle du monde (S. 430) . . . les semeurs par excellence de la civilisation moderne — et continuaient ainsi d'exercer en Europe cette noble magistrature que leur histoire semblait leur avoir destinée.» Kurz, er ist überzeugt, daß Frankreich im europäischen Staatenorchester stets die erste Violine gespielt und als solche fast ausschließlich allein mit der Melodieführung in der großen Symphonie

der Geschichte betraut war. — Auch in der Beurtheilung der eigenen und der fremden Politik und ihrer Vertreter macht sich der nationale Standpunkt als Schönfärberei geltend. Nach Sorel sind die herrschenden Ideen das eigentlich Bestimmende für die Handlungen der Politiker. Ihrer zwingenden Gewalt gegenüber, gegenüber dem herrschenden Princip der Staatsraison, hört die individuelle Freiheit und damit auch die individuelle Verantwortlichkeit der Persönlichkeiten auf. So daß, was früher zu einem Tadel der Person, jetzt zu einem Tadel der allgemein befolgten Maxime politischen Verfahrens wird. Aber, wohlbemerkt, die unmenschliche Brutalität eines Louvois wird aus der allgemein verbreiteten Methode der Kriegsführung mit ein paar Worten entschuldigt, während die Politik Friedrichs des Großen als klassische Verkörperung des egoistischen Princips der Staatsraison in ihrem frivolen Cynismus eine recht scharfe individuelle Verurtheilung erfährt. Aber gebührt ihnen auch nicht immer das Lob der Objectivität, so besitzen Sorels Urtheile doch andere Vorzüge. Sie verrathen alle eingehende Kenntniß, sind gut belegt und mitunter auch geistreich und originell. Sympathisch berührt die ungemein scharfe und bestimmte Beurtheilung des sittlichen Werthes. Lob und Tadel sind stets offen und ungeschminkt. Aber erfahren wir auch immer ganz genau, was der Verfasser von jeder Persönlichkeit hält, so leiden seine Charakteristiken als Portraits doch an einem fühlbaren Mangel. Diese Portraits sind meist sorgfältig ausgeführt, mit einem verschwenderischen Reichthum geistreicher Feinheiten versehen; er giebt von jeder Person, ihrer Art sich zu geben und zu leben ꝛc. eine Unzahl von Attributen, die wohl, auf genauer Kenntniß der Thatsachen beruhend, durch richtige Reflexion entstanden sein mögen, — sich aber nicht zu einer compacten deutlichen Gesammtvorstellung einigen lassen, d. h. es geht ihm wie vielen modernen Naturalisten und Nachtretern Zolas, die ohne den Tact ursprünglich-dichterischer Begabung, in ihrer Schilderungsmanie unzählige durch peinlich-genaues Studium gefundene Eigenschaften eines Dinges der Reihe nach herzählen und sich dann sehr wundern, wenn der Leser trotz aller Mühe nur ein sehr confuses, jedenfalls gar kein einheitlich klares Bild von dem Geschilderten empfängt. Dieser Mangel dichterischer Begabung verräth sich schon im Stil. Er ist geschmackvoll, elegant, glatt, klar, sauber durchgearbeitet und gefeilt, aber im Ganzen bildlos, kalt raisonnirend. Ihm fehlt die farbige Fülle, aber auch die gedrungene Wucht und das klassische Maß Tocquevilles. Ueberhaupt geht ihm jede subjectiv-originelle Färbung ab. Die Sprache sitzt dem Autor, wie ein eleganter, tadelloser Frackanzug, an dem man nichts besonders zu loben und auch nichts besonders auszusetzen hat, und von denen es Dutzende in den Salons der feineren Welt giebt. Nicht ganz angenehm berührt eine unverkennbare Neigung zum

Rhetorischen, und hier und da nähert sich der Verfasser bedenklich der gefährlichen Grenze, wo der Gedanke aufhört und die Phrase beginnt. Bei feierlichen Gelegenheiten erscheint der Autor im oratorischen Fest- und Galagewand. Dann fehlt es nicht an berechneten stilistischen Effecten und Steigerungen ꝛc.: «le révolution devient une doctrine, une réligion, un dieu» (S. 172). Dann giebt es aber weitläufige, mit großer Sorgfalt ausgesponnene Metaphern à la Taine (S. 193, 330), bisweilen so lang, daß sie eine halbe Seite einnehmen. Auch die Antithese spielt bei Sorel entschieden eine zu wichtige Rolle als Stilmittel. Das ganze Werk ist mit ihnen übersäet. Fast auf jeder Seite blühen und funkeln ihrer Dutzende. Die Antithese erscheint bei Sorel geradezu wie die angeborene Form seines Denkens. Gewiß hat sie ihre Vorzüge, sie giebt der Sprache stechende Schärfe und Deutlichkeit, aber wenn zu häufig, wird sie ermüdend, und bisweilen scheint sie der unbefangenen einfachen Anschauung der Dinge im Wege zu stehen: die spröde Wirklichkeit wird manchmal, mag sie wollen oder nicht, in die Enge einer Antithese gequetscht, daß die Wahrheit dabei entschieden zu kurz kommt. Sehr häufig gelingt es dem Verfasser allerdings, eine interessante neue Wahrheit in der knappen, scharfen Form der Antithese ungemein wirksam auszudrücken.

H. L.

Pirogows Erinnerungen an Dorpat.

(Schluß.)

So habe ich denn, je länger ich in Dorpat lebte und je vertrauter ich mit den Deutschen und dem Geiste germanischer Wissenschaft bekannt wurde, um so mehr sie achten und schätzen gelernt. Ich bin in meinem Herzen Russe geblieben, habe die guten und schlechten Eigenschaften meiner Nationalität beibehalten, aber mit den Deutschen und mit dem Culturgeiste des deutschen Volkes bin ich auf ewig verbunden durch die Bande der Achtung und Dankbarkeit, ohne jegliche Blindheit gegen das, was beim Deutschen wirklich unerträglich für den Russen, oder vielleicht überhaupt für den Slaven ist. Der unliebenswürdige, oft hochmüthige, zuweilen verächtliche und dazwischen wieder mißgünstige Blick des Deutschen auf Rußland und die Russen, seine Voreingenommenheit für alles Deutsche wurden mir nicht angenehmer, aber ich lernte diesen Blick etwas gleichgiltiger betrachten und, wenn ich ihn im Ganzen auch nicht billigte, mir doch ohne Aufregung und Erbitterung ad notam nehmen, was in diesem Blicke Wahres enthalten war.

Doch gehen wir zu Thatsachen über.

In den dreißiger Jahren rühmten sich die baltischen Edelleute und die ganze gebildete Gesellschaft der Ostseeprovinzen mit ihnen der Freiheit ihrer Bauern.

„Bei Euch, dort in Rußland, giebt es noch Leibeigene," prahlten einige Studenten, „bei uns schon lange nicht mehr. Bei uns sind Alle frei, unser Land ist ja auch der Kopf Rußlands."

„Wer hat nun wieder, meine Herren, sich das ausgedacht," hörte ich ebenfalls in Dorpat, „daß die russische Regierung die Ostseeprovinzen bei

ausländischen Banquiers verpfändet hat? Was für ein Unsinn! Man verpfändet wohl Güter, Ländereien, aber wo hat man je gehört, daß Jemand seinen Kopf oder seine Augen verpfändet habe!"

Viel witziger und gerechter, wenn auch nicht weniger traurig für die russische Eigenliebe, war die Antwort Moiers an Faddej Bulgarin[1] bei folgender Gelegenheit:

Faddej Wenediktowitsch hatte nach Gewohnheit auf einem Diner bei einem dörptschen Gutsbesitzer dem Weine zu stark zugesprochen und fing nun an in der tactlosesten Weise zu schwadroniren. „Warten Sie nur mal," schrie er, „Sie werden es noch erleben, daß die russischen Fahnen an den Ufern des Rheines flattern."

Alles gerieth in Aufruhr. „Was? Wie? Nein, das ist doch zu frech!" ertönte es aus dem allgemeinen Lärm. Bulgarin war überglücklich, daß es ihm gelungen war, die Deutschen in Harnisch zu bringen. Als der Lärm sich ein wenig gelegt hatte, wandte sich Moier, der auch auf dem Diner war und wegen seiner Verwandtschaft und nahen Bekanntschaft mit Russen für einen Halbrussen galt, plötzlich ruhig und gelassen an die Aufgeregten und an Bulgarin:

„Nun, meine Herren, es ist doch möglich; die russische Armee kann den Rhein erobern; aber, wissen Sie, Faddej Wenediktowitsch, was dann sein wird?" — wandte sich Moier an Bulgarin. Faddej Wenediktowitsch, der sich schon gefreut hatte, in Moier eine Stütze zu finden, war etwas betroffen und stotterte einige unverständliche Worte.

„Wenn Sie wünschen, so werde ich es Ihnen sagen," fuhr Moier fort; „dann wird man die Weinreben am Rheine ausreißen und — Zwiebeln pflanzen."

Nicht wahr, sehr treffend? Und jeder unbefangene Russe wird sagen, daß es richtig ist. Die dumme, aufgeblasene und im Grunde doch geheuchelte Prahlerei des betrunkenen Faddej konnte nicht besser abgefertigt werden. Ein anderes Mal nahm Moier die russische Regierung gegen den deutsch-französischen

---

[1] Die tiefinnerliche Antipathie Pirogows gegen Bulgarin bricht überall durch. Eine wie gefürchtete Persönlichkeit dieser „literarische Spitzel" war, mit dem Keiner gern etwas zu thun haben wollte, zeigt folgender Vorfall aus dem Leben Shukowskys, dessen reiner, edler Sinn eine Berührung mit Bulgarin wie eine Besleckung empfand. Shukowsky hatte ursprünglich, ganz harmlos, in seinem „Froschmäuseler-Krieg" den Kater „Faddej Murlyk" genannt; „damit man nicht glaube, er habe es auf Faddej Bulgarin gemünzt", taufte er den Kater in „Fedot" um, und so hieß es denn ganz unverfänglich „этотъ хитрый котище, Ѳедотъ Мурлыка, для насъ наказаніе Божіе". Bulgarin hätte sich auch gewiß nicht gefreut über den Leichengesang der Mäuse: „повѣшенъ Мурлыка, повѣшенъ котъ окаянный," oder über die Leichenrede: „Жилъ Мурлыка, котъ сибирскій, ростъ богатырскій, сидая шкурка, усы какъ у турка, былъ онъ бѣшенъ, на кражѣ помѣшанъ, за то и повѣшенъ."

Liberalismus in Schutz. Die französische Revolution von 1830 hatte auch den Deutschen den Kopf verdreht und einer von ihnen, der unlängst eingetroffen und bei Moier zu Gaste war, fing an, die neue französische Regierung auf Kosten Rußlands zu loben.

„Was reden Sie da!" rief Moier: „ich will doch lieber von einem Löwen aufgefressen, als von einem Haufen Ameisen zu Tode gequält werden."

Moier liebte und verehrte den neuen Zaren (Nikolai Pawlowitsch). „Alexander I. glich einem französischen Marquis," sagte er, „aber Nikolai, das ist ein Herrscher, wie er sein soll."

Bei einem Besuche in Petersburg erzählte mir Moier später einmal mit Entzücken von einem Droschkenkutscher, mit dem er gefahren war.

„Mit einem Male sehe ich" — erzählte Moier — „daß mein Kutscher die Mütze abnimmt und unbedeckten Hauptes fährt. — „Was machst Du da?" frage ich ihn. „Dorten ist Er selbst vorbeigefahren, Er selbst." — Eine bessere Bezeichnung für den Zaren kann man gar nicht ausdenken."

Aber wie sehr sich auch vor uns die baltischen Culturträger der dreißiger Jahre mit der Freiheit ihrer Bauern brüsteten, so viel war doch klar, daß es mit dieser Freiheit einen Haken hatte. Die Armuth des Bauernstandes lag offen zu Tage; ja auch die Gutsbesitzer befanden sich keineswegs in behaglichen Verhältnissen, und ihre Güter gingen nur zu oft in die Hände von Arrendatoren über (die mich lebhaft an die polnischen Arrendatoren des Südwestgebiets erinnerten). Die Ursache schrieb man der Stumpfheit und dem Idiotismus des estnischen Bauern zu. Ich weiß nicht, wie es jetzt ist, aber damals waren eine Menge Anekdoten über die angeborene Stumpfheit und Beschränktheit der Esten im Gange. Man erzählte z. B. als Thatsache, daß ein Bauer, welcher gehört hatte, daß man Geld auf Zinsen legen und jährliche Procente erhalten könne, hundert Rubel auf ein ganzes Jahr in die Erde vergraben habe; nach Ablauf dieser Frist nimmt der unternehmende Este sein Geld wieder heraus, überzählt es einige Male und läuft zum Gemeindegericht, heult und schreit, daß man ihn bestohlen habe.

„Was und wie viel hat man Dir denn gestohlen?" fragt der Richter.

„Ich weiß nur," antwortet der Este, „daß ich hundert Rubel vergraben habe."

„Nun, und wie viel hast Du denn wieder ausgegraben?"

„Wieder nur hundert."

„Worüber klagst Du denn eigentlich?"

„Man hat mir doch gesagt, niedergelegtes Geld müsse wachsen und zunehmen; warum hat denn mein Geld ein ganzes Jahr gelegen und nicht zugenommen?"

Das Unvermögen der Esten zu rechnen und zu combiniren war augenfällig. Eier, Krebse u. dgl. kaufte man bei den Bauern auf dem Markte nicht anders, als indem man für jedes Stück je eine Kupfermünze hinlegte; z. B. es werden Eier gekauft zu einem Kopeken das Stück: der Käufer nimmt ein Ei und legt einen Kopeken hin, darauf ein zweites und so fort. Das habe ich selbst häufig gesehen.

In der Klinik kamen auch sehr ergötzliche qui pro quo's vor, die nicht gerade zu Gunsten des estnischen Fassungsvermögens zeugten. Die den kranken Bauern verabfolgten Medicamente wurden beim Gebrauche häufig verwechselt, ein äußerliches Mittel innerlich genommen und umgekehrt. So wurde auch eine ergötzliche Geschichte von der Heilwirkung von Apothekerkorken auf Esten erzählt. Ein kranker Bauer hatte aus der Apotheke der Klinik irgend ein Medicament erhalten und war darauf nicht wieder erschienen. Nach einem Monat kommt er wieder in die Klinik und bittet um dasselbe Mittel, das damals nach seinen Worten „wie mit der Hand" die Krankheit vertrieben hatte; und da sie sich jetzt wieder eingestellt, so sei er gekommen, um sich das heilkräftige Mittel zu holen. Man schlug nach in den Büchern, erkundigte sich in der Apotheke, bei den Praktikanten, endlich beim Apotheker selbst, der sich des Kranken deutlich erinnerte und gab dem Bauern das Medicament. Der Bauer erscheint darauf wieder in der Klinik und betheuert, das sei nicht dieselbe Medicin, wie früher; man verabfolgt ihm dasselbe Mittel in verstärkter Dosis; alles umsonst.

„Geben Sie mir, um Gottes willen, das, was ich in der ersten Medicin aufgegessen habe," bittet der Bauer mit tiefem Bückling.

„Wie? aufgegessen? Das Mittel war ja flüssig!"

„Freilich war es flüssig," war die Antwort, „aber in der Flüssigkeit schwammen Korkstückchen; die haben mir ja auch geholfen, als ich sie aß."

„Was faselst Du da?"

Die Erzählung des Kranken interessirte die Kliniker; man stellte Nachforschungen an. Endlich kam der Apotheker darauf, wie es sich damit verhielt; er wurde anfangs verlegen, stotterte und wollte etwas vertuschen, aber hielt es schließlich nicht aus und gestand, daß er einige alte große Gläser mit nachgebliebenen Korken gehabt und in ein solches auch die Medicin eingegossen habe.

Auch nicht zu Gunsten estnischen Scharfsinnes zeugt die Postglocke, welche zu meiner Zeit im klinischen Cabinet aufbewahrt wurde und von Moier einem Esten ausgezogen worden war. Derselbe hatte an Verstopfung gelitten und statt für Erleichterung zu sorgen, kam er auf den Einfall, sich einen Keil von außen einzuschlagen. Die Glocke saß tief und fest und konnte nur mit großen Schwierigkeiten im Laufe einiger Tage entfernt werden.

Aber selbstverständlich beweisen alle diese Zeugnisse estnischer Unbegabtheit noch nicht, daß diese Unbegabtheit auch wirklich die Ursache der Armuth der Landbevölkerung war. Erstens schon darum nicht, weil der Este, trotz seiner mangelhaften Entwickelung, nicht faul, sondern ausdauernd und arbeitsam ist; davon konnte sich jeder von uns überzeugen, er brauchte nur auf das Feld zu gehen und zu sehen, mit welch ausdauernder Arbeit der Bauer auf dem steinbesäeten Boden pflügen mußte. Dann ist das baltische Gebiet auch nicht blos von Esten bewohnt, sondern auch von Letten, die den Esten durchaus nicht ähnlich sind. Nicht umsonst ist die Sprache des Letten dem Sanskrit so ähnlich; der Lette steht auch dem Slaven sehr nahe und Niemand wird ihn einen Idioten nennen.

Gleich am ersten Tage unserer Ankunft in Dorpat mietheten wir zur Bedienung ein Ehepaar: der Mann — Este, das Weib — Lettin. Der Mann, Johann, der Typus eines Esten: ungewandt, schwerfällig, beschränkt, übrigens sehr ehrlich und arbeitsam, war eigentlich nur zum Tragen schwerer Lasten zu gebrauchen; er war ein stämmiger, vierschrötiger Bursche. Bis zum Extrem lächerlich war er durch seine Unbeholfenheit und die allen Esten eigene Unfähigkeit s vor t auszusprechen; statt стаканъ kommt таканъ, statt Stiefel Tiefel heraus. Ein ganz anderes Geschöpf war sein Weib Lena, die Lettin: rührig, immer mit etwas beschäftigt, sauber, accurat, immer mit einer weißen Haube und Schürze, konnte Lena überall zur rechten Zeit fertig werden und überallhin zweimal schneller als ihr Mann kommen; sie verstand gut Deutsch und sprach für den Mann; sie verstand gut zu rechnen und zu lesen. Lena war eine Pietistin und sang am Sonntagmorgen im Bethause Psalmen, und zuweilen, wenn sie allein im Zimmer war, sang sie halblaut Gesangbuchlieder. Sie hat volle zehn Jahre bei mir gedient; fünf Jahre bei mir und Inosemzow, als wir zusammen auf der Klinik wohnten, und fünf Jahre, als ich Professor in Dorpat war; da besorgte sie allein mein ganzes Hauswesen, auch wenn, was freilich selten vorkam, bei mir Professorenabend war. Da ging nichts verloren, nichts kam weg; nie habe ich mich mit Lena gezankt, ihr nie, eben so wenig wie sie mir, ein grobes Wort gesagt. Als sie mich und Inosemzow bediente, mußte man ihren Tact und ihre Gewandtheit in Gegenwart der jungen Leute bewundern, welche sich bei Inosemzow zuweilen versammelten und eine ziemlich derbe Sprache führten. Lena, die aufmerksam bediente, that, als höre und merke sie nichts; wenn einer zu weit ging und sich direct an sie wandte, ließ sie ihn so gewandt und artig ablaufen, daß er sich sofort auf die Zunge biß.

Für mich waren immer die Beziehungen der Esten und Letten zur deutschen Culturschicht von hohem Interesse. So oft ein Este oder Lette Städter wurde, sei es nun Handwerker oder Schüler einer städtischen Schule,

so verwandelte er sich (oder versuchte es wenigstens) in einen Vollblutdeutschen. Und wie viel tüchtige und begabte Aerzte und Handwerker mit deutschen und undeutschen Namen sind nicht aus den Esten und Letten in die deutsche Intelligenz übergegangen.

Viele von diesen vergaßen zu meiner Zeit ihre Herkunft und suchten sie zu vergessen, indem sie sie verbargen oder sich ihrem Volke gegenüber von oben herab benahmen. Jetzt scheint eine Art Reaction einzutreten. Ich habe auch nur von der Dienerschaft, von dem Gegensatze zwischen Herren und Volk gehört. Lena erzählte mir, daß die Bauern die „Sachsen" (Herren) nicht lieben, aber von sich schwieg sie; sie rechnete sich offenbar schon zu einer anderen, cultivirteren Schicht. Der Haß, oder wenigstens die unfreundliche Gesinnung des Landvolkes gegen seine Sachsen begann zu Ende der dreißiger Jahre sich zu zeigen, vorzugsweise während der Hungersnoth, und da sprach man denn freier und lauter von den Mängeln, Lücken und Fehlern in der Agrarfrage. Die Russen, welche den Zustand des Landvolkes im Ostseegebiet kannten, äußerten zuerst, daß die Armuth und Unzufriedenheit nicht von der Faulheit und Stumpfheit des Volkes, sondern davon herrühre, daß man dasselbe bei der Emancipation ohne Land gelassen habe. Dem ist so; aber unsere Volksfreunde vergaßen und vergessen auch heute noch, daß es vor 60 und mehr Jahren bei uns gar nicht anders möglich gewesen wäre, die Bauern vom Joch der Leibeigenschaft zu befreien, als dadurch, daß man das Land den Gutsbesitzern ließ. Leibeigene und Leibeigenschaft jener Zeit war eben ganz was Anderes als heutzutage.

In Livland hörte ich von alten Leuten erzählen, daß Alexander I. nach der Befreiung der Bauern im Ostseegebiet diese Maßregel auch im benachbarten Pskowschen Gouvernement habe versuchen wollen; aber nach seiner Ankunft in diesem Gouvernement sei er von dem rigaschen Generalgouverneur Paulucci vor einem Attentat gewarnt worden, man wolle ihn vergiften. Diese Verschwörung habe den Kaiser abgeschreckt, und so sei seine Absicht, die Bauern im Gouvernement Pleskau zu befreien, aufgeschoben worden.

Wie nun immer auch die Beziehungen der Bauern zur Intelligenz des Ostseegebietes zu Anfang und Ende der dreißiger Jahre waren, das steht fest, daß weder Bauern, noch Städter, noch die Intelligenz der Ostseeprovinzen zu jener Zeit irgend welche Sympathien für Rußland und russisches Wesen hegten. Im Estnischen hatten Russen und Tataren dieselbe Bezeichnung; die russische Sprache in den Schulen lag darnieder und Niemand lernte sie, freilich durch die eigene Schuld der Regierung; die russische Gesellschaft, auch ohnehin klein, blieb vollständig isolirt. Nur unser Professoreninstitut bildete einigermaßen ein Band zwischen der baltischen Intelligenz und

unserer vaterländischen. Das Land wurde nach eigenen Provinzialgesetzen, durch Landtage, Landräthe ꝛc. regiert. Sogar das Geld war provinziell, sui generis, aus Leder und Carton. Wir erhielten unsere Gage aus der Kreisrentei in Packen von viereckigen Leder- und Cartonstückchen, von der Größe einer Visitenkarte.

Ich weiß nicht, wer — ob städtische oder Gouvernementsbehörden — das Recht hatten, diese Münze in Umlauf zu setzen; sie war nicht höher als 2 Rubel und nicht geringer als 50 Kopeken Banko. Es ist kein Wunder, daß in dem Lande über russische Gesetze und russisches Recht keine schmeichelhaften Begriffe herrschten.

Als Moier einst mit mir über die Straße ging, sah er einen Esten, der unbarmherzig mit einem Stocke auf sein Pferdchen einhieb, das mit einem Fuder Holz im Schmutze stecken geblieben war. Sieh' da, mein Moier, der ewig Ruhige und Vernünftige, springt auf den Bauer zu und giebt ihm einige Genickstücke, indem er auf estnisch ihn anschrie und offenbar für das unglückliche Pferd eintrat. Ich stehe auf dem Trottoir und betrachte mit Verwunderung diese unerwartete Scene. Da kommt Moier zurück und sagt: „So ist's mit der Gerechtigkeit in Rußland (d. h. man kann ungestraft auf der Straße prügeln)."

„Das heißt," dachte ich bei mir, „Deiner Ansicht nach ist nicht der schuldig, der einen Menschen wegen eines Pferdes prügelt, sondern der, welcher dies zu hindern im Stande ist."

„Herr Doctor Wachter, Sie sind dummer, als die russischen Gesetze dieses erlauben," sagte im Colleg ein anderer Professor.

Das war ein Original, ein eingefleischter Deutscher, geistreich und begabt, von riesigem Gedächtniß (er kannte den „Oberon" von Wieland beinahe auswendig), aber ein bitterer Säufer, der Professor der Anatomie Cichorius[1], ein alter Junggeselle, der Tag und Nacht zu Hause bei

[1] Ueber diesen Kauz erzählt Anders 228 f.: „Er war der vollkommene Gegensatz zu Erdmann: höchst formlos, höchst rücksichtslos in seinen Aeußerungen, durchaus ein Bonvivant. Er las früh um 8 Uhr Morgens und verdoppelte gegen Schluß des Semesters die Stunden, wo er dann oft schon um 6 Uhr Morgens begann. In seiner Vorlesung über gerichtliche Medicin bin ich mehrmals als Hospitant gewesen. Er citirte da höchst ausdrucksvoll Stellen aus Schillers Gedicht „Die Kindsmörderin" u. a. m. Pitavals Causes célèbres, der Universitätsbibliothek entlehnt und von ihm beständig benutzt, konnten trotz aller Ermahnungen erst nach seinem Tode dorthin zurückgelangen.

Mit seinen Zuhörern stand Cichorius auf gutem Fuße. Jeder Mediciner hatte damals beim Schlußexamen eine anatomische Demonstration auf dem Anatomicum zu leisten; dann konnte Cichorius bei Kuchen und Wein, unter Glasburken mit mißgestalteten Fötus und anderen anatomischen Präparaten sehr unterhaltend sein, oft auf Kosten seiner Collegen. Auch ich überwand den Ekel bei der Demonstration

Kerzenlicht hinter verschlossenen Läden saß. An Stelle der Möbel waren in den Zimmern Haufen leerer Flaschen aufgestapelt. Und dieses Genie fand es dann heraus, daß sein Prosector, der Oesterreicher Dr. Wachter[1], den Grad der Dummheit überschritt, welcher durch die russischen Gesetze zugelassen wird. Und Dr. Wachter antwortet ihm:

„Herr Hofrath, ich kenne die russischen Gesetze nicht."

Вотъ какъ жили при Аскольдѣ наши дѣды и отцы!

A propos Dr. Wachter; er war mein Freund, soweit eben ein 50—60jähriger Mann alten Schlages und österreichischer Unterthan einem russischen, fortschrittsbegierigen Jüngling Freund sein konnte.

Auch später, als ich Professor in Dorpat geworden war, war ich der einzige von den Professoren, welchen Dr. Wachter besuchte. Gerade die Abstammung aus Oesterreich und sein Katholicismus schienen die Motive unserer Annäherung zu sein. Die Protestanten, Nordländer, Doctrinäre sahen den katholischen Arzt aus Oesterreich, der keine deutsche Universität besucht hatte, etwas über die Achsel an. «Isti propheti (!)» nannte

---

manches medicinischen Freundes, dort etwas zu genießen. Einmal wurde während dieser kleinen Kneiperei ein abgeschnittenes Menschenbein aus dem Keller heraufgewunden u. dgl. m.

Mit seinem Prosector, dem nachherigen Professor Eschscholtz, der die Präparate zur Vorlesung bereit halten mußte, stand Eichorius anfangs sehr gut: später schrieb er ihm oft empörende Briefe, bis es zur Klage kam. Einem anderen Prosector soll er oft gesagt haben: „Sie sind noch dummer, als es die russischen Gesetze erlauben."

Seine Trunksucht brachte ihn bisweilen in eigenthümliche Lagen. Als er einmal in Dorpat im Rinnsteine neben einem gleich ihm Betrunkenen lag, soll ihm dieser ein Empfehlungsschreiben seines Vaters überreicht haben. Als er sich darauf bemühte, den Herrn Professor aufzurichten, soll ihm Eichorius lallend gesagt haben: „Lassen Sie mich liegen, ich will dieser verfluchten dörptschen Polizei doch einmal zeigen, daß hier Einer die ganze Nacht im Rinnstein liegen kann, ohne daß sie es bemerkt."

Er starb pensionirt. Der Prosector Wachter meldete in der Vorlesung: „Der Herr Professor Eichorius sind diese Nacht gefälligst gestorben, ein starker Körper, aber ein verdrehter Geist." — Sein wunderliches Wesen ist allen Zeitgenossen unvergeßlich geblieben."

[1] Nach Anders, S. 231, war „Wachter bei der Bürgerschaft ein sehr beliebter Arzt, und als Nikolais Gemahlin in Palermo krank lag, meinte eine Bürgersfrau in Dorpat, es sei doch unrecht, daß sie in der Ferne Hilfe für ihre Leiden suche, da sie die beste von Dr. Wachter in Dorpat haben könne, der sich auf vieles Bitten wohl auch entschließen würde, die Kaiserin in St. Petersburg zu behandeln".

Dem Dr. Faehlmann auf der Straße zwischen 12—1 begegnend, wo Seelglocken für Gestorbene aus höheren Ständen geläutet wurden, fragte Wachter: „Ist das Ihrer?" worauf Jener ihm zunickte. Am anderen Tage zwischen 11—12 Uhr, wo für bürgerliche Gestorbene geläutet wurde, wieder dem Dr. Faehlmann begegnend, rief er ihm zu: „Das ist meiner!"

er sie in seinem lateinischen Jargon, wenn er irgend wo einen Professor sah.

Dr. Wachter las nach der Verabschiedung von Eichorius außeretatmäßig Anatomie und war wirklich ein Sonderling erster Sorte. Er baute sich ein Haus in bisher ganz unbekanntem Stil, mit etwas orientalischem Anflug, mit flachem Dach, in die Erde vertieft, einen einstöckigen Ziegelbau, mit Fenstern nur nach dem Hof und einer niedrigen, kahlen Ziegelmauer nach der Straße. In diesem Häuschen wohnte Dr. Wachter mit seiner kleinen Familie, stand sehr früh auf, trank statt Kaffee oder Thee Schnaps, genoß etwas Gerstengrütze, nahm statt einer Cigarre ein Zündhölzchen zwischen die Zähne und begab sich in das anatomische Theater, wo er allein, ohne Gehilfen präparirte und mit lauter, vernehmlicher Stimme sein Colleg hielt, wobei er seine Zuhörer durch seinen österreichischen Dialekt choquirte und erheiterte. Mit mir sprach Wachter, wo und wie er nur konnte, lateinisch, indem er bei jeder passenden Gelegenheit irgend ein lateinisches Citat anwandte. Sah z. B. der Doctor ein paar Weiber auf der Straße beisammen stehen, flugs citirte er:

Quando conveniunt Catherina, Rosina, Sybilla (al. Maria, Camilla, Sybilla)
Sermonem faciunt et de hoc, et de hac, et de illa.

Dr. Wachter war Anatom nnd praktischer Arzt, er machte Operationen, bei denen ich ihm gewöhnlich assistirte, und war größtentheils in den Häusern der „Knoten", arme Handwerker behandelnder Arzt.

Die Studenten brachten eine Menge ergötzlicher Anekdoten aus der Praxis des Dr. Wachter in Umlauf: wie er z. B. einem Patienten versichert habe, ihm liege der Bandwurm quer im Darm und die Mixtur müsse nun den Bandwurm wenden und in die Länge zurecht rücken.

Arzneimittel aus der Apotheke liebte Wachter nicht zu verschreiben, er zog Hausmittel vor, sein Lieblingsmittel war Kamillenthee. Einst Nachts zu einem Schwerkranken gerufen, ging Wachter, so erzählte man, auf das im Dunkeln stehende Bett zu und sagt zu dem Kranken wie gewöhnlich: „Trinken Sie Kamillenthee, es wird schon gut werden" — da fühlt er erst den Puls und wie er die erstarrte Hand faßt, entschuldigt er sich: „Ah, so! Verzeihen Sie, Sie sind schon todt."

So war Wachter. Aber, man mag es glauben oder nicht, ich behaupte, daß Wachter mit seinen anatomischen Demonstrationen mir nicht weniger genützt hat als der berühmte Loder[1]. Wenige der Privatissima, welche ich

[1] Justus Christian Loder, Professor der Anatomie in Moskau, Pirogows Lehrer, auch ein Original. Von ihm erzählt Pirogow an einer anderen Stelle S. 225: „Er fuhr einst in einer Kutsche zur Parade in Moskau, hinter ihm kommt der Oberpolizeimeister angesprengt und ruft seinem Kutscher zu: „Zurück, zurück!" Loder streckt

auf deutschen und französischen Universitäten gehört habe, sind für mich so fruchtbringend gewesen wie Wachters Privatissimum in meinem ersten Semester in Dorpat. Wachter trug mir allein in Kürze den ganzen Cursus der Anatomie an frischen Leichen und Spirituspräparaten vor. Von da an sind wir Freunde geworden.

Ich habe schon gesagt, daß die Deutschen in Dorpat in der ersten Zeit meines Aufenthaltes, mit alleiniger Ausnahme vielleicht von Moier, auf mich einen abstoßenden Eindruck machten. Bevor Zeit, Erfahrung und Vernunft mein mangelhaftes und voreingenommenes Urtheil ändern konnten, wies mich ein unerwarteter Zufall auf eine Persönlichkeit hin, die den übrigen gar nicht glich und mit einem Schlage anziehend auf mich wirkte.

In Dorpat lebte damals ein reicher livländischer Gutsbesitzer Liphardt. Sein Sohn, der junge Karl von Liphardt, erhielt eine häusliche und, was sehr wichtig ist, durchaus keine deutsche Erziehung; er wurde von einem Schweizer unterrichtet. Nach dem Tode des Großvaters erhielt Karl Liphardt ein bedeutendes Erbe und, mündig geworden, wünschte er seine Bildung mit Hilfe der Universität, aber privatim und nicht als Student, zu vervollkommnen. Zu diesem Zwecke wandte er sich vor Allem an den Professor der Mathematik Bartels. Die Mathematik interessirte Liphardt und er hatte sich mit ihr fleißig beschäftigt. Bartels, welcher der höheren Mathematik sehr ergeben war, wollte anfangs gar nicht glauben, daß ein junger Mensch bei häuslicher Erziehung im Stande sei, seine Vorträge über höhere Mathematik zu verstehen, und um dieses dem Gelbschnabel zu beweisen, gab er ihm zur Probe eine verwickelte Aufgabe. Liphardt löste sie in seiner Gegenwart leicht und bescheiden. Der Professor erstaunte. Seine Studenten, welche den Cursus beendigten, lösten eine solche Aufgabe nicht so originell, wie dies Liphardt gethan hatte.

„Junger Mann," sagte nun Bartels, „ich sehe, Sie haben Talent, kommen Sie nur, ich werde Ihnen mit Vergnügen Unterricht ertheilen."

Aber das Talent Karl Liphardts war nicht einseitig, ihn interessirte nicht blos die Mathematik; er erschien auch bald im anatomischen Theater und schleppte den anatomischen Atlas von F. Floquet, der damals der neueste und beste war, mit. Da sahen wir uns auch zum ersten Male. K. Liphardt erfaßte die Anatomie mit jugendlichem Eifer. Die Präparate an Leichnamen, das Lesen Bichats, die Collegia — nahmen seine ganze Zeit in Anspruch. Und siehe da, auch Moier nahm, wie er mit Liphardt bekannt wurde,

---

den Kopf aus dem Kutschenfenster und ruft: „Nur vorwärts, vorwärts." Da wendet sich der Oberpolizeimeister direct an Loder und schreit: „Ich gestatte es nicht, ich bin der Oberpolizeimeister." — „Und ich bin Justus Christian Loder; Sie kennt nur Moskau, aber mich ganz Europa."

zur Ueberraschung seiner früheren Zuhörer thätigen Antheil an unseren Arbeiten.

Ich habe in meinem Leben keinen Menschen gekannt, der so viel verschiedene wissenschaftliche und dabei so gründliche Kenntnisse besaß wie Karl Liphardt. Der alte Professor Erdmann[1] besaß auch eine sehr vielseitige Bildung, sprach Latein wie Cicero, war ein guter Botaniker und Physiker; man erzählte, daß er jedes Jahr für sich einen Cursus der Medicin und Naturwissenschaften durchging — aber die Kenntnisse Erdmanns bezogen sich doch nur auf eine Kategorie von Wissenschaften, während der junge Liphardt, nachdem er Mathematiker gewesen und nach dem Zeugnisse des Professor Bartels ein hervorragendes mathematisches Talent bewiesen, mit demselben Erfolge Anatomie, Physiologie und Chirurgie studirte. In Berlin wurde Liphardt sehr vertraut mit Johann Müller, in Dorpat und Königsberg mit Professor Rathke, und in derselben Zeit ergab er sich auch dem Studium der schönen Künste, der Malerei und Sculptur; darauf zog er nach Italien und widmete ganze Jahre dem Studium dieser Fächer; nach Dorpat zurückgekehrt, legte er sich, wie man mir erzählte, auf das Studium der Theologie und der Alterthümer. Zum letzten Mal sah ich meinen alten Freund, der eben so ergraut war wie ich, in Stuttgart; ihn interessirte damals das Studium der mittelalterlichen Gothik, und er zeigte mir mit Begeisterung Einiges davon in Stuttgart. Auch Politik trieb Liphardt unablässig schon damals, als er mit uns in Dorpat studirte.

Im ganzen Ostseegebiet hatte Niemand eine so riesige und vielseitige Bibliothek und eine solche Sammlung von Gemälden, Kupferstichen, Statuen und Abgüssen wie Liphardt. Bei alledem — keine Spur von Pedanterie, sondern eine außergewöhnliche Bescheidenheit. Ich habe mich in meinem Tagebuch bei Liphardt besonders deswegen aufgehalten, weil unter den mir bekannten Menschen Karl Liphardt den schlagendsten Beweis dafür geliefert hat, wie verschieden unter einander zwei Fähigkeiten des menschlichen Geistes sind: die Capacität und die Productivität; von der ersteren hängt das Vermögen ab, die verschiedenartigsten Kenntnisse zu erwerben, von der zweiten die Fähigkeit, aus den erworbenen Kenntnissen etwas Selbständiges und Eigenes zu schaffen. Menge und Verschiedenartigkeit der Kenntnisse haben einen großen Einfluß auf das Product, aber nicht auf die Productivität.

Capacität und Productivität stehen nicht in directer Beziehung zu einander. Nicht das Wissen, nicht die durch die Capacität erworbenen Kenntnisse, sondern eine, nicht jedem Geiste eigene gewisse «vis a tergo»

[1] Nach Anders S. 227 „wußte Erdmann bei den lateinischen Doctorpromotionen der Medicin als Decan, selbst sehr schön Latein sprechend, die Würde der Feier stets aufrecht zu erhalten".

treibt zu neuer Arbeit, zur Schöpfung eines gewissen eigenen Etwas aus dem Schatze der Kenntnisse. So war Liphardt unvergleichlich gebildeter und in Hinsicht auf Capacität bei weitem klüger als ich, auch klüger als viele Gelehrte, welche ihm diese vielseitigen Kenntnisse erwerben halfen; aber ihm fehlte diese «vis a tergo». Geister dieser Kategorie sind zum geistigen Genuß der für sie so leicht erworbenen Schätze von Kenntnissen geboren; aber der Geist bedarf außer einer riesigen Capacität auch einer großen productiven Kraft, um ein Humboldt zu werden.

Im vierten Jahre seines Aufenthaltes in Dorpat machte Pirogow eine Reise nach Moskau, die wir hier nur kurz berühren wollen. — Das nöthige Kleingeld wurde dazu in echt studentischer Weise besorgt: Einiges wird zusammengekratzt, für einen Monat Vorschuß genommen, aus altem Kram (Taschenuhr, Theemaschine, Bücher) eine Lotterie mit dem glänzenden Ertrage von 70 Rbl. veranstaltet, und so geht es denn in den Weihnachtsferien 1832 mit rückfahrender Gelegenheit für 20 Rbl. in einer Kibitke über den Peipus, wo sie beinahe in einer Eisspalte ertrinken, und Pleskau nach der alten Zarenstadt. Die Fahrt dauert fast vierzehn Tage. In Moskau kränkt und erbittert Pirogow, wie er selbst reumüthig gesteht, seine alte, fromme Mutter und seine Schwestern durch zur Schau getragene Verachtung des Althergebrachten, Heimischen und stellt denselben das in Dorpat Gesehene gegenüber. Dadurch erregt er vielfach Anstoß, um so mehr, als über Dorpat und die Deutschen die wunderlichsten Ansichten in allen Kreisen Moskaus herrschen; die Professoren, denen er das dörptsche Observatorium begeistert schildert, glauben gar nicht an den „ganzen astronomischen Schwindel", auch nicht „an all die Geschichten von der Unterbindung der Arterien" — höchstens bei Hunden — die Officiere, denen er die baltische Gesellschaft, die deutschen Frauen schildert, sind genügend bekannt mit dem weiblichen Geschlechte, sie haben mit Deutschen, Französinnen, auch mit Zigeunerinnen zu thun gehabt, sie sind alle eine wie die andere. Eine Dame hält zwar die dörptschen Studenten alle für Jakobiner, will aber doch ihren Sohn, einen jungen Stutzer, der eben mit dem lyrisch angehauchten, freigeistigen Vater einen „Rappierjungen ausmacht", dorthin schicken[1]. Wenig erbaut kehrt Pirogow von Moskau zurück, „gründlich überzeugt von dem Vorzug und der Höhe des moralischen und wissenschaftlichen Niveaus in Dorpat".

---

[1] Er ist auch wirklich eingetreten, A. a. 3280 Matwejew, Alex. aus Moskau, geb. 17. März 1816, cam.; dipl. 1834—1839.

Im Jahre 1833 war meine Doctordissertation geschrieben und vertheidigt. So blieb nur noch die Entscheidung des Ministeriums über die Reise ins Ausland abzuwarten.

Diese paar Monate waren die angenehmsten meines Lebens. Zudem lebten damals bei Moier oder vielmehr bei Katharina Afanaßjewna zwei junge Mädchen, eine Lawrow und eine Wojeikow. Woher die erstere kam, weiß ich nicht, aber Katharina Afanaßjewna interessirte sich für sie, trieb mit ihr Lectüre und weibliche Handarbeiten. Die Moiersche Familie und mit ihr ich, lebte damals auf dem Lande (in Sadorf, 12 Werst von der Stadt). Mit der Lawrow zankt sich der jugendliche Doctor, doch interessirte ihn mehr Katja Wojeikow, die Enkelin der Katharina Afanaßjewna Protassow, die Tochter „des nicht von der vortheilhaftesten Seite bekannten Dichters Wojeikow-Vulkan (Wojeikow lahmte), der seine bezaubernde Venus dem kriegerischen Mars überlassen hatte". Katja hatte eben den Cursus im Katharineninstitut beendigt und war zur Großmutter nach Dorpat gezogen. Nicht eine Schönheit, aber hübsch und interessant, war sie immer lustig und guter Dinge, und Pirogow wie viele andere junge Leute suchten ihr zu gefallen. Man spielte Theater, z. B. den „Недоросль" (Krautjunker) von Von-Wisin, wobei Pirogow in der Rolle des Mitrofanuschka reichlichen Applaus der Wojeikow erntete.

In anderen Familien war Pirogow nicht bekannt und der in Dorpat bestehende Brauch, wonach „die Studenten während der Universitätszeit eine Braut unter den Töchtern der Bürger, Beamten oder Professoren sich erkoren und nach wohlbestandenem Examen oft in die entferntesten Gegenden heimführten", fand bei den Russen keinen Anklang. Nur Filmofitzky heirathete die von Jasykow besungene Maria Petrowna und Stephan Kutorga nahm nach seinem Princip, „allein kann man nicht sein auf Erden", die Tochter eines Schuldirectors zur Frau, in dessen Hause er wohnte. Und noch ein guter Freund Pirogows Sagorsky (Elève der Akademie der Wissenschaften) heirathete in Dorpat ein Fräulein Eeks und lebte mit ihr lange und glücklich. So haben sich denn von den 23 Russen in Dorpat (21 Professor-Studenten und 2 Elèven) 3 in Dorpat verheirathet, gestorben sind 2.

Im Jahre 1833 zogen wir ins Ausland: die Mediciner nach Berlin, die Naturforscher nach Wien, alle übrigen (Juristen, Philologen, Historiker) ebenfalls nach Berlin.

Ich reiste mit einem dörptschen Freunde, der später als Arzt am Moskauschen Findelhause diente, Samson v. Himmelstern[1] und meinem

[1] A. a. 2691. v. Samson(-Himmelstiern), Wold., aus Livland, geb. 23. Juni (?) 1812, jur., med. 1829—1832, Dr. med. 1838, nachdem er 1832—36

Collegen aus dem Professoreninstitute Kotelnikow. Letzterer war ein ganz merkwürdiger Mensch. Schwindsüchtig und mager wie ein Skelett, oft monatelang an zehrendem Fieber und Blutspeien leidend, saß er, ein genialer Mathematiker nach Struve's und Bartels', sowie seiner Commilitonen Zeugniß, in Dorpat Tag und Nacht über mathematischen Büchern, studirte alle Feinheiten der Mechanik des Himmels von Laplace und erregte die höchsten Erwartungen, selbst bei Struve. Da wird er plötzlich gesund und ist zwei Jahre lang nicht wiederzuerkennen. In allen Conditoreien, auf allen Promenaden und Straßen Berlins treibt er sich müßig herum und besuchte nicht ein einziges mathematisches Colleg. Ein eifriger Verehrer des weiblichen Geschlechtes blieb der Don Juan doch immer Platoniker. Dabei war er ein äußerst gutmüthiger Mensch, so daß Pirogow ihn innig liebte und nach zwei Jahren auch wieder mit ihm nach Rußland zurückkehrte. Obschon schwer krank damals, mußte Pirogow doch herzlich lachen „über die ergötzliche Grimasse der deutschen Postknechte und der rigaschen Zollwächter, als sie in dem Koffer Kotelnikows etwas Schweres poltern hörten und es sich herausstellte, daß der einzige Inhalt desselben ein — Paar abgetragener Stiefel bildete, welches von einer Ecke des Koffers zur anderen herumkollerte".

Man kann sich vorstellen, wie angenehm mir die Fahrt von Dorpat nach Riga war. Die Zukunft, rosige Hoffnungen, ein neues Leben in den Pflanzstätten der Wissenschaft und Civilisation, die angenehme Gesellschaft zweier Commilitonen, herrliches Frühlingswetter, alles erheiterte und erfreute die junge Seele. Wir hatten eine beträchtliche Baarschaft bei uns: außer den Reisegeldern jeder 400 Thaler Halbjahresgage.

Im „baltischen Eldorado", Riga, angekommen, fühlten wir alle ein unbezwingliches Verlangen, ein Bischen auszuschlagen; ferner schlug einer vor, über Kopenhagen, Hamburg, Lübeck nach Berlin zu fahren. Zwar verloren wir dadurch einen großen Theil des Sommersemesters, doch einerlei! So wurde denn zwei Tage gebummelt, zwei Tage nach einer Schiffsgelegenheit gesucht, und so „tauchten vier Tage in die Lethe, nicht nur ohne Nutzen, sondern auch zum Schaden für den Geldbeutel". Doch die Strafe folgte auf dem Fuße nach. Die ganze, fidele Gesellschaft, acht Mann stark, lauter Landratten, wird drei Tage lang von einem fürchterlichen Sturm umhergeworfen, und erst nach acht Tagen langt die ermattete, seekranke Reise-Compagnie in Kopenhagen an.

Die Erlebnisse des zweijährigen Aufenthalts Pirogows in Berlin

---

seine Studien in Deutschland fortgesetzt hatte. 1839—42 Arzt am Stadthospital zu Moskau, seit 1843 Adjunctprofessor an der medico-chirurgischen Akademie daselbst, nach Aufhebung derselben Accoucheur am Findelhause in Moskau, hierauf Arzt in Reval; lebt in Reval. Hof.-R.

übergehen wir. Sie sind, von Heinrich Johannsen ins Deutsche übersetzt, im vorvorigen Jahre in der „Kreuzzeitung" erschienen. Nur so viel sei erwähnt, daß Pirogow mit einem früheren dorpater Commilitonen Strauch[1], Sohn des reichen petersburger Apothekers, zusammenwohnte und arbeitete.

Im Mai 1835 kehrte Pirogow mit Kotelnikow über Königsberg und Memel nach Rußland zurück. Unterwegs erkrankt, schleppte er sich mit Mühe nach Riga. Dort blieben sie in einer Einfahrt jenseits der Düna, hinter der Brücke; das Geld war ihnen auch ausgegangen. Pirogow schreibt einen Brief an den Generalgouverneur und Curator (Baron Pahlen). Dieser sendet ihm sofort den Medicinalinspector Lewi[2], „eine Seele von Mensch", der den Kranken sofort ins Kriegshospital überführt und ihm dort ein besonderes Zimmer, einen besonderen Feldscheer und Diener anweist.

Nach erfolgter Genesung besucht ihn auch der Generalgouverneur, der über seine Erkrankung schon an den Minister berichtet hatte und ihm eine Anweisung auf die Gage überreichte. Pirogow hatte aus dem Hospital seiner alten Freundin Katharina Afanaßjewna Protassow geschrieben; die gute, alte Dame schickte ihm umgehend 50 Rbl. und Wäsche. Wiedergenesen mußte Pirogow gleich seine Kunst zeigen: er machte einem Barbier und einer alten Dame künstliche Nasen, führte Steinoperationen aus, schnitt Geschwülste aus ꝛc., und erregte dadurch viel Sensation in der Stadt. Die Ordinatoren des Hospitals baten ihn, einige Operationen an Leichen vorzunehmen und einige Vorträge über chirurgische Anatomie und operative Chirurgie zu halten. Einer derselben, ein alter Jenenser, dankte ihm mit den Worten: „Sie haben uns gelehrt, was auch unsere Lehrer nicht wußten."

(Schluß folgt im letzten Theile des Art. „Russ. Dichter und Schriftsteller in Livland".)

---

[1] A. a. 2724. Strauch, Karl Friedr., aus Petersburg, geb. 12. März 1810, med. 1829—33, Dr. med. 1835. Director einer Privat-Augen- und Ohren-Heilanstalt in Petersburg; lebte dann in Petersburg; Staatsrath. † 28. Sept. 1884 zu Petersburg.

[2] A. a. 453. Lewi, Demetr. Aug., aus Livland, geb. 26. Aug. 1787, med. 9—12, Dr. med.; erhielt 1810 die goldene Preismedaille, 1812—14 Ordinator am Kriegshospital in Riga, 1814 Militärarzt bei der russischen Armee in Polen, auch Oberarzt des Hospitals in Krakau, dann Mil.-Arzt bei der Armee in Frankreich, 1818 bis 1819 Bezirksarzt der Hospitäler in Deutschland, 1820—28 Ordinator am Militär-Hospital in Riga, dazwischen 1822—24 auch in Dorpat, 1828—31 stellvertretender Oberarzt bei der Reservearmee in der Moldau, in Littauen und Polen, 1831—35 Hospital-Arzt in Riga, 1835—1855 Inspector der livl. Medicinalverwaltung. Staatsrath, † 15. Juli 1855.

Ewald von Klopmanns Aufzeichnungen über sein Leben.

Das bewegte politische Leben Kurlands im vorigen Jahrhundert hatte auch eine größere literärische Regsamkeit, als die Schwesterprovinzen sie aufweisen, zur Folge. Die inneren Parteigegensätze, die fortwährenden Streitigkeiten zwischen der Ritterschaft und den Herzögen, zwischen dem Adel und den Städten, die häufigen Verhandlungen auf dem Warschauer Reichstage haben eine große Fülle politischer Staats- und Streitschriften hervorgerufen. Doch nicht allein auf diese publicistisch-politische Gelegenheitsschriftstellerei beschränkte sich die einmal angeregte literärische Thätigkeit; nicht wenige der Männer, welche an der Landespolitik bedeutenden Antheil genommen und staatsmännisch gewirkt hatten, empfanden in späteren Jahren die Neigung, das Merkwürdigste aus ihrem Leben für ihre Familie und für spätere Geschlechter niederzuschreiben. Einzelne solcher Aufzeichnungen sind schon bekannt geworden, Manches ist leider untergegangen, Vieles derart liegt noch unbekannt und unbenutzt in Briefladen und Archiven. Je mehr aber von solchen persönlichen Denkwürdigkeiten ans Licht tritt, desto lebendiger und concreter gestaltet sich das Bild der Vergangenheit für uns. Wir glauben daher nichts Unnützes zu thun, wenn wir ein solches Schriftstück aus dem Dunkel hervorziehen, in dem es bisher geruht. Der Mann, dessen Lebenserinnerungen wir im Nachfolgenden veröffentlichen, war eine seiner Zeit sehr bekannte und angesehene Persönlichkeit. Der Oberhofmarschall Herzog Peters, Ewald v. Klopmann, ein treuer Anhänger des Bironschen Fürstenhauses, hat in dessen Diensten 32 Jahre gestanden und war in alle Verhältnisse des Hofes zu Mitau völlig eingeweiht. Es ist zu bedauern, daß in seinen Erinnerungen die Schilderung der Jugendzeit einen fast eben so großen Raum einnimmt, wie die Erzählung seiner späteren Jahre, die man viel eingehender und

umfassender dargestellt sehen möchte. Aber auch so, wie sie sind, und bei aller Ungleichmäßigkeit, mit der die einzelnen Abschnitte behandelt und ausgeführt sind, enthalten diese Aufzeichnungen des geschichtlich und culturhistorisch Interessanten genug. An Wechsel und abenteuerlichen Zügen ist das hier entrollte Lebensbild nicht arm. Ein junger kurländischer Edelmann, von ungewöhnlicher Bildung und den lockeren Sitten jener Zeit, der, nach England verschlagen, dort ganz heimisch wird, dazwischen an den politischen Kämpfen Kurlands schriftstellerischen Antheil nimmt, und dann plötzlich in seine Heimath zurückversetzt in kurzer Zeit eine angesehene und einflußreiche Stellung erlangt, ist keine gewöhnliche Erscheinung. Klopmann, der das Englische mit der größten Gewandtheit schrieb und sprach, hat auch später große Neigung für englisches Wesen und englische Sitten bewahrt, wie das manche von ihm erhaltene Schriftstücke und Briefe kundthun. Wann er seine Lebenserinnerungen aufzuzeichnen begonnen hat, läßt sich nicht genau feststellen; der letzte Theil ist jedenfalls nach dem Januar des Jahres 1800 und vor dem März 1801 geschrieben, da der Herzog Peter als hochselig bezeichnet, vom Kaiser Paul I. aber als einem noch Lebenden gesprochen wird. Die Handschrift, in der Klopmanns Erinnerungen uns aufbehalten sind[1], machte die Herausgabe nicht eben leicht. Es liegt nicht eine Reinschrift, sondern ein Brouillon vor, dessen einzelne Blätter sehr zahlreiche Zusätze, Einschaltungen, Nachträge, deren Hingehörigkeitsort häufig nicht einmal angedeutet ist, enthalten. Dazu kommen mehrfache Wiederholungen und verschiedene Redactionen derselben Erzählung. Alle diese mannigfaltigen Bestandtheile in den richtigen Zusammenhang zu bringen und einen lesbaren Text ohne jede eigene Zuthat herzustellen, erforderte viel Geduld und Mühe; ich hoffe, es ist mir so weit gelungen, daß der Leser der Erinnerungen von der Arbeit des Herausgebers nichts spüren wird. An dem nicht selten ziemlich ungelenken Stil des Autors ist eben so wenig etwas geändert worden, als an der oft buntscheckigen, durch häufige Einmischung französischer Wörter und Ausdrücke altmodischen Sprache, denn diese letztere ist für die Zeit und Bildung des Verfassers charakteristisch. Dagegen habe ich mir, da es an dieser Stelle auf keinen streng urkundlichen Abdruck ankommt, erlaubt, einzelne offenbare Sprachfehler stillschweigend zu verbessern. Klopmann war, wie alle, auch die gebildetsten, Kurländer seiner Zeit in der Anwendung des Accusativs und Dativs sehr unsicher. Es ist recht bezeichnend, daß er, der das Französische und Englische ebenso wie das Lateinische fehlerfrei schrieb und sprach, im Deutschen „ihm" und „ihn" verwechselte und in der richtigen Anwendung des Casus namentlich bei den Präpositionen „in" und „an" schwankte. So

[1] Gegenwärtig im Besitz des kurländischen Provinzialmuseums.

schreibt er z. B. „er trat in den Dienſten", „er ſchrieb an ihm". Die Beibehaltung dieſer grammatiſchen Fehler würde den Leſer nur geſtört haben, daher ſei ihre Beſeitigung hier von vornherein bemerkt. Die Anmerkungen unter dem Text rühren ſämmtlich vom Herausgeber her.

Doch nun nehme der alte Oberhofmarſchall, der ſtets von ſich in der dritten Perſon ſpricht, ſelbſt das Wort.

Ewald Klopmann aus dem Würzauſchen Hauſe ward den 9. Februar 1734 gebohren von Friedr. Wilh. Klopmann, Landſchafts-Rittmeiſter, und Maria Juliana Mirbach aus dem Puſſenſchen Hauſe. Sein Ahnherr Otto Klopmann, mit einer Gräfin von Bentheim vermählt, kam in den erſten Zeiten des Schwerd-Ordens aus Weſtphalen nach Curland[1] und Heinrich Klopmann wurde 1509 von Wolter Plettenberg Heermeiſter mit dem Guthe Groß-Würzau als Mitgebietiger belehnt[2]. Ewald Klopmann ging in ſeinem 17. Jahre, von einem Hofmeiſter Herrn Saal, einem geſchickten und gelehrten Mann, der ſich durch verſchiedene Pièçen und Ueberſetzungen aus dem Italieniſchen bekannt gemacht, begleitet, nach Jena. Er hörte daſelbſt drei Jahre die damaligen berühmten Profeſſoren Daries, Buder, Engau, Hamberger, Schmidt, hatte Privatiſſima bey Prof. Gruner und zugleich wöchentlich ein Collegium Disputatorium in lateiniſcher Sprache; hörte bey Profeſſor Walch, dem älteſten Sohn des großen Theologen, ein Colleg über den lateiniſchen Styl. Dieſer Sprache befleißigte er ſich ſo, daß er in weniger denn einem Jahre als ordentliches Mitglied der daſigen lateiniſchen Geſellſchaft aufgenommen wurde, wie denn verſchiedene Reden und kleine Ausarbeitungen von ihm in den gedruckten Sammlungen der lateiniſchen Geſellſchaft zu Jena von dem Jahre 1752 ſich befinden; er opponirte auch öffentlich dem jüngeren Profeſſor Walch bei ſeiner Doctor Juris Würde. Er befleißigte ſich aber nicht allein der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache, ſondern nahm auch Stunden im Engliſchen und Spaniſchen. Hierauf machte er eine Tour nach Leipzig und Dresden, wo man ihn in Militair-Dienſten zu engagiren ſuchte, allein er lehnte dieſes ab und ſagte, er wollte erſt ſeine Kenntniſſe erweitern, die Welt ſehen und dann dem Militair mit größerem Nutzen dienen. Da ſein Hofmeiſter ſich anderwärts vortheilhaft engagirt hatte, reiſete er allein nach Straßburg.

---

[1] *Das iſt natürlich nur eine genealogiſche Sage.*

[2] Das Original der Belehnung Heinrich Klopmanns durch den Ordensmeiſter Walter v. Plettenberg vom 12. Jan. 1509 zu Wenden befindet ſich in der Briefſlade von Groß-Würzau; daß Klopmann Mitgebietiger geweſen, beruht auf Mißverſtändniß.

Hier hörte er den berühmten Publiciſten Schöpflin[1] und befleißigte ſich beſonders der franzöſiſchen und anderer Sprachen. Er frequentirte fleißig das franzöſiſche Theater, wo er ſich abonnirt hatte, um ſich mit der Sprache mehr bekannt zu machen. Hier verliebte er ſich in eine Tänzerin, welche ihm aber zu koſtbar ſchien. Dennoch frequentirte er ihre Geſellſchaft, die aimable und für einen jungen Menſchen unterrichtend wurde. Sie ſchien ihm gut zu ſeyn, vielleicht um einen andern, der ſehr reich und in ſie verliebt war, deſto mehr zu feſſeln, worinnen ſie auch vollkommen reuſſirte. Nun machte Klopmann Bekanntſchaft mit einer ſchönen, klugen und jungen Perſohn, die eben aus dem Kloſter gekommen war. Er both ihr den Arm, da ſie aus der Commödie gehen wollte. Sie ſchlug es auf eine ſehr anſtändige Art ab, ſchien aber dabey ſolches ungern zu thun. Klopmann erwiderte nun, da ſie ihm dieſes nicht erlauben wollte, ſo wünſchte er doch das Glück zu haben, ſie in ihrem Hauſe beſuchen zu können, worauf ſie ſagte: recht gerne, wenn mein Vater zu Hauſe iſt und es erlauben wird. Er war im Magiſtrate, ein würdiger, kluger und in der franzöſiſchen Geſchichte beſonders erfahrener Mann. Sie war die eintzige Tochter, welche er in einem Nonnen-Kloſter hatte erziehen laſſen, da die Mutter frühzeitig geſtorben war. Der Vater empfing Klopmann bey ſeiner erſten Viſite, die er ihm machte, höflich, aber ernſthaft. Es war eben zu einer Stunde, da die ſchöne Henriette Clavier ſpielte und auch ſang. Klopmann war von dieſem Talent ganz eingenommen, bewunderte ihre Fertigkeit, genaue Präciſion und vortrefflichen Ausdruck wie nicht weniger ihre angenehme Stimme. Der Vater, der ſie außerordentlich liebte, ergötzte ſich über die guten Fortſchritte, die ſie in der Muſique gemacht hatte und ſagte: „liebe Henriette, du haſt heute beſonders gut geſpielt; iſt es der fremde Herr, welcher dir hiezu den Muth gegeben?" Klopmann ergriff dieſe gute Gelegenheit und ſagte zu dem Vater: Wenn ich ſo glücklich ſeyn könnte, dazu eine unerwartete Urſache gegeben zu haben, ſo wünſchte ich die Erlaubniß zu erhalten, ſie öfters bewundern zu können. Der Vater machte eine höfliche Verbeugung und ſagte nur: entſchuldigen Sie, mein Herr, ich habe Geſchäfte und muß ausgehen. Worauf Klopmann ſich empfahl und mit einem bezauberten Hertzen wegging.

---

[1] Johann Daniel Schöpflin, geb. 1694, Profeſſor der Geſchichte in Straßburg ſeit 1720, † 1771, war der Begründer einer ſtaatswiſſenſchaftlichen und diplomatiſchen Schule, die in ganz Europa berühmt war. Der junge Adel aller Länder ſtrömte zu ihm nach Straßburg, ſo daß „die Univerſität beinahe den Charakter einer europäiſchen Ritterakademie gewann". Auch aus Kurland beſuchten in den Jahren 1740—1771 viele junge Edelleute ſeinetwegen die Univerſität Straßburg. Goethes lebendige Schilderung von Schöpflin in Wahrheit und Dichtung iſt bekannt. Vortrefflich handelt über ihn W. Wiegand in der allgemeinen deutſchen Biographie, Bd. 32, S. 359—368.

Da er fast alle Tage das Theater frequentirte, so hatte er das Vergnügen, die schöne Henriette öfters daselbst zu sehen, aber fast allemahl in Gesellschaft einer oder zween Freundinnen. Einstens sah er sie alleine; er näherte sich ihr und unterhielt sich mit ihr auf die angenehmste Art. Er bath sie um Erlaubniß sie zu besuchen; sie weigerte sich zwar, ihm solches zuzugestehen, sagte aber endlich: Kommen Sie morgen, um dieselbe Stunde, da Sie letzthin bey mir waren; mein Vater wird zu Hause seyn, denn es ist meine Musique-Stunde. Klopmann voller innerlicher Freude ging aus dem Spectacle, und die liebenswürdige Henriette gesellte sich zu zween Connaissancen, die mit ihr fortgingen. Kaum konnte Klopmann den folgenden Tag und die Stunde erwarten, um seine Schöne wiederzusehen. Er trat eben in die Stube, da sie sich ans Klavier gesetzt hatte und zu spielen angefangen. Sie war allein im Zimmer. Klopmann nahete sich, sagte voller Entzückung: ach die schöne Hand! neigte sich, um selbige zu küssen[1]. — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Er machte darauf eine Tour nach Paris und der Schweiz. Nun verlangte ihn der Baron v. Bülow, damahliger Sächßischer Envoyé in Berlin, von welchem er ein Vetter war, auf Ansuchen seiner Eltern, zu sich, um in seiner Kantzeley angestellt zu werden. Er folgte diesem Wink ohne Anstand und blieb 6 Monate in Berlin. Hier machte er die Cour an Mad. Dennis; allein da sie nur Louisd'or und Brillanten liebte, so hörte diese Bekantschaft bald auf. Hingegen dauerte die mit der Täntzerin Mlle. K. so lange, bis er in Berlin blieb. Sie war eine der aimablesten und schönsten Mädchen in Bezug auf Wuchs und Gesichtsbildung und hatte alle die Reitze, um einen jungen Menschen verliebt und entzückt zu machen. Klopmann war ihr außerordentlich attachirt und sie ihm vielleicht eben so viel, so daß der damahlige Director des Theaters, der Graf S., über diese genaue Verbindung mit Klopmann eifersüchtig wurde, besonders wenn Klopmann M. Kr. nach dem Ballet zu Hause führte, welches damals nicht gewöhnlich war. So kam es, daß der Herr Graf S. Gelegenheit suchte, sich an Klopmann zu rächen und ihm ein Billet zur Masquerade auf dem Hofes Theater refusiren wollte. Allein Klopmann schrieb ihm ernsthaft und verlangte das gewöhnliche Billet für einen Cavalier bey der Gesandtschaft, welches ihm auch sogleich zugeschickt wurde, und Klopmann hatte den Beyfall von allen Hofs Cavaliers, die dem Grafen auch nicht grün waren.

In Berlin blieb er bey dem Ministre, welcher ihm mit vieler Güte begegnete und ihn bey Hofe und in der Stadt präsentirte. Der 7jährige Krieg fing an und Baron Bülow war zwar außer Activität als sächßischer

[1] Hier bricht die Liebesgeschichte in der Handschrift ab.

Minister, bekam aber die unbestimmte Erlaubniß von Friedrich II. dem Großen wegen seiner geprüften Droiture in Berlin zu bleiben und den Hof wie zuvor als Baron Bülow zu frequentiren, wovon Klopmann ebenfalls vortheilte. Unter diesen Umständen rieth ihm der Baron eine Tour nach Holland und England zu machen, bis der Friede erfolgte und er wieder als Envoyé seine Stelle einnehmen würde. Klopmann benutzte diese Gelegenheit, besuchte, durch gute Empfehlungen des Ministers unterstützt, den Braunschweiger und Casselschen Hof und reisete nach Holland, wo er im Haag und in Ryswick dem würdigen Grafen Gollowkin, damahligem Russisch-kayserlichen Ambassadeur, einem erfahrenen und geschickten Staatsmann, die Aufwartung machte. Nach einem 6wöchentlichen Aufenthalte in Holland ging er in Gesellschaft eines geschickten Engländers, dessen Bekantschaft er in Berlin gemacht hatte, nach London, wo er 2 Jahre zubrachte, sich besonders auf die englische Sprache legte und Kenntnisse von der Staats-Verfassung dieser großen und vortrefflichen Nation zu erlangen suchte. Da er Empfehlungen an die damahligen beyden Preußischen Minister, den Baron v. Kniphausen[1] und Mr. Michell, hatte, welche ihm mit Güte und Freundschaft begegneten, so wurde er bey Hofe dem Könige und der sämmtlichen Königlichen Familie präsentiret. Nun schrieb er die kleine Pièce de Ducem eligendi jure, wozu er schon auf Universitäten Sammlungen gemacht hatte, ließ sie drucken und dedicirte sie dem damahligen Staatssecretair Henry Fox, nachherigen Lord Holland, mit einer englischen Vorrede[2]. Während dieser Zeit hatte er gute Bekanntschaft gemacht und Gelegenheit, den Festivitäten des Beylagers George III. mit Charlotte von Mecklenburg-Strelitz in Begleitung der Preußischen Minister beyzuwohnen und auch bey der so feyerlichen Krönung in der Loge der fremden Minister zu seyn[3]. Diese Krönung ist eine der prachtvollsten, da die Damen nach ihrem Range und dem glänzenden Costume ihrer Kleidungen, mit rothen Mänteln von Sammet mit Hermelinen besetzt und mit der ihrem Rang anpassenden Krone auf dem Kopf, en Ceremonie in dem Gefolge gehen. Kurz darauf forderten

[1] Dodo Heinrich v. Knyphausen, geb. 1729, war preußischer Gesandter in Paris 1754–56, dann seit 1758 in London, wo er den Subsidienvertrag mit England abschloß. † 1789.

Louis Michell war sein Vorgänger auf dem Gesandtenposten in London.

[2] Der vollständige Titel der Schrift lautet: Jus ducem eligendi statibus Curlandiae et Semgalliae competens Londini 1758. 8. Winkelmann Bibliotheca hist. Liv. Nr. 8871 irrt, wenn er bei Anführung derselben bemerkt: „englisch". Sie ist in lateinischer Sprache abgefaßt, und nur die Vorrede, wie oben bemerkt, ist englisch. Ueber den Inhalt vgl. Schwartz, Bibliothek kurländischer Staatsschriften. Nr. 93.

[3] Die Hochzeit fand am 8. September 1761 statt, die Krönung am 22. Sept. desselben Jahres.

ihn Familienangelegenheiten nach Curland und ein gefühlvolles Verlangen, seine Eltern nach einer Abwesenheit von mehr als 7 Jahren wieder zu sehen. Sie empfingen ihn mit offenen Armen. Hier rollte eine zärtliche Trähne.

Nun blieb er 6 Monathe in Curland und hatte das Glück, öfters am Hofe des Hertzogs Carl, königlichen Hoheit zu seyn. Der Herr Geheimrath v. Mirbach[1], ein kluger Mann, der sonst dem Grafen von Brühl besonders sehr attachirt war, forderte Klopmann auf, da er seine Beflissenheit und Eyfer für das Vaterland, ohne Interesse, kannte, eine Pièce wider den Hertzog Carl von Sachsen zu schreiben. Dieser Herr Geheimrath war äußerst aufgebracht, daß er vom Herzoge Carl so hintangesetzt wurde, weil der Herzog alles dasjenige, was Mirbach nach seiner schriftlichen Plenipotenz unterschrieben hatte, völlig refusirte und ableugnete. Nun wandte Mirbach alles an, um den Herzog im Lande verhaßt zu machen. Er versprach Klopmann ein sehr Ansehnliches, wenn er bey den andern Mächten dieses rege zu machen versuchen wollte und zwar bey dem Frieden nach dem siebenjährigen Kriege. Klopmann communicirte den Plan an den klugen Minister v. Korff in Copenhagen, welcher ihn approbirte und auch zu gehöriger Zeit zu unterstützen versprach. Allein der General-Friedens-Congreß zerschlug sich bis zu einer andern bequemen Zeit, und der Separat-Frieden von Hubertsburg wurde gemacht. Klopmann erhielt nichts und seine gemachten Ausgaben und Reisen blieben unbezahlt, denn er reisete auf seine Kosten nach Danzig, um die Pièce daselbst drucken zu lassen, da sie aber wider den Herzog Carl war, den Sohn des Königs von Pohlen, des Beschützers von Dantzig, so gelang ihm das nicht. Er retournirte also nach Königsberg und ließ sie anonym daselbst auf seine Kosten drucken und nachher in London wieder auflegen[2]. Nun fand Klopmann Gelegenheit, diese kleine Pièce besonders in Pohlen zu vertheilen. Er hatte sogar den Kammerdiener des damahligen Groß-Kantzlers gewonnen, der etliche Exemplare davon in dessen

[1] Eberhard Christoph v. Mirbach, Erbherr auf Laukeseene, Starost von Polangen, polnischer und kursächsischer Geheimrath und Minister, geb. 1709, † 1769, war der Bevollmächtigte des Prinzen Carl bei dessen Verhandlungen mit der kurländischen Landesversammlung am 17. März 1758 über die Punkte, welche der Herzog vor der Belehnung durch den König anzuerkennen sich verpflichten sollte. Er zerfiel später mit dem Herzog Carl und trat mit den Anhängern Birons in Verbindung; besonders darüber soll Mirbach aufgebracht gewesen sein, daß der Herzog ihm nicht das Amt Rutzau, wie er wünschte, verlieh.

[2] Sie erschien unter dem Titel: Imperanti nullum esse jus in populum, apud quem est de summa imperii potestate, electionis lege, disponendi, quam quod per leges fundamentales pactaque cum populo ipsius imperii inita, ei concessum, ex principiis juris naturae ac gentium demonstratur, (Königsberg) 1760, Londini 1761.

Cabinet auf seinen Schreibtisch placirt hatte, welches er durch ansehnliche Bestechung zu bewirken suchte. Er reussirte darin und die Pièce machte Aufsehn in dem Reichstage, besonders da sie in lateinischer Sprache geschrieben war, welche den Pohlen besonders gemein ist. Sie wurde confisciret, indem er sich für den Hertzog Ernst Johann besonders interessieret und seine Gerechtsame vertheidigt hatte. Hertzog Carl, dieser gute Prinz von dem besten Hertzen, wurde irrig geleitet und auf solche Wege gebracht, daß er sich mit der Landschaft brouillirte, den damahligen Großfürsten Peter III. negligirte und zuletzt eine anständige und wohl zu nützende Politique gegen Rußland nicht zu beobachten suchte.

Nachdem Klopmann seine Familiensachen arrangirt hatte in der Absicht, vielleicht auf immer nach England zurückzukehren, ging er zu Schiffe nach Kopenhagen. Er hielt sich etliche Wochen daselbst auf und machte seine Aufwartung dem damahligen russischen kayserlichen Minister Baron v. Korff[1], einem gelehrten und im diplomatischen Fache erfahrenen Mann. Dieser empfing ihn freundschaftlich und offerirte ihm sein Hauß. Klopmann überreichte ihm ein Exemplar von seiner kleinen Pièce: de Ducem eligendi, welche er mit Güte annahm, ihm seine zahlreiche und auserlesene Bibliotheque[2], wie auch ein Exemplar von eben der Pièce: de Ducem eligendi, welche er eben aus London bekommen hatte, zeigte. Hier machte er eine Bekanntschaft von zweyen Engländern und reisete über Hamburg und Holland nach London. Er blieb hier über 2 Jahre, frequentirte den Hof und erweiterte seine Bekanntschaften. Auch hatte er einen Plan, das Lotto in London zu errichten, wozu er durch einen Italiener, welcher sich mit Calzabize entzweyt hatte, angereizt wurde. Da aber nur die Staatslotterie vermöge einer Parlaments-Acte mit Ausschluß aller andern erlaubt ist, so scheiterte der Plan, ebenso der einer Fabrique der Marseiller nicht unähnlichen Seife, ohne Feuer, nämlich mit Oel und spanischer Asche, Barillos, wovon die Proben gut waren. Aber wegen des mit Spanien ausgebrochenen Krieges war das Unternehmen nicht vortheilhaft, und Klopmann hatte noch das Unangenehme, daß die verschiedenen Gefäße und Anstalten zu diesem Werke

[1] Johann Albrecht v. Korff aus Rengenhoff, geb. 1697, Präsident der Akademie der Wissenschaften und Geheimrath, ging 1740 als Gesandter nach Kopenhagen, wo er mit kurzer Unterbrechung bis zu seinem Tode blieb, † 1766. Büsching, Lebensbeschreibungen denkwürdiger Personen, Bd. 3, S. 198—209 giebt eine auf eigener Bekanntschaft mit diesem seiner Zeit sehr angesehenen und berühmten Staatsmann beruhende Lebensskizze von ihm.

[2] Korffs Büchersammlung, reich an Seltenheiten und Manuscripten, war eine der größten jener Zeit, sie wurde von der Kaiserin Katharina II. angekauft und später ihrem Großsohne, dem Großfürsten Konstantin, geschenkt. Ein Theil derselben ist später als Alexandrowsche Bibliothek nach Dorpat gelangt.

confisquirt wurden, weil man dem Departement der Seifen-Inspection nicht vorhero die gehörige Anzeige gemacht. Zufolge einer Parlaments-Acte hatte man 3 Penny für jedes Pfund gemachter Seife an die Inspectoren zu entrichten. Wie nun Klopmann die Vorsichtigkeit gehabt hatte, solches anzuzeigen, aber an einem Tage, wo das Bureau fast schon geschloßen war, so wurde er also gerechtfertigt, nachdem er seine Sache selber in englischer Sprache plädirt und gewonnen hatte. Nun bekam Klopmann eine gute Empfehlung an den damahligen englischen Envoyé extraordinaire in St. Petersburg, den Chevalier Hanbury Williams, einen gelehrten und vortrefflichen Dichter im Lateinischen wie im Englischen, als auch geschickten und erfahrenen Staatsmann. Er embarquirte sich nach Riga und da er eine sehr lange Reise hatte, war der Chevalier Williams, welcher seine erste Reise-Route geändert, über Schweden abgegangen; er fand sich also genöthigt, mit dem ersten Schiffe aus Riga absegelnd, wieder nach Kopenhagen zurück zu gehen. Dieses glückte ihm und er vergaß die drohende Gefahr Schiffbruch zu leiden, die er bey Bornholm ausgestanden hatte, da das Schiff auf eine Sandbank gerieth, darauf beynahe 2 Stunden lag, aber dennoch ohne großen Schaden durch einen vortheilhaften Wind, der vom Lande wehte, glücklich davonkam. Der Chevalier Williams empfing Klopmann nach abgegebenen Empfehlungen mit Güte und Freundlichkeit, engagirte ihn auch etliche Tage darauf als seinen Gesandtschafts-Cavalier, da er als Ambassadeur nach Madrid gehen sollte und von dem damahligen Staats-Secretär Lord Holderneß die königliche Versicherung dazu schon erhalten hatte. Der Chevalier Williams hatte seinen Legations-Secretär in St. Petersburg als Chargé d'affaire gelaßen, fand es daher für nöthig, Klopmann als seinen Privat-Secretär zu gebrauchen und schenkte ihm auch sein ganzes Vertraun, so daß er ihm das englische Chiffre übergab, um die gehörige Correspondence zu führen. Der Chevalier trat nun seine Reise, wiewohl zu einer beschwerlichen Jahreszeit, im Winter von Kopenhagen über die Belte nach Hamburg an. Er kam daselbst glücklich an und mußte sich wegen des widrigen Windes und eingefallenen starken Frostes etliche Wochen in Hamburg aufhalten, denn der Hafen in Cuxhaven war gefroren, und die englische Fregatte, welche den Chevalier hinüberbringen sollte, konnte wegen des Eises nicht ausseglen. Er schickte daher Klopmann nach Cuxhaven, um das Nöthige zur Abreise zu besorgen. Binnen dieser Zeit hatte der Chevalier eine unglückliche Bekanntschaft mit einer schönen jungen Dame von Stande gemacht, die sein Geld gewiß mehr liebte als sein Alter, denn er hatte etliche 50 passirt. Diese wußte ihm solche Mittel einzugeben, daß der arme Chevalier gestöhrt wurde und sie sogar zu heyrathen versprach, welches doch nicht geschehn konnte, da seine Gemahlin noch in London lebte und solches nicht ohne förmliche

Ehescheidung stattfinden konnte. Er hatte ihr 10 Tausend Pfund Sterling versprochen, sobald sie ihm nach London folgen würde. In dieser unglücklichen Verfassung kam er nach Cuxhaven, nachdem ihm Klopmann zwey Estafetten geschickt hatte. Er rief ihn sogleich in sein Schlafzimmer, zeigte ihm ein Billet, welches er küßte, von dieser schönen Dame, die ihn darin schon ihren Gemahl nannte, und bat ihn, daß er an seinen Banquier in Hamburg Mess. Hanbury & Halsey einen offenen Wechsel zu ihrer Reise nach England schicken sollte. Er befahl also Klopmann, sogleich an Mess. Hanbury & Halsey zu schreiben und der Dame so viel Geld, als sie immer verlangte, gegen Quittung zu zahlen, ferner ließ er ihn einen Brief an seinen guten Freund, einen General in sächßischen Diensten, einen Irländer von Geburth, nach Dresden schreiben, worin er ihm anzeigte, daß die Engländer eine Descente auf den französischen Küsten im Juni oder Anfangs July machen würden. Ferner ließ er an seinen Correspondenten in Rom, Berlin und Dresden so viele Ordres zum Ankauf verschiedener Gemälde von den ersten Meistern, von prächtigen Wagen, Moeublen und Porcellainen Services geben, die, wenn sie erkauft worden wären, gewiß gegen 15,000 Pfd. Strl. betragen hätten. Nun sah Klopmann wohl ein, daß sein armer Chevalier völlig gestört war, besonders bey dem Brief nach Dresden, da er ein so großes Geheimnis einem Feinde von England entdecken wollte, und zwar 6 Monathe vorher. Klopmann saß bis 2 Uhr des Morgens in seinem Schlafzimmer und schrieb alle diese Briefe, die der Chevalier unterzeichnete. Er hatte auch ein paar selber geschrieben, besonders einen an seine Schöne, in welchem er ihr sagte, daß sie so viel Geld, als sie nur verlangen würde, von seinem Banquier in Hamburg haben könnte. Klopmann versiegelte nun alle diese Briefe mit des Chevaliers Petschaft und sollte sie sogleich per Estafette nach Hamburg abfertigen. Allein da er wohl einsah, daß dergleichen Nachrichten nach Dresden dem Staate höchst nachtheilig und nach England der Familie schädlich waren, und daß die vielen Bestellungen dem Chevalier und seiner ganzen Familie sehr zur Last fallen könnten, so entschloß er sich, alle diese Briefe nicht abzuschicken, sondern nur einen an Mess. Hanbury & Halsey zu schreiben, worinnen er sie ersuchte, keinen Shilling an die Dame für Rechnung des Chevalier zu geben, indem sie ohne Zweifel schon wüsten, in welcher unglücklichen Verfassung diese wäre. Dieses glückte Klopmann. Die Dame hatte von dem Banquier des Chevalier 1000 Pfd. Sterl. verlangt, welche ihr aber refusiret wurden, weil sie keine Ordre noch Anweisung dazu erhalten hätten. Nun persuadirte Klopmann den Chevalier, sich zu embarquiren, denn die Fregatte war schon auf der Rhede. Er folgte ihm, und sie segelten den folgenden Morgen ab. Nun wurde der Chevalier unruhig. Klopmann und der auf dem Schiffe befindliche Chirurgus, ein

geschickter Mann, überredeten den Chevalier sich zur Ader zu lassen, welches mit 10 Unzen Blut geschah. Dieses beschäftigte ihn. Die Fahrt war kurz und glücklich. Er landete in Harwich, von wannen Klopmann sogleich eine Estafette an Lord Essex, Schwiegersohn des Chevalier, nach London abfertigte, um ihn von der Lage seines Schwiegervaters zu präveniren. Der Chevalier logirte bey Lord Essex. Man gab ihm besondere Zimmer und er sah Keinen außer Klopmann. Man suchte dieser Krankheit einen andern Nahmen zu geben, in der Hoffnung, daß er sich bald bessern würde, allein die königlichen Aertzte fanden ihn leyder schlecht und gaben keine baldige Hoffnung zur Genesung. Hievon musten sie Bericht an den König abstatten, indem ein Ambassadeur unverzüglich nach Spanien geschickt werden sollte, wozu der Chevalier als geschickter Negociateur bestimmt war. Unter diesen Umständen verlohr der Chevalier diese ihm zugedachte vortheilhafte Stelle, folglich Klopmann auch seinen guten Posten. Die Familie des Chevaliers, besonders Lord Essex und seine verehrungswürdige Gemahlin, Tochter des Chevaliers, bezeigten viele Dankerkenntlichkeit an Klopmann und offerirten ihm ihr Hauß. Auf Anrathen der Aertzte wurde der Chevalier nach seinem Landgute Colbrook in Wallis geschickt, um sich der heitern Luft und des kalten Bades, welches daselbst außerordentlich bequehm und erfindungsvoll in einem Berge angelegt war, mit Nutzen zu bedienen. Dieses Mittel that ihm außerordentlich gute Dienste. Er befand sich nun wohl, schrieb an Klopmann, seinen alten attachirten Freund, sogleich zu ihm zu kommen, schickte ihm die Reisekosten und seine eigene Equipage mit 4 Pferden zwey Stationen vor seinem schönen Landsitze entgegen. Hier empfing ihn der Chevalier mit Heiterkeit, Freundschaft und Wärme, und Klopmann blieb 3 Wochen ganz allein bey ihm, wo weder Interesse noch Langeweile ihre Laune stöhren konnten. Ein Jeder liebte die Lecture, und der Chevalier hatte besonders den Ton zu amusiren und durch seine großen Kenntnisse lehrreich zu werden. Des Morgens wurde ausgeritten auf die vortrefflichen Berge, wo die Aussichten mahlerisch und vielleicht nicht nachahmlich sind. Man kam zum Frühstück zurück, laß nachhero die öffentlichen Londoner und andere Zeitungen, auch eine Ode von Horaz, denn dieses war des Chevalier Lieblingsauthor. Er machte selber recht gute lateinische Verse, und man nannte ihn in England a very fine Scolar (einen in der lateinischen Sprache und Alterthum sehr versirten Mann). Hier brachte Klopmann seine Zeit sehr angenehm und glücklich zu, ohne weiter an die Reitze einer verführerischen, jungen Leuten doch nachhero nachtheiligen Lebensart zu gedenken. Kurz, der Chevalier befand sich recht wohl, ohne die geringste Spur einer vorigen Abwesenheit des Geistes erkennen zu geben. Klopmann referirte alles dieses als einen glücklichen Vorbothen der Gesundheit des Chevalier nach London. Nun wurde verlangt, daß der

Chevalier nach den Bädern von Bristol kommen sollte. Dieses geschah und Lord und Lady Essex empfingen ihn daselbst aufs zärtlichste. Hier blieb er mehr als 3 Wochen und befand sich wohl. Klopmann nutzte diese vortreffliche Gelegenheit, seine Bekanntschaften zu erweitern. Der Chevalier und seine Familie liebten ihn, und er hatte das Glück, besondere Freundschaft und Achtung von allen diesen zu genießen. Nun rieth man dem Chevalier nach den Bädern von Bath zu gehen, woselbst er 4 Wochen blieb, sich sehr wohl befand und alle Tage in Gesellschaft des klugen und staatsverständigen Lord Chesterfield[1] sich befand, welcher fast immer bey dem Chevalier zu Mittage speiste, wie auch des bekannten Queen, eines der ersten Acteure im Tragischen und vorzüglichsten Schriftstellers, auch eines der besten Gesellschafter. Klopmann hatte vielleicht das seltene Glück, diesen Herrn zu gefallen, denn er sprach nur Englisch mit ihnen und hatte den ganzen Ton der Nation angenommen. Lord Chesterfield und besonders Queen fragten sehr viel nach dem Charakter und den Sitten der Kurländischen Nation und ihrer Sprache, worüber ihnen Klopmann die gehörige Auskunft gab. So wurden diese glücklichen Tage vollbracht, ohne daß man das Geringste von einem neuen Anfall des Chevaliers zu befürchten hatte. Klopmann, der damahlen das Tantzen sehr liebte, hatte ein Auge auf Miß C., eine Dame von liebenswürdigem Charakter, geworfen. Er tantzte bey allen öffentlichen Bällen den ganzen Abend mit ihr, ohne Ausnahme, nach dem dasigen Gebrauch, und es schien, daß diese Neigung nicht flüchtig war, sondern vielmehr beständig und für beyde glücklich werden könnte. Doch eine unerwartete Trennung vereitelte alles dieses. Die ganze Familie des Chevalier retournirte nach London und folglich Klopmann auch. Der Abschied von der schönen tugendhaften und liebenswürdigen Miß Betsy C. war zärtlich und rührend. Doch was ist dieses blendende Glück, diese herzliche Empfindung? Nichts als Täuschung! Von Bristol und Bath zurückgekommen, hatte die Familie dem Chevalier ein kleines Haus bey London in Chelsea für den Sommer gemiethet, wo nur Klopmann bey ihm war, weil er ihn leiden konnte, alle andern waren entfernt. Hier passirte er fast 6 Wochen, zeigte nicht die kleinste Spur seiner vorigen Krankheit und unterhielt sich mit Klopmann sehr lehrreichend. Er liebte die lateinische Sprache und Horaz war sein Favorit-Poet. Er hatte einige kleine lateinische Gedichte gemacht

[1] Lord Philipp Dormer Stanhope, Earl von Chesterfield, geb. 1694, zuerst Gesandter im Haag, dann Lord-Lieutenant in Irland, 1746 Staatssecretär, seit 1748 in Zurückgezogenheit lebend, † 1773, der Verfasser der berühmten „Briefe an seinen Sohn", welche die Quintessenz der Lebensweisheit eines hochgebildeten Weltmannes, sowie einen Schatz seiner Menschenbeobachtung enthalten und von Munding neulich deutsch bearbeitet worden sind.

und an seine Freunde dedicirt, ebenso verschiedene englische, die sich in Dodleys Collection befinden, wodurch er sich aber Feinde, indem selbige sehr satyrisch sind, zugezogen hatte. Nun glaubten seine zwey Brüder, daß er vielleicht genesen könnte und sein ganzes ansehnliches Vermögen in andere Hände fallen würde, dahero versuchten sie es, ihn als lunatique zu declariren, und folglich nach den englischen Gesetzen sein Vermögen zu sequestriren, welches aber nicht eher als durch eine völlig declarirte Tollheit gerichtlich geschehen konnte. Um dieses zu bewirken, wurden 4 starke Männer des Morgens frühe um 5 Uhr nach Chelsea mit der bekannten Weste für Tolle abgeschickt, um ihm selbige anziehen zu lassen. Klopmann wußte von allen diesen grausamen Anschlägen nichts, bis er endlich von des Chevaliers Kammerdiener aufgeweckt wurde, welcher ihm sagte, daß man dem armen Chevalier die Weste angezogen hätte, wodurch seine Hände rückwärts gebunden waren. Klopmann stürmte aus seinem Zimmer und wollte in das von seinem Wohlthäter und Freunde; allein die dazu bestimmte Wache ließ ihn nicht in das Schlafzimmer, wie auch die 2 Brüder solchem widerstanden. Klopmann fand es also nicht rathsam, allen diesen sich zu widersetzen. Die Brüder verlangten auch die Casette und die Papiere des Chevaliers von Klopmann, allein er erwiderte: Sie legen ihre Petschaften auf selbige, und ich werde desgleichen thun, und wenn die Familie von Gerichtswegen es verlangen wird, so werde ich alles gegen Quittung ausliefern. In dieser Zwischenzeit schrieb Klopmann an die andern Anverwandten und Freunde des Chevaliers und referirte den ganzen Umstand und die Verfaßung der Gesundheit des guten Chevaliers. Man schien darüber verschiedentlich zu urtheilen, aber nichts Entscheidendes zu thun und die Sache blieb dergestalt, daß Klopmann Chelsea und das Haus des Chevalier verließ und nach London zog, und alle Papiere, die Chatouille und andere Sachen in Gegenwart der Brüder des Chevaliers und seiner Gemahlin, mit welcher er zwar nicht lebte, die aber dennoch, da sie nicht von ihm geschieden war, als seine rechtmäßige Gemahlin angesehen werden mußte, übergab. Klopmann erhielt auch über alles dieses eine förmliche Quittance. Da er nun weniger beschäftiget war, machte er die Bekanntschaft von einer schönen Tänzerin, einer Französin, die auf dem Theater von Drury Lane engagirt war, Mlle. P. Sie war vorhero von einen reichen Engländer entretenirt worden und hatte 59 Pfd. Sterling monathlich ohne ihre Chambre garnie. Ihr Freund reiste nach Italien, wo er 2 Jahr wegbleiben wollte. Nun war Mlle. P. nicht engagirt. Klopmann gewann sie, sie gab ihm Proben ihres Attachements mitten unter den vielen Offerten, die man ihr machte. Klopmann heurthe ein Haus in Roland Street near great Malborough Street und lebte anderthalb Jahr mit ihr. Sie war eine angenehme und liebenswürdige Persohn und

wuſte die Honneurs bey Tiſche ſehr wohl zu machen. Endlich nahmen beyder Caſſen durch das gute Leben und öftere Tractiren ſehr ab, und Klopmann ſah ein, daß, da er auf wenig Zuſchub aus ſeinem Vaterlande mehr hoffen konnte, er ſich doch, wenn auch ungerne und mit einem fühlenden ſchmerzhaften Hertzen von ihr trennen müſte. Ehe aber dieſes geſchehen, hatte ein gewiſſer Legations-Secretär von einem in London reſidirenden Ambaſſadeur bey Klopmann geſpeißt und die Bekanntſchaft dieſer reitzenden P. gemacht. Er war in einem Alter, wo ein einmal gefaßtes Attachement fortdauernd iſt, und ſie war es auch, die ein ſolches zu erhalten wußte. Kurz, Mr. M. bekam ſie aus den Händen ſeines Freundes, den er hochſchätzte und dem er wegen ſeiner Empfehlung beſonders gut war. Nunmehro dachte Klopmann auf einen andern Plan, wozu ihm die großen Bekanntſchaften in dem Hauſe des Lord Eſſex Gelegenheit gaben. Er wurde George Townshead beſonders anempfohlen, welcher als commandirender General mit einer Expedition nach Quebec abgehen ſollte. Klopmann engagirte ſich bey ihm, und ſollte beſonders in ſeiner Kantzeley gebraucht werden. Er befiehl aber an einem hitzigen Fieber krank, ſo daß er nicht folgen konnte, und die Expedition ſegelte ab. Nun ſtarb die Kayſerin Eliſabeth und Ihro Maytt. Peter III. glorreichen Andenkens rief die Familie v. Biron aus ihrem Exilio aus Jaroslaw zurück und Catharina II., dieſe glorreiche Monarchin, ſetzte Ernſt Johann wieder in den Beſitz ſeiner Herzogthümer Curland und Semgallen. Gleich darauf ſchrieb der Hertzog an Klopmann nach London, wahrſcheinlich weil er einen Secretaire engagirt hatte, der mit Klopmann in Jena ſtudiret, einen geſchickten und würdigen Mann, Mr. de Raiſon, nachherigen Geheimen Rath[1], der ihm von der kleinen Pièce geſprochen de Ducem eligendi, die Klopmann in England hatte drucken laſſen, in welcher er die Gerechtſahme des Hertzog Ernſt Johann und ſeiner Familie auf Curland behauptete. Dieſes gab gewiß Anlaß zu dem Briefe und der Offerte, ihn als Kammerjunker bey ſeinem Hofe zu engagiren. Klopmann folgte dieſen angenehmen Winde und ſegelte mit dem Schiffe von London nach Hamburg, wo er ſich 14 Tage aufhielt und ſeine alten Freunde beſuchte, ging dann nach Lubek und von da zu Schiffe nach Riga. Er war aber lange unterwegens, indem das Schiff 13 Tage bey Domesneß ſich aufhalten muſte, weil noch vieles Eiß in der Bay war. Klopmann machte die Bemerkung, daß an dem Orte,

[1] Friedrich Wilhelm von Raiſon, geb. 1726 zu Coburg, kam 1760 als Hofmeiſter beim Oberſtlieutenant von Fircks auf Leſten nach Kurland, wurde 1762 geheimer Cabinetsſecretär Ernſt Johanns und 1787 von K. Friedrich Wilhelm II. in den preußiſchen Freiherrnſtand erhoben und zum Geheimrath ernannt, † 1791. Er war die Seele der herzoglichen Regierung in den Jahren 1770—1791 und Hauptbeförderer der Stiftung der Academia Petrina. Vgl. Recke und Napiersky: Schriftſtellerlexikon III. 461—463.

wo das Schiff nebst etlichen 31 mehr geankert hatte, nämlich bey Steinerort, wie die Karte es anzeigt, ein vortrefflicher Hafen anzulegen wäre, welches auch der englische Capitain, auf deßen Schiff sich Klopmann befand, völlig bekräftigte und demonstirte. Er behauptete sogar, daß Linienschiffe hier Wasser gnug hätten und vor Stürmen gesichert wären. Endlich landete Klopmann glücklich den 12. May 1763 in Riga. Der jüngere Printz des Herzogs Ernst Johann von Curland befand sich als Generalmajor daselbst[1]. Klopmann wurde von diesem klugen Prinzen wohl empfangen, welcher ihm zugleich die Gesinnung des Vaters bekannt machte. Er fuhr ohne großen Aufenthalt nach Mitau, wo er sogleich beym Erbprinzen Peter als Kammerjunker engagirt wurde, auch zugleich seine Correspondence führte.

Der Prinz machte kurz darauf eine Reise nach St. Petersburg, wohin ihn Klopmann begleitete und den Vergleich zwischen dem Hertzog Ernst Johann und dem Feldmarschall Grafen von Münnich zu negocieren den Auftrag hatte wegen der freyen Standesherrschaft Wartenberg, Bralin und Goschütz[2]. Nach einem 7 monathlichen Aufenthalte reisete der Prinz nach Warschau zur Krönung, um das Lehn der Hertzogthümer für seinen Vater und für sich zu empfangen. Der Hertzog Ernst Johann wollte, daß Klopmann als Chargé d'affaires in St. Petersbourg bleiben sollte, wozu er ihn auch die gehörigen Vollmachten und das Creditif übersandte; allein der Erbprinz, der ihm das Vorzugsrecht für diese Reise geben wollte, schrieb an seinen Vater, daß er einen Andern dazu erwählen möchte, welches auch nachgegeben wurde. Die Suite war ansehnlich und Klopmann war von selbiger. Der König Stanislaus Augustus hatte besondere Gnade für ihn und redete mit ihm gemeiniglich englisch, weil er vorhero, als Graf Poniatowsky zum Gesandtschaftscavalier bey eben dem Chevalier Williams, als dieser nach St. Petersburg ging, engagirt worden war, welche Stelle später Klopmann bestimmt ward. Nach der Krönung und Lehnsempfängnis, welche prächtig und in ihrem Costüme sehenswürdig waren, machte der Prinz eine Tour nach Berlin und etlichen teutschen Höfen. In Anhalt-Dessau wurde er auf das freundschaftlichste

[1] Karl Ernst Biron, geb. 1729, † 1801.

[2] Ernst Johann Biron hatte 1734 die Standesherrschaft Wartenberg vom Grafen Dohna für 370,000 Reichsthaler gekauft. Nach seinem Sturze schenkte die Regentin Anna die Besitzung dem Feldmarschall Münnich. Nach Birons Rückberufung durch Peter III. kam ein Vergleich zwischen ihm und Münich zu Stande, durch den Biron die schlesischen Besitzungen gegen eine Münich gezahlte Geldentschädigung zurückerhielt. Büching, Magazin für neuere Historie und Geographie Bd. III, S. 414, 504. Prof. Engelmann in der „Balt. Monatsschrift" Bd. XXXIX, S. 560, 566 und besonders Th. Schönborn, Die Standesherrschaft Wartenberg im Besitz des Herzogs Biron von Kurland und des Feldmarschalls Münich 1741—1764 in der Zeitschrift für schlesische Geschichte Bd. XIV, 1879, Heft 2.

empfangen, ihm etliche angenehme Fêten, als Bälle und eine angestellte Parforcejagd, die besonders da vorzüglich ist, gegeben, und man glaubte, daß die schöne und liebenswürdige Printzeß ihn fesseln würde. Er war aber noch zu unentschlossen dazu. Von da reisete er nach Arolsen zu dem Fürsten von Waldeck, welcher ihn besonders gütig aufnahm, ob er gleich nur unter dem Nahmen eines Grafen von Bralin reisete. Hier sah er die schöne, liebenswürdige Printzeß Louise, die ihm gefiehl, doch wollte er weiter reisen. Er reisete wirklich auch unter dem angegebenen Nahmen nach Braunfeld zu dem Fürsten von Solms und sah daselbst eine verehrungswürdige Printzeß, die eben so schön als liebenswürdig war. Er verlangte aber die älteste Printzeß von Waldeck zu sehen. Holland und die Niederlande bereisete er auch. Klopmann begleitete ihn allenthalben und führte seine Correspondence, besonders in Warschau während des Reichstages, da noch viele Streitigkeiten zwischen seinen Vater, dem Hertzog Ernst Johann und der Ritter- und Landschaft in Curland herrscheten. Der Prinz war eben im Begriff nach Helvet zu gehen und eine kleine Tour nach England zu machen, da erhielt er die Nachricht von einer großen Kranckheit seines Vaters. Dieses änderte den Plan des Prinzen und er kam wieder auf die Heyrathsgedanken, sich mit einer Printzeß v. Waldeck, welche er in Bergzabern bey ihrer Großmutter, der Hertzogin von Zweybrücken, gesehen hatte, zu vermählen. Klopmann hatte den Auftrag, die Heyrath zu negociiren, was nicht ohne Schwierigkeit war; denn es waren noch verschiedene Parteyen des Adels in Curland, welche dem Hertzog Carl zugethan waren und also einige Schwierigkeiten machten, wovon der Printz von Waldeck und die ganze Familie durch die in Sachsen herrschende Partie für Herzog Carl genau unterrichtet worden war. Klopmann suchte indeßen der Sache ein besseres Licht zu geben und das politische System, welches Rußland immer in Curland seit so vielen Jahren mit dem größten Uebergewichte behaubtet hatte, überzeugend zu demonstriren. Er machte die Ehepacten, welche in Arolsen unterzeichnet wurden, wo auch das Beylager erfolgte[1], worauf der Erb-Printz mit seiner Gemahlin nach Curland über Berlin abreißte. In Berlin wurde er auf das gnädigste vom seel. Könige Friedrich II. dem Großen empfangen, indem Se. Majestät den damahligen Erbprintzen nebst dessen Gemahlin nach Potsdam invitirten, wo sie vier Tage auf das Gnädigste aufgenommen wurden. Diese Ehe war nicht glücklich, denn sie wurde durch eine unheilbare Krankheit, wie die Aertzte es behaupteten, gestöhrt. Es wurden die berühmtesten Aertzte in London, Paris und der Schweitz zu Rathe gezogen, wie sich die Hertzogin denn auch bey dem so geschickten Tissot beynahe ein Jahr aufhielt. Eine

[1] Caroline Luise, Prinzessin von Waldeck, geb. 14. Aug. 1748, vermählt mit dem Erbprinzen Peter 14. Oct. 1765, † 1782 18. August.

Ehescheidung fand statt[1] und der Erb-Prinz sollte sich wieder vermählen. Klopmann als Hofmarschall bekam den Auftrag, ihm eine Printzessin von den Teutschen Höfen zu choisiren, oder zum wenigsten Portraits von denselben zu verschaffen, weil der Russische Hof verlangte, daß der Printz sich wieder vermählen sollte, vielleicht aus politischen Ursachen wegen Preußen. Daher bekam Klopmann auch die Erlaubnis russische Uniform zu tragen und nach Teutschland zu reisen. Vom Herzoge erhielt Klopmann folgende Instruction:

Nachdem Wir zufolge Unsers auf das Attachement, die geprüfte Treue, Dexterité des Wohlgeborenen Unsers Hof-Marschall von Klopmann gnädigst gesetzten Vertrauens beschloßen, denselben eine Reise nach verschiedenen Teutschen Höfen thun zu lassen, um durch Ihn vorläufig ein und andere Kundschaft und Nachrichten, von denen Wir bey der zu unternehmenden Wahl einer Gemahlin Gebrauch zu machen gedencken, einzuziehen: Als haben Wir für nöthig erachtet, bey deßen jetzt bevorstehender Abfertigung und zur erforderlichen Instruction, Unsere Meynung, nach welcher Er sich bei sothanen Geschäffte achten wird, in folgenden zu erkennen zu geben.

1) Da Ihm allbereit die Höfe, auf welche Wir unser Augenmerck vor andern gerichtet haben nehmlich Mecklenburg-Strelitz, Holstein, Darmstadt und Naßau-Saarbrück bekannt sind, so wird Er seine Reise nach selbigen auf das förderlichste antreten, und ohne genugsame Bewegungsgründe von selbiger sich nicht abwendig machen laßen; wobey Wir Ihm jedoch frey stellen, auch andre Fürstliche und alt-Reichsgräfliche Höfe, welche auf Seiner Tour oder nicht allzu entfernt davon seyn, zu besuchen, wofern an selbigen Prinzeßinnen oder Gräfinnen, so Uns convenable seyn möchten, anzutreffen wären.

2) Bey Seinem Aufenthalte an Höfen, und sonst überhaupt desto weniger Verhinderungen und Anstoß ausgesetzet zu seyn, und so viel leichter aller Aufmerksamkeit und Zurückhaltung, die Er erwecken könnte, wenn man vermuthete, daß Er einige Aufträge hätte, auszuweichen, wird Er sich lediglich als ein in eignen Geschäfften Reisender verhalten, und den Endzweck Seiner Reise auf keine Weise bekannt werden laßen, sondern vielmehr denselben hinter den Vorwandt, der Ihm nach Beschaffenheit der Umstände am wahrscheinlichsten seyn wird, verdeckt halten.

3) Die Größe, das Vermögen und das Ansehen des Hofs werden wir zwar bey der Wahl einer künftigen Gemahlin als ziemlich gleichgültig ansehen: jedoch verstehet Sich von selbst, daß dieselbe aus einem Fürstlichen

[1] 15. Mai 1772; die Herzogin spricht sich in einem am 17. December 1772 aus Frankfurt a. M. geschriebenen Briefe sehr ungünstig über den Herzog und die Zeit ihrer Ehe mit ihm aus. Sitzungsberichte der kurl. Gesellschaft für Literatur und Kunst, 1876, S. 25, 26.

oder doch Alt-Reichs-Gräflichen Hause seyn müße. Eine gesunde Leibes-Constitution, angenehme Bildung und ein gefälliger Anstand im äußerlichen, sind nächst einem tugendhaftem Charakter die wesentlichen Eigenschaften, die Wir in Betrachtung ziehen werden.

Es wird dannenhero Unser Hof-Marschall da, wo er einen Gegenstand finden wird, welcher Uns zuträglich zu seyn scheinen möchte, Sich ernstlich bemühen, so viel möglich zuverläßige Nachrichten von den personlichen Eigenschaften der Prinzeßin, von deren Neigung und Gesinnungen, von der innerlichen Verfaßung der Familie und deren Connexionen, ingleichen: ob der Dame schon Vorschläge oder Aussichten zur Vermählung vorgekommen und wie solche aufgenommen worden? einzuziehen, von allen diesen aber Uns genaue Relation zu erstatten, auch auf den Fall, wenn auf eine Dame besonders Reflexion zu machen seyn sollte, darauf bedacht seyn, Uns ein Portrait von derselben, bey welchen mehr auf die getroffene Aehnlichkeit als auf die Kunst des Mahlers zu sehen, zukommen zu laßen.

4) Weil aber die meisten von diesen Punkten von einer Beschaffenheit sind, über welche ein Fremder nicht leicht ein sicheres Urtheil fällen kann, so wird es ein nicht geringer Vortheil seyn, wenn Unser Hof-Marschall sich das Vertrauen solcher Personen, denen das Innere des Hofs, wo Er sich aufhalten wird, bekannt ist, erwerben kann, um von selbigen desto genauere Erörterungen und Entdeckungen einzuziehen.

5) Die Berichte von diesem Allen wird Er directe an Uns Selbst, und zwar solche, die sich der Post nicht sicher anvertrauen laßen, in Chiffren erstatten, und nach deren Beschaffenheit sodann fernere Verhaltungsbefehle erwarten. Nach Anwünschung einer glücklichen Reise und desgleichen Erfolges derselben versichern Wir Ihn Unsrer unwandelbaren Affectation und Wohlwollens.

Mitau, 25. Oct. 1772. Peter, H. zu Curland.

Er bereisete auch in 18 Monathen (1772—74) die meisten Höfe in Teutschland, wo Printzessinnen anzutreffen waren. So besuchte er den Darmstädter Hof, wo er die schöne und reitzende Printzessin des Prinzen George antraf, und von ihr die vortheilhafteste Beschreibung machte. Klopmann hatte das Glück, sehr gnädig an diesem Hofe empfangen zu werden. Man muthmaßte vielleicht auf das Geschäfte seiner Mission. Nachhero reisete er nach Holstein-Ploen und nach Eutin, zu dem alten würdigen Prinzen George v. Holstein, wo man ihm sehr viele Politesse erzeigte. Er hielte sich 3 Monathe in Mannheim bey dem damaligen Churfürsten von der Pfaltz Carl Theodor auf, welcher ihm besonders gnädig war und ihn mit einer schönen goldenen Tabatière mit seinem Portrait beschenkte, auch nachhero ihm die seltenen Sammlungen der Medaillen aller Churfürsten von

der Pfalz und von Bayern überschickte. In dieser Zwischenzeit machte der Hertzog Peter eine Tour nach St. Petersburg, denn sein Vater Ernst Johann hatte schon en faveur seiner, seines großen Alters wegen, auf die Herzogthümer Curland und Semgallen feyerlich renuncirt (1769) und dem Erb-Printzen ward die Huldigung in gewöhnlicher Form geleistet. Er verliebte sich in die Printzessin Eudoxia Jessoupoff[1], damahlige Hofdame Ihro Kayserlichen Majestät Catharina II.; die Verlobung geschah in den innern Zimmern der Monarchin. Klopmann wurde sogleich zurückberufen, um die gehörigen Anstalten zum Empfang des Hertzogs mit seiner Gemahlin in Mitau zu machen. Stanislaus August, der Klopmann wohlwollte, übersandte ihm aus eigener Bewegung den Stanislaus-Orden. Diese Heyrath[2] glückte auch nicht, denn nach zween Jahren erfolgte eine Separation, wie wohl nicht nach der Griechischen Kirche, dennoch aber nach der Lutherisch-Evangelischen, und das Consistorium in Mitau erklährte diese Ehe-Scheidung nach den Canonischen Rechten für gültig[3]. Klopmann bekam abermals einen Beweis von der Gnade des Königs; er überschickte ihm den weißen Adler-Orden. Der Hertzog schritte nun wieder zur dritten Ehe mit der Gräfin Anna Dorothea v. Medem[4], einer der liebenswürdigsten ihres Geschlechts, sowohl wegen ihres vortrefflichen Charakters, als ihrer aimabilité. Ihre Gesundheit wurde nach etlichen Jahren etwas wankend. Man rieth ihr die Bäder Carlsbad und Pyrmont, welche sie auch zwey Jahre nach einander besuchte[5]. Sie nahm die Tour über Warschau, wo sie der König besonders gnädig empfing und sie vorzüglich distinguirte. Klopmann begleitete die Herzogin und hatte alles zu besorgen, besonders in Warschau auf den zwey brillanten Reichstagen, wo die Hertzogin 3mahl die Woche große Assemblée und offene Tafel hatte. Die Hertzogin wurde auch zum Beylager des Hertzogs v. York und des Erbprintzen v. Oranien nach Berlin[6] eingeladen, wohin sie sich begab und dieser festlichen Feyer prachtvoll beywohnte. Klopmann war von der Suite. Er fand Gelegenheit sich in der Ordenskantzeley Sr. Koniglichen Hoheit des Printzen Ferdinand v. Preußen[7], als Heer-Meister des Johanniter und Maltheser Ordens, zu melden und seine 16 Ahnen beyderley Geschlechts

[1] † zu Petersburg 1780 19. Juli.

[2] Am 6. März 1774 geschlossen.

[3] 27. April 1778.

[4] 6. November 1779, † 20. August 1821.

[5] 1791 und 1792.

[6] Friedrich von York, Fürstbischof v. Osnabrück, vermählte sich am 29. Sept. 1791 mit Friederike, Tochter König Friedrich Wilhelms II. von Preußen. Wilhelm, Erbprinz von Oranien, der spätere König Wilhelm I. der Niederlande, vermählte sich am 1. Oct. 1791 mit Wilhelmine, der zweiten Tochter Friedrich Wilhelms II.

[7] † 2. Mai 1813.

einzureichen, welche auch nach einer gehörigen Prüfung angenommen, und er dann der Candidatur fähig inscribiret wurde. Klopmann hatte das besondere Glück, nach 5 Monathen von Sr. K. Hoheit dem Printzen Ferdinand eine Einladung und Schreiben zum Ritterschlage in Sonnenburg zu erhalten, wohin er sogleich abreißete und der gewöhnlichen feyerlichen Ceremonie als Ritter beywohnte.

Klopmann ist sieben mahl in Geschäften nach St. Petersburg geschickt worden, wo er, wenn er auch nicht allemahl reussiert, dennoch das Wesentliche betrieben und alles Unangenehme, welches vielleicht die unausbleibliche Folge hätte seyn können, gehörig abgewendet. Wie er denn auch dem Hertzog große wesentliche Dienste in verschiedenen Allodificationen geleistet, die auf dem point waren genehmiget zu werden, da selbige schon vom Könige von Pohlen unterschrieben waren, die er dennoch aber schicklich zu contrecariren wußte. Ferner hat er die Anerkennung der Hertzogin Dorothé Gräfin von Medem bewirkt, die der Hertzog Peter durch Verschiedene in St. Petersburg negociiren ließ und dafür 40000 Ducaten offerirt hatte. Allein alles dieses war nicht im Stande sie zu effectuiren, da die Monarchin einmahl entschlossen war, diese Heyrath nicht als gültig anzuerkennen, besonders da der Hertzog nicht die Vorsicht gehabt hatte, diese weise und große Souverainin davon vorhero zu benachrichtigen. Ungeachtet aller dieser Schwürigkeiten und des an Klopmann gemachten refus von Seiten des seeligen Printzen Besborodko, welcher ihm auf eine freundschaftliche Art zu erkennen gab, daß, wenn der Hertzog eine Million nach St. Petersburg in dieser Sache schicken wollte, sie dennoch nicht einen glücklichen Ausgang haben könnte, indem die Ministres sie der Monarchin zu zweyn mahlen vorgestellt, aber darüber keine Antwort erhalten hätten, als diese: «C'est mon affaire» — en se tournant. Daher man es nicht wagen wollte, wegen dieser Anerkennung noch etwas zu gedenken. Unterdessen adressirte sich Klopmann an den seel. Fürsten Potemkin, diesen großen und außerordentlichen Mann, und trug ihm die Sache in wenigen Worten vor, nachdem er das Glück hatte von ihm besonders gütig und freundschaftlich begegnet zu werden. Da Klopmann ihm die Proposition und Bitte machte, sich wegen dieser Sache bey der Monarchin zu interessiren, sagte ihm der Fürst: Je ne suis en aucun rapport et obligation avec le Duc, votre maître. Klopmann antwortete ihm darauf in Ausdrücken, die seinem erhabenen und wohlthätigen Geist schmeichelten, worauf er erwiderte: J'en parlerai à l'Impératrice. Nun reißte der Printz nach Cherson und diese Sache blieb unausgemacht. Klopmann hatte das Glück, den Printzen noch vor seiner Abreise um 12 Uhr Mitternachts zu sehen, um bei ihm die völlige Beendigung dieser so schwürig gewordenen Sache zu sollicitiren. Nun versprach

der Printz es ihm und sagte ihm: wenn die Sache nicht bald beendiget wird, wovon Sie der Ueberbringer seyn sollen, so schreiben sie es mir durch einen Courier, der 2mahl die Woche nach Cherson abgeht. Klopmann wurde inzwischen als einer von den Comissarien der Handlungs-Convention zwischen Rußland und Curland ernannt, die in Riga statt hatte, folglich verhindert, die Acte der Anerkennung der Hertzogin zu besorgen. Unterdessen wurde die Convention von dem Grafen Woronzow, dem Grafen v. Sievers und den übrigen Comissarien Russischer seits und den Curisch-Hertzoglichen, dem Landhofmeister v. Klopmann, dem Geheimen Rath Grafen v. Kayserling, dem Oberhofmarschall v. Klopmann, dem Landesbevollmächtigten v. Howen und dem Baron v. Roenne unterzeichnet[1]. Er schrieb an den Printzen nach Cherson und Er, dessen Wort heilig war, besorgte bey der Monarchin das Ganze. Klopmann machte die Reise von Mitau nach St. Petersburg in 62 Stunden und bekam die Erlaubnis von Catharina der Großen in Zarskoe Zello ihr vorgestellt zu werden, welches außerordentlich ist, indem man in der Sommers-Zeit, wenn die Souveraine in Zarskoe Zello war, nur an den Courtagen konnte präsentiret werden. Diese gnädige Monarchin sagte ihm: Je suis faché de vous avoir donné la peine de faire deux fois ce voyage; vous en aurez la depèche par mon Vice-Chancelier; reichte ihm die Hand und sagte ihm in den gnädigsten Ausdrücken, die nur ihr natürlich waren: je vous souhaite un bon voyage. Und denselben Tag wurde er mit der angenehmen Depeche der Anerkennung der Hertzogin von dem würdigen und staatskundigen Vice-Cantzler Grafen v. Ostermann abgefertiget, so daß die ganze Reise und retour nicht mehr als 9 Tage betragen hat. Nun flog Klopmann nach Mitau zurück, beseelt von einem aufrichtigen Attachement für die hertzogliche Familie mit dieser angenehmen und fast nicht zu erwartenden Nachricht, welche dem Hertzoge nichts gekostet hatte, obgleich er zu Anfang der Negoce 40,000 Ducaten offerirt hatte.

Klopmann hatte das Glück, bey verschiedenen Gelegenheiten von der Souverainin gekannt zu seyn. Auf Universitäten und auf Reisen war die Numismatik Klopmann eine sehr angenehme Befleißigung. Er ließ dahero bey verschiedenen Gelegenheiten folgende Medaillen auf seine Kosten bey dem berühmten Abramson in Berlin, theils in Silber, theils in Gold prägen, wozu er selbst die Idee gab, als: auf das 5te Jahresfest des mitauschen Petrinuns (1779), auf die Rückkehr des Großfürsten Paul Petrowitsch und seiner Gemahlin Maria von einer Reise nach dem Auslande (1782), auf die Einnahme der Krim (1783), auf die Eroberung von Otschakow (1788), auf die Thronbesteigung Pauls I[2]. Nun renuncirte der hochselige Hertzog

[1] 10. Mai 1783.

[2] Das kurländische Provinzialmuseum besitzt fast alle diese Medaillen; zu den

1795 den 17. März auf seine Hertzogthümer Curland und Semgallen und etablirte sich mit seiner Familie in Sagan. Er äußerte bey seiner Abreise[1], daß ihm Klopmann folgen möchte; allein Klopmann erkannte zwar mit fühlenden Dank dieses Anerbiethen an, schützte aber sein schon avancirtes Alter, seine 35jährige, dem Hochfürstlichen Hause geleisteten Dienste vor, die ihn mehr nach Ruhe und einen Privat- als Hofes-Leben verlangen ließen.

Bey Antritt der Regierung Pauls I. schrieb Klopmann an Se. K. Majt. glückwünschend, worauf eine eigenhändige Antwort erfolgte. Der Monarch war immer sehr gnädig gegen Klopmann gewesen, besonders als Großfürst, denn Klopmann hatte das Glück ihn 2 Mahl nach Memel hin und retour bey seiner Vermählungen zu begleiten; auch nach Plescow, da er seine Reise ins Ausland machte, daselbst im Nahmen des Hertzogs zu complimentiren. Ihro K. Hoheit empfingen ihn aufs gnädigste; die Battans wurden eröffnet und Klopmann zur Audience von Graf Nicolai Iwanowitz Soltikow eingeführt. Der Großfürst hatte selber die Gnade, Klopmann zur Mittagstafel zu invitiren und sich über verschiedene Gegenstände, den Hertzog betreffend, zu erkundigen und sich mit ihm auf das gnädigste zu unterhalten. Bey der Retour Sr. K. Hoheit von Seinen Reisen wurde Klopmann wieder nach Grodno geschickt, um ihm zu seiner glücklichen Retour Glück zu wünschen. Klopmann nutzte diese Gelegenheit und präsentirte ihm und Seiner Gemahlin 2 goldene Medaillen, wie vorhero angezeigt worden. Nachhero kam Se. K. Majt. selber im Monath May (1797) nach Mitau, waren sehr gnädig gegen Klopmann, sagten ihm auf dem Ball, den der Monarch auf dem Schloß geben ließ: Vous êtes bien gai aujourd'hui. Vous dansez beaucoup. Bey Tafel sagte Paul: Vous êtes bien à présent dans votre ancienne place, da Klopmann die Suppe vis-à-vis servirte und sie ihm präsentirte; allein Klopmann wollte nicht in dieses gnädige Anerbiethen greifen und sagte sich tief verbeugend: Ich habe 33 Jahre gedient und bin alt und kränklich und öfters vom Podagra incommodirt. Beym Caffeherumgeben trat Paul zu Klopmann und sagte: Vous êtes encore jeune et fraix, worauf er erwiederte: J'en ai l'air, mais je me sens trop souvent incommodé de la goûte.

Er blieb also in Curland, wo er in einem kleinen Zirkel seiner Freunde und seiner Bibliothek den Rest seines noch übrigen Lebens zuzubringen entschlossen ist.

---

angeführten kommt noch eine auf Alexanders I. Anwesenheit in Mitau 1802 geprägte hinzu.

[1] 29. August 1795.

Klopmann starb unvermählt am 21. Januar 1804 zu Mitau. Zum Universalerben hatte er seinen Adoptivsohn Wilhelm Wildemann eingesetzt.

Außer den schon angeführten lateinischen Staatsschriften und einigen handschriftlich erhaltenen kleineren Arbeiten hat Klopmann eine Geschichte der Herzogthümer Kurland und Semgallen in französischer Sprache hinterlassen, die bisher nicht veröffentlicht worden ist. Dem gründlichen Kenner der kurländischen Geschichte und Literatur, Joh. Fried. v. Recke, ist sie nicht unbekannt geblieben, wie seine genaue Anführung im Schriftstellerlexikon zeigt, seitdem aber war die Handschrift völlig verschollen. Nach mehrjährigen Nachforschungen gelang es dem Unterzeichneten endlich festzustellen, daß sich das gesuchte Manuscript im Besitz des Grafen Medem-Elley befindet, und durch die liebenswürdige Vermittelung Sr. Excellenz des Herrn Generals Baron A. v. Offenberg wurde ihm die Benutzung derselben ermöglicht. Die Handschrift, ein Folioband von 278 Seiten, führt den Titel: «Histoire generale de Courlande et de Semigalle, qui s'étend non seulement jusqu'à la mort de S. A. S. le Duc Ernest Jean de Biron, ci-devant Régent de l'Empire de toutes les Russies, mais encore aux premières années du regne de son fils, S. A. S. Mgr. le Duc Pierre. Klopmann, der in alle Geheimnisse des fürstlichen Hauses eingeweiht war, alle politischen Verhältnisse Kurlands kannte und leichten Zugang zum herzoglichen Archiv hatte, war zum Geschichtsschreiber der Bironschen Zeit vorzüglich befähigt. Nimmt man aber von seinem Geschichtswerk genauere Einsicht, so wird man vom Inhalte desselben stark enttäuscht. Es ist nicht eine aus voller Kenntniß und mit Freimuth zur Belehrung der Nachwelt verfaßte Zeitgeschichte, sondern eine zur Veröffentlichung bestimmte Geschichte Kurlands und Semgallens von der Urzeit bis zum Jahre 1780. Klopmann hat bei seinem Werke vor Allem auswärtige Leser, die Kurland nur wenig kennen, im Auge. Viele, bemerkt er in der Einleitung, sprechen von Kurland, aber man kennt weder seine Geschichte und Verfassung, noch seinen Ursprung, noch seine angesehene Ritterschaft. Dieser Unkenntniß will er nun durch seine Geschichte abhelfen. Sie ist in vier Bücher getheilt, von denen das erste mit dem Jahre 836 nach der Sündfluth (!) beginnt und die Geschichte des Ordensstaates bis 1561 behandelt; dieser Theil strotzt von Fabeln und Fehlern und ist völlig werthlos. Der zweite Theil, der den Zeitraum von 1561—1737 umfaßt, schildert recht eingehend die Kriegsereignisse und Schicksale Livlands bis 1710 und giebt von der Geschichte Kurlands während dieser Periode nur eine ganz kurze Uebersicht. Auch dieser Theil ist ohne besonderen Werth. Das dritte Buch, welches die Regierungszeit und die Schicksale Ernst Johann Birons behandelt und mit einem kurzen Bericht über das erste Jahrzehnt der Regierung Herzog Peters schließt, ist fast so

umfangreich, wie beide früheren Theile zusammen und bildet den eigentlichen Kern des ganzen Werkes. Klopmann ist ein enthusiastischer Bewunderer Birons, dessen Genie, Größe und glänzende Eigenschaften er nicht genug zu preisen vermag. Er nennt ihn «immortel héros», «ce guide profond de l'art de gouverner», «prodige de notre siècle», «ce model de prudence», ja einmal «cette admiration de l'univers». In diesem verherrlichenden Tone ist die ganze Darstellung der Regierung Ernst Johanns gehalten, und der gewandte Hofmann zeigt sich besonders in der Kunst, mit der er alles für seinen Helden Ungünstige verschweigt und über Unbequemes rasch hinweggeht. Obgleich also hier mehr der Lobredner als der Historiker das Wort führt, so enthält dieser Theil doch viele für die Geschichte Kurlands wie für das Leben Birons bemerkenswerthe Mittheilungen; in diesem dritten Buche liegt der eigentliche Werth des ganzen Werkes. Das vierte Buch giebt eine Uebersicht über die geographische Lage, die natürliche Beschaffenheit, die politische Eintheilung, sowie die Regierungsform des Herzogthums Kurland und des Stiftes Pilten; auch dieser Abschnitt enthält manche nicht uninteressante Notizen. Entspricht sonach Klopmanns Histoire de Courlande nicht völlig den Erwartungen, welche man in Anbetracht der Stellung ihres Verfassers hegen konnte, so ist ihre Wiederauffindung doch immerhin ein Gewinn für die Geschichte Kurlands im 18. Jahrhundert. Verfaßt ist sie, wie sich aus dem Inhalt ergiebt, um das Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Nach der Einverleibung Kurlands in Rußland, unter der Regierung Kaiser Pauls I., hat Klopmann zum Zwecke der Veröffentlichung seiner Arbeit die Handschrift einer durchgreifenden Umarbeitung unterzogen, bei der Vieles abgeschwächt und gerade manche interessante Einzelheiten gestrichen wurden. Es ist daher nicht zu bedauern, daß die Herausgabe schließlich doch unterblieben ist. Klopmanns Histoire de Courlande ist einer und wohl der letzte der zahlreichen Versuche, welche im 18. Jahrhundert von Einheimischen gemacht worden sind, eine Geschichte Kurlands zu schreiben; sie haben sämmtlich das Schicksal gehabt ungedruckt zu bleiben. Während man so im Lande selbst nicht zum Ziel gelangte, haben dann zwei auswärtige Gelehrte bald nach einander in einer für die damalige Zeit und die Beschränktheit ihrer Hilfsmittel ganz anerkennenswerthen Weise die Aufgabe, eine Geschichte des Herzogthums Kurland zu liefern, gelöst: D. E. Wagner und besonders L. Gebhardi, dessen Werk auch heute noch unentbehrlich ist. H. Diederichs.

(Nachdruck verboten.)

Miscellen.

Mondschein.

Aus dem Französischen des Guy de Maupassant.

Mit Recht und Fug trug er seinen kriegerischen Namen, der Abbé Marignan, jener hagere, glaubenseifrige Hohepriester mit der stets erregbaren, aber rechtschaffenen Seele. Die Satzungen der Lehre standen ihm unerschütterlich fest, für ihn gab es keinerlei Schwankungen. Seinen Gott glaubte er ganz und gar zu erkennen, bis auf dessen Pläne, Wünsche und Gedanken.

Oft, wenn er mit großen Schritten in den Laubgängen seiner kleinen Landpfarre auf und ab ging, ward in seinem Inneren die Frage laut: „Warum hat Gott das gethan?" Dann ging er der Sache auf den Grund, versetzte sich in Gedanken an die Stelle Gottes und fand fast immer den rechten Schlüssel. Niemals hätte er, selbst in Augenblicken frommster Demuth ausrufen mögen: „O Herr, Deine Wege sind unerforschlich!" Er sagte sich vielmehr: Ich bin ein Diener Gottes, als solcher muß ich die Beweggründe seines Thuns und Lassens erkennen — wenn nicht — sie ahnen und errathen.

Die ganze Schöpfung schien ihm ein Meisterstück bewunderungswürdiger Folgerichtigkeit. Das „Warum und Weil" deckte sich überall durchaus. Es gab eine Morgenröthe, um freudig erwachen zu können, der Tag war geschaffen, damit die Ernte reife, der Regen, um das Land zu befeuchten, die Abende, um sich auf den Schlummer vorzubereiten, die Nächte endlich — um zu schlafen.

Die vier Jahreszeiten entsprechen völlig den Bedürfnissen der Landwirthschaft. Und niemals hätte in unserem Priester auch nur der Verdacht

aufsteigen können, die Natur habe keine bestimmten Ziele vor Augen, alles Leben sei vielmehr den unerbittlichen Gesetzen der Zeit, der Witterung und Materie unterworfen. Nur die Frauen waren ihm zuwider. Er verachtete sie aus angeborenem Gefühl. Oft wiederholte er die Worte Christi: „Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen?" und dann fügte er hinzu: „Man muß fast glauben, Gott selbst sei mit diesem seinem Werke unzufrieden gewesen." Die Frau war ihm, wie jener Dichter sagt, das zwölffach unreine Wesen, ein Wesen, das schwach war, gefahrbringend und in geheimnißvoller Weise beunruhigend wirkte. Mehr noch als ihren sündhaften Leib haßte er ihre liebende Seele.

Oft hatte er sich solchen zärtlichen Regungen gegenüber gesehen, und so stichfest er sich fühlte, hatte ihn doch immer jenes Liebessehnen ergrimmt, das die Frauen allezeit durchbebt.

Nach seiner Meinung hatte Gott das Weib nur geschaffen, um den Mann zu versuchen und ihn zu erproben. Einer Frau sollte man sich nur mit der ausgesuchtesten Vorsicht nahen, beständig auf der Hut sein, nicht in eine Falle zu gerathen. Glich sie doch selbst nur zu sehr einer solchen Falle — mit ihren stets offenen Armen und halb geöffneten Lippen.

Nachsicht übte er nur gegen die geistlichen Schwestern, denen schon das Gelübde jeden Angriff untersagte, aber auch ihnen gegenüber war er kurz angebunden, weil er immer auf dem tiefsten Grunde ihrer herabgestimmten und demüthigen Herzen jenes unauslöschliche innige Empfinden pulsiren fühlte, das sogar ihn, den Priester, nicht unbehelligt ließ.

Ihre Blicke waren feuchter, schwärmerischer, als die der Mönche. In ihre Extasen mischte sich etwas Geschlechtliches, ja selbst ihre Hingabe an Christus mißfiel ihm, weil auch hier die Liebe des Weibes, die irdische Liebe durchschimmerte, — jene verwünschte Zärtlichkeit des Herzens, die sich in Allem kund that: in der Art zu gehorchen, im schmelzenden Ton der Stimme, in den gesenkten Blicken, ja selbst in den entsagungsvollen Thränen, die sein rücksichtsloser Tadel heraufbeschwor.

Und er schüttelte sein Gewand, wenn er aus dem Kloster trat, und verdoppelte seine Schritte, als wäre er einer Gefahr entronnen.

Der Abbé hatte eine Nichte, die mit ihrer Mutter in einem kleinen benachbarten Hause wohnte. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, eine barmherzige Schwester aus ihr zu machen.

Sie war ein niedliches, unbesonnenes und übermüthiges Ding. Nahm er sie ins Gebet — so lachte sie, und ward er dann ärgerlich, so umschlang sie ihn stürmisch und preßte ihn an ihr Herz; dann suchte er sich unwillkürlich ihren Armen zu entwinden, und doch ließ ihn jenes Vatergefühl, das in jedem Manne schlummert, für Augenblicke eine süße Freude empfinden.

Oft, wenn er mit ihr durchs Feld strich, sprach er zu ihr von Gott, von seinem Gott. Sie hörte kaum hin, sah zum Himmel auf, oder es schweifte ihr Blick auf Kräuter und Blumen mit einer Lebenslust, die sich deutlich in ihren Augen spiegelte. Dann sprang sie bisweilen davon, um eine Libelle zu erhaschen, und kehrte mit dem Ruf zurück: „Sieh doch nur, Onkel, wie reizend — zum Küssen!“ — Und diese Sucht zu küssen — herumschwärmende Insecten — blühenden Flieder — gleichviel — prickelte, beunruhigte, erregte unseren Priester, der auch hier wieder jenem zärtlichen Fühlen begegnete, das immer und ewig im Herzen der Frauen aufkeimt.

Eines Tages machte die Frau des Küsters, die dem Abbé Marignan die Wirthschaft führte, diesem mit aller Vorsicht die Mittheilung, seine Nichte habe einen Liebhaber.

Ihn erfaßte eine unbeschreibliche Erregung, und athemlos saß er da, das ganze Gesicht eingeseift, da er gerade dabei war, sich zu rasiren.

Als er zu sich kam und wieder sprechen konnte, rief er: „Es ist nicht wahr, Melanie, Sie lügen!“ Die Bäuerin betheuerte, die Hand auf dem Herzen: „Möge der Herrgott mich strafen, wenn ich lüge, Herr Pfarrer! Ich versichere Sie, alle Abend, sobald ihre Schwester sich zu Bett legt, geht das Fräulein aus. Am Ufer des Baches treffen sie sich. Sie brauchen ja blos einmal zwischen 10 und 12 Uhr hinzugehen.“

Der Abbé hörte auf, sich das Kinn zu schaben und begann hastig auf und ab zu gehen, wie er das zu thun pflegte, wenn ihm ernste Gedanken kamen. Als er fortfuhr sich zu rasiren, schnitt er sich dreimal ein — von der Nase bis zum Ohr.

Den ganzen Tag über war er stumm. Es kochte in ihm vor Unwillen und Aerger. Zu der Wuth, die er als Priester gegen dieses unbesiegbare Liebesgefühl empfand, gesellte sich die Entrüstung des Pflegevaters, Vormundes und Seelenfreundes, der sich angeführt sah, genarrt und betrogen von einem Kinde. Es überkam ihn jenes egoistische Gefühl der Beklemmung, das Eltern empfinden, wenn ihnen die Tochter mittheilt, sie habe sich auf ihren eigenen Kopf hin verlobt, ohne Vater und Mutter viel zu fragen.

Nach dem Mittagsessen versuchte er ein wenig zu lesen. Es wollte nicht recht damit gehen — er erregte sich immer mehr und mehr.

Als es 10 Uhr schlug, griff er nach seinem Stocke, einem mächtigen Eichenstocke, dessen er sich auf nächtlichen Gängen bei seinen Krankenbesuchen bediente. Mit Wohlgefallen ruhte sein Blick auf dem unförmlichen Knüttel, den er mit kräftiger Faust wie einen Mühlenflügel über sich kreisen ließ. Darauf holte er plötzlich weit aus und schlug zähneknirschend auf einen Stuhl los, dessen Lehne berstend zu Boden fiel.

Als er die Thür öffnete, um hinauszugehen, blieb er auf der Schwelle

wie angewurzelt stehen, überrascht von dem eigenthümlichen Glanz des Mondes, den er kaum je so hell hatte leuchten sehen.

Mit einer erregbaren Seele begabt, gleich den alten Kirchenvätern, jenen poetischen Träumern, fühlte er sich plötzlich verwirrt, durchschauert von der großartigen, strahlenden Schöne der bleich schimmernden Nacht. In seinem kleinen Garten, ganz von lichtem Silber übergossen, warfen die in langer Reihe gepflanzten Obstbäume den Schatten ihrer spärlich belaubten schlanken Aeste auf den Baumgang, während den Blüthen der riesenhaften, hoch aufstrebenden Geisblattstauden, die längs der Wand des Hauses hinkletterten, ein entzückender Hauch entströmte, als athmeten sie ihre duftende Seele in die laue Sommernacht hinaus.

Wie Trinker den Wein, sog er in vollen langen Zügen die köstliche Luft ein und bewegte sich langsamen Schrittes weiter fort, geblendet, bezaubert. Kaum dachte er mehr an seine Nichte.

Als er ins Freie trat, machte er Halt und versenkte sich in den Anblick der von einschmeichelnder Helle überwogten Umgebung, die ganz in jenen süßen, bestrickenden Zauber mondschimmernder Nächte getaucht schien.

Die Unken stießen alle Augenblick ihren kurzen, metallischen Ruf aus, übertönt von den betäubenden Liedern ferner Nachtigallen, jenem weichen verlorenen Schluchzen, das die Welt in gedankenferne Träume wiegt und die Sehnsucht wachruft nach mondscheintrunkenen Küssen.

Müden Herzens, ohne den Grund dafür zu erkennen, verfolgte der Abbé seinen Weg. Er fühlte sich ermattet, erschlafft und hätte sich am liebsten niedergesetzt, um nachzusinnen und Gott in seinen Werken zu bewundern.

Im Thale schlängelte sich längs den Ufern des Baches eine lange Reihe von Pappeln hin. Ein feiner weißer Nebel, den die Strahlen des Mondes durchschnitten und in leuchtendes Silber tauchten, lagerte über allen Triften und umhüllte die Windungen des Flusses wie mit einem leichten, durchsichtigen Flaum.

Nochmals blieb der Abbé stehen, bis auf den Grund der Seele von einer immer wachsenden, unwiderstehlichen Rührung übermannt.

Und ein Zweifel, eine unerklärliche Unruhe beschlich ihn und rief jene Fragen in ihm wach, die er sich zuweilen stellte.

Warum hat Gott das Alles geschaffen? Wenn die Nacht doch dem Schlummer geweiht ist, der Ruhe, dem Vergessen, warum ward sie mit reicherem Zauber geschmückt, als der Tag, lieblicher als Morgen und Abend? Warum muß dieses blasse, entzückende Gestirn der Nacht alles Dunkel erhellen, warum erscheint es weihevoller als die Sonne, dazu auserlesen, alle zarten geheimnißvollen Dinge der Welt, die das grelle Licht des Tages scheuen, mit weicherem schonenderem Glanze zu umleuchten?

Warum kann der Meister der kleinen Sängerschaar nicht mit den übrigen Vögeln schweigen und muß im Schatten der Nacht sein Lied ertönen lassen? Warum lagert ein duftiger Schleier über der Welt? Woher diese Schauer des Herzens, diese Erregung der Seele, diese Erschlaffung der Glieder? Wozu dieser Aufwand verführerischer Reize, den die Menschen nicht sehen, da sie in ihren Betten schlafen? Für wen dieses ganze erhabene Schauspiel, all diese Fülle von Schönheit, die der Himmel über die Erde schüttet?

Er stand vor einem Räthsel.

Und siehe da — dort unten am Wiesenrain, überwölkt von den in leuchtenden Nebel gehüllten Bäumen, tauchen zwei Gestalten auf, die neben einander hergehen.

Der Mann, die Geliebte überragend, schlingt den Arm um sie und küßt sie von Zeit zu Zeit auf die Stirn. — Mit einem Schlage belebt ihr Bild die Landschaft, die von Gott eigens dazu geschaffen scheint, sie würdig zu umrahmen. Um ihretwillen ist die Nacht so still und schweigsam — und er und sie — zu einem einzigen Wesen scheinen sie zusammenzuschmelzen. So reden sie eine beredte Sprache, sie sind die greifbare Antwort des Herrn und Meisters auf die an ihn gerichtete Frage.

Hochaufgerichtet stand unser Priester da, verwirrt, mit klopfendem Herzen. Er glaubte ein Bild der heiligen Geschichte vor sich zu sehen, die Liebesscene der Ruth und des Boas, die Verkörperung eines Gottgedankens in jenen großen Zügen, wie sie den Erzählungen der heiligen Schrift eigen sind. Es klang in ihm wieder von Versen aus dem Hohenliede, und ihn durchschauerte die ganze Inbrunst und Sinnengluth jener sehnsuchtheißen Dichtung.

Der Gedanke stieg in ihm auf: vielleicht schuf Gott die Nacht, um die Liebe des Mannes zum Weibe zu verklären?! Und scheu wich er zurück vor diesem Paar, das zärtlich verschlungen luftwandelte. Freilich war es seine Nichte, aber es packte ihn eine Angst, als stände er im Begriff, dem Himmel zu widerstreben. Heiligte denn nicht Gott selbst die irdische Liebe, da er sie so augenfällig mit überirdischem Glanze umwob?

Und bestürzt, fast beschämt eilte er davon, als wäre er in einen Tempel gedrungen, dessen geweihte Stufen zu betreten ihm ewig versagt war.

—t.

Herausgeber: Arnold v. Tideböhl. Für die Redaction verantwortlich: N. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 30-го Января 1893 г.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Buddhismus und Christenthum, was sie gemein haben und was sie unterscheidet.

Zwei Vorträge, gehalten in der Aula der Universität Dorpat am 20. und 23. Januar 1893.

I.

Unter den großen Fragen, welche die moderne Menschheit erregen und bewegen, nimmt die religiöse Frage nicht die letzte Stelle ein, — jedenfalls eine bedeutendere, als dies im vorigen Jahrhundert der Fall war, wo Aufklärung und Rationalismus das Christenthum, unter Zurücklassung eines farblosen Niederschlages moralischer Lehren, in eine allgemeine Humanitätslehre zu verflüchtigen drohten. Heutzutage steht das Christenthum neu gekräftigt da, und während der kolossale Erfolg der Drummondschen Schriften von einem weitverbreiteten Interesse für die religiöse Frage im Allgemeinen Zeugniß ablegt, wagt sich der orthodoxe Protestantismus unter Stöcker und seinen Anhängern guten Muthes an die Lösung der größten und schwierigsten Frage der Neuzeit, der socialen, vom rein christlichen Standpunkt aus, — ein Versuch, dem eine große Zukunft nicht abzusprechen ist, insbesondere, wenn man in Betracht zieht, wie segensreich und erfolgreich schon jetzt die evangelische Geistlichkeit in England, geleitet von Kingsleyschen und Mauriceschen Ideen, an der Lösung dieser Frage gearbeitet hat.

Welch eine gewaltige Lebensmacht das Christenthum bildet, welche Lebenskraft ihm innewohnt, das lehrt uns gerade unsere Zeit. Sie zeigt uns, in welchem Irrthum jene Leute befangen waren, die da wähnten, mit Religion und Christenthum sei es nun bald für immer vorbei und an ihre Stelle trete die Ratio, die reine Vernunft. Mächtig sehen wir gerade jetzt oftmals das religiöse Bedürfniß, die Sehnsucht nach dem Christenthum hervorbrechen bei Personen und in Kreisen, in welchen diese Fragen schon lange abgethan und abgestorben schienen.

Aber freilich, unser Zeitalter ist noch immer zu einem guten Theile ein rationalistisches zu nennen. Ungeheuer groß ist noch immer die Zahl derer, welche allem Christenthum, aller Religion überhaupt völlig abgewandt bleiben. Innerhalb der christlichen Kirche selbst sehen wir wieder und wieder eine zum Rationalismus sich wendende Strömung eintreten; bald radical und daher schließlich völlig auflösend, bald in gemäßigter Form. Außerhalb des Christenthums aber, in der großen Menge derjenigen, welche mit Christenthum und Wunderglauben für immer abgeschlossen haben, träumen gar Viele von einer Zukunftsreligion, die ihre hervorragenden charakteristischen Züge gewöhnlich dem Buddhismus entliehen hat. Ja, eine Art moderner Buddhismus beginnt sich zu entwickeln, der bereits seine begeisterten Apostel hat, wie Th. Schultze und Karl Eugen Neumann[1], der mitten in der christlichen Welt buddhistische Gemeinden sich bilden läßt und in christlichen Kreisen schon vielfach ernstliche Sorgen und Befürchtungen rege gemacht hat. Diese Richtung sucht und findet ihre Stütze meistentheils an dem unleugbar genialen, den indischen Denkern congenialen und von ihnen beeinflußten Arthur Schopenhauer, dem populärsten Philosophen unserer Zeit[2]. Der Buddhismus — so hört man die Anhänger jener Richtung argumentiren — predigt eine mindestens eben so reine Moral wie das Christenthum, macht dabei aber keine Ansprüche an Wunderglauben, und ist daher sehr wohl geeignet, die Religion des modernen aufgeklärten Menschen zu bilden. Was das Christenthum Großes und Gutes bietet, finden wir im Buddhismus ebenso; dieser aber ist dabei durchaus rationell[3]. In dem großen Zukunftskampfe

[1] Man vgl. namentlich Th. Schultzes Einleitung zu dem Buch „Dhammapada. Eine Versammlung, welche zu den kanonischen Büchern der Buddhisten gehört. Aus der englischen Uebersetzung von F. Max Müller metrisch ins Deutsche übertragen, Leipzig 1885." Ferner: „Das Christenthum Christi und die Religion der Liebe" und „Das rollende Rad des Lebens und der feste Ruhestand. Eine Fortsetzung des Votums über das Christenthum Christi und die Religion der Liebe in Sachen der Zukunftsreligion von Th. Schultze, Oberpräsidialrath a. D. Leipzig 1882." Ferner: „Die innere Verwandtschaft buddhistischer und christlicher Lehren. Zwei buddhistische Suttas und ein Tractat Meister Eckharts aus den Originaltexten übersetzt und mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Karl Eugen Neumann, Leipzig 1891": und die Einleitung zu desselben Verfassers Buch „Buddhistische Anthologie. Texte aus dem Pâli-Kanon, zum ersten Mal übersetzt, Leyden 1892." Zu dieser Literatur gehört auch der Buddhistische Katechismus, angeblich von einem Subhadra Bhikshu verfaßt, Braunschweig 1888.

[2] Schopenhauer wird von Th. Schultze, wie von K. E. Neumann gern angeführt und verherrlicht. Man vgl. z. B. Neumanns Vorrede zur Buddhist. Anthologie, S. XXII, wo er ihn den größten Philosophen nennt. Diese Vorrede ist datirt: Leyden, an Schopenhauers 104. Geburtstage.

[3] Vgl. Henry Alabasters Ausführung, Wheel of the law, S. 72, die

wird daher das Christenthum von dem Buddhismus besiegt und verdrängt werden. So predigen jene Apostel[1].

Bei dem Ernst und der hohen Wichtigkeit der Frage ist es wohl der Mühe werth, Buddhismus und Christenthum einmal vergleichend neben einander zu stellen, ihren Werth zu prüfen und zu sehen, was sie mit ein-

---

Th. Schultze in der Einleitung zum Dhammapada S. XII und XIII mittheilt, und Neumanns Vorrede zur Buddh. Anthologie, S. XXI unten.

[1] Schon Schopenhauer, der Spiritus rector dieser Männer, hatte den Missionären, welche sich um das Bekanntwerden der brahmanischen und buddhistischen Schriften verdient gemacht, folgenden Vers gewidmet:

„Als Lehrer geht ihr hin,
Als Schüler kommt ihr wieder;
Von dem umschlei'rten Sinn
Fiel dort die Decke nieder."

Und dazu bemerkt er: „Wir dürfen daher hoffen, daß einst auch Europa von aller jüdischen Mythologie gereinigt sein wird. Das Jahrhundert ist vielleicht herangerückt, in welchem die aus Asien stammenden Völker Japhetischen Sprachstammes auch die heiligen Religionen der Heimath wieder erhalten werden, denn sie sind nach langer Verirrung für dieselben wieder reif geworden." (Paralipomena, Werke Bd. VI, S. 242. Von Schultze in der Einleitung zum Dhammapada S. VI offenbar billigend angeführt). Th. Schultze sagt von Demjenigen, der sich nicht davon abschrecken läßt, trotz entgegenstehender Schwierigkeiten sich im altindischen Geistesleben zu orientiren: „Es wird ihm, wenn er bei seiner Beschäftigung mit den Upanischad und den buddhistischen Sutta an das im alten und neuen Testament „geoffenbarte Gotteswort" zurückdenkt, so vorkommen, als sei er aus einem engen, dunklen, nebelerfüllten Thal auf die Höhe des Gebirges hinaufgestiegen und wandere nun dort oben weiter im Sonnenschein bei klarem Himmel und freier Fernsicht." (Das rollende Rad S. 2; sehr charakteristisch ist auch die Stelle ebendaselbst S. 109, mit der die „Bodenuntersuchungen für etwaige Neubauten auf religiösem Gebiet" eingeleitet werden.) Neumann sagt in der Vorrede zur Buddhist. Anthol. S. XII: „Das Licht der buddhistischen Lehre ist endlich auch auf unserem Horizonte aufgegangen: und es wird Allen leuchten, die das Antlitz der Wahrheit ertragen können." Ebendaselbst S. XIV nennt er die buddhistischen Schriften „die kostbarsten Urkunden, welche das Menschengeschlecht besitzt", und in der Einleitung seines Buches „die innere Verwandtschaft buddhistischer und christlicher Lehren" äußert er S. 6 und 7: „Die Gegner mögen sich nun gebärden, wie sie wollen: mögen sie spotten, mögen sie vornehm thun, mögen sie sich auf was immer berufen: ihr Angriff kehrt sich jetzt nur mehr gegen sie selbst, nothgedrungen müssen sie allmählich weichen. Das ist das moralische Recht des Stärkeren, welches durch keine Macht aufgehoben werden und welches nicht, wie das physische, durch List besiegt werden kann. Gleichwie einst vom alten Bodhi-Baume ein kleiner Zweig nach Ceylon gebracht und eingepflanzt wurde, dort aber wuchs und gedieh er und entwickelte sich durch zwei Jahrtausende hindurch zum herrlichsten Baume der Erde, der heute noch lebt und blüht: so ist das Samenkorn, welches uns Ceylon geschenkt hat, auch bei uns auf fruchtbaren Boden gefallen, es keimt und der Baum wird einst seine Schatten spendenden und Erholung gewährenden Zweige über Manchen ausbreiten, der heute im Sonnenbrand verschmachtet."

ander gemein haben und wodurch sie sich von einander unterscheiden[1]. Mag dann ein Jeder wählen, was er vorzieht, in welchem Glauben er lieber leben und sterben will.

Die Frage ist so groß, sie führt so weit, daß es unpassend erscheinen dürfte, sie zum Gegenstande eines öffentlichen Vortrages zu machen. Und ich gestehe gern, daß ich nur schwer daran gegangen bin, diesen Vortrag zu halten. In dem Rahmen eines solchen ist es ja doch nur möglich, in den allgemeinsten Zügen zu charakterisiren; und wenn ich Zeit und Muße genug dazu hätte, würde ich es daher vorziehen, ein Buch über diesen Gegenstand zu schreiben. Indessen bin ich so vielfach dazu gedrängt worden, mich öffentlich gerade über diese Frage zu äußern, daß ich mich endlich doch dazu entschlossen habe, gestützt auf die Ueberzeugung, daß auch eine in allgemeinen Zügen gehaltene Charakteristik eine Klärung der Frage wenigstens vorbereiten kann.

Wer im Schooße des Christenthums erwachsen, mit der Religion Christi und ihrer Geschichte in den Grundzügen vertraut, den Buddhismus kennen lernt, wird in der Regel zunächst erstaunt sein über die mannigfachen Züge von Aehnlichkeit mit dem Christenthum, die ihm hier entgegen treten. Das ist nicht ein gewöhnliches Heidenthum, wie uns solches von den Griechen und Römern, von den alten Germanen oder sonst woher bekannt ist; da spüren wir das Wehen eines ganz anderen Geistes, der uns oft gar seltsam an das Christenthum gemahnt. Ich brauche, um dies deutlich zu machen, nur ein Wort aus einer Predigt des Buddha hier anzuführen, und Sie werden mich sogleich verstehen. Von seiner Lehre redend sagt der große Religionsstifter: „Wie das große Meer, ihr Jünger, nur von einem Geschmack durchdrungen ist, von dem Geschmack des Salzes, also ist auch, ihr Jünger, diese Lehre und diese Ordnung nur von einem Geschmack durchdrungen, von dem Geschmack der Erlösung."[2] — Erlösung, — in der That, darum dreht sich hier Alles, das ist A und O, Grundgedanke, Kern und Ziel des Buddhaglaubens, wie auch im Christenthum Alles sich um die Erlösung dreht; und wie Christus den Christen der Heiland, der Erlöser ist, so hat Buddha den Buddhisten zu Heil und Erlösung verholfen.

[1] Neumann glaubt an eine innere Verwandtschaft der buddhistischen und christlichen Lehren, wie schon der Titel seines Buches andeutet. Vgl. die Einleitung und S 109 daselbst. Th. Schultze dagegen hebt den „tiefen principiellen Unterschied" zwischen Buddhismus und Christenthum ausdrücklich hervor und tadelt das Haschen nach den oberflächlichen Aehnlichkeiten beider Religionen (das rollende Rad S. 35). Er stellt nur den Buddhismus weit über das Christenthum, wie aus früheren Citaten ersichtlich.

[2] Cullavagga IX, 1, 4; Oldenberg, Buddha S. 209.

Wie seltsam muthet es uns an, wenn wir den Buddha in seiner ersten großen Predigt, im Gazellengehölz bei Benares, seine neue Lehre ein Mal über das andere begeistert ankündigen hören mit den Worten: „Thut eure Ohren auf, ihr Mönche, die Erlösung vom Tode ist gefunden!“[1] — und wenn uns dazu berichtet wird, daß Buddha in gewaltigem Kampfe den Mâra besiegt hat, den Fürsten des Todes, welcher zugleich Fürst der Finsterniß, des Bösen, der Höllenfürst ist. Gemahnt uns das nicht an das triumphirende Schriftwort: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg! Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“ (1. Cor. 15, 55). — Nach dem Glauben der Christen hat Jesus Christus Hölle, Teufel und Tod überwunden; nach dem Glauben der Buddhisten sind Hölle, Teufel und Tod von Buddha besiegt!

Schon die gesammte Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte des Buddhismus, seine Stellung zu Glaube und Lehre der indischen Vorzeit, wie die Tendenz, mit der er dann zu seinen großen Siegen vorschreitet, erinnert ganz merkwürdig an die Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte des Christenthums, seine Stellung zu Glaube und Lehre der jüdischen Vorzeit und seinen weltbezwingenden Siegeslauf.

Dem Buddhismus geht in Indien die Zeit der Veden und der Brâhmanas voraus, eine Zeit starren Ceremonialdienstes, starren Festhaltens an den priesterlichen Satzungen, eine Zeit, in welcher das nach allen Regeln richtig ausgeführte Opfer als der Weisheit letzter Schluß gilt; ganz ähnlich wie dem Auftreten Jesu Christi in dem Volke, aus dem er geboren wird, die Zeit des Gesetzes, des Ceremonialdienstes, der stricten, buchstabenmäßigen Unterordnung unter die mosaischen Satzungen vorausgeht. Dort sind die Brahmanen, die Vedenkenner und Opferer, hier ebenso Priester und Leviten, Pharisäer und Schriftgelehrte die unbedingten geistigen Herrscher. Aus der Sehnsucht nach etwas Höherem und Besserem, aus tiefer Erlösungssehnsucht entspringt der Buddhismus, und auf die Zeit des Opfers und der Ceremonialgesetze folgt die Zeit, wo das Evangelium der Erlösung aller Orten gepredigt wird; ganz ähnlich wie mit Christo die Predigt des Evangeliums der Erlösung die Zeit des Gesetzes ablöst. Christus und seine Jünger stehen im bewußten Gegensatze zu der Vorperiode, aber doch auch immer anknüpfend an dieselbe, erfüllend, weiterführend, reformirend im höchsten Verstande des Wortes; ganz ähnlich, wie das auch bei Buddha und seinen Jüngern der Fall ist. Der Buddhismus erscheint wie das Christenthum als eine Reaction gegen das Vorangegangene, eine Reformation in großartigem Stile.

Und ferner: das Brahmanenthum war streng national-indisch, ganz ebenso wie das mosaische Judenthum streng national-jüdisch ist. Der

[1] Vgl. Oldenberg, Buddha S. 128 ff.

Buddhismus dagegen erscheint als eine missionirende Weltreligion in großem Stile, wie das Christenthum; er ist international, kosmopolitisch — wie das Christenthum. Wie Christus seine Jünger aussendet und sagt: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker! so sendet auch Buddha seine Jünger aus, aller Welt, allen Völkern das Heil, die Erlösung zu verkünden, die nicht auf ein Volk beschränkt bleiben soll und darf. Und in gewaltiger, großartiger Weise wird sein Wort ausgeführt. Die Jünger stellen nach seinem Tode die Lehren und Aussprüche Buddhas zusammen, sie schildern sein Leben und Wirken, die großen Concilien der folgenden Jahrhunderte, die sich den ersten christlichen Concilien sehr wohl vergleichen lassen, stellen die Lehre endgiltig fest und stellen den Kanon der heiligen Schriften zusammen. Und die Sendboten des buddhistischen Evangeliums gehen hin in alle Länder, zu allen Völkern Asiens und lehren sie das gute Gesetz, die Lehre des Buddha, und heutzutage hängt etwa ein Drittel der Menschheit dieser Lehre an, wie etwa ein Drittel der Menschheit Christo und seiner Lehre anhängt.

Niemand, der sich nicht die Augen absichtlich verschließen will, kann das Großartige in dieser Entwickelung des Buddhismus verkennen, Niemand den gewaltigen Fortschritt leugnen, den diese Religion bedeutet, gegenüber allem dem, was nicht nur in Indien, sondern in den meisten Ländern der Welt ihr voraufgegangen.

Dieser Fortschritt aber liegt vor Allem auf moralischem Gebiet, und hier gerade ist es, wo sich der Buddhismus am merkwürdigsten mit dem Christenthum berührt.

Jesus Christus sagt in der Bergpredigt, in welcher er seine Lehre dem entgegensetzt, was „zu den Alten gesagt ist": „Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel; sondern so dir Jemand einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete den anderen auch dar." Und weiter: „Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen." (Matth. 5, 38. 39. 43. 44.)

Wenn man die altindische Moral der Veden und Brâhmanas in Kurzem charakterisiren wollte, man könnte es nicht treffender thun als mit den Worten: „Auge um Auge, Zahn um Zahn!" und „Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen." Das ist der durchweg hier herrschende Geist. Die alten vedischen Bücher, vor Allem die Yadschurveden und Brâhmanas geben Anweisung zu einer ganzen Reihe von Opfern, die keinen anderen Zweck haben, als den Feind und Nebenbuhler zu schädigen, ihm Wohlstand und Nahrung, Kraft und Stärke zu rauben, ja ihn völlig

zu Grunde zu richten. Also nicht nur etwa mit den Waffen, mit Gewalt und List wird der Gegner bekämpft, sondern sogar mit dem heiligen Opfer[1].

Welch ein anderer Geist spricht dagegen aus der Predigt Buddhas, wie nahe verwandt erscheint er dem Geiste des Christenthums! Hier heißt es: Wenn dich Jemand gekränkt, geschlagen, beraubt oder sonst irgendwie geschädigt und feindselig behandelt hat, vergieb ihm, was er dir angethan, laß keinen Haß, keine Feindschaft in deinem Herzen wohnen! So heißt es schon zu Anfang des Dhammapadam, jener Sammlung von Sprüchen, die nach der indischen Tradition von Buddha selbst gesprochen sind, und die ich unter dem Titel „Worte der Wahrheit" vor Kurzem in deutscher Uebersetzung herausgegeben habe:

„Er kränkte mich, er schlug mich doch! er hat besiegt mich und beraubt!" Wer solcherlei Gedanken nährt, in dem erlischt die Feindschaft nicht.

„Er kränkte mich, er schlug mich doch! er hat besiegt mich und beraubt!" Wer die Gedanken von sich weist, in dem erlischt die Feindschaft ganz.

Denn niemals kommt auf Erden hier Feindschaft durch Feindschaft ganz zur Ruh' —
Durch Nichtfeindschaft kommt sie zur Ruh' — dies ist das ewige Gesetz.

Und diesen Spruch soll der Allerherrlichstvollendete, der Löwe aus dem Geschlechte der Çâkya, durch die lehrreiche Geschichte vom König Leidelang und seinem Sohne Lebelang erläutert haben.

König Leidelang lehrt seinen Sohn mit jenem Spruche dem Feinde zu vergeben. Er selber wird von seinem Feinde Brahmadatta durch Verrath besiegt, sammt seiner Gemahlin gefangen, in Fesseln geschlagen und verurtheilt, draußen vor der Stadt in vier Stücke zerhauen zu werden. Als nun der Sohn seine beiden geliebten Eltern so jämmerlich in Banden durch die Straßen der Stadt zum Richtplatz führen sieht, spricht der Vater sanftmüthigen Herzens zu ihm jenen Spruch, der ihm die Vergebung des Unrechts predigt. Und als dann in späteren Jahren das Schicksal es so fügt, daß jener feindliche König, ermüdet auf der Jagd, mit dem Haupte im Schoße des Prinzen Lebelang entschlummert ist und in diesem die Versuchung erwacht, das Schwert zu ziehen und den Mörder seiner Eltern zu tödten, da erinnert er sich jenes Spruches, den der sterbende Vater ihn gelehrt. Dreimal überkommt ihn die Begier nach Rache, dreimal überwindet er sie, der Worte des Vaters eingedenk. Dem Erwachenden gesteht er den ganzen Hergang, und dieser, innigst gerührt, giebt ihm Alles, was sein Vater einst besessen, Heer, Troß, Land, Schatz und Vorräthe, und dazu seine eigene Tochter zur Gemahlin. Der große Gedanke der Vergebung auch des schwersten Unrechts hat sein starres, feindseliges Herz bezwungen.

[1] Vgl. mein Buch „Indiens Literatur und Cultur" S. 121—125.

Rührender noch ist die Geschichte vom Prinzen Kunâla, die zwar nicht von Buddha selbst erzählt wird, in welcher sich aber die buddhistische Stellung dem angethanen Unrecht, den Feinden und Widersachern gegenüber in eben so schöner wie charakteristischer Form ausgeprägt findet. Der Held derselben, Kunâla mit den schönen Augen, ist der Sohn des großen buddhistischen Königs Asoka, der um die Mitte des 3. Jahrh. vor Christo lebte und von dem die berühmten sog. Gesetzessäulen in verschiedenen Theilen Indiens stammen, mit Inschriften, in denen der König sich zur guten Lehre des Buddha bekennt — beiläufig die ältesten indischen Inschriften, die wir kennen. Prinz Kunâla lebt fern vom Geräusch des Hofes, sinnend über die Vergänglichkeit. Da geschieht es, daß eine der Gemahlinnen seines Vaters[1] von sündlicher Liebe zu dem schönen Jüngling erfaßt wird. Wie Potiphar sucht sie ihn zu verlocken, wie Joseph widersteht er. Da entbrennt sie in wildem Zorn; sie weiß es zu bewirken, daß er in eine entfernte Provinz gesandt wird, und bald erscheint dort ein von der Königin gefälschter, angeblich vom Könige ausgehender Befehl, dem Prinzen seine beiden wunderbar schönen Augen auszureißen. Das Furchtbare geschieht. Kunâla leidet geduldig ergeben die bittere Pein, während das Volk ihn weinend und klagend umgiebt. Dem Geblendeten aber geht jetzt erst das Auge des Geistes herrlich auf. Er erfährt, daß die Königin schuld an dem Befehl gewesen, aber er spricht: „Möge sie noch lange Glück, Leben und Macht genießen, die mir so großes Heil gebracht hat.“ Als Bettler zieht er mit seiner Gattin in die Hauptstadt vor den Palast des Königs, seines Vaters, und singt ein Lied zur Laute. Der König vernimmt Kunâlas Stimme, wunderbar bewegt, läßt er den blinden Bettler hereinrufen, und nun kommt Alles an den Tag. Von furchtbarem Schmerz und Zorn überwältigt, will der König sein schuldiges Weib unter Martern hinrichten lassen. Aber Kunâla bittet für sie, er fällt dem Vater zu Füßen und fleht ihn an, der Schuldigen zu vergeben: „O König“ — ruft er — „ich fühle keinen Schmerz, und trotz der Grausamkeit, die mir widerfahren ist, fühle ich nicht das Feuer des Zornes. Mein Herz hat nur Wohlwollen für meine Mutter, die befohlen hat, mir die Augen auszureißen. So gewiß diese Worte Wahrheit sind, mögen meine Augen wieder werden, wie sie waren!“ Und siehe da, seine Augen glänzten in ihrer alten Schönheit wie zuvor[2].

Für seine schändliche Peinigerin bittet und fleht hier der indische Königssohn, wie Christus am Kreuz für seine Feinde betet, als hätte er Christi Vorbild schon vor Augen — wahrlich, wunderbar genug!

Dieser Punkt ist ein überaus wichtiger!

[1] Ein indischer König hat deren ja mehrere oder kann sie doch haben.

[2] Vgl. Oldenberg, Buddha S. 304.

In der gesammten Moral des Christenthums giebt es Nichts, das größer, erhabener, charakteristischer für dieselbe wäre, als das Gebot: Liebet eure Feinde! Nichts war den Heiden, zu denen das Christenthum drang, so neu, so überraschend wie diese Forderung; Weniges spielt eine solche Rolle in dem dann entbrennenden Kampf zwischen Heidenthum und Christenthum. Wie ein heller Stern leuchtet dies Gebot, das Christus mit seinem Blute besiegelt, dem Siegeslauf des Christenthums voran. — Und wie ähnlich erscheint die Lehre, die schon Jahrhunderte vor der Geburt des Herrn von Buddha und den Buddhisten gelehrt und geübt ward!

Selig sind die Sanftmüthigen —, selig sind die Barmherzigen —, selig sind, die reines Herzens sind —, selig sind die Friedfertigen —, diese Worte Christi glauben wir wieder und wieder aus der Predigt Buddhas und seiner Jünger zu vernehmen; der Geist der Sanftmuth, der Friedfertigkeit, der Barmherzigkeit durchweht die Lehre des Çâkya-Sohnes. Allen Hader, allen Streit aufzugeben, wie oft tönt uns diese Mahnung dort entgegen!

„Wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig," spricht Christus in der Bergpredigt (Matth. 5, 22); und Buddha sagt in den Worten der Wahrheit (222—224):

Wer den in ihm erregten Zorn wie einen Wagen hemmt im Lauf,
Den nenne Wagenlenker ich, And're sind Zügelhalter nur.

Durch Nichtzürnen bezwing' den Zorn, durch Güte zwing' den Bösen selbst,
Durch Spende zwing' den Geizigen, durch Wahrheit den, der unwahr spricht.

Die Wahrheit sprich und zürne nicht, gieb dein Scherflein dem Bittenden!
Mit diesen drei Bedingungen kommst in der Götter Nähe Du.

„Durch Güte zwing den Bösen selbst!" — Erinnert dies Wort Buddhas nicht wiederum ganz merkwürdig an das Wort des Apostels Paulus im Römerbrief (Cap. 12, 21): „Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem!"

Das erste und oberste unter den fünf Geboten des Buddhismus ist: kein lebendes Wesen zu tödten; und dies Gebot erläutert Buddha selbst mit folgenden Worten: „Ein Mönch läßt davon ab, lebende Wesen zu tödten; er enthält sich der Tödtung lebender Wesen. Er legt den Stab nieder; er legt die Waffe nieder. Er ist mitleidig und barmherzig; freundlich trachtet er nach dem Wohle aller lebenden Wesen. Das ist ein Theil seiner Rechtschaffenheit." — Von dieser Erläuterung und Ausführung sagt schon Oldenberg, daß sie hinter der christlichen Auffassung jenes Gebotes, „das zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht tödten!" kaum zurückbleibt[1].

[1] Oldenberg, Buddha S. 297.

Christus sagt in der Bergpredigt Matth. 7, 1. 2:

„Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Denn mit welcherlei Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden; und mit welcherlei Maß ihr messet, wird euch gemessen werden." — Daran erinnern einigermaßen die Sprüche Buddhas, mit welchen das 10. Capitel des Dhammapadam beginnt (129. 130):

Vor Strafe zittert Jedermann, und Jeder fürchtet auch den Tod;
„Er ist wie ich!" so denke man und tödte nicht und richte nicht.
Vor Strafe zittert Jedermann, und Jedem ist das Leben lieb;
„Er ist wie ich!" so denke man und tödte nicht und richte nicht.

Dazu muß ich allerdings sogleich bemerken, daß die Worte, welche ich hier durch „richte nicht" wiedergegeben habe, im Pali-Text genauer lauten: „hinrichten lassen, tödten lassen". Es deckt sich der indische Ausdruck also nicht ganz mit dem biblischen, der wesentliche Inhalt der citirten Verse aber ist jenem Ausspruch Christi doch recht nahe verwandt[1].

Wenn Christus im folgenden Verse (3) fortfährt: „Was siehest du den Splitter in deines Bruders Auge und wirst nicht gewahr des Balkens in deinem Auge?" — so erinnert daran ganz merkwürdig folgender Vers aus den Worten der Wahrheit (252):

Der And'ren Fehler sieht man leicht, den eig'nen aber sieht man schwer;
Der And'ren Fehler stellt man ja ganz gerne klar, so viel man kann,
Verbirgt die eig'nen aber wie der Schuft den falschen Würfel birgt.

Wir finden denselben Gedanken später noch auffälliger den Worten Christi ähnlich ausgesprochen in dem brahmanischen Mahâbhârata (I, 3069 = Mangoblüthen S. 180):

Des Schlechten Aug' wird eines And'ren Fehl,
Klein wie ein Senfkorn, nicht entgehen;
Den eig'nen aber, ob er auch so groß
Wie eine Bilvafrucht, kann er nicht sehen.

Dazu bemerke ich, daß der Buddhismus mit seiner großartigen Lehre in mächtiger Weise umgestaltend auf die moralischen Anschauungen des gesammten Indien, auch auf die seiner brahmanischen Gegner eingewirkt zu haben scheint, ähnlich wie unsere Reformation auch die Katholiken gezwungen hat, Manches im Schooße ihrer Kirche zu erneuern und zu bessern. Der Einfluß Buddhas war auf moralischem Gebiet ein überwältigender, und so begegnen wir denn in den brahmanischen Büchern der späteren Zeit vielfach moralischen Anschauungen, welche durchaus zu den buddhistischen stimmen und mit denen der altbrahmanischen, vedischen Zeit nichts mehr gemein

[1] Das ganze Capitel ist „Strafe" betitelt und warnt wiederholt vor der Züchtigung, insbesondere harter Züchtigung Anderer.

haben. So sagt das Mahâbhârata z. B. ganz ähnlich einem der vorhin angeführten Sprüche aus den Worten der Wahrheit (Mahâbhârata 3, 13253 = Mangoblüthen S. 151):

Bezwing' den Geizigen durch reiche Spenden,
Den Lügner durch der Wahrheit Lichtgestalt,
Durch Nachsicht zwing' den rohen Uebelthäter,
Den Bösen durch der Güte Allgewalt.

Und es lehrt die Vergebung des Unrechts, indem es sagt: „Man verzeihe es einem Schlechteren, einem Besseren und auch einem Gleichen, wenn man bei der Ehre angegriffen, geschlagen oder angeschrieen wird; so wird man zur höchsten Glückseligkeit gelangen." (Mahb. 12, 11009 cf. Mangoblüthen S. 152.)

Das Mahâbhârata lehrt ferner (2, 2439): „Gute gedenken nur der ihnen erwiesenen Wohlthaten, nicht aber der Feindseligkeiten", und (12, 12433): „Milde ist die höchste Tugend, Nachsicht die größte Macht." Das Gesetzbuch des Manu sagt (2, 161): „Man soll Niemand einen Schmerz bereiten, selbst wenn man beleidigt worden wäre"; und das Pantschatantra (1, 171): „Sinne niemals Böses gegen diejenigen, welche dir etwas zu Leide thun!" u. dgl. m.[1]

Derartiges ließe sich noch viel anführen. Wir sehen daraus, wie die buddhistische Moral auch die brahmanische Welt läuternd beeinflußt hat. — Diese ganze Moral der Vergebung des Unrechts, des Nichtzürnens, des allgemeinen Wohlwollens, der Milde, Nachsicht, Schonung und Geduld ist unleugbar mit der christlichen Moral verwandt. Ein sanfter, weiblicher Zug ist ihr eigen, der uns an das „Ewigweibliche" gemahnt, von dem der große Dichter sagt, daß es uns „hinan zieht", d. h. hinauf zieht in die himmlischen Regionen. Selbstlosigkeit, ja die völlige Hingabe des eigenen Lebens, des eigenen Selbst für das Wohl Anderer — dieser echt weibliche Zug — er wird in Sprüchen, Parabeln und Gleichnissen im Buddhismus wieder und immer wieder gelehrt.

Mit dieser Richtung ist aber eng verbunden die entschiedene Abkehr von der Welt und ihrer Lust.

[1] Vgl. Indiens Literatur und Cultur S. 674. — In dem wahrscheinlich bedeutend jüngeren Hitopadeścha (1, 55) finden wir folgenden Spruch, der merkwürdig an Christi Wort in der Bergpredigt (Matth. 5, 45) erinnert: „Er läßt seine Sonne aufgehen über Gerechte und Ungerechte":

Die Guten lassen Mild' und Mitleid walten
Auch gegen den, der jeden Vorzugs baar:
Scheint doch der Mond auch auf des Paria Hütte
Mit seinem reinen Lichte hell und klar.

(Mangoblüthen S. 154).

„Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist!" so mahnt der Apostel Christi (1. Joh. 2, 15); denn „die Welt vergehet mit ihrer Lust" (ebendaselbst V. 17). Aehnlich tönt uns wieder und immer wieder aus der Predigt Buddhas die Mahnung entgegen: nicht zu hängen an der Welt, Nichts, was in der Welt ist, lieb zu haben, durch Nichts sein Herz fesseln zu lassen; das ist die Bahn des Heils, der Erlösung! Nur wer sich ganz frei gemacht hat von jeglicher Neigung, die ihn an die Welt und ihre vergänglichen Freuden bindet, darf auf Erlösung hoffen. Die Ansicht Buddhas wird beispielsweise durch folgende Verse des Dhammapadam charakterisirt (47. 48):

Der Mann, der an der Weltlust hängt, gleicht einem Blumen Sammelnden;
Es kommt der Tod und rafft ihn weg wie Wasserfluth ein schlafend Dorf.

Der Mann, der an der Weltlust hängt, gleicht einem Blumen Sammelnden;
Eh' seine Wünsche er gestillt, verfällt er schon des Todes Macht.

Dagegen (170):

Wer auf die Welt hinunter sieht wie auf des Wassers Blasenschaum,
Wie auf ein Spiegelbild der Luft, den sieht der Fürst des Todes nicht.

D. h. wer diese Stellung völliger Loslösung der Welt gegenüber einnimmt, der triumphirt über den Tod.

Das führt uns zu einer weiteren wichtigen Eigenthümlichkeit, die dem Christenthum wie dem Buddhismus in ähnlicher Weise eigen ist. Man hat beide oftmals pessimistische Religionen genannt. Sie sind es, in so fern sie beide die Welt verurtheilen, von der Welt sich abwenden; aber sie sind es keineswegs, in so fern das Ziel des Frommen, sein gegenwärtiges und zukünftiges Glück und Heil, in Betracht kommt. Beide sind der Welt gegenüber pessimistisch, dabei aber freudig über die Welt triumphirend.

Von dem Christenthum ist uns dies bekannt genug. Ich brauche wohl nur an das Wort des Herrn zu erinnern: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden" (Joh. 16, 33). Und an das Wort des Apostels: „Die Welt vergehet mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit" (1. Joh. 2, 17). Oder an Pauli Schilderung der Christen: Als die Traurigen und doch allezeit fröhlich ꝛc. — Auf Erden schon selig in dem Herrn, einstiger höherer Seligkeit noch sich getröstend, blickt der echte Christ freudig und hoffnungsvoll in die Zukunft.

Aber man thut dem Buddhismus Unrecht, wenn man glaubt, daß ihm eine ähnliche Stimmung unbekannt ist. „Der rechte Buddhist" — sagt schon Oldenberg (Buddha S. 225 ff.) — „sieht freilich in dieser Welt eine Stätte beständigen Leidens, aber dieses Leiden weckt in ihm nur das

Gefühl des Mitleidens mit denen, die noch in der Welt stehen; für sich selbst fühlt er nicht Trauer oder Mitleid, denn er weiß sich einem Ziele nah, das über Alles herrlich ihm entgegen blickt. Ist dies Ziel das Nichts? Vielleicht. — — Was es aber auch sein mag, der Buddhist ist fern davon, die Ordnung der Dinge, welche dem menschlichen Dasein gerade dieses und eben nur dieses Ziel gewährt hat, als ein Unglück, als eine Unbill zu beklagen oder sich mit trüber Resignation in sie als in ein unabänderliches Verhängniß zu ergeben. Er strebt dem Nirvâna mit derselben Siegesfreudigkeit entgegen, mit welcher der Christ auf sein Ziel hinschaut, auf das ewige Leben." — „Es ist nicht genug, zu sagen, daß das Ziel, zu welchem der Buddhist aus dem Leiden der Welt emporstrebt, das Nirvâna ist. Einer Schilderung des Buddhismus liegt es auch ob, die von aller Resignation himmelweit entfernte innere Freudigkeit, mit der er diesem Ziele nachtrachtet, als eine über allen Zweifel sicher bezeugte Thatsache zu verzeichnen."

Darum sagt das Dhammapadam (18):

Selig schon hier und selig nach dem Tode
Der Reine, — selig ist er beider Orten;
„Ich habe recht gethan!" so denkt er selig
Und wird noch sel'ger einst am Ort des Heiles.

Und ferner (94):

Ihn, dessen Sinnen ganz zur Ruh' gekommen,
Wie Rosse, die der Lenker gut gebändigt,
Wer Leidenschaft und Hochmuth aufgegeben,
Die Götter selbst beneiden einen Solchen.

Den entwickelten Vergleichungspunkten sachlicher, inhaltlicher Art ließe sich noch ein weiterer Punkt anfügen, der die Form betrifft, den ich aber nur ganz kurz noch streifen kann. Buddha prägt — wie Christus — seine Lehre nicht nur in kurzen Sätzen und Sentenzen aus; er bedient sich zur Erläuterung derselben mit besonderer Vorliebe der Gleichnisse oder parabelartiger Erzählungen, gerade wie uns dies von Christus Allen so wohl bekannt ist.

Noch wichtiger und weittragender wäre die Erörterung eines anderen Punktes, den ich aus Mangel an Zeit ebenfalls nur im Vorübergehen berühren kann: das sind die schon oftmals bemerkten auffallenden Aehnlichkeiten zwischen der Buddha-Legende und der Geschichte Christi, die in neuerer Zeit insbesondere von dem leipziger Professor der Philosophie Rudolf Seydel mehrfach untersucht und zum Aufbau einer besonderen Theorie verwendet sind[1].

[1] Man vgl. Rudolf Seydel, Das Evangelium von Jesu in seinen Verhältnissen zu Buddhasage und Buddhalehre, Leipzig 1882. — Von demselben: Die Buddhalegende und das Leben Jesu nach den Evangelien, Leipzig 1884, und: Buddha und Christus, Breslau 1884.

Es läßt sich nicht leugnen, daß da eine Reihe höchst merkwürdiger Uebereinstimmungen vorliegen. So gleich die wunderbare Geburt. Buddha weilt vor seiner Geburt als eine Art göttliches Wesen im Himmel und steigt aus freiem Entschluß zur Erde hinab in den Schooß der Königin Maya zu Kapilavastu, um von ihr zum Heile der Welt sich gebären zu lassen. Himmlische Schaaren verkünden in Gesängen den Erlöserberuf des Kindes. Vom Himalaya herab kommt der alte, dem Tode nahe Brahmane Asita, sieht das Kind und verkündet in begeisterten Worten: dies werde einst der Buddha, der Erlöser der Welt werden — an den alten Simeon unserer Evangelien erinnernd. Als Knabe kommt Buddha in den Tempel und die Götterbilder verlassen ihre Plätze, um ihm demüthig zu huldigen. Als voll erwachsener Mann, gegen 30 Jahre alt, zieht er in die Einsamkeit, um den Weg des Heils zu finden. Hier wird er von Mâra, dem Fürsten des Todes und des Bösen, drei Mal versucht; aber er widersteht, überwindet siegreich den Bösen und erlangt, unter einem Feigenbaum sitzend, die höchste Erkenntniß. Zwei Brüder sind die ersten Anhänger, die er noch unter dem Feigenbaum sitzend gewinnt; die Brüder erinnern an die ersten Jünger Christi, Andreas und Simon Petrus, der Feigenbaum an den Feigenbaum, unter welchem Christus den gleich darauf gewonnenen Nathanael zuerst erblickt hat. Buddha beginnt seine Predigt mit einer Reihe von Seligpreisungen, die man den Seligpreisungen der Bergpredigt vergleicht. Die Zahl der Hauptjünger kommt auf zwölf[1]; unter ihnen erinnert Ananda an den Johannes unter den Jüngern Christi. Einer seiner Anhänger ist Devadatta, ein Vetter des Buddha, der im Verlauf der Zeit eine Art Judasrolle spielt, indem er — von Kind an neidisch auf den Buddha — diesem späterhin sogar nach dem Leben trachtet; doch ohne Erfolg; er findet ein klägliches Ende. Obgleich aus königlichem Geschlecht zieht Buddha doch in selbstgewählter Armuth lehrend und predigend im Lande umher, begleitet von seinen Jüngern, gewaltige Wunder mit seiner Rede verrichtend. Die Sünderin Ambapali, die ihn zum Mahle lädt und auf niedrigem Sessel sitzend zu seinen Füßen den Worten des Meisters lauscht, erinnert an die Sünderin unserer Evangelien, während die Geschichte, wie Ananda am Brunnen ein Pariamädchen um einen Trunk bittet, merkwürdig an die Geschichte von Christus und der Samariterin am Brunnen gemahnt. Seine Jünger aber sendet der Meister hinaus in alle Welt, um die Lehre vom Heil, die Erlösung, zu verkündigen.

[1] Vgl. Seydel, Buddha und Christus S. 11: „Unsere älteste Quelle zählt der geworbenen Jünger erst bis zehn, dann springt sie durch eine Massenwerbung auf sechzig (ähnlich in den christlichen Evangelien erst zwölf, dann siebzig); von da unterläßt sie das Zählen; später aber, bei einer namentlichen Aufzählung der Hauptjünger, kommt sie auf zwölf."

Dazu kommen dann noch die Uebereinstimmungen in der Lehre und Lehrweise, ja in bestimmten Worten, Wendungen, Redensarten u. dgl.

Da nun die Geschichte von Buddhas Leben ebenso wie seine Lehre jedenfalls schon mehrere Jahrhunderte vor Christi Geburt (spätestens seit dem dritten großen Concil zur Zeit des Königs Asoka, ca. um 250 vor Christi Geburt) kanonisch fixirt war, glaubt Professor Seydel aus den angeführten Uebereinstimmungen, denen noch einige andere weniger bedeutsame sich anfügen ließen, den Schluß ziehen zu dürfen, daß die christlichen Evangelien direct durch jene buddhistischen Erzählungen beeinflußt worden sind. In die Geschichte von Christo, wie sie die Evangelien berichten, wäre nach Seydel eine ganze Menge buddhistischer Elemente eingedrungen, ja fast das gesammte Christenthum erscheint darnach geradezu als ein geläuterter, veredelter Buddhismus.

Diese Frage würde es wohl werth sein, in einem besonderen Vortrage behandelt zu werden; ich kann sie hier aber, wie schon erwähnt, nur im Vorübergehen berühren. Nur so viel sei gesagt, daß ich die gesammte Theorie Seydels für von Grund aus verfehlt halte. Auch wenn man nicht auf dem Standpunkt eines gläubigen Christen steht, wird man erkennen können, daß dieselbe zu ganz unmöglichen Consequenzen führt. Christus ist nicht nur nach dem Glauben der Christen Gottes Sohn, sondern er ist auch in eminentem Sinne eine historische Persönlichkeit, und manche seiner Jünger sind dies gleichfalls. Ja, man darf sagen: Christus ist die größte historische Persönlichkeit, die wir überhaupt kennen, denn von ihm sind so gewaltige, die ganze Menschheitsgeschichte umgestaltende, umwälzende Wirkungen ausgegangen, wie von keinem anderen Menschen. Wie ist es nur denkbar, daß solche Wirkungen hätten eintreten können, wenn ein sehr großer Theil dessen, was die Evangelien von Leben und Lehre des Herrn berichten, gar nicht wirklich sich damals in Palästina begeben hätte, sondern — wie Seydel meint[1] — durch das Medium einer Art Kunstpoesie nachträglich aus buddhistischen Quellen in die Evangelien eingedrungen wäre! wenn nicht nur die wunderbare Geburt Christi und seine Abstammung aus dem Königsgeschlecht, die doch schon das Alte Testament weissagt, nicht nur der weissagende alte Simeon und hervorragende Punkte in der Kindheitsgeschichte Jesu, sondern ebenso weiter die Versuchungsgeschichte, die ersten mächtigen Lehrworte des Herrn, eine Reihe der wichtigsten Details aus der Jüngergemeinde, wenn nicht nur die Zahl der Jünger, sondern ebenso die Gewinnung der beiden Brüder Andreas und Simon Petrus, der Johannes, der Judas, die Sünderin, das samaritanische Weib ꝛc. ꝛc., wenn — sage

[1] Vgl. Seydel, Buddha und Christus S. 19.

ich — dies und vieles Andere nichts wäre als eine spätere poetische Einkleidung, wenn dies Alles, wie Seydel in Anlehnung an ein Wort Schleiermachers sich ausdrückt, nur zu den „Umhüllungen" gehören sollte, welche die Religion „sich lächelnd gefallen läßt"[1]. Nach meiner Ueberzeugung ist man mit einer solchen Annahme hart an der Grenze des Wahnwitzes angekommen. Von irgend welchem wissenschaftlichen Beweise der Seydelschen Theorie kann jedenfalls nicht die Rede sein.

Wenn man nun aber die Frage aufwirft, wie denn jene zahlreichen merkwürdigen und geradezu verwirrenden, fast wunderbaren Uebereinstimmungen sich erklären lassen, so ist vor allen Dingen darauf hinzuweisen, was schon von vielen Kritikern Seydels hervorgehoben worden ist: wie oft unter einigermaßen analogen Verhältnissen bei verschiedenen Völkern, die nachweislich durchaus keine Berührung mit einander gehabt haben, sich Dinge entwickeln, die in überraschendster Weise bis ins Detail sich ähnlich sehen; Sitten und Bräuche, Sagen, Mythen, religiöse Anschauungen und vieles Andere. Man schlage nur das Buch des bekannten Geographen R. Andrée über „Ethnographische Parallelen" auf, und man wird eine Fülle solcher oft geradezu ans Wunderbare grenzender Thatsachen finden. Es sei mir hier gestattet, nur ein Beispiel aus meinem speciellen Forschungsgebiete anzuführen. Vielleicht als der größte dramatische Dichter der Inder darf Çûdraka gelten, der Verfasser des Dramas „Das irdene Wägelchen", der etwa im 5. Jahrh. nach Christo lebte. Sein Drama bietet die auffälligsten Uebereinstimmungen mit den Lustspielen Shakespeares dar: die ganze Diction, die Art der Witze und Wortspiele, der komischen Verdrehungen u. dgl. ist der Shakespeareschen ganz überraschend ähnlich, mindestens eben so ähnlich wie die Worte, Reden und Gleichnisse Buddhas denen Christi ähnlich sind. Manche Charaktere scheinen geradezu Shakespeareschen Gestalten zum Vorbilde gedient zu haben oder ihnen nachgeahmt zu sein, wie z. B. der Samsthânaka, der Königsschwager, dem Shakespeareschen Cloten in Cymbeline. Man ist unmittelbar versucht, einen historischen Zusammenhang zwischen Çûdraka und Shakespeare zu vermuthen, und doch ist eine solche Annahme ohne allen Zweifel völlig ausgeschlossen. Çûdraka lebte ca. 1000 Jahre vor Shakespeare, kann also diesen nicht nachgeahmt haben; aber auch Shakespeare hat ganz gewiß den indischen Dichter nicht gekannt, dieser ist vielmehr erst in neuerer Zeit überhaupt in Europa bekannt geworden[2]. Die fast wunderbaren Uebereinstimmungen

[1] Vgl. Seydel, Buddha und Christus S. 6.

[2] Man könnte auch Buddhas Bezeichnung als „Löwe aus dem Geschlechte der Câkya" geneigt sein zusammenzubringen mit der auf Christus gehenden Weissagung: „Juda, du bist ein junger Löwe! Aus dir soll mir kommen ꝛc." — wenn nur nicht leider diese Weissagung in einem Buche des alten Testamentes stünde, das vor Be-

liegen vor, aber ein historischer Zusammenhang, eine Beeinflussung von dieser oder jener Seite ist nachweislich nicht vorhanden. Das ist sehr lehrreich. Solche und ähnliche Beispiele sollen uns warnen, auf ähnliche Uebereinstimmungen allzu viel zu bauen, — und das noch gar in einem Falle, wo es sich geradezu um eine Erschütterung der Grundlagen des Christenthums handelt.

Von eminenter Bedeutung für die Entscheidung dieser Frage wird aber auch die Antwort auf jene andere Frage sein: ob denn wirklich das Wesen des Buddhismus demjenigen des Christenthums so nahe steht. Ich habe Ihnen Manches in dieser Beziehung angeführt, was Sie vielleicht überrascht, vielleicht gar verwirrt hat. Ich will in der nächsten Vorlesung die Sache von der anderen Seite beleuchten. Da wird sich ergeben, daß jenen wirklichen oder scheinbaren Uebereinstimmungen so große, so wesentliche Unterschiede und Abweichungen gegenüber stehen, daß die Kluft zwischen Buddhismus und Christenthum als eine geradezu unüberbrückbare erscheint.

L. v. Schroeder.

einflussung durch den Buddhismus gesichert erscheint. Es ließe sich sonst eben so schön ein Zusammenhang herstellen, wie zwischen dem Feigenbaum, unter dem Buddha die Erkenntniß gewinnt und die ersten beiden Jünger wirbt, — und dem Feigenbaume, unter dem Christus den Nathanael zuerst erblickt.

Predigt[1] am Sarge des dim. Bürgermeisters und ehemaligen Stadthaupts von Riga Robert Büngner.

(Geboren 23. Nov. 1815, gestorben 19. Nov. 1892.)

Gerechtigkeit war mein Kleid, das ich anzog wie einen Rock, und mein Recht war mein fürstlicher Hut. Ich war des Blinden Auge und des Lahmen Füße. Ich war ein Vater der Armen, und welche Sache ich nicht wußte, die erforschte ich.

Hiob 29, 14—16.

I.

Geehrte Trauerversammlung! „Gerechtigkeit war mein Kleid, das ich anzog wie einen Rock", so hätte auch Robert Büngner von sich sagen dürfen; darum ist's vollends unanfechtbar, wenn wir Ueberlebende es ihm nachsagen, auf ihn anwenden nach seinem Heimgange. Das Rechtsleben der Menschheit hat ihn schon auf der Schule besonders interessirt und angezogen; für das Recht und seine Geltung einzutreten, galt schon dem Jünglinge als hohes Ideal. So widmete er sich denn mit Begeisterung dem Studium der Rechte, als er, ein achtzehnjähriger Abiturient, die Hochschule Dorpat bezog. Mit Eifer und Erfolg lag er dort seinen Studien ob und kehrte nach rühmlich bestandener Schlußprüfung im Jahre 1838 in die Vaterstadt zurück. Hier widmete er sich bald dem Berufe der Rechtsvertretung als Consulent. Rasch gewann er sich dabei durch seine wissenschaftliche Bildung und durch sein praktisches Geschick als Jurist, sowie durch seinen geraden Sinn und ehrenhaften Charakter das Vertrauen weitester

[1] Gehalten im St. Peter zu Riga am 23. Nov. 1892 von Dr. theol. Johannes Lütkens.

Kreise. Darum war es natürlich — die frühere Stellung seines Vaters mochte dazu mitgewirkt haben — daß sich die Blicke eines Wohledlen Rathes dieser aufstrebenden Kraft bald zuwandten, daß man 1852 Büngner zum rigaschen Stadtofficial, 1869 zum Rathsherrn erwählte. Als solcher hatte er, ohnehin schon 1872 zum Bürgermeister befördert, nunmehr den Beruf der Rechtsprechung als Richter. Riga hatte seit dem Fall der Wälle einen mächtigen Aufschwung genommen; die Einwohnerzahl der Stadt war in kurzer Zeit sehr bedeutend gewachsen; die Aufgaben, die der Rath zu erledigen hatte, mehrten sich täglich. Büngner, stets darauf bedacht, daß irgend wichtigere Rechtssachen sich nicht verschleppten, hat damals nächtelang über seinen Acten gesessen und Urtheile geschrieben. Als nun aber nach Sr. Majestät kaiserlichem Willen 1877 die neue Städteordnung auch für Riga ihre Geltung gewann, da hat das allgemeine Vertrauen seiner Mitbürger ihn genöthigt, das Amt des „Stadthauptes" auf sich zu nehmen. Nur ungern verließ er seine bisherige richterliche Berufsstellung, aber doch entzog er sich dem an ihn gestellten Anspruche nicht, als erstes Stadthaupt der neuen Rechtsgestaltung der Dinge, die da kommen sollten, seine reichen Kräfte zur Verfügung zu stellen. Hatte Büngner auch früher schon immer dem Grundsatze Hiobs gemäß gehandelt: „welche Sache ich nicht wußte, die erforschte ich", so gewann derselbe jetzt ein doppeltes Schwergewicht für ihn. Er hatte sich in ein ihm wie dem bisherigen Riga ganz neues Arbeitsgebiet hineinzufinden. Seine Aufgabe war, die zunächst doch noch todten Paragraphen der neuen Städteordnung in die Wirklichkeit einzuführen, ihnen Leben und praktische Bedeutung zu verleihen. Wenn er dabei auch sehr wesentlich von der ungewöhnlichen Arbeitskraft des ersten Stadtsecretärs, unseres unvergeßlichen und unvergessenen Alt, unterstützt wurde und an ihr eine werthvolle Hilfe fand, so ist doch die neue Organisation unserer städtischen Verhältnisse der Hauptsache nach Büngners Werk, das Jeder, der irgend die Schwierigkeit desselben zu beurtheilen wußte, als ein glücklich gelungenes bezeichnet hat.

War nun aber Büngner in seiner bisherigen Lebensleistung ein von freundlichen Geschicken begünstigter Mann gewesen, so ballten sich über ihm als Stadthaupt nach nicht langer Zeit gar bedrohliche Wetterwolken zusammen, die sich denn auch später in fast vernichtenden Schlägen über seinem eigenen Haupte entluden. Auf das Alles des Näheren einzugehen, ist um so weniger erfordert, als ja die schmerzlichen Ereignisse jener Zeit noch heute in Jedermanns Erinnerung leben. Nur das Eine an seinem Sarge zu sagen, ist Pflicht: wie verschieden auch Büngners Verhalten — nach Menschen Weise — von seinen Zeitgenossen beurtheilt worden ist, wie wirr und mißtönend die billigenden und die mißbilligenden Urtheile über dieses Verhalten durch-

einander geklungen haben mögen, — das Urtheil hat Keiner, in dem noch ein Rest von Unbefangenheit vorhanden war, anzutasten gewagt, daß er ohne Rücksicht auf den Schaden oder den Nutzen für die eigene Person als ein Ehrenmann gehandelt hat, als ein Mann von Ueberzeugungstreue und Charakter, als ein Mann, der aufs Tiefste durchdrungen war von dem stolzen Bewußtsein Hiobs: „Mein Recht ist mein fürstlicher Hut".

War aber Büngner sein Leben lang als Rechtsvertreter und Consulent, als Rechtssprecher und Richter, als Rechtsgestalter und Stadthaupt ein Mann gewesen, dem alles Recht auf Erden im letzten Grunde in dem lebendigen Gott im Himmel und in dem lebendigen Gewissen der Menschen als Rechtsausleger wurzelte, so konnten ihm Gott der Herr und seine Kirche auf Erden unmöglich gleichgiltige Dinge sein. Ohnehin war unsere alte Dünastadt, so lange ein Wohledler Rath seine Jahrhunderte währende Wirksamkeit üben durfte, seit Luthers Auftreten in Wittenberg und Knöpkens Reformation in Riga, eine evangelisch-lutherische Stadt gewesen und geblieben. So brachte es denn schon Büngners Stellung als Bürgermeister mit sich, daß er zeitweilig als Präses der Verwaltung dieser Petri-Kirche, zuletzt als Präsident des städtischen Consistoriums sich der kirchlichen Angelegenheiten annehmen mußte. Und er hat es gethan, nicht blos weil er mußte, sondern von ganzem Herzen. Er hat es gethan als ein Mann, der nichts halb that, mit ganzer Hingebung und voller Kraft, so daß nicht blos die Commune, sondern auch die Kirche Rigas und ihre Geistlichkeit sich ihm über Grab und Tod hinaus zu Dank verpflichtet wissen.

Nach allem, was ich sagen durfte und mußte, ist Büngner ein von Arbeit überhäufter Mann gewesen. Das aber hat seine Kraft nicht erschöpft, sein Interesse nicht derart befriedigt, daß er für Angelegenheiten des allgemeinen socialen Lebens unseres städtischen Gemeinwesens so zu sagen nichts mehr übrig behalten hätte. Im Gegentheil! Die Armen der Stadt, die socialen Nothstände der von der Hand in den Mund lebenden Bevölkerung, das Unglück der Blinden oder Lahmen, die unzähligen Veranstaltungen in unserer Mitte, dem vielgestaltigen Elende entgegenzuarbeiten — das Alles ist Gegenstand seines theilnehmenden Interesses gewesen und geblieben. Mit den Worten des Hiob dürfen wir auch ihn als „der Blinden Auge und der Armen Vater" bezeichnen. In Gemeinschaft mit seiner Gattin ist es insbesondere Büngner gewesen, der die bis vor Kurzem blühende Petri-Kirchenschule für arme Gemeindekinder ins Leben gerufen hat und selbst als er seine übrige Thätigkeit bereits eingestellt hatte, waltete er noch seines Amtes als Präsident unseres Blindenvereins.

So ist also, geehrte Trauerversammlung, das Leben unseres vollendeten Freundes in der That und Wahrheit ein reiches, ein gesegnetes Leben

gewesen. Die Köstlichkeit dieses Lebens in seiner Mühe und Arbeit ist durch lange Jahrzehnte unserer Vaterstadt Riga zu gute gekommen. Es ist darum in keiner Weise ein übertreibendes Wort, wenn ich sage: in die Geschichte Rigas ist der Name Büngners mit unauslöschlichen Zügen eingegraben. — Nun hat ja freilich ein geistvoller Historiker neuester Zeit nicht mit Unrecht die Bemerkung gemacht: der Geschichte angehören, das heiße bei dem lebenden Geschlechte vergessen und ihm unbekannt sein. Es ist das ja in der That so, wie Jeder zu beobachten vermag, der, selbst ein älterer Mann, mit dem gegenwärtig in der Vollkraft des Lebens stehenden Geschlecht es unternimmt, von Männern zu reden, die vor zwanzig oder gar dreißig Jahren aus dieser Welt schieden. Indessen ist das doch nur die eine Seite der Sache. Der Geschichte angehören, das heißt doch mindestens auch: den folgenden Generationen stets aufs Neue ins Gedächtniß gerufen werden und darum bei ihnen unvergessen bleiben. Das wird bei unserem Büngner so gewiß der Fall sein, so gewiß Alles, was ich von ihm sagte, nur eine höchst unzureichende und flüchtige Skizze seiner Lebensleistung bildet, unter welche ich aber dessenungeachtet die Unterschrift setzen darf:

Nur wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten.

II.

Geehrte Trauerversammlung! Haben wir zunächst nicht umhin gekonnt, uns die Lebensleistung unseres Vollendeten dankbar zu vergegenwärtigen, so würde es doch schlecht der Würde des Hauses Gottes und dem Gefühle der Gegenwart unseres Heilandes entsprechen, wenn wir nun meinen wollten, der Werth dieser Lebensleistung verbürge dem von uns Geschiedenen die Erreichung seines ewigen Lebenszieles, garantire ihm den Eingang in die Ruhe der Seligen nach aller Mühsal und Arbeit seiner irdischen Pilgerfahrt. „Wenn ihr Alles gethan habt," spricht Jesus der Christ, unser Herr, „was euch befohlen ist, so sprecht: wir sind unnütze Knechte, wir haben gethan, was wir zu thun schuldig waren" (Luc. 17, 10). Und wer hat denn jemals Alles gethan, was ihm befohlen war? Wer hat denn nicht trotz allen Fleißes und und aller ernsten Bemühung sich tausendfacher Versäumniß anzuklagen? Wahrlich ein eitler Thor, der davon nichts fühlt, der nicht weiß, daß wir allzumal, daß auch die Besten unter uns, die von Menschenzungen mit allem Recht dankbar zu Preisenden, einzig und allein von Gnade leben und in Kraft der Vergebung der Sünden. Solchen Thoren hätte sich Büngner wahrlich nicht zugesellt sehen mögen. Wohl wußte er um seinen Manneswerth, wohl trug er ein Selbstbewußtsein in sich, das Aeußerungen der Demuth, wie sie die liebe Mittelmäßigkeit liebt, ausschloß.

Aber die Grenzen seiner Begabung waren ihm nicht verborgen, die Schwächen seines Naturells beurtheilte er nachsichtslos — mit einem Wort: ohne ein Bekenntniß darüber auf den Lippen zu tragen, war er ein demüthiger Mann, eine durchaus schlichte Persönlichkeit. So berechtigt er sein mochte, mit Hiob zu sprechen: „Gerechtigkeit war mein Kleid, das ich anzog, wie einen Rock" — so hat er doch niemals vergessen, daß diese selbe Gerechtigkeit nach dem Urtheil des heiligen Gottes, der Herzen und Nieren prüft, nur ein unfläthig Gewand ist, das uns nimmer befähigt, als berechtigte Gäste an dem himmlischen Hochzeitsmahle seines Sohnes theilzunehmen (Matth. 22, 11).

Christi Blut und Gerechtigkeit,
Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid;
Damit will ich vor Gott besteh'n
Und zu der Himmelsfreud' eingeh'n.

Dieses alte Verslein war darum auch sein Bekenntniß, wie er denn als lutherischer Christ festgewurzelt war in der Wahrheit, daß wir vor Gott gerechtfertigt werden ohne des Gesetzes Werk, allein aus Gnaden durch den Glauben. Wir gedachten schon vorhin der kirchlichen Stellung unseres Vollendeten. Was ihm seine Kirche so lieb machte, war nicht sowohl das, was er *für sie* thun durfte, obwohl ja auch in dieser Beziehung die Erfahrung sich bewährt: wofür wir arbeiten, das gewinnen wir lieb. Was ihm die Kirche lieb machte, war vielmehr das, was sie ihm bot und er dankbar von ihr empfing. Er schätzte sie als die Bewahrerin des lauteren Gotteswortes vom Heile im Evangelio, als die Hüterin protestantischer Freiheit und weihrauchfreier Sittlichkeit, als die Spenderin des rechten „hochzeitlichen Kleides" und „Rocks der Gerechtigkeit" in der Vergebung der Sünden. Darum fühlte er sich denn auch zu ihren gottesdienstlichen Versammlungen immer wieder hingezogen; nur ausnahmsweise fehlte er in denselben. Und wenn er so hier gegenüber, in die Ecke des Rathsgestühls gedrückt, dasaß, da hat seine gespannt-theilnehmende Aufmerksamkeit mitgearbeitet an der Verkündigung, auf die er hörte, manchen Gedanken überhaupt erst wachgerufen, manche Ausführung beeinflußt. Ja, mehr und mehr ward Gottes Wort die Leuchte seines Fußes und seines Weges Licht; je älter er ward, desto mehr erkannte er die Kraft und den Trost dieses Wortes in Unglückstagen, desto gewisser wurde ihm, daß einzig und allein das Wort der Gnade, im Glauben erfaßt, die gewisse Erreichung des ewigen Lebenszieles und den Eingang in die ewige Ruhe verbürge, auf die er hoffte, nach der er sich sehnte.

Wenn nun aber jetzt, geehrte Trauerversammlung, diese Sehnsucht erfüllt ist, wenn unser theurer Vollendeter eingegangen ist in die ewige Ruhe daheim bei dem Herrn, — wie sollten wir trauern, wo doch danken uns ziemt? Tragen wir auch einen der besten Söhne Rigas heute zu Grabe,

wie Livland vor Kurzem einem seiner hervorragendsten Söhne gethan hat[1], so thun wir es freilich als die Traurigen, aber doch zugleich als die Getrösteten. Euch aber, den Kindern und Kindeskindern, Verwandtschaft, ja, dem gesammten dankbaren Riga darf es köstlich sein, daß wir im Hinblick auf den Entschlafenen bekennen dürfen:

> Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach.
>
> Amen!

[1] Vor Kurzem war Landrath Arthur von Richter aus der St. Jakobi-Kirche zur letzten Ruhestätte geleitet worden.

Aus dem Nachlasse Victor Hehns.

Briefe vom Vater Victor Hehns, ~~Johann~~ Hehn, an seine Mutter.
Gustav

Berlin, 5. October 1801.

— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Bald eine Woche bin ich in Berlin, im schönsten und lieblichsten Orte der Welt. Berlin ist der Mittelpunkt alles Schönen und Großen, das der Deutsche zu leisten bisher vermogte, und auch die Künstler-Hände fremder Meister haben diese Stadt verschönert, und so verdient sie der Wohnort eines mächtigen und gebildeten Fürsten zu seyn, der hier mitten unter den aufgeklärtesten und denkendsten Männern der deutschen Nation, und unter deren gebildesten Theil wohnet! Berlin befriedigt durch äußere Schönheit das Auge; aber nicht bloß das physische, sondern auch das moralische; man findet hier überall die Spuren höherer Cultur, größerer Ausbildung des Geistes, des Nachdenkens, des Geschmackes, der Humanität und einer beglückenden weisen Regierung; jeder edlere Sinn findet seine Befriedigung, jeder Stand, jeder einzelne Mann seinen Zirkel; der Gelehrte ist hier umgeben von einer großen Zahl denkender Männer, und befindet sich im Mittelpunkte der Litteratur, der Künstler sieht sich hier von den schönsten Meisterstücken der Kunst umringt, und findet Künstler, die seinen Geschmack zu bilden im Stande sind; und der Epikuräer, der bloß genießen will, sucht auf der Welt vergebens einen Ort, wo ihn alles so zum Genuß, zum veredelten, sublimirten Genuß einladet! Doch ich unterbreche mich selbst, und will lieber statt dieses Lobes im Allgemeinen zu dem kleinen Zirkel zurückkehren, den ich hier beschrieben habe und Ihnen lieber sagen, wie es mir in diesem Berlin ergangen ist.

Ich glaube, daß Berlin dem Aeußern nach von wenigen Städten an Schönheit übertroffen werden wird. Man mag wohl in Petersburg, Paris und London einzelne Gebäude, oder Straßen finden, die prächtiger und geschmackvoller sind, als Berlin; aber es ist vielleicht kein zweyter Ort, der, so wie dieser, überall und an jeder Stelle der ganzen Stadt so viel regelmäßige Schönheit aufzuweisen hat: Berlin hat nur große und schöne Häuser; und es stehen nicht, wie in Petersburg und Paris, neben den schönsten Palästen kleine, elende Hütten. Ueberdem sind hier einzelne Gebäude, die nicht so leicht an Geschmack und Größe übertroffen werden können. Das alte königliche Palais, die neue Münze, die königliche Bibliothek, das Zeughaus, das Opernhaus sind herrliche Gebäude, die Linden, die Wilhelms-, die Leipziger-Straße sind prächtig, und geben dem Tadler nicht die geringste Veranlassung zur Unzufriedenheit. — Es wird hier jetzt ein neues Theaterhaus gebaut, das den 1sten Januar eingeweiht werden soll. Es ist dasselbe in der Gesellschaft die nouvelle du jour und wird außerordentlich gelobt, und scharf getadelt. Ich habe es gesehn, bin aber nicht Kenner genug, um zu unterscheiden, welche Parthey das Recht auf seiner Seite habe; mir hat es ganz gut, aber nicht besonders gefallen; es scheint aber der Vorwurf, daß es für's hiesige Publikum zu klein sey, gegründet, sobald man an die Größe der Stadt denkt, und ungegründet, sobald man das hiesige Publicum kennt. Die Linden-Allee, die sich nicht weit vom Schlosse anfängt, und am schönen Brandenburger Thore endigt, ist vortreflich, und Berlins Einwohnern, da die ganze Gegend herum elend und gemeine Natur ist, zu ihrer Gesundheit und Zerstreuung unentbehrlich. Das Pflaster ist zum Theil hier schlecht, daher der König jetzt 6000 Thaler zu Verbesserung desselben ausgesetzt hat. Aber noch schlechter ist die Beleuchtung am Abend, die Lampen sind schlecht, und doch ihrer nur wenige. Doch auch diesem will der König abhelfen. Mit dem folgenden Jahre soll ihre Anzahl vermehrt werden. So groß Berlin auch ist, so findet man sich doch sehr leicht zurecht. Jede Straße hat ihren Namen, der an der Ecke derselben angeschlagen ist, und jedes Haus seine Nummer. Sucht man Jemanden, so findet man ihn entweder im Addreßkalender, wo fast Jedermann von einiger Bedeutung steht, oder erfährt seinen Wohnort von einem Bekannten, und weiß man auf diese Art nur die Straße und Nummer seines Hauses, so kann man sich gar nicht mehr irren. Auch das Verirren ist hier nicht gut möglich, da die Straßen alle grad sind, und sich in lauter graden Linien durchschneiden.

Einen großen Vorzug, den Berlin besitzt, ist das Theater, das jetzt wohl von keinem in ganz Deutschland übertroffen wird. Der bloße Name Ifflands ist schon der Beweiß dafür. Dieser große Künstler ist mehr werth, als alle Schauspieler deutscher Nation zusammengenommen! Ich mag

ihn nicht loben; er ist ein zu großer Schauspieler, als daß man ihn im Allgemeinen loben könne, und ich bin nicht Kenner genug, um alle einzelnen Schönheiten seines vortrefflichen Spiels zu detailliren. Man vergißt auch ihn und sich selbst, wenn man ihn auf dem Theater sieht. Die Wahrheit seines ganzen Spiels, die künstliche Natürlichkeit seiner Declamation und Action, die völlige Abwesenheit jeder Manier, die edle Ungezwungenheit und Gewandheit jeder noch so geringfügigen Bewegung, die weise Ökonomie mit seiner Stimme, der Mangel am Übertriebenen u. s. w. sind Vorzüge, die er in einem Grade besitzt, den niemand übertreffen kann. Man vergißt, wenn er spielt, daß man einen Schauspieler sieht, man glaubt in der wirklichen Welt zu seyn, man möchte sich mit in die Handlung, mit in das Gespräch mischen, weil man bei einem Bekannten zu seyn glaubt. Alles an ihm ist Natur, und dies ist bey ihm die Wirkung der feinsten und gedachtesten Kunst! Wer ihn nicht hat spielen gesehen, der sage nicht, daß er schon wisse, was diese Kunst leisten kann; wer Achtung für's Theater gewinnen, wer sich von dem moralischen Nutzen desselben, und von seinem Einfluß auf menschliche Gemüther überzeugen will, der sehe Iffland spielen. Wenn er gute Grundsätze predigt, oder Fehler tadelt, so ist es unmöglich, das Schauspiel-Haus anders als mit dem Vorsatze zu verlassen, die guten Grundsätze anzunehmen und die Fehler abzulegen. Ich habe ihn jetzt zwey Mal spielen sehen, das erste Mal im Gottesfrieden, wo er Hofrath Stahl über alle Beschreibung schön und hinreißend spielte, und im leichten Sinn, wo er den Secretaire Siward, auch schön, auch herrlich machte, aber meinem Geschmack nach nicht so schön, als wie den Hofrath Stahl. Ich kann mich sehr glücklich schätzen, ihn schon zwey Mal gesehen zu haben, da sich hier Fremde oft 2—3 Wochen aufhalten, ohne das Vergnügen zu genießen, Iffland zu sehen. Denn er spielt sehr regelloß; oft in einer Woche drey, vier Mal, und dann oft wieder in einem ganzen Monat nicht ein einziges Mal. — Was mein Vergnügen am hiesigen Theater erhöht, ist Mdsl. Jagemann, die sich hier jetzt aufhält, und in 8 Tagen nach Weimar zurückkehren wird. Ich habe sie zwey Mal gesehen, im Gottesfrieden als Friederich Hainfeld, und im leichten Sinn als die Frau des Secretaire Siward. Sie spielt recht brav, noch schöner soll sie singen; heute Abend werde ich sie hören, da sie in der Cilla spielen wird. — Die Übrigen Schauspieler und Actricen dieses Theaters sind zum Theil sehr gut, und gefallen und verdienen es; aber sie würden noch mehr gefallen, wenn sie nicht neben Iffland ständen. Ich wenigstens übersehe sie immer, wenn er auf dem Theater ist. Denn, wenn auch ein anderer Acteur grade spricht oder handelt, so muß man doch auf Iffland sehen, um den Ausdruck seines Gesichtes und seines Körpers während der Rede zu bewundern. Auch die Operetten werden hier recht schön gegeben.

Mad. Schick ist in ganz Deutschland als Sängerin vom ersten Range accreditirt. Ich wage es aber dennoch zu sagen, daß sie mir nicht ganz gefällt. Sie hat meinem Gefühle nach zu viel Manier, sowohl in der musikalischen Declamation, als auch in der Handlung. Aber dagegen ist Ambrosy, der Tenorist, ein herrlicher Sänger. Schöner Vortrag, vortreffliche Stimme; Biegsamkeit und Gewandheit bei Fülle und Stärke! O! wie verfällt Arnold in Riga gegen diesen Sänger. Ich habe zwey Singstücke hier gehört. Oedip zu Kolonos, ein lyrisches Drama in 3 Aufzügen, componirt von Saczini, mit Ballet. Die Musik ist herrlich, besonders ist der eine Solotänzer ein ganzer Kerl. Das größte Stück war Don Juan. In beiden sang Mdsl. Jagemann nicht. Heute singt sie in der Cilla. Das Ganze des hiesigen Theaters ist sehr gut, wenn auch zuweilen schlechte Acteurs auftreten, und einzelne Rollen verhunzt werden. Es darf sich gewiß kein Kenner schämen, das hiesige Theater zu besuchen! So sehr mich nun dasselbe befriedigt, so unzufrieden bin ich mit dem hiesigen Publico, das gewiß nicht verdient, ein solches Theater zu besitzen. Man besucht dasselbe nicht sehr häufig. Dies möchte noch so hingehen, weil es sehr theuer ist (der geringste Platz hier kostet ½ Tl.). Aber die Ungesittetheit, die Unaufmerksamkeit, der Lärm, der im Theater während der ganzen Vorstellung herrscht, geht ins Weite. Man vergißt, daß man im gebildeten und verfeinerten Berlin ist und sollte denken, man wäre in Halle in der Gesellschaft ungesitteter Studenten. Man pocht mit Füßen und Stöcken, man schwäzt, man pfeift, man zischt, so arg, als wie es nur in einer Bierschenke geschehen kann. Ich kann nicht begreifen, wie ein Mann, wie Iffland, so etwas duldet. Ich hätte ihnen lang hier meine Dimission gegeben. Vor einiger Zeit hat man ein Stück, in welchem er mitspielte, ausgepfiffen, und da soll er im Begriff gewesen seyn, fortzugehen. Am ärgsten ist der Lärm am Sonntage, wo die Mylords vom Mühlendamm das Theater füllen. Es ist hier eine Straße, die der Mühlendamm heißt, und in welcher große Reihen Kaufmannsladen stehen. Die Handlungsburschen und Gesellen heißen sie davon Spottweiß Mylords vom Mühlendamm. Es kann sich aber auch kein englischer Mylord, der so viel Pfund Sterling hat, als der Mühlendamm Steine, so viel Freyheit herausnehmen, als diese Jungens. Da trägt so ein Wicht die 12 Groschen, die er sich die Woche über von seinem Frühstücke erspart hat, in die Comeedie, zieht seinen einzigen abgeschabten Staats-Rock an, und denkt nun, er sey auf der Börse, und vergißt, daß er in die Gesellschaft gebildeter Menschen kommt, da kaufen und verkaufen die Kerle dann, grade wie in ihrem Laden und mit einem Lärmen, als wenn sie das heilige römische Reich verhandelten! Wahrhaftig ich ginge keinen Sonntag mehr ins Theater, wenn ich auch noch so lang hier wäre.

Berlin, d. 6ten Octbr.

Ich bin gestern Abends im Schauspielhause gewesen und zu meiner großen Genugthuung, denn man hat sehr, sehr brav gespielt. Ich war ein Esel, wenn ich gestern sagte, daß Mad. Schik mir nicht ganz gefiele. So geht es mit allen voreiligen Urtheilen. Wie wäre es möglich, daß man sie gestern singen hören konnte, ohne von ihrem göttlichen Talente überzeugt und zu der süßesten Bewunderung hingerissen zu werden. Was für eine Stimme! Unnachahmlich schön sang sie die eine Bravour-Arie „Warum ward mir nicht vergönnet". Ihre Stimme ist von großem Umfange, Fülle und Stärke, und dennoch weiß sie sie biß zum feinsten, hinschmelzendsten Tone zu moduliren. Ihr Gesang ist freylich nicht ohne Manier, aber ich hatte Unrecht, die Kunst zu vermissen, die in dieser Manier liegt; und überdem weicht ja der theatralische Gesang mit Recht von dem natürlichen Gesange, der aus Frohsinn erzeugt ist, weit ab. Die theatralische Sängerin bedarf ja so gut wie die Actrice des Schauspiels, Kunst, die zwar von der Natur copirt, aber höchst-veredelte Natur ist. Mad. Schick machte die Königin, Mad. Kuncke die Lilla. Auch sie sang sehr brav, wenn sie auch Mad. Schick nicht erreichen konnte. Es fehlt ihr an der Kraft, an dem Nachdruck in der Stimme, den die Schick besitzt, und durch den sie alles mit ihrer Kehle machen kann. Mdslle. Jagemann sang in der Bertha allerliebst. Sie ist ein hübsches Mädchen von reizendem Wuchse, und kleidet sich mit unnachahmlichem Geschmack, vorzüglich gestern. Sie gefällt schon, ehe sie den Mund aufthut. Und nun noch ihre süße Stimme, ihr niedlicher Vortrag, ihr artiges Spiel. Sie steht als musikalische Künstlerin hinter Mad. Schick; aber sie spricht mehr zu dem Herzen; die naive Unschuld, die in ihrem Gesange liegt, reißt hin, und gerade diese Abwesenheit studirter Kunst, diese größere Natürlichkeit, mit der bey ihr der Gesang aus dem Herzen hervorzuströmen scheint, gefällt mir unendlich. Sie ist die Zierde des Theaters im Schauspiel und in der Oper. Man sagt, sie sey die Maitresse des Herzogs von Weimar. Seine Durchlaucht haben keinen übeln Geschmack. Ich glaube es aber nicht, denn Mdslle. Jagemann hat zu sehr jenes air der Unschuld und Unbefangenheit, das keine Coquette nachahmen kann. Herr Kuncke machte den Infanten, und bewährte seinen allgemeinen Ruhm eines großen Sängers! Es fehlt ihm dazu nichts, als mehr force in der Stimme! Rührende, sanfte, zärtliche Arien, die keine Allgewalt in der Stimme fordern, singt er unaussprechlich schön; er rührt bis zu Thränen mit der weichen Zartheit seines Tones. Er hat einen vortrefflichen Vortrag; seine Declamation im Gesange ist sehr richtig, und sehr nach seiner Stimme berechnet. Er übertrifft im Gesange alle seine Kollegen ohne Zweifel. Bischert machte den Lubino, ganz, aber nicht ausgezeichnet gut; Rau

sang die Edita verhältnißmäßig besser. So waren denn die vorzüglichsten Rollen außerordentlich wohl besetzt und wurden meisterhaft durchgeführt; keine wurde schlecht gemacht. Nimm nun dazu die herrliche Musik! Ja, gewiß, sie ist sehr schön. Bey aller scheinbaren Simplicität und Popularität, was für ein Ausdruck, was für eine liebliche Melodie im Ganzen! Diese Musik spricht zum Herzen; man kann sich ihrem Eindrucke nicht erwehren! Noch einmal, niemals habe ich bey einer Oper das Schauspielhaus mit so vieler Genugthuung, mit so vielem lebendigen Enthusiasmus, mit so vielem stark-aufgeregtem Gefühle verlassen, wie gestern. Wahrhaftig, schon allein das Berlinische Theater verdient es, daß ein Livländer eine Reise von 200 Meilen hieher macht. Wessen Sinn für die Kunst nicht hier geweckt wird, der pflüge und ackere; die Natur hat ihn zu nichts besserm bestimmt.

Nun zu etwas anderm. Das Berlinsche Frauenzimmer will mir nicht recht gefallen, wiewohl ich dabey bemerken muß, daß ich es nur wenig, und zwar nur dem Äußern nach kenne. Ich glaube, man treibt in ganz Berlin nicht ein Dutzend — ich will nicht sagen schöner, sondern auch nur hübscher Gesichter auf. Ich habe noch eine beträchtliche Menge an öffentlichen Orten und mehrere in Privathäusern gesehen, aber unter allen habe ich nur ein einziges Gesicht gefunden, das einen angenehmen gefälligen Ausdruck hat; und das gehört der Tochter meines Gastwirths hier im Adler zu. Ich habe das Vergnügen, jedesmal, wenn ich zu Hause speise, ihr an der table d'hôte gegenüber zu sitzen und mich mit ihr zu unterhalten. Es ist ein recht niedliches Geschöpf, das recht artig spricht und erzählt, nur einen Fehler hat sie, der bey mir alle guten Eindrücke wieder auslöscht und den ich ihr niemals verzeihe: Sie ist zu vertraut und cordial mit den Officieren, die hier speisen, und die wahrhaftig keine Aufmerksamkeit verdienen. Meine Basilisken-Blicke und einige hingeworfene Worte haben es zu meinem großen Triumph gestern dahin gebracht, daß ein Officier, der sie küssen wollte, sehr schnöde abgewiesen wurde. — Das hiesige Frauenzimmer kleidet sich sehr einfach, und auch nicht einmal mit vielem Geschmacke; man findet fast — selbst bey dem jungen Frauenzimmer — nur bleiche, abgezehrte Gesichter, deren Ausdruck unangenehme Empfindungen weckt. Die große — wie soll ich es nennen? Nun ich will höflich seyn — die große Unbefangenheit, mit der sie jedem ins Auge sehen, und Dinge anhören, die eigentlich ein gesittetes Frauenzimmer nicht gern hören sollte, gefällt mir nicht. Doch mag die Schuld an mir liegen, ich bin noch nicht im großen Ton eingeweiht. Es mag hier wohl viel Liebenswürdigkeit geben; Schönheit giebt's hier nicht.

Der Luxus ist in Berlin nicht groß. Der König giebt das Beispiel der Simplicität und Häuslichkeit, und die Bewohner seiner Residenz ahmen ihm natürlich nach. Ein Kammermädchen in Riga — die sich einigermaßen

gut steht — ich wollte sagen, die einigermaßen hübsch ist, geht mit mehr Eleganz und größerem Aufwande in der Kleidung ins Theater, als hier Damen von Stand. Mittelmäßig Zitz scheint ihr Staat zu sein. In den Häusern lebt man ebenfalls eingezogen, still und bürgerlich. Das versteht sich natürlich von dem größeren Haufen; ein und der andere macht freylich Ausnahme; aber diese Ausnahmen sind gewiß nicht häufig. Ferner findet man hier — verhältnißmäßig — wenig und fast nur häßliche Equipage. Von Seiten des Luxus und des Geschmacks übertrifft Livland, selbst in seinen kleinern Städten Berlin auffallend. Die Berliner halten sich übrigens etwas auf ihre Simplicität zu gut.

Der König scheint nicht mehr so allgemein geliebt zu werden, wie ehemals. Man tadelt an ihm seine überaus große Sparsamkeit, die größer noch sein soll, als das Staatsbedürfniß, und die ihn eine Menge Auflagen machen läßt; ferner wirft man ihm vor — und dieser Vorwurf scheint nach dem, was ich selbst von denkenden Männern gehört habe, nicht ungegründet zu seyn — daß er seine Minister regieren lasse, und sich selbst wenig um die Staatsgeschäfte bekümmert. Auch soll er anfangen, auszuschweifen, obgleich mir Prof. Engel gestern sagte: „Der König habe gar nichts weiter lieb, als seine Frau." Uebrigens ist er sehr populär. Er geht oft spazieren und hat seinen Sohn an der rechten Hand; und der Lehrer desselben den Knaben an der Linken. Er lebt eingezogen, und bewohnt noch immer sein kronprinzliches Palais, weil es ihm im königlichen zu theuer ist. Auf unsere ehemalige Prinzessin, Helena Paulowna, soll er sehr viel halten. (Auch im Publico hat sie hier allgemein wegen ihrer Humanität und fröhlichen Heiterkeit sehr gefallen.) Prof. Engel erzählte mir gestern folgende Anekdote. Der König hat von der Großfürstin mehrere Male verlangt, sie sollte ihn Fritz nennen, und da sie das immer nicht gethan hatte, so sey er einmal piquirt geworden, und sey auf die Seite gegangen. Die Großfürstin sieht das eine Zeitlang zu, dann nähert sie sich ihm zögernd und erröthend, faßt ihn am Arm und fragt ihn mit dem lieblichsten Ausdruck: „Fritz, maulst Du noch?" — Gestern ist die Großfürstin in Potsdam auf ihrer Rückreise aus Petersburg eingetroffen. Sie wird nicht nach Berlin kommen, sondern gleich von dort nach einigen Tagen nach Ludwigslust zurückkehren.

Ein gewisser Herr v. Heldt hat hier etwas drucken lassen, worin der König und vorzüglich seine Minister sehr angegriffen sind. Er und sein Verleger Fröhlich wandern dafür auf ein halbes Jahr nach Spandau. Das Publicum sagt allgemein: unter Friedrich II. wäre das nicht geschehen.

Es ist nun Zeit, daß ich Ihnen, meine liebe Mutter, einiges von meinen hiesigen Bekanntschaften sage. Erlauben Sie aber, daß ich das biß Morgen aufschiebe. Ich habe jetzt keine Zeit mehr, und bin im Begriff zu Merkel zu gehn.

Berlin, den 7ten Octbr.

Es geht mir hier in Berlin recht gut; ich habe einige interessante Bekanntschaften gemacht, und es wäre mir ein leichtes noch mehrere zu machen; da ich aber nur einige Tage hier zubringe, und also von diesen Bekanntschaften wenig Nutzen haben würde, so unterlasse ich es, und will ruhig erwarten, ob das Schicksal mir nicht vielleicht die Freude eines längeren Aufenthalts an diesem schönen Orte bereiten wird.

Der erste und genaueste Bekannte, den ich hier gemacht habe, ist Merkel, unser — wie soll ich sagen, berühmter oder berüchtigter Landsmann, der Verstoßene der Letten des 18ten Jahrhunderts. Ich ging also gleich den folgenden Tag nach meiner Ankunft zu ihm, annoncirte mich als einen Livländer, und sagte ihm, daß der Wunsch, den Mann, der sich mit so vieler Resignation um mein Vaterland verdient zu machen suchte, kennen zu lernen, und ihn meiner innigen Hochachtung zu versichern, mich zu ihm geführt habe. Er reichte mir freundlichst die Hand, mit der Versicherung, daß alles ihm theuer sey, was aus Livland käme, und als ich ihm meinen Namen nannte, fragte er mich: ob ich der Sohn des würdigen Past. Hehn zu Odenpäh wäre, und hieß mich herzlich willkommen, als ich diese Frage mit Ja beantwortete. Auf seine Aufforderung ihn fleißig zu besuchen, bin ich nun fast täglich bei ihm einige Stunden gewesen, und wir sind mit jedem Male bekannter geworden. Er gefällt mir recht wohl. Sein Äußeres ist nichts bedeutendes oder vielversprechendes. Es ist eine kleine, magere Figur, die wie die meisten Gelehrten, ihre Kleidung etwas vernachlässigt. Er lebt hier von der Autorschaft. Dies mag wohl ein trockenes Stück Brod seyn. Drum verläßt er in diesen Tagen Berlin, und zieht nach Frankfurt an der Oder, um bey dortiger Akademie Vorlesungen zu halten, und sich einen Posten zu suchen. Mit Prof. Engel scheint er in guter Verbindung zu stehen. Sein neuestes Product ist ein Journal, betitelt: Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Producte aus der schönen Literatur. Der Zweck dieser Zeitschrift ist — wie man schon beym ersten Stücke bemerken kann, und Merkel selbst gegen mich eingestanden hat — vorzüglich gegen die Gebrüder Schlegel gerichtet. Die gelehrte deutsche Welt ist jetzt sowohl im philosophischen als im schönen Fache in zwey Partheyen getheilt — die philosophische theilt sich für und gegen Fichte, die schöne für und wider die beiden Schlegel. Fichte lebt zwar hier in Berlin, aber äußerst eingezogen, und fast jeder hiesige Gelehrte ist wider ihn. So geht's den Schlegel auch. Diese sind ohne allen Zweifel große Köpfe voll Genie und Feuer, aber auch voll Arroganz und Eigendünkel wie Officiere, und machen nun jedem guten Kopf und fast jedem berühmten Dichter, Göthen und Schillern ausgenommen — den Proceß; diese zu vertheidigen, jene

anzugreifen, und vorzüglich die Schlegel und deren Producte niederzudonnern ist Merkel seine Absicht. Ich glaube, er hat hierin nicht gut gethan. Er ist diesem Unternehmen nicht gewachsen, denn er zieht gegen unsere ersten Köpfe zu Felde, die überdem das Publicum auf ihrer Seite haben, auf schon errungenen Lorbeeren ruhen und ihre Gegner mit ihrem bloßen Ansehn tödten können. Merkel hingegen ist ein Schriftsteller, der sich erst Ansehn und — Brod erwerben muß. Ich habe jetzt die ersten drei Stücke gelesen, und sie gefallen mir äußerst wenig. Es herrscht durchaus Partheylichkeit und Mangel an richtigem Geschmacke drin. Er tadelt oft nur um zu tadeln, und lobt, oft nur um zu loben, weil jener zur Schlegelschen Parthey, und dieser zu ihren Gegnern gehört. — Er ließ mich bey meinem letzten Besuche ein gedruckten Correcturbogen ansehen, der auf seinem Pulte lag. Ich fand zu meinem Erstaunen das ganze Mexelsche Protokoll abgedruckt, das die Untersuchung in Kymmels bekannter Sache enthält. Auf meine Frage, wie er es erhalten habe, zeigt er mir eine vidimirte Abschrift vom Protokoll.

Eine zweyte Bekanntschaft die ich gemacht habe, ist ein Mann, der in der gelehrten Welt großes Aufsehn gemacht hat und noch macht, der aber mehr beschimpft und heruntergemacht worden ist, als je ein Gelehrter, der ein Gegner von Göthe und Schillern, und von beyden schrecklich mitgenommen ist, und jetzt noch in ewigem Kampfe mit diesen beyden Männern und noch mehr mit Fichten und den Fichtianern lebt, mit einem Worte, es ist — Fritz Nikolai. Auf Merkels dringendes Anrathen ging ich zu ihm, da er mit allen hiesigen Gelehrten in guter Verbindung steht. Er hat mich artig aufgenommen; übrigens habe ich aber durch diesen Besuch wenig gewonnen, da ich mich zu kurze Zeit hier aufhalte, um seine Bekantschaft zu kultiviren, und durch ihn mit den übrigen Gelehrten in Relation zu kommen. Er hat mir an Prof. Meusel und an Hofrath Klüvers — meine Lehrer in Erlangen — freywillig Addressen angeboten. Erst wenn man ihn gesehn, versteht man folgende Xenie: Sehen möcht ich Dich, Nickel, wenn Du ein Späschen erhaschest, und von dem Fund entzückt, drauf Dich im Spiegel besiehst. Er schneidet schreckliche Gesichter, vorzüglich mit den Augen. Ich war nur eine Stunde bey ihm, aber diese reichte für ihn hin, eine Menge Ausfälle auf Fichte und seine Anhänger zu machen. Er versicherte mich, die Epidemie der speculativen Philosophie breite sich in Deutschland, und vorzüglich auf den deutschen Universitäten so sehr aus, daß man von denselben keinen einzigen zu praktischen Geschäften tauglichen, jungen Mann mehr bekäme; jeder seichte Kopf wolle philosophische Entdeckungen machen. Und an dieser Epidemie sey vorzüglich Fichtes Arroganz schuld: gegen diese habe er und einige andere Gelehrte sich aufgelehnt u. s. w. Ich werde ihn morgen wieder besuchen.

Eine bey weitem interessantere Bekanntschaft habe ich an Prof. Engel, einem heitern, liebenswürdigen Mann gemacht. Er ist ein Gelehrter von großem Rufe, er ist aber auch ein froher, interessanter Gesellschafter. Merkel war gleichfalls die Veranlassung, daß ich Engeln besuchte. Er rieth mir dazu, und übernahm es, Engeln von meinem Besuche zu preveniren. Allein er hatte das vergessen oder war von einem Besuche bey Engeln abgehalten worden. Dies schadete mir aber nicht, denn ich wurde so artig und freundlich von ihm aufgenommen, daß mir nichts zu wünschen übrig blieb. Bey meinem Abschiede bat ich ihn, ihn bisweilen besuchen zu dürfen, und er forderte mich auf, es recht oft zu thun, ich würde ihm jedes Mal willkommen seyn. Ich äußerte ihm meine Besorgniß, ihn in seinen Geschäften zu stören, allein er sagte: er habe keine Geschäfte, könne auch wegen Augenkrankheit jetzt keine Bücher lesen, es wäre ihm also mein Besuch grade jetzt doppelt angenehm. Er seufzt sehr über das kalte Klima und sprach mehrere Male mit Feuer von seinem Wunsche, in Italien leben zu können. Er fragte mich: ob ich auch in Erlangen Philosophie studiren würde, denn alsdann würde ich wohl ein Fichtianer werden. Ich äußerte die Meynung, daß in Erlangen meines Wissens kein Fichtianer sey. Er antwortete: er wisse zwar auch keinen; allein es sey nun einmal Sitte, überall Fichtesche Philosophie zu treiben, daß wohl wahrscheinlich Erlangen von dieser Epidemie auch angesteckt seyn würde. Er ist Fichten und seinen Anhängern gewiß nicht hold. Lachend erzählte er mir, daß er sich etwas nie geträumt habe, was doch jetzt geschehen sey, er habe nemlich mit dem Gouverneur v. Tobolsk Gevatter gestanden. Die Sache verhält sich so. Kotzebue hält sich hier jetzt auf, und seine Frau ist hier in die Wochen gekommen. Bey dem Sohn, den sie ihm gebar, und der den Namen Paul Demetrius erhalten hat, stand der Gouverneur v. Tobolsk — nicht in Person, sondern nur in effigie zu Gevatter, und Engel ebenfalls. Paul heißt der Knabe nach unserm vorigen Kaiser, und Demetrius nach diesem Gouverneur, der Kotzebue viel Güte in Sibirien erwiesen hat, und den Kotzebue als einen der humansten Menschen schildert.

Berlin d. 8. October.

— — — — — — — — — — — — —

Merkell reißt heute aus Berlin weg. Wir haben unsere Addresse ausgetauscht und werden uns einander schreiben. Er giebt mir eine Karte an Bendavid, eines bekannten Gelehrten, der hier wohnt, damit dieser mich Morgen in die Humanitäts-Societät führt, weil Merkell wegen der Abreise es nicht selbst thun kann. Auch giebt er mir eine Addresse an Herdern in Weimar, wo ich gastiren werde. In einer Stunde besucht mich Merkel, um von mir Abschied zu nehmen, und reist dann in seine Grade weg.

Prof. Engel hat mich durch Merkeln bitten lassen, ihn doch öfterer zu besuchen, und vorzüglich des Abends zu kommen, weil er dann am ungestörtesten sey. Ich werde heute Abend hingehen.

Sie sehn hieraus, meine geliebteste Mutter, daß es mir hier sehr wohl gehe, und daß es mir gelungen ist, mich mit sehr achtungswürdigen und bekannten Männern in Verbindung zu setzen. Dies ist mir, auch für meinen künftigen Aufenthalt in Deutschland ein gutes Omen! Leider kann ich die Verbindungen, die ich hier angeknüpft habe, nicht weiter fortsetzen, da ich schon übermorgen früh abreise.

Gestern habe ich Iffland eine äußerst komische Rolle spielen sehen, und auch hier war der Meister in jeder Bewegung sichtbar. Er ist ein großer Künstler und, wie man allgemein versichert, ein sehr braver Mann. Er lebt außerhalb Berlin im Thiergarten in einem artigen Hause, das der König ihm hat bauen lassen, und führt ein stilles, eingezogenes, häusliches Leben. Seine Frau, die übrigens niemals auf dem Theater erscheint, soll eine zwar häßliche, aber sehr liebenswürdige und geistreiche Frau seyn. Heute wird im Theater eine neue Oper, die Nymphe der Donau, gegeben, die hier schrecklichen Beifall findet. Es sollen prächtige Decorationen und viel zu lachen sein. Voilà das Geheimniß des schrecklichen Beifalls. Die Nymphen bleiben sich doch überall gleich! Ueberall, bey gesittesten Publico, giebt's im Geschmack einen Pöbel, der aus allen Ständen zusammengesetzt ist, und leider $^9/_{10}$ ausmacht.

August Wilhelm Schlegel kommt jetzt nach Berlin und wird hier über die Aesthetik Vorlesungen halten. Es soll in Jena nicht mehr recht mit ihm fort wollen; auch wollen die Verleger mit seinen Schriften nichts mehr zu thun haben. Um hier des Beyfalls und der — Einnahme versichert zu seyn, läßt er hier stark werben und die Remuneration sammeln. Einige Weiber von Ansehen haben sich zu seiner Parthey geschlagen und befördern dies Unternehmen auf alle Weise. — Diese Nachrichten habe ich von Merkell. — Jean Paul hat den vorigen Winter hier in Berlin gewohnt, und hier geheyrathet. Jetzt lebt er in Hildburghausen. Im größten Theil seines Titans bekommt Merkell nette Hiebe. Die Ehrenberg und Trutzpforte des Hl. C. ist hier mit allgemeiner Indignation aufgenommen worden, und findet wenigen Beyfall, vorzüglich, weil man das Schicksal des Mannes braucht, um ihn lächerlich zu machen. — Verzeihen Sie, meine liebe Mutter, daß ich Ihnen so etwas schreibe. Allein seyen Sie so gütig, solche Stellen zu überschlagen. Sie sind für meinen Bruder und meine Freunde, denen Sie diesen Brief mittheilen werden.

Vorgestern Abends sind Engelhardt und Löwis angekommen und logiren auch hier. — Helena Paulowna hat schon bis zum 19ten in Potsdam

zu bleiben versprochen und man glaubt, daß der König sie auch dann nicht werde reisen lassen; den Winter wird sie wieder hier seyn, und dem Carnevall beiwohnen.

Ich habe hier eine schöne Kirchenmusik gehört, in welcher der berühmte Bassist Fischer und Mad. Bauer dazu schön gesungen haben. Das allgemein bekannte Te Deum ward auch aufgeführt. Man hat hier viel Gelegenheit, schönen Gesang zu hören. Die Nikolai-Kirche, in welcher diese Neuheit gegeben wurde, war voll Zuhörer und sie enthielt wohl einige hundert Frauenzimmer, aber dem Äußern, und dem Geschmack nach im Kleiden übertrifft unser Frauenzimmer das hiesige. Man trägt hier das Haar jetzt sonderbar. Hinten ist es geflochten und so hoch aufgesteckt, daß der Nacken ganz bloß ist, und vorn trägt man die Haare tief in die Stirn hinein, so daß wirklich auf jedem Auge eine Locke ruht, unter der weg die Damen sehn. Die Arme trägt man hoch hinauf entblößt, und sehr lange Schleppen, bey Staatskleidern ist sie wohl biß 2½ Elle lang. Die Schuhe sind hier nicht so spitz und nicht so schön, wie bey uns. Hingegen die Leute auf dem Theater, sowohl Acteurs und Actricen haben sehr vielen und richtigen Geschmack, und kleiden sich mit Eleganz und Pracht. Besonders hat Mdlle. Jagemann und Mad. Tar. den Vorzug.

Neuere Lyrik in baltischen Landen.

I. Gedichte von Christoph Mickwitz. Reval, Verlag von Franz Kluge. Leipzig, Rud. Hartmann. 1892. 343 Seiten.

II. Mangoblüthen. Eine Sammlung indischer Lieder und Sprüche in deutscher Nachbildung von Leopold von Schroeder. Stuttgart 1892. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1892. 198 Seiten.

Schon seit einiger Zeit scheint in immer weiteren Kreisen sich die Ueberzeugung Bahn zu brechen, daß heutzutage Deutschland nicht gerade Grund hat, auf seine Lyrik stolz zu sein, und daß überhaupt seine Dichtung keine Anstalten macht, einen Gipfelpunkt zu erreichen, sondern nur in der glatten Ebene zwischen oft gesehenen Decorationsstücken ein bescheidenes, ja kümmerliches Dasein fristet. Die Halbgebildeten freilich, die nicht wissen, daß es schon gute Gedichte giebt und in welchen Büchern sie stehen, denen die Neuheit im Datum des Druckes auch Neuheit des Stoffes verbürgt, sie mögen noch immer, wenn sie sentimental werden, an der Hochfluth neuer Dichtungen, die jährlich den Büchermarkt überschwemmt, „Stimmungsvolles", „Reizendes" und „Köstliches" finden. Lange priesen sie die Lieder von Rudolf Baumbach wegen ihrer thauigen Frische, ihrer Volksthümlichkeit und ihres melodischen Flusses: die leichteste Waare kommt ja oft am ersten auf den zeitweiligen Parnaß. So unbedeutend nun diese Verse auch sind, darf ihnen ein flotter musikalischer Rhythmus nicht abgesprochen werden, und wenn sich nur die Tonsetzer finden, so können sie leicht „auf Flügeln des Gesanges" in die Volksmassen ihren Weg finden, aber „Fliegenschnauz' und Mückennas', Das sind die Musikanten". — Was vor hundertundfünfzig Jahren für den deutschen Dichter eine erfreuliche Leistung war: sein liebes kleines Ach und Weh in hübsche, leichtgleitende Reimverse zu bringen und, von der Abend- oder Morgensonne bestrahlt, mit einer artigen Scenerie aus der Natur zu umrahmen, das ist jetzt, wo wir so viele berühmte Muster haben, jedem Versdrechsler erreichbar: man weiß, die Lieder sind nachgepfiffen; man

weiß, wie leicht es allmählich geworden ist, die Sprache des Herzens zu reden, ohne eins zu haben; daher läßt man sich nicht mehr so bereitwillig rühren, durchblättert behutsam die neue Goldschnittminne und stellt sie, wenn es hoch kommt, mit Nachsicht bei Seite. — Andere hegen allerdings, wie es scheint, die Ansicht: da es weder schwierig noch neu sei, hübsche Gedanken und edle Gefühle in tadellosen Versen zu verkünden, so wäre nun offenbar die Zeit gekommen, wo man in diesen glatten Versen widerliche Gedanken und gemeine Gefühle aussprechen müsse. Allein mit dieser Geschmacksverirrung brauchen wir uns jetzt eben glücklicherweise nicht zu befassen: die beiden Gedichtsammlungen, über welche in diesen Zeilen Bericht erstattet werden soll, sind ein glänzendes Zeugniß dafür, daß unsere Heimath von dem Naturalismus in der Poesie — euphemistisch bisweilen „Verismus" genannt — noch durchaus verschont geblieben ist. L. von Schroeder zeigt es durch die Wahl der Lieder, die er nachgebildet hat, und Mickwitz hat noch dazu ein geharnischtes Sonett gegen die Naturalisten gerichtet; wir wollen es dem Leser nicht vorenthalten:

Die Kunst soll wahr sein, doch sie sei auch schön!
Sucht nur getrost die Wahrheit darzustellen,
Doch laßt die Schönheit ihr sich beigesellen,
Klebt nicht in Sümpfen nur, strebt nach den Höh'n!
Malt immerhin der Leidenschaften Föhn,
Doch zeigt uns auch, wie nach dem Sturm die Wellen
In reinen Fluthen an das Ufer schwellen
Mit silberhellem, schmeichelndem Getön.
Ihr nennt euch prahlend Wahrheitsoffenbarer
Und merkt nicht, daß der Koth, der euch umspritzt,
Den Blick euch weder schärfer macht noch klarer.
Glaubt ihr, daß ihr die wahre Kunst besitzt,
Wenn ihr docirt, ein Haufen Schmutz sei wahrer,
Als eine Rose, morgenthaudurchblitzt?

Ueberhaupt begrüßen wir unter diesen Poesien mit besonderer Freude die alten schönen Versmaße: Distichen, Terzinen und Sonette; die Zeichen, in denen Ovid, Dante und Petrarca gekämpft und gesiegt haben; ihr Klang unterbricht so wohlthuend die oft gehörten modernen Bänkelsängermetra, und in diesen verhältnißmäßig schwierigen Formen offenbart sich auch vorzüglich die Meisterschaft und Anmuth, mit welcher Mickwitz die Sprache handhabt. Bei einem Sohn unserer Heimath, in der Jeder mehrere Sprachen sprechen muß und daher weniger Sorgfalt auf die Ausbildung der Muttersprache verwenden kann, ist es gewiß höher als bei einem anderen anzuschlagen, daß in dem ganzen Buche Härten des Ausdrucks und ungeschickte Wendungen,

glaube ich, gar nicht vorkommen, Härten des Tonfalles äußerst selten bemerkbar werden, dagegen oft eine die gewöhnlichen Productionen weit überragende Eleganz und ein hinreißender Rhythmus die Verse beleben. Aus jedem Abschnitte des Buches lassen sich werthvolle Gedichte nennen; z. B. unter den „Vermischten Gedichten" die „Walpurgisnacht"; unter den Balladen besonders der „Tannhäuser" und das schon früher weit bekannte Gedicht „Um Nichts" (die Duellfrage). Die Abschnitte „Lyrisches Intermezzo" und „Liebesblüthen", so viel innige und sinnige Verse sie auch enthalten, mögen hier übergangen werden. Die Herren einheimischen Dichter wissen vielleicht noch nicht, mit wie wenig Zartheit und Zurückhaltung ein großer Theil der Leser die Enthüllung ihrer Herzensgeheimnisse und die kleinen Erlebnisse aus ihrem Liebesfrühling commentirt — weil eben zu Viele die Person des Dichters kennen — sie würden sonst nicht jeden gelungenen Vers dieser Gattung, der ihnen als Erinnerung werthvoll sein mag, in die Druckerei schicken. Ist es aber überhaupt, kann man fragen, eine Aufgabe, welcher der zeitgenössische Lyriker, wenn er diesem Zweige der Dichtung aufzuhelfen gedenkt, sich mit besonderem Eifer zu widmen hat: zarte und innige Gefühle und Stimmung zum Ausdruck zu bringen? Die Lyrik pflegt ja traditionell unter das Rubrum der Gefühlspoesie gestellt zu werden, und es ist nicht zu leugnen, daß es eine gewisse Art giebt, längst bekannte Empfindungen und Gemüthslagen auszusprechen, die aller Hörer Herzen zwingt, und von dem, der ihre Laute vernommen, nie wieder vergessen wird. Diese Art ist aber leider nur den Genies eigen, und das Recept dazu halten sie unter sich geheim; daher hülfe es wenig, wenn der Kritiker, um die Lyrik neu zu beleben, die Dichter anfeuern wollte, sich diesem Genre zu widmen. In der Lyrik — unter welchem Namen der Kürze halber alle kleineren Gedichte inbegriffen sein mögen, wird man außerdem noch mit Glück cultiviren: die Fabel, verschiedene humoristische Species und die poetische Erzählung; doch das ist ein langes Capitel, zu dem uns Gunst und Gelegenheit vielleicht ein anderes Mal zurückführen. Wer jedoch in unserem Zeitalter von der Lyrik nichts weiter verlangt, als zwischen der Hast der Arbeit und der Hast des sogenannten Vergnügens, zwischen dem Maschinengeklapper des Vormittags und des Nachmittags noch ganz schnell einmal mit poetischen Gefühlen erfüllt und in poetische Stimmungen versetzt zu werden, dem ist wahrlich schwer zu rathen. Kennt er Heine, so wird ihm die oft an diesem oder jenem Dichter gepriesene Gefühlswahrheit problematisch vorkommen; hat er erfahren, mit welchen Mitteln Victor Hugo und manche Andere das Honorar für ihre Dichtungen zu schwindlerischem Betrage heraufzuschrauben verstanden, so verhält er sich skeptisch zu den idealen Gemüthsstimmungen und Gesinnungen der Poeten.

Nur noch seine eigenen Gefühle und Stimmungen unterliegen nicht dem Verdachte der Fälschung; und kann er ihnen nicht aus eigener Kraft den Zauber der Poesie verleihen, so werden ihm auch Moses und die Propheten nicht helfen. — Der Weg aber, welcher den Lyriker auch noch in unseren Tagen immer von Neuem zu anziehenden und werthvollen Leistungen führen wird und den eigentlich alle bedeutenden Dichter zu allen Zeiten gewandelt sind, er läßt sich in wenige Worte, ja in ein Wort fassen: Gedanken sind es, nach denen wir dürsten, die, statt der Tändelei mit den Gefühlen, in die Dichtung eingeführt werden sollen. Neue und tiefe Gedanken zu erobern und sie nicht in prosaischer Nacktheit, sondern mit dem Schleier der Dichtung umkleidet uns wiederzuschenken, war von jeher die wesentlichste Leistung des Lyrikers und Dramatikers.

Und in so fern muß auch mit Dankbarkeit anerkannt werden, daß die Gedichte von Mickwitz sich vielfach zielbewußt in dieser Richtung bewegen. Statt, wie die Lieder, Ausdrücke einfacher Empfindungen zu sein, behandeln besonders die Sonette, Terzinen und Distichen meist psychologische, ontologische und andere das Leben bewegende Fragen und berechtigen dadurch, wie durch die poetische Kraft, mit der die abstracten Ideen gestaltet sind, zu schöneren Hoffnungen auf die zukünftigen Leistungen des ehstländischen Dichters, als alle seine Liebesblüthen. Statt vieler Beispiele sei eins hier angeführt (S. 311):

Tödtliche Kraft wohnt inne dem zündenden Funken des Witzes,
Der wie der sengende Blitz Hohes und Niedriges trifft,
Wenn sich die jähen Contraste vereinen aus feindlichen Polen
Und überraschend der Strahl plötzlich das Fernste erhellt.
Aber wie lebenerweckend mit friedlichem Schimmer die Sonne
Sieghaft heiter verscheucht störendes Nebelgewölk:
So nur aus mildem Gemüth, wie ein freundliches Lächeln der Seele,
Strahlt mit verklärendem Licht sonnig der echte Humor!

Man muß sich sagen, daß, wer dieses schreiben konnte, wer im Stande ist, relativ so transscendente Gedanken sich so vertraut zu machen, auch, vor wichtigere Aufgaben gestellt, Größeres vermögen, das Senkblei des Gedankens noch tiefer hinabzulassen fähig sein wird. Denn daß hierbei das gewöhnliche Hinderniß eintritt: daß die poetische Form ihm zu große Schwierigkeiten in den Weg legt, braucht man, wie schon hervorgehoben, bei diesem Dichter gar nicht zu fürchten. Vielleicht werden Manche den Einwand erheben, daß zur Vermittelung besonders tiefer Gedanken schon die prosaische Rede da sei und die herrlichsten Schöpfungen des klassischen Alterthums auch nur ganz schlichte, nicht ungewöhnliche Gedanken enthalten. Dies beruht, denke ich, auf einer optischen Täuschung. Ohne daß wir im klassischen Alterthum gelebt haben oder uns in der Imagination ganz dort hineinversetzen könnten,

rückt die Ueberlieferung uns jene Werke nahe und stellt sie neben die Producte der Gegenwart: wir lesen Sophokles zwischen Schiller und Shakespeare und finden dann die bei ihm ausgesprochenen Ideen alle so einfach, sehen gerade in dem beständigen Verweilen bei den ewig wiederkehrenden schlichten Grundwahrheiten des Menschenlebens eine besondere Erhabenheit, weil wir allen diesen Gedanken fast von unseren Kinderjahren an schon unzählige Male in poetischem Gewande begegnet sind. Sollen wir uns aber bereden, daß den Griechen auch schon der Gedankengehalt der sophokleischen Tragödien etwas in der Poesie oft Gehörtes und Alltägliches war? Sie werden, vermuthe ich, gerade über die Neuheit seiner Reflectionen gestaunt haben; darüber nämlich, daß die Erwägungen und Ueberlegungen, die, von Manchem geahnt, so manches Mal in philosophischen Disputationen entwickelt und begründet worden waren, die also in Prosa schon einige Zeit wie Schatten unter ihnen umgingen, nun endlich, wie zur Bestätigung ihrer ewig gesicherten Giltigkeit, in begeisterten Rhythmen erklangen. In ähnlicher Weise wird Mancher, wenn er aufrichtig sein will, vielleicht den Ruhm nicht begreifen, den Dante mit seinen Sonetten auf Beatrice bei der Mit- und Nachwelt erlangt hat, da in ihnen nur ganz Naheliegendes und Herkömmliches über eine chevalereske Liebe enthalten ist; so z. B. auch in einem der bekanntesten Sonette aus der «Vita nuova»:

Deh, peregrini, che pensosi andate
Forse di cosa che non v'è presente,
Venite voi di si lontana gente,
Come a la vista voi ne dimostrate? &c. . . .

Zu Deutsch:

Ihr Pilger, die ihr hier mit ernsten Schritten
Hinwandelt, denkend wohl der fernen Lieben,
Ihr seid, so steht's euch im Gesicht geschrieben,
Aus fernem Lande und von fremden Sitten.
So theilnahmlos nicht hättet ihr inmitten
Der trauervollen Stadt den Gang betrieben,
Nicht trocken wär' das Auge euch geblieben,
Wär's euch bekannt, wie sie so schwer gelitten.
Verweiltet ihr, so wollte ich's euch klagen,
Ich weiß es, käm' die Kunde euch zu Ohren,
So schiedet weinend ihr aus unsren Gassen.
Ach, Beatricen haben wir verloren!
Und Alles, was ein Mensch von ihr kann sagen,
Das wird kein Auge jemals trocken lassen.

Leicht vergißt man dabei, daß dem Alterthum eine Auffassung der

Liebe, wie sie jetzt geläufig ist, und daher auch die daraus entspringende erotische Poesie fehlte; daß neben den Troubadours der Provence Dante fast der erste Dichter der christlichen Welt war, der so über die Liebe dachte und sie so besang, wie nach ihm viele tausend Andere und daß er den Zeitgenossen Unerhörtes bot, als er das zu dauernden Gedanken befestigte, was bisher in schwankender Ahnung geschwebt hatte. — Jedenfalls läßt sich kühnlich behaupten, daß keine werthvolle, echt humane Wahrheit zu allgemein, zu abstrus und fernliegend sei, um durch die Poesie uns nahe gebracht zu werden. — Auf den ersten Blick kann es z. B. Bedenken erregen, wenn Jemand unternimmt, ein Stück Literaturgeschichte und speciell die Entwickelung des Theaterwesens in Versen zu dociren. Vor Schillers Genius mußten diese Bedenken weichen: daß das Ziel erreichbar ist, zeigt er durch sein unvergleichliches Gedicht „An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte"; hier verstummen die Zweifel an der Berechtigung der Reflectionspoesie, und wir sehen mit Staunen und Ehrfurcht, bis in welche Regionen die Dichtkunst ihre Eroberungen erstreckt. — In der Gedankenwelt also eröffnet sich für den zeitgenössischen Dichter und zumal für den baltischen, dem es doch an kritischer Schärfe in der Regel nicht fehlt, ein unbegrenztes Gebiet neuer Stoffe; und wenn Mickwitz hier seine Kräfte noch etwas mehr anspannen wollte, wenn er bei der Wahl der Themata sich Ideenkreisen zuwenden wollte, die unter dem gebildeten Publicum weniger landläufig sind als die meisten der bisher von ihm behandelten (z. B. S. 334 „Der Irrthum ist dem Menschen mitgegeben", oder S. 318 „Verborgen ist des Menschen inn'res Werden", oder S. 336: „In Raum und Zeit sind wir bestimmt zu leben"), so würde er sich alle Freunde der Poesie noch ungleich mehr verpflichten. — Was die in diesem Bande gebotenen Uebersetzungen aus russischen Dichtern, aus Puschkin und Lermontow betrifft, so glauben wir sie nicht besser empfehlen zu können, als durch den Hinweis darauf, daß mehrere von ihnen bereits früher von Andreas Ascharin übersetzt worden sind, und daß dennoch die neue Uebersetzung neben der mustergiltigen Leistung Ascharins nicht verfällt, verblaßt; ja vielleicht sogar ihr gleichkommt.

Mit Uebersetzungen haben wir es auch bei dem zweiten der vorliegenden Werke, bei den „Mangoblüthen" von L. v. Schroeder, zu thun, einem kleinen Bande indischer Lieder, den der Verfasser mit conjugaler Galanterie seiner Gattin gewidmet hat. Aber wie groß ist der Unterschied zwischen Uebersetzungen aus dem Russischen und aus dem Indischen! Wie viel höhere Anforderungen stellt an den deutschen Poeten die Sanskritsprache, die in ihrem syntaktischen Bau, in den Vorstellungen und Geschmacksrichtungen, die in ihr zum Ausdruck kommen, kurz in der ganzen Cultur, die sie repräsentirt, von allem Europäischen und Modernen so himmelweit verschieden

ist! Während man aus dem Russischen wortgetreu übersetzt, ohne unpoetisch zu werden, ja sehr häufig Zeile für Zeile übertragen kann, muß beim Sanskrit das ganze Material gewissermaßen einem Processe der Umschmelzung unterworfen werden; der Uebersetzer muß das Original aus allen Fugen bringen, seinen Klang und Rhythmus vergessen, und sich dann an dem inneren Sinn der Verse so von Neuem zu erwärmen verstehen, daß er sie in den Lauten der Muttersprache zu neuem Leben erweckt. Ein Beispiel wird besser als alles Raisonnement das Gesagte erläutern.

Ein Yakscha (eine Art Geist) hatte den Garten des Gottes Kuvera so nachlässig gehütet, daß ein Elephant eingedrungen war und die Beete zertrampelt hatte; hierfür war er nach dem Süden Indiens verbannt und von seinem Weibe getrennt worden. Die sehnsuchtsvollen Klagen dieses Yakscha und die Grüße, die er den Regenwolken an seine ferne Gattin aufträgt, erzählt Kalidasa in seinem „Wolkenboten" (Meghaduta). Aus dieser Dichtung hat L. v. Schroeder eine Strophe auf Seite 17 seines Werkes in folgender Weise wiedergegeben:

Schau ich die Lianen an,
Du wunderholdes Weib,
Gleichen sie so wundersam
Deinem schlanken Leib.
Seh'n mich die Gazellen an
Mit schüchtern frommem Blick,
Zaubert ihre Anmuth mir
Deinen Reiz zurück.
Strahlt mit märchenhaftem Glanz
Voll des Mondes Licht,
Glaub' ich strahlend dann zu schau'n,
Holde, Dein Gesicht.
Geht der Pfau so stolz vorbei,
Glänzt der Federn Pracht,
Hab' ich an Dein Lockenhaar
Allsogleich gedacht.
Wenn im stillen Mondenlicht
Glänzt des Stromes Well',
Schau ich wieder Deinen Blick,
Strahlt er mir so hell.
Aber nirgends schaut' ich noch
All den Reiz vereint,
Der an Deinem holden Leib,
Du Herrliche, erscheint.

Diese selbe Strophe hat schon vor langer Zeit der berühmte Orientalist Max Müller so übersetzt:

Ich sehe wohl in krauser Fluth das munt're Spielen Deiner Brauen,
Im Aug' des Rehes Deinen Blick, Dein Haar im vollen Schweif des Pfauen,
Ich seh' im Monde Dein Gesicht und im Priyangu Deine Glieder,
Doch ach! an einem Ort vereint find' ich Dein Bildniß nirgends wieder.

In einer treuen Prosaübersetzung lautet nun die Anrede, die der Geist der Wolke an die Gattin aufträgt, folgendermaßen:

„An den Lianen erblicke ich den Leib, in dem Auge schüchterner Rehe die Blicke, den Glanz der Wangen an dem Monde, in der Schweiffülle des Pfauen das Haar, in den zarten Flußwellen das Spiel der Brauen: ach, Du Schöne! Nirgends ist Dein Bild an einer Stelle vereinigt!"

«Quousque tandem . . .» würde wohl der Leser sagen, wenn wir uns an diesem Material zur Vergleichung noch nicht genügen ließen und gar den Text des Originals hierher setzten; daher sei nur so viel in nüchternen Zahlen bemerkt: im Indischen besteht die Strophe aus vier Zeilen, zu je 17 Silben; also im Ganzen 68 Silben; die Uebersetzung von L. v. Schroeder zählt dagegen 145 Silben; im Sanskrit kommen nur zwei verba finita vor (utpaçyami = ich sehe, asti = ist), während in der deutschen Nachbildung deren 14 zu finden sind. Und bei alledem verdient noch hervorgehoben zu werden, daß in dem ganzen „Wolkenboten" von 112 solchen Strophen wohl keine Partie ist, die sich den Formen deutscher Dichtung so nähert und verhältnißmäßig so leicht umzudichten ist, wie diese Stelle.

Die gebotenen Daten werden auch ohne weitere Analyse zeigen, welche Arbeit der Uebersetzer hier zu überwinden hat, wie innig und tief vertraut er mit dem Geiste des Originals, wie selbständig in seinem dichterischen Schaffen er sein muß, um aus den vier Sanskritzeilen dies liebliche deutsche Lied zu machen. — Was die Werthschätzung der Uebersetzungen im Allgemeinen anlangt, so kommt es natürlich darauf an, was der Leser von ihnen erwartet, und es ist zuzugeben, daß bisweilen Uebersetzungen, ohne tadellos deutsch zu klingen, einen Genuß gewähren können, der einer selbständigen Dichtung fehlt: wenn man nämlich in ihnen fühlt, wie unsere Sprache über die gewohnten Grenzen ihrer Macht erweitert und mit neuen ihren Umfang überragenden Vorstellungen und Wendungen, ohne daß ihr Zwang angethan würde, bereichert wird.

Solchen Uebersetzungen verdankt die Sprache einen großen Theil ihrer Entwickelung und Verfeinerung. Hier wären die Epen des deutschen Mittelalters zu nennen, von denen ja viele aus dem Französischen übersetzt sind; auch in der Uebersetzung des Homer von Voß giebt es Vieles, was in reinem Deutsch eigentlich nicht ganz so gesagt werden dürfte, und doch begleitet

uns die Empfindung, daß wir gerade so am besten in den Geist jener alten Gesänge eingeführt werden. Dies gilt auch von manchen Stellen in Schlegels Uebersetzung des Shakespeare. Auf lyrische Gedichte wird dagegen schon wegen ihrer Kürze, die einen aparten sprachlichen Charakter nicht verträgt, das Gesagte schwerlich Anwendung finden; und überhaupt wird diese Eigenthümlichkeit einer Uebersetzung, glaube ich, nur so lange Reiz verleihen, als die Sprache noch mehr oder weniger im Werden begriffen ist und noch keine so hohe Stufe der Ausbildung erreicht hat, als heutzutage die unsere: jetzt wird gewiß diejenige Uebersetzung eines Liedes die beste sein, welche, wenn ihr Ursprung unbekannt bliebe, als deutsches Gedicht am Besten wäre. Gesteht der Leser diesen Maßstab der Beurtheilung zu, so geben wir ihm, ohne enthusiastisch zu werden, die Versicherung, daß mehrere Lieder aus den „Mangoblüthen" das Beste sind, was wir an Uebertragungen kleiner indischer Gedichte bisher besitzen. Es sei hier eine Strophe citirt, die freilich schon zweimal früher vom Verfasser abgedruckt worden ist (in seiner indischen Literaturgeschichte und in seinen „Gedichten"), aber auch verdient behalten zu werden:

Mein Mädchen ist ein Jägersmann,
Kommt stolz dahergezogen:
Die Augenbrauen schlank und kühn,
Die sind des Jägers Bogen.
Die Seitenblicke Pfeile sind,
Sie treffen gar so schnelle,
Mein Herz, das ist die flüchtige
Verwundete Gazelle.

Diese Jamben haben nichts Eintöniges; der Dichter hat ihnen ein feuriges Tempo und kräftigen Pulsschlag gegeben, indem unter den betonten Silben immer je zwei auf jeder Zeile den Hauptton tragen, und indem diese besonders stark betonten Silben in den einzelnen Zeilen wechseln, bald mehr am Anfang, bald mehr am Ende stehen oder weiter auseinanderrücken: eine Vereinigung des festen germanischen Versmaßes mit dem Princip, welchem die italienische Poesie ihre Leichtigkeit und Lebendigkeit verdankt. — Als einen Beweis dafür, welche Fortschritte die Kunst, indische Gedichte zu verdeutschen, gemacht hat, setzen wir daneben die Uebersetzung derselben Verse von Albert Höfer aus dem Jahre 1844:

Dies Mädchen wird zur Jägerin,
Und von der Brauen Bogen
Sind Seitenblickes Pfeile schon
Ins Herzwild mir geflogen.

Trotz der Vollendung, mit der diese Lieder von unserem Landsmann umgedichtet worden, ist es unvermeidlich, daß ihnen hier und da zahlreiche

Spuren von orientalischem Filigran und Gepräge anhaften: der deutsche Dichter kann doch auch nicht darauf ausgehen, jede Erinnerung an Indien zu vertilgen. Diesen specifisch morgenländischen Charakter tragen manche Gleichnisse: uns will es vielleicht nicht ganz behagen, daß das Haar des schönen Weibes mit dem Pfauenschweif in Parallele gestellt wird; aber ein tertium comparationis ist vorhanden: üppige Fülle, angenehme Farbe und schimmernder Glanz sind dem schönen Frauenhaar wie dem Pfauenschweif eigenthümlich; wenn wir sie dennoch nicht vergleichen, so liegt es daran, daß wir mehr Knechte unserer Sinne sind, als die Inder; wir verlangen von dem poetischen Gleichniß, daß es mehr zum wirklichen Gemälde werde, daß sich Bild und Gegenstand auch für das leibliche Auge irgendwie decken. Wir haften an der äußeren Vorstellung, daß das Frauenhaar, wenn es dieselbe Farbe, Contour und Glanz hätte, wie der Pfauenschweif, nicht mehr gefallen würde; während der Inder, zum Genuß der Schönheit mit höherer Kraft der Abstraction ausgestattet, im Stande ist, sich schon an der Congruenz allgemeinerer Begriffe zu erfreuen. Eine gleiche, ja wohl noch größere Verlegenheit bereitet der europäischen Phantasie der in den „Mangoblüthen" oft wiederkehrende Vergleich zwischen dem Gange der geliebten Schönen und dem des Flamingo. Wenn uns auch Reisende berichten, daß die Bewegungen des Flamingo (sanskr. hansa = anser = Gans) weniger mit dem Watscheln unserer Gänse als mit dem gravitätischen Schritt des Kranichs Aehnlichkeit haben, so fällt uns doch gleich ein, daß wir den Gang einer Dame, die wie ein Kranich einherstolzirt, nicht mehr schön finden würden. Der Orientale faßt das anders auf: der Gang des Flamingo ist leichtschwebend; der Gang der Geliebten ist leichtschwebend; also taugt der Flamingo zum Vergleich. Wir sind wegen der Schwäche unserer Empfänglichkeit gleich bereit, in solchen Fällen die Sinnlichkeit einzumischen und besitzen gar nicht die Fähigkeit, aus der bloßen Uebereinstimmung der Gedanken ästhetische Lust zu schöpfen. — Auch die an der umworbenen Schönen gepriesenen Seitenblicke werden dem Leser vielleicht wunderlich, der Leserin shocking vorkommen, wenn sie auch beiden nicht unverständlich sind. Das läßt sich nun einmal nicht ändern: die indischen Damen wußten damals noch nicht, daß solches Manövriren mit den Seitenblicken bei uns als gröbliche Coquetterie verschrien ist.

So wird, wie schon die angeführten kleinen Proben darthun, auch dieser von L. v. Schroeder eingeschlagene Weg, durch freie Nachbildung fremdländische Poesien uns zugänglich zu machen, ein reiches Feld origineller Stoffe und Formen eröffnen und, wenn ihm noch andere, ebenbürtige Dichter folgen, nicht wenig dazu beitragen, die hinsiechende deutsche Lyrik zu beleben.

Gregor von Glasenapp.

(Nachdruck verboten.)

Der Tod des Sardanapal.

Arbakes' Kriegsvolk steht vor Ninive. —
Jäh aufgescheucht vom Pfühl und gold'nen Rocken
Vom Wollespinnen und von Weibergluth,
Erbleicht im Königsglanz Sardanapal.
Und vor den Thoren glitzern in der Sonne
Der Meder Waffen, gleich dem Schuppenleib
Der Schlange, die sich windet um ihr Opfer.
Die Weiber flüstern. Leis' durch den Palast
Des Sanherib schwebt Dämm'rung, Angst und Staub,
Die Hallen steh'n verwaist. Die bleiche Sonne
Vergoldet matt die Bilder an der Wand
Und gleitet lächelnd in verlor'nem Staunen
Von Spruch zu Spruch, als wollt' sie im Verglüh'n
Die alte Weisheit der Chaldäer deuten.
In tiefem Schweigen steht Sardanapal
Am Fensterbogen, starrend in die Sonne,
Die sich, erbleichend, über Assur neigt.
Ein weites, blendend-weißes Wollenkleid
Verhüllt den Leib, die lustgewohnten Glieder,
Die längst nicht mehr der Waffen Druck beschwert,
Von glüh'nden Frauenhänden nur betastet,
Und Spangengold erglänzt um Stirn und Arm.
Westwärts gewendet, Sonne in den Augen,
Und traumverloren spricht der König nun:

„Die Sonne Assurs will sich blutend neigen
Und Waffenlärm verdrängt den süßen Ton
Der Wonne, die ein König sich erkoren.
Assyriens Rose, duft- und gluthverschönt,
Zertreten wird sie von den plumpen Hufen
Der Mederhorde, und ein Traum erblaßt.
Wo steckt ihr, Sklaven? Häuft mir Holz zum Stoß,
Jagt mir die Weiber von den warmen Kissen,
Schleppt Goldgeräth und Waffen und Juwelen,
Des Hauses Schatz, gehäuft vor den Palast!!!
Denn Abschied will ich von der Erde nehmen,
Bekränzt mit Rosen; schweben soll ein Rauch
Von Myrrhen, Ambra, Sandelholz, Elektron,
Betäubend Herz und Sinn der ewigen Zeit,
Und duftend, fremd den heil'gen, gold'nen Stieren,
Ein süßes Opfer des Sardanapal!" — — —
Die Sklaven rennen. Schon erhebt sich hoch,
Bedeckt mit Fellen, Goldgeschmeid' und Blumen,
Der Holzstoß in die abendrothe Luft.
Und droben thront, in Pracht und Traum versunken,
Den Blick zur Sonne, Funken holden Lichts
Im milden Auge, stolz Sardanapal.
Und um ihn lagern, lächelnd in das Licht,
Das scheidend matt die Goldgeräthe küßte
Und blendend über nackte Schultern glitt,
Die süßen Weiber, Assurs Rosenflor.
Die Kniee umklammert des Gewaltigen,
Von Liebe lohend, hingewandt den Blick
Des Sonnenaug's zum Herrscher ihres Herzens,
Die Favoritin, jauchzend in den Tod.
Daneben ruht die ungeberd'ge Kleine,
Die Blonde, die nicht willig sterben wollte,
Nackt, von der Geißel sausend-scharfen Schlägen
Die Seidenhaut zerfetzt, im Golde — todt.
Im jungen Busen steckt der harte Stahl. —
Und Blumenduft und Gold und Ambrawolken
Und süße Töne künden letzte Gluth.
Die Flammen lodern. Klingend an die Becken
Und gold'nen Schaalen pocht des Todes Knöchel

Und ſingend ſpielt das Feuer mit den Roſen
Und leckt das Gold und küßt des Königs Füße,
Der träumend in die ferne Röthe blickt. — —
Die Sonne ſinkt und ihre letzte Gluth
Miſcht ſich erbleichend in den Königsglanz,
Der duftumwölkt in ewigen Frühling geht. . . .

Maurice v. Stern.

Literarisches.

Die livländische Geschichtsliteratur im Jahre 1891. Von Oberlehrer Dr. Arthur Pölchau. Riga 1893. 8. 96 S.

Im Jahre 1878 erschien die zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage der Bibliotheca Livoniae historica von Professor Dr. E. Winkelmann in Heidelberg, ein literarisches Hilfsmittel für die wissenschaftliche Bearbeitung der livländischen Geschichte von so eminenter Wichtigkeit, daß es heute jüngeren Historikern geradezu räthselhaft erscheint, wie man sich früher ohne dasselbe in der fast unübersehbaren Literatur von Quellen und Darstellungen hat zurechtfinden können. Sehr bald stand unter allen Fachleuten die Ueberzeugung fest, daß das große Werk auch in Zukunft fortgeführt werden müsse, zunächst in Form von Nachträgen, die in gewissen nicht zu eng bemessenen Zeiträumen zu erscheinen hätten. Fünfzehn Jahre sind nun verflossen, die Zahl der Veröffentlichungen auf dem Gebiete der livländischen Geschichtsliteratur ist in ganz außerordentlichem Maße gewachsen und das Bedürfniß nach einer Fortsetzung der Winkelmannschen Bibliotheca ein unabweisbares geworden. Da kommt denn gerade zur rechten Zeit die erfreuliche Kunde, daß wir in hoffentlich nicht allzu langer Frist diese Fortsetzung erhalten sollen, welche das gesammte auf die livländische Geschichte bezügliche Material, soweit es seit 1878 durch den Druck veröffentlicht oder in Archiven und anderen Sammlungen entdeckt worden ist, zusammenfassen wird. Die Vorarbeiten für dieselbe sind niedergelegt in den jährlich erscheinenden Uebersichten „Die livländische Geschichtsliteratur", für die Jahre 1880 und 1881 von Constantin Mettig und für 1882 ff. von Dr. Arthur Pölchau. Soeben hat der zehnte von Pölchau verfaßte Bericht die Presse verlassen. Hervorgegangen aus dem Literaturbericht, welchen der Secretär

der Alterthumsforschenden Gesellschaft zu Riga in der öffentlichen Sitzung am 6. December zu verlesen pflegte, und schließlich ganz an die Stelle desselben getreten, ist die „livländische Geschichtsliteratur" ihrem Ziele, einer vollständigen Aufzählung aller auf dieses Thema bezüglichen Elaborate, immer näher gerückt, dank dem unermüdlichen Fleiß und der Ausdauer ihres Herausgebers. Die Form, welche Pölchau seinen Berichten gegeben hat, entspricht freilich nicht allen in Bezug auf diesen Punkt verlautbarten Wünschen. Die Berichte sind ein Mittelding zwischen einer Nomenclatur und einem auch den Inhalt berücksichtigenden Referate. Es ist nicht zu leugnen, daß bei diesem Verfahren eine starke Ungleichmäßigkeit sich bemerkbar macht; dazwischen wird eine Anführung in Satzform gegeben, dazwischen nur der Titel der betreffenden Arbeit geboten; häufig ist die Inhaltsangabe nichts weiter als eine Umschreibung des Titels. So heißt es auf Seite 11 des vorliegenden Berichtes für 1891:

„Die vier ersten Lieferungen des neunten Bandes vom „Urkundenbuch der Stadt Lübeck" enthalten manche auf Livland bezügliche Urkunden. Extract aus Michael Zaupens Liefländischer Geschichte von Anno 1598 bis 1605."

Daß das Urkundenbuch der Stadt Lübeck für die Geschichte Livlands von Wichtigkeit ist, hätte wohl als selbstverständlich vorausgesetzt werden dürfen, und die Mittheilung, daß auch die genannten Lieferungen manche auf Livland bezügliche Urkunden bringen, besagt in ihrer Allgemeinheit so wenig, daß der Verfasser dieselbe hätte sparen können. Das Bemerkenswerthe der Notiz liegt doch jedenfalls nur in der Meldung, daß wieder vier Lieferungen d. L. U.-B. erschienen sind. Auf S. 12 und 13 werden einige neu edirte Urkunden und Briefe namhaft gemacht; bei den meisten wird der Inhalt kurz skizzirt, bei dreien derselben erfahren wir dagegen von dem Inhalte nichts. S. 18 heißt es:

„J. B. Holzmayer hat ein „Verzeichniß der ... Steingeräthe" angefertigt, publicirt und dazu Abbildungen hinzugefügt. — „Die Sammlungen des lettischen Museums unterzieht ein Anonymus ... einer Besprechung. — „Ueber schifförmige Grabmäler" giebt J. Döring eine kurze Bemerkung. — Ein kleiner Aufsatz behandelt die „Steinreihengräber" ... — A. Hasselblatt erstattet Bericht über „Die vierte archäologische Excursion" ... Leo Meyer giebt Nachricht ... Curt Pfützе behandelt" ꝛc. Wäre es nicht besser, statt des gesuchten Wechsels im Ausdruck hier nur Namen und Titel zu nennen, wie es doch an anderen Stellen gelegentlich geschieht, und höchstens da eine erläuternde Bemerkung zu geben, wo sie zum Verständniß der Mittheilung unumgänglich nothwendig ist? Auch den eigentlichen Inhaltsangaben größerer Werke wäre

vielleicht eine stärkere Beschränkung zu wünschen, insbesondere da, wo der Herausgeber auf eigenes Urtheil verzichtet und zwischen Anführungszeichen Sätze aus dem betreffenden Werke selbst citirt werden. — Indessen diese auf die äußere Form der Berichte zielenden Ausstellungen lassen die Verdienstlichkeit von Pölchaus großer Arbeit völlig unberührt. Jeder Forscher auf dem Gebiete livländischer Geschichte wird Pölchau zu Dank verpflichtet sein, und wenn Absatz und Verbreitung des Büchleins verhältnißmäßig geringe sind, so wird dieser Umstand zum Theil auf mangelhaften buchhändlerischen Vertrieb zurückzuführen sein.

Wenn wir dieses 10. Heft von Pölchaus „Livländischer Geschichtsliteratur" hier zur Anzeige bringen, so thun wir es ganz besonders im Hinblick auf die uns von Pölchau in der Vorrede in Aussicht gestellte Fortsetzung zum Winkelmann. Es ist durchaus nothwendig, daß diese Mittheilung die weiteste Verbreitung finde. Der Werth einer solchen historischen „Bibliothek" hängt von zwei Umständen ab, von einer zweckmäßigen Gruppirung des Stoffes und von der Vollständigkeit der Anführungen. Erstere ist durch das Schema Winkelmanns gegeben, letztere kann nur erreicht werden, wenn alle Freunde baltischer Geschichte den Herausgeber bei seiner mühevollen Arbeit unterstützen. Im Interesse der Sache erlauben wir uns die Schlußworte Pölchaus in dem genannten Vorworte hierherzusetzen: „Mehr wie je ist aber hierbei die Unterstützung Anderer mit von Nöthen. Daß sie ihm nicht fehlen, daß durch Zusendung von Schriften, Kritiken, Bemerkungen, Fehlerverbesserungen und Hinweisen er in seinem Unternehmen gefördert werden möge, das ist des Verfassers sowohl dringendste wie ergebenste Bitte." Wir fügen hinzu, daß auch Mittheilungen von neuen archivalischen Funden durchaus erwünscht und nothwendig sind. Bgn.

Leopold von Rankes Leben und Wirken. Vortrag, gehalten zum Besten des Evangelischen Vereins im Saale der St. Petrischule zu St. Petersburg am 3. (15.) Dec. 1892 von Friedrich v. Keußler. St. Petersburg, 1892. 36 S.

Zu Anfang December des verflossenen Jahres brachte die „St. Petersburger Zeitung" ein eingehendes und so günstiges Referat über diesen Vortrag, daß gewiß in Vielen, welche demselben nicht selbst hatten beiwohnen können, der Wunsch rege wurde, ihn durch den Druck veröffentlicht zu sehen. Dieser Wunsch ist nun in Erfüllung gegangen, und die Lectüre der kleinen Schrift zeigt, daß derselbe ein durchaus berechtigter gewesen ist. Wir sehen uns um so mehr veranlaßt, die Leser der „Baltischen Monatsschrift" auf Keußlers Vortrag aufmerksam zu machen, als wir ihn gern in dieser Zeitschrift veröffentlicht gesehen hätten. Ist es doch eine der vornehmsten Aufgaben

der „Baltischen Monatsschrift", ein Sammelpunkt für derartige kleinere literarische Erzeugnisse aus unserer deutschen Gesellschaft zu sein, die sonst entweder gar nicht an die Oeffentlichkeit gelangen oder als Einzelschriften nur zu leicht der Vergessenheit anheimfallen. Vor diesem Schicksal sähen wir aber den Vortrag über Ranke gern bewahrt, so daß wir von diesem Gesichtspunkt aus sein Erscheinen in Form einer selbständigen Publication als nicht ganz zweckmäßig bezeichnen müssen. Indessen ist der Ertrag für einen wohlthätigen Zweck, für den Evangelischen Verein, bestimmt, und wie sich die Veröffentlichung des Vortrages als Einzelschrift durch diese Rücksicht rechtfertigt, so wollen wir auch nicht unterlassen, auf diesen Umstand besonders hinzuweisen.

Keußler führt als hauptsächlichste Quelle für seinen Vortrag das aus dem Nachlaß Rankes von Dove zusammengestellte und herausgegebene Buch „Zur eigenen Lebensgeschichte" an; auch einige Mittheilungen Daltons über die Lebensweise und -gewohnheiten Rankes, die ihrer Zeit in der Petersburger Zeitung veröffentlicht waren, konnten benutzt werden. Aus dem reichen Material ist nicht nur ein geschickter Auszug angefertigt worden, — wir erhalten eine eingehende Charakteristik des großen Gelehrten, die ihn uns menschlich nahe bringt, aber auch seiner bahnbrechenden Thätigkeit und seiner Bedeutung innerhalb der Geschichte der Wissenschaft vollauf gerecht wird. Das Ganze ist hübsch geschrieben, und die Begeisterung für diesen Heros der Arbeit und des Gedankens, welche die Feder des Verfassers geleitet und ihm die richtigen Töne für seine Schilderung gegeben hat, wird nicht verfehlen, auch in dem Leser einen sympathischen Widerhall zu erwecken.

Bgn.

Corrigenda:

Heft 2 S. 114 Note 1 lies Laukezeem statt Laukeseene.
„ 118 Zeile 2 v. o. l. besänftigte statt beschäftigte.
„ 122 Note 2 Zeile 5 v. u. l. Büsching statt Büching.
„ 123 Zeile 8 v. o. l. Braunfels statt Braunfeld.
„ 125 Zeile 15 v. u. l. Affection statt Affectation.
Heft 3 S. 160 Zeile 2 v. o. l Gustav statt Johann Hehn.

Herausgeber: Arnold v. Tideböhl. Für die Redaction verantwortlich N. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 27-го Февраля 1893 г.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Buddhismus und Christenthum, was sie gemein haben und was sie unterscheidet[1].

II.

Wir haben in unserer ersten Betrachtung die Frage zu beantworten gesucht, was Buddhismus und Christenthum mit einander gemein haben und in wie fern also Diejenigen im Rechte sind, welche von einer inneren Verwandtschaft der buddhistischen und christlichen Lehren reden. Es ergaben sich uns dabei eine ganze Reihe allerdings zum Theil höchst merkwürdiger und auffälliger Uebereinstimmungen, die wohl geeignet schienen, jener Anschauung das Wort zu reden. Um jedoch das Verhältniß, in welchem jene beiden großen Religionen zu einander stehen, in wirklich ausreichender Weise klar zu stellen, ist es nicht genügend, bei dem stehen zu bleiben, was wir bis jetzt gefunden haben; vielmehr ist es dringend erforderlich zu untersuchen, ob jene Uebereinstimmungen wirklich thatsächliche oder nur scheinbare sind; und, wenn das Erstere der Fall, ob nicht daneben tiefgreifende Unterschiede bestehen, die die Bedeutung jener Uebereinstimmungen zu einer doch mehr oder weniger nur nebensächlichen herabsetzen dürften.

Besonders ins Auge fallend waren gewisse wichtige Uebereinstimmungen auf dem Gebiete der Moral. Diese ganz leugnen zu wollen, wäre durchaus unverständig; aber die Moral des Christenthums und die des Buddhismus deswegen einfach für identisch zu erklären, wäre doch ebenso falsch. Es liegen schon auf diesem Gebiete Unterschiede vor, die, wenn auch fein, doch immerhin höchst wichtig und bedeutsam sind.

[1] Vgl. das Märzheft dieser Zeitschrift.

Wir sahen, daß insonderheit die Stellung des Buddhisten den Feinden und Widersachern gegenüber merkwürdig an das christliche Gebot der Feindesliebe erinnerte und in gewaltigem Gegensatz stand zu dem, was „zu den Alten gesagt war". Aber es ist doch nicht Ein- und Dasselbe, es liegt ein bemerkenswerther Unterschied vor.

„Liebet eure Feinde," sagt Christus, während Buddha lehrt, der Feindschaft mit „Nichtfeindschaft" (averam) zu begegnen; also Christus fordert Liebe, Buddha Nichtfeindschaft, — das Eine ist positiv in eminentem Sinne, das Andere ist negativ — da liegt schon ein gewaltiger, tiefgreifender Unterschied. Groß und edel ist auch der buddhistische Gedanke, aber er fällt nicht zusammen mit dem Gebot Christi! Wohl predigt der Buddhismus Güte und ein allgemeines Wohlwollen gegen alle Wesen, auch diejenigen, welche uns Uebles thun, aber doch geht ein kühler und nüchterner Zug durch dies ganze Empfinden, wesentlich verschieden von der heißen, brennenden Liebe, die Christus fordert und die der Apostel erläutert mit den Worten: „So nun deinen Feind hungert, so speise ihn; dürstet ihn, so tränke ihn. Wenn du das thust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln." (Röm. 12, 20.) Auf die Negation des Bösen ist der Buddhismus gerichtet, auf die Position des Guten das Christenthum; das Letztere schließt das Erstere in sich und stellt somit die Syntheſe beider Standpunkte dar, während in der Negation des Bösen noch nicht unbedingt die Position des Guten, der starken, werkthätigen Liebe enthalten ist.

Das ist charakteristisch. Ich möchte sagen: ein kühler Hauch der Negation durchweht den ganzen Buddhismus und macht es ihm unmöglich, die Blüthen zu treiben, welche wir als die herrlichsten Blüthen des Christenthums kennen.

Selbst in der schönsten buddhistischen Legende, der von dem Königssohn Kunâla, die Ihnen aus unserer ersten Vorlesung wohl noch erinnerlich ist, tritt dies zu Tage. Als dem edlen Prinzen Kunâla die Augen ausgerissen werden, da fühlt er keinen Schmerz; in erhabenem, fast übermenschlichem Empfinden spricht er: „Das fleischliche Auge ist mir entrissen, aber ich habe dafür die vollkommenen, untadeligen Augen der Weisheit erworben. Möge sie noch lange Glück, Leben und Macht genießen, die mir so großes Heil gebracht hat." Und zum Vater spricht er: „O König, ich fühle keinen Schmerz, und trotz der Grausamkeit, die mir widerfahren ist, fühle ich nicht das Feuer des Zornes. Mein Herz hat nur Wohlwollen für meine Mutter, die befohlen hat, mir die Augen auszureißen."

Die Höhe, die Erhabenheit seiner philosophischen Erkenntniß erhebt ihn über allen Schmerz, in eine Region, wo es mit allem Schmerze aus ist, während wir in unseren Evangelien den Heiland, den Gottessohn selbst tiefen, bitteren Schmerz, den bittersten Schmerz durchleben und durchleiden

sehen; und gerade darum steht der göttliche Schmerzensmann unserem Herzen, unserem Empfinden so unendlich viel näher als der in die Region der Negation des Schmerzes entrückte, philosophisch erleuchtete indische Königssohn. Gerade dadurch, daß er alles Leid, allen Schmerz auf sich nahm, durchlebte und durchlitt, gerade dadurch hat er uns die Erlösung gewonnen. Hätte er nicht Schmerz empfunden, er hätte uns nicht erlöst! Der Heiland, der in bitterem Schmerz und Todesnoth für seine Feinde betet und mit seiner Liebe die ganze Menschheit erfaßt, von heißem Schmerz und heißer Liebe gleich gewaltig erfüllt, — er ist das Vorbild, das hellleuchtende Ideal des Christen, während das buddhistische Ideal uns kühl erscheint und kühl berühren muß, gleichermaßen losgelöst vom Schmerz wie auch von der Liebe. Dies Letztere ist sehr wichtig. „Liebet eure Feinde," kann Buddha nicht sagen, denn nach seiner Lehre sollen wir Nichts lieben, an Nichts in der Welt unser Herz hängen, weder im Himmel noch auf Erden. Nur so können wir nach ihm uns völlig befreien vom Schmerz, und eben diese Befreiung gilt ja ihm als das höchste Ziel. Ein ganzes Capitel der „Worte der Wahrheit" handelt davon, daß uns nichts lieb sein soll:

210. Man suche nicht, was lieb ist, auf, noch jemals das, was unlieb ist;
Das Liebe nicht zu schau'n bringt Schmerz, und ebenso Unliebes schau'n.

211. Darum laß gar nichts lieb dir sein! Verlust des Lieben ist ja schlimm!
Für Solche giebt es Fesseln nicht, denen nichts lieb, noch unlieb ist.

212. Aus dem, was lieb, entspringt das Leid, aus dem, was lieb, entspringt die Furcht;
Wer sich von Liebem ganz gelöst, kennt keinen Kummer, keine Furcht.

215. Aus der Liebe entspringt das Leid, aus der Liebe entspringt die Furcht;
Wer sich von Liebe frei gemacht, der kennt kein Leid und keine Furcht.

Also nicht nur vom Haß, sondern ebenso auch von der Liebe soll der Buddhist sein Herz ganz frei machen. Auch die Liebe ist eine Fessel, die ihn an die Welt, an das Dasein und damit an den Schmerz fesselt; also weg damit, um die Befreiung von allem Schmerz zu erreichen!

Schon aus dem Gesagten wird es ersichtlich sein, daß ein weiterer Punkt, in welchem uns bei unserer ersten Betrachtung Buddhismus und Christenthum übereinzustimmen schienen, doch keine wahrhafte Uebereinstimmung enthält. Das „Habt nicht lieb die Welt" klingt allerdings mit gewaltigem Klang durch beide Religionen, aber es bedeutet in beiden etwas wesentlich Anderes.

Im Buddhismus heißt es ganz radical: Du sollst an nichts dein Herz hängen, nichts lieben, was existirt, nichts was irgend unter die Kategorien von Sein und Werden fällt, nichts im Himmel und auf der Erde;

nur so wirst du völlig frei und erlöst. Bei solcher Lehre, solchem Bestreben kann nothwendigerweise das oftmals empfohlene allgemeine Wohlwollen kaum viel mehr sein als ein Nichthassen, gegen Nichts und Niemand feindlich gesinnt sein. Wie sehr davon verschieden ist die Lehre Dessen, der das Gesetz und die Propheten zusammenfaßt in dem Gebot: „Du sollst Gott deinen Herrn *lieben* von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüthe und deinen Nächsten als dich selbst“[1]; die Lehre, deren Apostel das Hohelied von der *Liebe* gesungen (1. Cor. 13) und in der es heißt: *Gott ist die Liebe!* — In solcher Lehre muß das „Habt nicht lieb die Welt“ etwas ganz Anderes bedeuten, wie im Buddhismus; und so ist es in der That! Die Welt ist nach der christlichen Lehre nicht an sich schlecht und böse — hat doch Gott selbst die Welt geschaffen und heißt es doch, daß er diese Schöpfung ansah und siehe, sie war sehr gut. Die Welt ist nur schlecht und böse, insofern sie gottentfremdet und also sündig ist. Weil nun und insoweit als thatsächlich die Welt sich in solchem Zustande der Gottentfremdung befindet, darum und insoweit soll der Christ sich von ihr abwenden, sie *nicht lieb haben*. Aber er soll nicht nur Gott lieben, den Schöpfer der Welt, sondern auch die *Welt* selbst, insofern sie nicht mehr gottentfremdet ist und insoweit als sie noch zu Gott zurück gezogen und geführt werden kann, — und das ist sehr weit, denn Gottes Gnade ist ja bereit, alle Sünde und Schuld zu tilgen und zu versühnen. Der Buddhist soll sich von der Welt schlechthin abwenden, sie nicht lieben, sein Empfinden völlig von ihr loslösen; beim Christen ist das keineswegs in so radicalem Verstande der Fall. Er darf nicht nur, er soll sogar die Welt lieben, selbstverständlich mit der eben entwickelten Beschränkung. Heißt es doch sogar in der Schrift, daß *Gott* selbst die *Welt geliebt* hat. In den Augen eines Buddhisten wäre dies Verhalten Gottes nur eine Schwäche, die Tadel verdient. Und doch ist dies gerade eines der größten und herrlichsten Worte Christi: „*Also hat Gott die Welt geliebt*, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ (Joh. 3, 16.)

So ist die *rechte* Liebe zur Welt gewissermaßen durch Gott selbst geheiligt.

Von alledem weiß natürlich der Buddhismus nichts und kann er auch nichts wissen.

Den Kern und Mittelpunkt der buddhistischen Lehre bilden die sog. *vier heiligen Wahrheiten*: vom *Leiden*, von der *Entstehung des Leidens*, von der *Aufhebung des Leidens* und vom *Wege zur Aufhebung des Leidens*.

[1] Luc. 10, 27. Desgl. Matth. 22, 37 f. Marc. 12, 30 u. 31.

Buddha selbst erläutert die heilige Wahrheit vom Leiden folgendermaßen: Geburt ist Leiden, Alter ist Leiden, Krankheit ist Leiden, Tod ist Leiden, mit Unliebem vereint sein ist Leiden, von Liebem getrennt sein ist Leiden, nicht erlangen, was man begehrt, ist Leiden, kurz, das fünffache Haften am Irdischen ist Leiden[1]. Die Entstehung des Leidens aber liegt in dem Durst (nach Sein), der von Wiedergeburt zu Wiedergeburt führt, sammt Lust und Begier, der hier und dort seine Lust findet. Die Aufhebung des Leidens liegt in der Aufhebung dieses Durstes durch gänzliche Vernichtung des Begehrens, ihn fahren lassen, sich seiner entäußern, sich von ihm lösen, ihm keine Stätte gewähren. Und der Weg zur Aufhebung des Leidens? „Es ist dieser heilige achttheilige Pfad, der da heißt: rechtes Glauben, rechtes Entschließen, rechtes Wort, rechte That, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Gedenken, rechtes Sichversenken[2]."

Zusammenfassend sagt Buddha: „Nur Eines, ihr Jünger, verkündige ich, heute wie früher: das Leiden und des Leidens Vernichtung[3]."

„Wenn diese Welt von den Buddhisten gewogen und zu leicht befunden wird," so liegt der Grund allein darin, „daß sie Leiden und nichts als Leiden in sich birgt." — „Alles Leben ist Leiden; dies ist das unerschöpfliche Thema, welches immer wieder, bald in den strengen Formen der abstracten begrifflichen Erörterung, bald im Gewande poetischer Spruchweisheit aus dem Schriftthum der Buddhisten uns entgegenklingt[4]."

Das Leiden, welches mit allem Leben verbunden ist, erscheint also dem Buddhisten als das eigentliche Uebel der Welt, als dasjenige, von dem sich zu befreien für das höchste und letzte Ziel erachtet wird.

Wie ganz anders ist die Ansicht vom Leiden im Christenthum! Hier gilt es keineswegs für das eigentliche Uebel der Welt; dies ist vielmehr die Sünde, das Böse, die Gottentfremdung. Das Leiden ist sogar der Weg zum Heil, zur Erlösung! Nicht nur hat Gott selbst in seiner Menschwerdung als Jesus Christus aus freien Stücken alle Schuld und Sünde und damit auch das Leid der Welt auf sich genommen und gerade durch den bittersten Schmerz, sein unschuldiges Leiden und Sterben die Welt erlöst; sondern auch wir, die Christen, sollen leiden fort und fort, und es ist nicht übel, sondern gut, daß wir leiden, das soll uns zu Heil und Segen dienen; durch Kreuz

---

[1] D. i. „das Haften an der Körperlichkeit, an den Empfindungen, Vorstellungen, Gestaltungen und an dem Bewußtsein". Oldenberg, Buddha S. 215. Neumann übersetzt den Schluß der obigen Erläuterung: — kurz, die fünf Elemente des Haftens an der Existenz sind Leiden (vgl. Vorr. zur Buddh. Anthol. S. XXI).

[2] S. Oldenberg, Buddha S. 215 f.

[3] Majjhima Nikâyo vol. I p. 140; Neumann, Buddh. Anth. Vorr. S. XVII.

[4] Oldenberg, a. a. O. S. 217.

und Leid und Trübsal aller Art soll der Christ hindurchdringen zum seligen Heil, ja er soll des Kreuzes und der Trübsal sich freuen und sich dessen rühmen, denn sie führen und ziehen ihn zu Gott und zu Christo. Vom Segen des Kreuzes, vom Segen des Leidens ist im Christenthum fort und fort die Rede. Das ist gänzlich unbuddhistisch, ja der entschiedenste Gegensatz zum Buddhismus, der das Leiden nur als ein Uebel, das Grundübel der Welt kennt.

Der Christ weiß, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen. Jesus Christus, die offenbarte göttliche Liebe, hilft ihm über das Leid hinweg und durch das Leid hindurch:

Alle Sorgen, alles Leid
Soll sein Name uns versüßen;
So wird alle Bitterkeit
Uns ein Segen werden müssen.

Der Buddhist setzt Alles daran, dem Leiden zu entfliehen; der Christ freut und rühmt sich des Leidens und sieht in ihm die Pforte zur ewigen Seligkeit, zum ewigen Leben. Hier haben wir wieder im Buddhismus nur die Negation des Leidens, im Christenthum das Hindurchdringen durch das Leiden zur höchsten und herrlichsten Position, dem höchsten und herrlichsten positiven Gut.

Das führt uns weiter.

Um von allen Leiden loszukommen, muß nach buddhistischer Lehre der Durst nach Sein oder — wie Schopenhauer sich ausdrückt — der Wille zum Leben völlig ausgerottet werden; denn alles Leben gilt für untrennbar verbunden mit Leiden. Des Christen höchste Sehnsucht ist ja aber gerade Leben, ewiges, seliges Leben, in Gemeinschaft mit Gott und Christo! Er freut sich dessen, daß sein Erlöser lebt, Er, der von sich sagen konnte: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben! Und freudig singt er:

Christus, der ist mein Leben,
Sterben ist mein Gewinn.

Weit entfernt darum, das Leben zu fliehen, wie der Buddhist, sucht der Christ vielmehr mit allen Kräften das Leben, jenes wahre und höchste ewige Leben, von dem es heißt, daß dieser Zeit Leiden nicht werth sind der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbaret werden.

Immer wieder auf Seiten des Buddhismus die Negation, auf Seiten des Christenthums die Position. Lieben, leiden und endlich leben — das soll und will der rechte Christ! Nichtlieben, Nichtleiden, Nichtleben — das ist das Ideal des Buddhisten! Wahrlich, da zeigt sich eine tiefe und breite Kluft, die Buddhismus und Christenthum trennt; eine Kluft, die unüberbrückbar scheint.

Mit der im Buddhismus geforderten gänzlichen Aufhebung des Durstes nach Sein, des Willens zum Leben hängt ohne Zweifel eng und untrennbar zusammen der mönchische Charakter, den diese Religion von Anfang an zeigt. Buddha selbst ist Mönch, alle seine Jünger sind Mönche, ja als vollgiltige Glieder seiner Gemeinde gelten nur Mönche und Nonnen. Die Grundforderung aber für den Mönch heißt nicht: du sollst in dieser Welt leben und diese Welt gestalten zu einer solchen, die des Lebens werth ist — sondern sie heißt: du sollst dich von dieser Welt lösen." (Oldenberg a. a. O. S. 294.)

Christus hat keinen Mönchsorden gestiftet, und wenn sich auch im Verlaufe der Zeit das Mönchthum innerhalb des Christenthums üppig entwickelte, es gehört doch nicht zum Wesen desselben. Die erneuerte evangelische Kirche hat vielmehr das Mönchthum als dem Wesen des Christenthums widersprechend aufgehoben, die Reformation hat das Mönchthum überwunden.

Es könnte als ein Widerspruch erscheinen, daß der Buddhismus, der doch die Aufhebung des Lebens erstrebt, den Tod als ein Uebel betrachtet, daß Buddha als Ueberwinder des Todes gefeiert wird, daß er seine Predigt beginnt mit den Worten: Thut eure Ohren auf, ihr Mönche, die Erlösung vom Tode ist gefunden. Daß dies möglich und ohne Widerspruch möglich ist, erklärt sich aus einer höchst eigenthümlichen Anschauung, die uns durchaus fremdartig, den Indern aber, Buddhisten wie Brahmanen, ganz in Fleisch und Blut übergegangen ist und geradezu als unumstößliche Wahrheit gilt: ich meine den Glauben an die Seelenwanderung. Nach diesem Glauben wandert die Seele durch unzählige Existenzen und durchlebt dabei nicht nur Geburt, Krankheit und Alter, sondern auch immer wieder und wieder den Tod. Von diesem schrecklichen „Immer-wieder-sterben", dem „Wiedertode" wird die Seele natürlich erlöst, wenn sie vom Kreislauf des Lebens sich frei macht. Die Losmachung, die Erlösung vom Leben ist im Buddhismus also zugleich die Erlösung vom Tode. Wenn also auch Buddha und Christus beide Ueberwinder des Todes heißen, so bedeutet dies doch — das läßt sich sofort erkennen — in beiden Religionen etwas total Anderes. Buddhas Lehre erlöst vom Tode, weil sie vom Leben erlöst; Christus dagegen hat dem Tode die Macht, den Stachel genommen, weil er ihn uns gemacht hat zu einem Durchgang, zu einer Pforte, durch die wir nun gerade eindringen in ein ewiges seliges Leben. Der Tod ist im Buddhismus der Sold des Lebens, im Christenthum aber ist er der Sünde Sold. Buddha erlöst vom Leben, Christus von der Sünde!

Das letzte, höchste Ziel des Buddhisten ist das Nirvâna, ein Wort, das in der indischen Sprache „das Verwehen, Erlöschen" bedeutet, etwa wie

ein Licht im Winde verweht. Um diesen Begriff ist vor etwas mehr als 10 Jahren vielfach gestritten worden. Die früher ziemlich allgemein verbreitete Meinung war, das Nirvâna bedeute die totale Vernichtung der Existenz, das Eingehen in das Nichts. Dagegen aber erhoben verschiedene Gelehrte ihre Stimme, darunter namentlich Max Müller, der zu zeigen suchte, daß das Nirvâna bei den Buddhisten die höchste Vollendung, nicht aber die Aufhebung des Daseins bedeute. Es ist zur Klärung dieser Frage nothwendig, die Ansichten späterer Buddhisten von der Lehre der altbuddhistischen Kirche, die wir im Wesentlichen wohl als Buddhas Lehre ansehen dürfen, scharf zu unterscheiden. Und hier zeigt sich — wie Oldenberg überzeugend nachgewiesen hat — die überraschende Thatsache, daß nach den besten Quellen in der altbuddhistischen Kirche es für unstatthaft, ja geradezu ketzerisch galt, über das Nirvâna irgend welche positive Ansicht auszusprechen. Buddha selbst hat die Antwort auf diese Frage zu geben direct verweigert. Als sein Jünger Mâlukya in ihn dringt, sich darüber, was das Nirvâna eigentlich sei, näher zu erklären, antwortet er mit einem geistvollen Gleichniß, dessen Sinn darauf hinausläuft, es sei thöricht, die Beantwortung von Fragen zu verlangen, deren Kenntniß zur Erlangung des Heiles nicht von Nöthen sei. Alles, was dazu erforderlich, habe Er, der Buddha, in den vier heiligen Wahrheiten offenbart; daran solle man sich genügen lassen. Man durfte also in der altbuddhistischen Kirche weder behaupten, daß ein von Sünden freier Mönch, der das Nirvâna erlangt, nach dem Tode weiter existire, noch auch, daß er nach dem Tode nicht mehr weiter existire. Beides ist verboten; und als der Mönch Yamaka letztere Meinung ausspricht, wird er der Ketzerei schuldig. Altbuddhistisch orthodox ist nur der Verzicht auf die Beantwortung dieser Frage, und zwar darum, weil der Buddha es ausdrücklich für gut befunden, dies nicht zu „offenbaren".

Obschon sich dies nun thatsächlich so verhält, so scheint es mir persönlich doch kaum zweifelhaft, daß Buddha selbst unter dem Nirvâna nichts Anderes verstanden hat als die totale Aufhebung aller Existenz. Es ist dies die Consequenz der vier heiligen Wahrheiten. Wenn alles Leben Leiden ist, wenn darum der Durst nach Sein, der Wille zum Leben, die Ursache alles Uebels, wenn das Heil, die Erlösung einzig durch die völlige Zerstörung dieses Durstes, des Willens zum Leben, erreicht werden kann, was ist dann das Heil selbst, was kann das angestrebte Ziel anders sein als eben die völlige Aufhebung, die totale Vernichtung des Lebens, das nun einmal als untrennbar mit dem Leiden verbunden gedacht wird?[1] Buddha aber hat dies

[1] Man vergleiche auch Sutta-Nipâta V. 1075: „Für den Verschwundenen giebt es keine Form, o Upasîva; das, wodurch er — wie man sagt — „da ist", besteht für ihn nicht länger; wo alle Daseinsformen (dhamma) abgeschnitten sind, da ist

„nicht offenbart", weil er Rücksicht nahm auf die Schwachheit der Menschennatur, die vor dem Gedanken totaler Vernichtung zurückschreckt und schaudert. Und so war es möglich, daß in späteren Jahrhunderten innerhalb der buddhistischen Kirche das Nirvâna gedacht und ausgemalt wurde als ein seliger Zustand, die Vollendung des Lebens, eine Art Paradies.

Auf jeden Fall ist die Erlösung im Buddhismus etwas durchaus Anderes wie im Christenthum. Im Buddhismus ist es die Erlösung vom Leiden, und da alles Dasein Leiden ist, die Erlösung vom Dasein überhaupt. Im Christenthum dagegen ist es die Erlösung vom Bösen, von der Sünde und Schuld, von der Gottentfremdung, und damit die Zurückführung zur Gemeinschaft mit Gott und zum Stande der Kindschaft bei Gott.

Die große Kluft, welche den Buddhismus vom Christenthum trennt, wird sich aber als noch tiefer und breiter erweisen, sobald wir weiter die Frage zu beantworten suchen: wodurch denn die Erlösung hier und dort gewonnen und bewahrt wird? — Da offenbart sich ein so großer, tiefgreifender Gegensatz, daß dem gegenüber sogar die schon entwickelten Unterschiede und Gegensätze zu verblassen scheinen. Der Buddhismus lehrt die Selbsterlösung des Menschen, das Christenthum dagegen geradezu die Unmöglichkeit der Selbsterlösung; im Buddhismus wird Alles durch eigenes Verdienst gewonnen und bewahrt, im Christenthum nur durch das Verdienst Christi. Buddha ist den Seinen nur ein Pfadfinder und Wegweiser zur Erlösung, es gilt den Buddhisten geradezu als eine böse Ketzerei, wenn Jemand glaubt durch das Verdienst eines Anderen das Heil zu gewinnen. Christus dagegen ist den Seinen der Held, der die ganze Erlösung thatsächlich vollbracht hat. Buddha weist in den „Worten der Wahrheit" seine Anhänger darauf hin, daß ein Jeder sich selbst helfen, sich selbst rein machen, sich selbst erlösen müsse:

160. Das Selbst sein eig'ner Helfer ist; wo wär' ein and'rer Helfer sonst?
Bezähmt man gut sich, dann erlangt man einen Helfer selt'ner Art.

165. Wenn man das Böse selbst gethan, ist unrein man durch's eig'ne Selbst;
Wenn man das Böse selbst nicht that, dann ist man rein durch's eig'ne Selbst.
Reinheit, Unreinheit schafft man selbst, nicht macht Einer den Andern rein.[1]

---

auch alles Fragen und Antworten abgeschnitten." Vgl. Schultze, das rollende Rad S. 45; und ebendaselbst S. 48, 50.

[1] Eine interessante Stelle, die davon handelt, daß Jeder seine eigene Leuchte, seine eigene Zuflucht sein soll, findet man in Mahâparinibbâna-Sutta II, 31—35, Sacred books of the East Vol. XI, S. 35—39, und in deutscher Uebersetzung bei

Ganz anders denkt darüber die heilige Schrift der Christen. Da heißt es: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde. So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns. So wir aber unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünden vergiebt und reiniget uns von aller Untugend." (1. Joh. 1, 7—9.)

Und der Apostel spricht von Christo als dem, „der uns geliebet hat und gewaschen von den Sünden mit seinem Blut"[1]. (Off. Joh. 1, 5.)

Hier also wird geglaubt an Einen, der die Anderen, und zwar alle Anderen, die Solches glauben und annehmen wollen, rein macht.

Der Buddhist kann sich nur selbst gerecht machen, er kennt keinen anderen Weg zum Heil als den durch die eigene Kraft, das eigene Vermögen, die eigene Erkenntniß, das eigene Thun. Der Christ ist nur dann ein Christ, wenn er von der absoluten Unzulänglichkeit dieses Weges bis auf den Grund seines Herzens überzeugt ist, wenn er sein Heil einzig in Christo bei Gott sucht, wenn er vollständig darauf verzichtet, durch sich selbst gerecht zu werden, vielmehr spricht:

Christi Blut und Gerechtigkeit,
Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid
Damit will ich vor Gott besteh'n,
Wenn ich zum Himmel werd' eingeh'n.

Die tiefe Erkenntniß von der eigenen menschlichen Schwäche und Mangelhaftigkeit, der eigenen Sündhaftigkeit, das zerschlagene Herz, die göttliche Traurigkeit, mit einem Worte die Sünderstimmung, die dem Buddhisten durchaus fremd ist, sie ist bei dem Christen die absolut nothwendige Vorbedingung zur Erlangung des Heils. Erst nach Erfüllung dieser Bedingung kann sich ihm die Heilsquelle öffnen, von welcher der Buddhist wiederum keine Ahnung hat: die Gnade, die göttliche Liebeshuld und Barmherzigkeit, die alle Schuld und Sünde tilgt und auslöscht, das ewige Erbarmen, das alles Denken übersteigt, das sich mit offenen Liebesarmen hinab zum Sünder neigt. Und Christus selbst ist die Offenbarung der erbarmenden Liebe Gottes.

Schultze, Das rollende Rad, S. 96 f.; vgl. namentlich daselbst S. 97 Buddhas Worte: „Deshalb, o Ananda, seid eure eigene Leuchte, seid eure eigene Zuflucht. Nehmt nicht zu irgend etwas Aeußerem Zuflucht. Haltet fest an der Wahrheit als einer Leuchte, haltet fest an der Wahrheit als einer Zuflucht. Sucht nicht nach einer Zuflucht bei irgend Jemand außer euch selbst!" u. s. w.

[1] Schon Christus selbst sagt bekanntlich bei der Einsetzung des heil. Abendmahles, daß sein Blut „vergossen wird für Viele, zur Vergebung der Sünde". (Matth. 26, 28.)

„Aus Gnaden seid ihr selig geworden" — sagt der Apostel — „und dasselbige nicht aus euch, Gottes Gabe ist es; nicht aus den Werken, auf daß sich nicht Jemand rühme." (Eph. 2, 8. 9.) „Aus Gnaden soll ich selig werden," spricht der Christ:

Aus Gnaden! Hier gilt kein Verdienen!
Die eig'nen Werke fallen hin!

Und damit ist der schärfste Gegensatz zu allem Heidenthum und speciell gerade auch zum Buddhismus ausgesprochen. Es wäre viel zu sagen über die Bedeutung der Lehre von der Gnade und der Heilsvollendung durch die Gnade im Christenthum; ich muß aber noch einen anderen Punkt beleuchten.

Im Buddhismus gelangt man zur Erlösung durch eine höhere Erkenntniß, eine tiefere Einsicht in das Wesen der Welt und die ganze Kette von Ursachen und Wirkungen, die Welt und Leben aufbauen und bedingen; durch Weisheit, die allein durch ein gut entwickeltes und richtig geleitetes Denkorgan gewonnen wird. Durch tiefes Denken, durch philosophische Vertiefung in den Weltzusammenhang hat Buddha selbst die Erleuchtung und die Erlösung gewonnen, das tiefe Denken wird darum auch fort und fort im Buddhismus gepriesen und anempfohlen als der rechte Weg zur rettenden Erkenntniß[1], zur Erlösung. Erkenntniß, Weisheit steht höher da, scheint wichtiger zu sein als selbst die ebenfalls dringend anempfohlene Rechtschaffenheit. Wie anders stellt sich dem gegenüber das Christenthum dar, nach dessen Lehre die Erlösung nicht durch irgend welche Weisheit, sondern allein durch kindlichen, einfältigen Glauben, d. i. kindliches Vertrauen, gewonnen werden kann. Der Heiland, der die Kinder lieb hatte und es aussprach: ihrer ist das Himmelreich! er that noch mehr, er wies auf die Kinder hin und sprach: So ihr nicht werdet wie diese, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen (vgl. Matth. 18, 3)[2]. Nicht die Weisen und Klugen, die philosophisch Geschulten, die Denker wollte Er um sich versammeln, sondern die kindlich-einfältigen, demüthigen Herzen, die der Gnade von oben harren.

Das ist die Kindesstimmung, die unsere Augen und Herzen emporrichtet zu Gott — der „kindliche Geist", durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater! (Röm. 8, 15.) Von solcher Kindesstimmung, die recht eigentlich zum Wesen des rechten Christen gehört, weiß der Buddhist wiederum nichts!

[1] Welch ein schwieriger und complicirter Denkproceß erforderlich ist, um zu der rettenden Erkenntniß zu gelangen, wird recht deutlich werden, wenn man in Oldenbergs Buddha S. 228 ff. die Ausführungen über die Sätze von der Entstehung und Aufhebung des Leidens, die Formel vom Causalnexus des Entstehens u. s. w. vergleicht.

[2] Vgl. Marc. 10, 15: „Wahrlich, ich sage euch: Wer das Reich Gottes nicht empfängt als ein Kindlein, der wird nicht hinein kommen." Luc. 18, 16.

Hier offenbart sich ein so großer Gegensatz zwischen Buddhismus und Christenthum, daß der Buddhist weit eher dem tiefdenkenden griechischen Philosophen nahe zu stehen scheint, als dem Christen.

Und hier muß *das* ausgesprochen werden, was in manchem der eben erörterten Punkte schon implicite drin lag, der große Gegensatz, dessen Hervorhebung Sie vielleicht schon früher von mir erwartet haben, den ich aber absichtlich bis zuletzt zurückgehalten habe: der Buddhismus hat im tiefsten Grunde *keinen Gott*! er ist daher ursprünglich mehr Philosophie als Religion. Denn was ist *Religion* anders als der Glaube an höhere, außer und über der Sphäre des Menschen lebende göttliche, geistige Wesen — seien sie nun in der Einzahl oder in der Mehrzahl gedacht — und das Gefühl der Abhängigkeit von diesen Wesen. Allerdings hat Buddha die Existenz göttlicher und dämonischer Wesen keineswegs geleugnet; aber *diese* göttlichen Wesen gehören mit hinein in den leidenvollen Kreislauf des Lebens, dessen Sprengung allein die Erlösung bringen kann. Sie sind also durchaus untergeordneter Art und können dem Menschen nur wenig oder nichts bedeuten; *er fühlt sich nicht abhängig von ihnen*. Es sind blos ungetilgte, herübergenommene Reste einer älteren Weltanschauung. Buddha ist angeblich im Verlaufe der Seelenwanderung selbst mehrfach Gott, ist Indra und Brahma selbst gewesen, — aber in solcher Existenz war er doch erst auf der Wanderung zum Heil, das er erst als Gâutama Buddha findet und das mit dem Eingehen in das Nirvâna zur Vollendung kommt. Buddha selbst und jeder Buddhist, der das Nirvâna erreicht, erhebt sich damit aus eigener Kraft in ein höheres X über die Götter hinaus, ohne daß die Götter ihn bei Erlangung solchen Heiles fördern oder daran hindern können. Kraft und Weisheit der Götter ist nichts gegenüber der Kraft und Weisheit Buddhas und seiner Jünger. Bei solcher Anschauung sind die Götter thatsächlich nichts mehr als Dämonen von untergeordneter Bedeutung. Der Mensch erhebt sich kraft seiner eigenen Erkenntniß über die Götter und wird sein eigener Heiland; er braucht keinen Gott.

Es ist kaum nöthig näher auszuführen, wie ganz anders das Christenthum steht, wo nicht nur *ein großer Gott* als Schöpfer und Regierer der Welt geglaubt und verehrt wird, sondern wo eben dieser selbe Gott in seiner Gnade den Menschen selber die Erlösung gewirkt hat und wo alles Sehnen und Hoffen des Menschen einzig darauf gerichtet ist, nach dem Tode in geistige Gemeinschaft mit Gott dem Schöpfer und dem Erlöser zu gelangen. Ich will nur noch die Consequenz des eben Gesagten hervorheben: daß nämlich der Buddhismus, der ursprüngliche, alte, reine Buddhismus auch *keinen wirklichen Cultus, keinen Gottesdienst und kein Gebetsleben* kennt.

„Buddha ist in das Nirvâna eingegangen; wollten seine Gläubigen zu ihm rufen, er könnte sie nicht hören. Darum ist der Buddhismus eine Religion ohne Gebet." (Oldenberg, a. a. O. S. 378.) Der Quasi-Cultus der altbuddhistischen Kirche besteht wesentlich in gewissen Beichtfeiern, wo die Mönche ihre Vergehungen einander beichten und gewisse Bußen auf sich nehmen, resp. sich gegenseitig absolviren. Später entwickelt sich dann ein Cultus der Reliquien Buddhas und gewisser heiliger Stätten; ebenso vertritt das Murmeln gewisser heiliger Sprüche späterhin gewissermaßen das Gebet. Wir sehen, wie auch hier die menschliche Natur hindrängt nach einer Art Gottesdienst, einer Art von Gebet. Aber die Hauptsache bleibt doch bestehen: die Buddhisten haben keinen Gott und keinen lebendigen Erlöser, zu dem sie beten könnten. Was aber damit Alles gesagt ist, welche Bedeutung das Gebet in unserem religiösen Leben hat, das brauche ich wohl kaum besonders zu erläutern.

Nur das eine Unterscheidende sei noch zum Schluß hervorgehoben: Im Christenthum hängt Alles von der Person Christi ab, der selbst die Erlösungsthat vollbracht hat und als lebendiger Erlöser in Gemeinschaft mit dem Vater weiter lebet und regieret in Ewigkeit; im Buddhismus liegt Alles nur an der rechten Lehre, die eventuell auch ein anderer Buddha lehren kann. Es hat nach dem Glauben der Buddhisten schon vor Buddha Gâutama mehrere welterlösende Buddhas gegeben, und man erwartet in der Zukunft den neuen Buddha Mâitreya. Die Stellung Buddhas im Buddhismus ist also eine wesentlich andere als die Christi im Christenthum.

Blicken wir zurück und fassen wir zusammen!

Man kann den Buddhismus bezeichnen als den großartigsten Versuch der Menschheit, durch eigene Kraft sich selbst zu erlösen; das Christenthum aber ist die Religion der geoffenbarten Liebe Gottes, die uns in Gnaden Erlösung und ewiges seliges Leben schenkt.

Das christliche Lieben-, Leiden- und in Gemeinschaft mit Gott Leben-Wollen; die Sünderstimmung mit dem Blicke hinauf zu der Erlösung bringenden göttlichen Gnade; die Kindesstimmung mit dem Blick hinauf zu dem göttlichen Vater; die aller Selbstgerechtigkeit ferne, demüthige und vertrauende Hingabe an Gott und den im Fleisch geoffenbarten Gottessohn — alles dies zusammen stellt eine Weltanschauung dar, unendlich viel tiefer und höher als die des Buddhismus. Ganz zu verwerfen sind daher alle die Phantasien, welche im Buddhismus das Heil der Zukunft sehen; und ganz unnöthig und grundlos ist die Furcht vor dem Buddhismus, welche sich wohl hie und da in christlichen Gemüthern regt. Gerade ein gründliches Studium des Buddhismus wird diese Furcht vollständig zerstreuen, und eine wirklich wissenschaftliche Erforschung und Darstellung dieser

Religion liegt daher durchaus im Interesse der christlichen Welt. Die modernen Apostel des Buddhismus sind sämmtlich Dilettanten auf diesem Gebiete; ein hervorragender Forscher und Kenner ist mir unter ihnen nicht begegnet.

Man hat die moderne indische Renaissance, die Wiederbelebung des indischen Alterthums in Europa und Amerika schon wiederholt in Parallele gestellt mit der antiken Renaissance, der vor Jahrhunderten begonnenen Wiederbelebung des griechisch-römischen Alterthums, unter dessen gewaltigem Einflusse wir noch heute stehen. Dies ist nicht unrichtig; thatsächlich spielen schon heute die buddhistischen und brahmanischen Gedanken eine hervorragende Rolle im geistigen Leben des Abendlandes. Um nur Eines anzuführen: das System des großen modernen Philosophen Schopenhauer, der heute vielleicht mehr Anhänger zählt als irgend ein Anderer, ist genährt und durchtränkt von indischen Ideen. Aber die antike Renaissance hat das Christenthum nicht zerstören, ihm keinen erheblichen Schaden zufügen können, und eben so wenig wird die indische Renaissance dies thun, dessen dürfen wir gewiß sein.

Aber die antike Renaissance hat uns mit einer Fülle der wichtigsten Culturelemente beschenkt; suchen wir ähnlichen Nutzen auch aus der indischen Renaissance zu ziehen. Und in der That, die indische Welt birgt eine Fülle origineller, zum Theil höchst großartiger geistiger und moralischer Leistungen, deren Studium hochinteressant und lehrreich unseren Blick nach den verschiedensten Richtungen hin erweitert. Der Buddhismus nimmt in dieser Welt eine hervorragende Stellung ein. Seine Bedeutung ausreichend zu würdigen und vor Ihnen zu entwickeln war mir in diesen Vorträgen nicht wohl möglich, da er durch den Vergleich mit dem Christenthum beständig in Schatten gestellt wurde. Ganz anders gestaltet sich das Bild, wenn man den Buddhismus ohne diese Parallele betrachtet, ganz für sich, innerhalb der Culturwelt, in die er hineingehört; insbesondere wenn man sich beständig vergegenwärtigt, daß diese Lehre ein halbes Jahrtausend vor Christo in Indien verkündet wurde. Dann wird man vor der Größe dieser Leistung Staunen und Bewunderung empfinden.

Und endlich, man wähne nicht, daß wir, weil wir Christen sind, von den Buddhisten nichts lernen könnten. Im Gegentheil tritt uns da Manches entgegen, was wohl geeignet ist, uns zu beschämen und zu ernstlichem Nachdenken über uns selbst zu veranlassen. Ich führe nur Eines an: die großartige edle Toleranz, die den Buddhismus von seinem ersten Auftreten an bis auf den heutigen Tag vor allen Religionen der Welt auszeichnet. Siegreich hat sich die Lehre des Buddha über weite Strecken der Erde verbreitet, ein Drittel der Menschheit hängt ihr an, — aber nie und nirgends haben die Buddhisten Andersgläubige bedrückt, verfolgt und mißhandelt — treu den milden Geboten ihres Religionsstifters. Das läßt sich leider von den

Christen nicht sagen. Wie viel Bedrückung, schreckliche Mißhandlung, blutige Verfolgung ist von Christen gegen Andersgläubige und von einer christlichen Confession gegen die andere im Laufe der Jahrhunderte ausgeübt worden! Man schaudert davor zurück. Und wenn auch heutzutage die Scheiterhaufen der Inquisition nicht mehr rauchen, von christlicher Intoleranz wäre doch immer noch viel, sehr viel zu berichten. Da können uns die Buddhisten zum beschämenden Vorbild dienen! Es mag wohl sein, daß dem Buddhismus bei seiner wesentlich negativen Tendenz die Toleranz leichter wird; dennoch ist sie etwas Großes und Bewunderungswürdiges, und daß sie keineswegs in Gleichgiltigkeit ihren Grund hat, beweist der großartige Missionserfolg der buddhistischen Kirche.

Und weiter! Wir sahen, daß der Buddhismus im Gegensatz zum Christenthum nur die Erlösung durch des Menschen eigene Kraft und Einsicht kennt. Man sollte denken, daß demnach unter den Buddhisten pharisäische Selbstgerechtigkeit recht üppig hätte in's Kraut schießen müssen. Das ist aber nach den Berichten kundiger Beobachter keineswegs der Fall; vielmehr scheint Selbstgerechtigkeit weit eher eine bei den Christen verbreitete Untugend zu sein, so sehr sie auch eigentlich dem Geiste dieser Religion widerspricht; und wenn sie, namentlich bei evangelischen Christen, auch seltener als Werkgerechtigkeit erscheint, so macht sie sich um so häufiger als Glaubenshochmuth bemerkbar, und solcher ist mindestens ebenso abstoßend und widerwärtig. Christliche Intoleranz und christlicher Pharisäismus sind ganz wesentlich mit daran schuld, daß das Christenthum leider immer noch so viele Gegner unter den Besten und Edelsten zählt, die durch echte christliche Liebe und Demuth vielleicht zu gewinnen wären. Nicht das Christenthum ist daran schuld, sondern die Träger desselben, die Christen. Dem gegenüber soll uns das Verhalten der Buddhisten eine ernste Bußpredigt sein, die um so wichtiger erscheint, als die Stellen der Schrift, in denen Liebe und Demuth gefordert wird, für gar Viele doch zu Phrasen geworden sind, die sie zu oft gehört haben, um sich ernstlich von ihnen bewegen zu lassen.

Summa Summarum: Freuen wir uns dessen, daß wir Christen sind, Erben der herrlichen Güter, die uns der Gottessohn errungen; aber suchen wir auch wahre, ganz demüthige, leidensfreudige, gegen Freund und Feind nur liebevolle Christen zu sein. Im Christenthum liegt die göttliche Kraft, die Welt zu überwinden; aber nur dann kann und wird es den Sieg gewinnen, wenn unter seinen Vertretern und Trägern, den Christen, der demüthige und liebereiche Geist Christi wirklich zur vollen, unumschränkten Herrschaft durchgedrungen ist. L. v. Schroeder.

Ruſſiſche Dichter und Schriftſteller in Livland.

(Schluß.)

Im September 1835 reiſte Pirogow nach Dorpat, ſorglich eingehüllt in Lewis Schuppenpelz. Die erſte Nachricht, die er dort durch Moier hörte, war, daß die ihm zugedachte Profeſſorenſtelle in Moskau durch den dortigen Curator Stroganow an ſeinen Collegen Inoſemzow vergeben ſei, was Pirogow tief verſtimmte.

Er quartierte ſich bei ſeinem alten Collegen, dem Proſectorgehilfen Schultz[1], ein. Moier war damals Rector, lebte aber in Unfrieden mit den Studenten, die ihm einmal die Fenſter eingeworfen und dabei die alte Katharina Afanaßjewna heftig erſchreckt hatten. Aus Allem war erſichtlich, daß Moier mit Ungeduld den Termin ſeiner Penſionirung nach 25jährigem Dienſt abwartete, um ſich auf ſein Gut im Gouvernement Orel zurückzuziehen. Die Klinik beſuchte er, da ihm die Rectoratsgeſchäfte keine Zeit übrig ließen, gar nicht mehr und überließ ſie vollſtändig ſeinem Aſſiſtenten, dem jungen Struve[2] (ſpäter Profeſſor in Charkow). Pirogow machte einige ſenſationelle Operationen in der Klinik. Strauch, ſein Commilitone von Berlin,

[1] A. a. 2235. Schultz, Georg Julius, aus Eſtland, geb. 22. Sept. 1808, med. 1826—33, Dr. med. 1836. Proſector an der medico-chirurgiſchen Akademie, Arzt bei der Mineralwaſſer-Anſtalt in Petersburg, auch Ordinator am 2. Militär-Landhoſpital daſelbſt; lebte in Eſtland, Schriftſteller unter dem Pſeudonym Dr. Bertram, † zu Wien 4. Mai 1875 (Verfaſſer der „baltiſchen Skizzen" mit Erzählungen aus dem dörptſchen Studentenleben).

[2] A. a. 2600. Struve, Adolf Heinr., aus Livland, geb. 22. Dec. 1809, (ſtudirte in Königsberg) med. 1828—36, Dr. med. 1832, Aſſiſtent der Univerſitätsklinik in Dorpat, 1837—62 Profeſſor-Adj., dann ordentlicher Profeſſor der Chirurgie und Ophthalmologie an der Univerſität Charkow; 1862 verabſchiedet, lebt im Gouv. Woroneſh (Mandrowo), auch als Arzt thätig; war auch Kreis-Adelsmarſchall, Ehrenfriedensrichter. Wirkl. St.-R.

der gerade in Dorpat sein Doctorexamen machte, hatte viel erzählt von seinen Erfolgen in Berlin, unter Anderem von der unglaublichen Geschwindigkeit, mit welcher Pirogow einen Steinschnitt bei Leichen mache. In Folge dessen sammelten sich in der dörptschen Universitätsklinik, als Pirogow eine Lithotomie bei einem Knaben vornahm, eine große Menge Zuschauer, welche, die Uhr in der Hand, gespannt der Operation folgten. „In zwei Minuten, nicht einmal zwei Minuten, das ist wunderbar!" erklang es bald von allen Seiten. Nicht weniger Effect machte die elegante Exstirpation eines riesigen Polypen mitsammt den Knochen aus der Nase und die in Dorpat bis dahin unbekannte Dieffenbachsche Insectennaht.

Nach einigen Tagen ladet Moier Pirogow zu sich ein und macht ihm einen unerwarteten Vorschlag.

„Wollen Sie nicht meinen Lehrstuhl in Dorpat einnehmen?"

„Wie sollte das möglich sein? Das ist ja undenkbar, unmöglich."

„Ich will nur wissen, ob Sie geneigt wären?" wiederholt Moier.

„Nun ja; der Lehrstuhl in Moskau ist für mich doch verloren. So ist es mir ganz gleichgiltig, wo ich Professor werde."

„Nun gut, abgemacht. Heute stelle ich Sie der Facultät vor und berichte dann dem Minister, und wenn ich erfahre, wie er zu der Sache steht, so wird der Vorschlag an das Universitätsconseil gehen, Sie können einstweilen hier in Dorpat bleiben und später nach Petersburg reisen, um die endgiltige Entscheidung abzuwarten."

„Zu dieser Zeit war das Moiersche Haus für einen jungen Mann sehr anziehend. Zwei Nichten, Enkeltöchter der Frau Protassow, Katharina und Alexandra Wojeikow, und einige russische junge Damen, Maria Nikolajewna Reutz (geborene Dirin), Katharina Nikolajewna Berjosina (meine spätere Schwiegermutter) u. A., bildeten einen sehr angenehmen Kreis unter der Aegide der bejahrten, aber äußerst liebenswürdigen, klugen und interessanten Katharina Afanaßjewna. Auch andere Russen und einige Deutsche gesellten sich hinzu, und die Zeit verging herrlich."

Die Facultät wählte Pirogow einstimmig zum außerordentlichen Professor. Der Minister Uwarow hatte dagegen nichts einzuwenden. Nun mußte Pirogow noch nach Petersburg fahren, sich dem Minister vorstellen und dort die Entscheidung des Conseils abwarten.

In Petersburg fand er seinen Freund Strauch wieder vor. Der Minister Uwarow war damals gerade in gereizter Stimmung: erstens hatten ihn Puschkins Verse über den sterbenden Lucullus-Scheremetjew und den Erbschleicher, in dem man ihn selbst erkennen wollte, geärgert, zweitens war er auf die Studenten in Dorpat schlecht zu sprechen. Und das war so gekommen: Uwarow, als Nachfolger des Fürsten Lieven, war gleich nach

Dorpat gefahren, hatte dort den Freund der Deutschen gespielt, den die Universität, die alte Bibliothek an seine Göttinger Zeiten erinnern, und wäre so unter allgemeiner Begeisterung nach Petersburg zurückgefahren, wenn sich nicht in derselben Nacht ein Studentenskandal, übrigens sehr harmlosen Charakters, ereignet hätte.

Uwarow war in dem für den Curator bestimmten Quartiere am Markt abgestiegen. Nachts konnte er nicht schlafen; bei Tagesanbruch hört er Lärm auf der Straße und tritt auf den Balcon. Da kehren gerade einige angeheiterte Studenten vom Commers zurück, und zwei von ihnen, wie sie den Herrn im Nachtgewande eine Lorgnette in der Hand auf dem Balcon stehen sehen, ziehen ihre Hausschlüssel hervor und sehen durch dieselben, wie durch eine Lorgnette, zum Balcon hinauf. Dies mißfiel Uwarow äußerst, der geglaubt hatte, durch seinen Besuch und seine Reden die Herzen aller Dorpatenser erobert zu haben. Und das war der Grund, warum Uwarow die dörptschen Studenten nicht gefielen. Um so mehr liebte er die Professoren. Und das wiederum war so gekommen (wie Moier später 1838 Pirogow erzählte):

Der Astronom Struve, ein nicht nur durch seine Beobachtungen und Entdeckungen im Gebiete der Astronomie, sondern auch durch seine feinfühlige Lebensweisheit berühmter Mann, hatte gleich im Anfange, als Uwarow das Ministerium antrat, sich um das Observatorium in Pulkowa bemüht und wollte nun Uwarow um jeden Preis für sich günstig stimmen. Dazu benutzte er die Reise des Ministers nach Dorpat. Uwarow besuchte am Morgen, auf die Einladung Struves, das dörptsche Observatorium, um den damals berühmten Refractor zu besehen.

„Leider ist jetzt ungünstiges Wetter," sagte Struve zu ihm, „und deshalb wagte ich es nicht, Sie zu bemühen, Nachts einen Blick in unseren Refractor zu thun; jetzt lohnt es sich höchstens hineinzugucken, um sich einen Begriff von der außergewöhnlichen Empfindlichkeit des Instruments bei der geringsten Bewegung zu machen."

Uwarow bleibt stehen und schaut hinein. „Erlauben Sie, immerhin — ich sehe etwas, mir scheint's, einen Stern."

„Unmöglich, hohe Excellenz," ruft Struve aus.

„Bitte, sehen Sie selbst!" entgegnet Uwarow.

Struve sieht, schweigt, sieht nochmals und ruft dann mit erstaunter und entzückter Miene laut: „Erlauben Sie mir Ihnen zu gratuliren, hohe Excellenz. Sie haben eine Entdeckung gemacht. Unbegreiflich, unverständlich, wie dies zuging, daß es Ihnen gerade beschieden sein sollte, zuerst einen noch unbekannten Fixstern zu sehen; von heute an wird er in die Zahl der neuentdeckten Fixsterne aufgenommen werden."

Und an demselben Abend, im Professorenkränzchen, wozu auch der

Minister gebeten war, hielt Struve einen Vortrag über den von Sr. hohen Excellenz entdeckten neuen Fixstern. Ich weiß nur nicht, ob ihn Struve nach Uwarow getauft hat, wie ja mit diesem Namen auch ein Mineral (Uwarowik) getauft ist, oder ob der neue Stern namenlos geblieben ist. Uwarow war natürlich im siebenten Himmel und argwohnte nicht, daß er gar nicht der zufällige Entdecker war, sondern daß der Stern schon vorher von dem feinen diplomatischen Genie Struves bemerkt worden war.

Nach einem langen Präludium über die Nothwendigkeit einer Verbesserung des sittlichen Zustandes der dörptschen Studenten — welche sich in der letzten Zeit als Muster der Sittlichkeit für russische Studenten gezeigt hatten — wandte sich Uwarow unversehens an Pirogow mit folgender pathetischen Rede.

„Vernehmen Sie, junger Mann, bei Ihrem Eintritt in die neue Laufbahn, daß Minister der Volksaufklärung in Rußland nicht ich, Sergei Ssemenowitsch Uwarow, bin, sondern der Kaiser Nikolai Pawlowitsch. Vernehmen Sie dies und denken Sie daran. Auf Wiedersehen!" — — —

Zur Abkürzung der langweiligen Wartezeit besucht Pirogow das Obuchow-Hospital, wo er von den alten Dorpatensern, besonders Götte[1], freundlich aufgenommen und wie in Riga ersucht wird, einen Cursus chirurgischer Anatomie zu halten. Die erforderliche kaiserliche Erlaubniß dazu wurde eingeholt, und der Cursus dauerte sechs Wochen. Da von russischen Aerzten keiner sich betheiligte, so las Pirogow deutsch. Damals waren in den petersburger Hospitälern unter den Ordinatoren beinahe gar keine Russen, sondern lauter petersburger oder baltische Deutsche. „Woher sollten auch Russen kommen? Die russischen Studenten der medico-chirurgischen Akademie jener Zeit (des einzigen höheren wissenschaftlich-medicinischen Instituts) waren meist Kronsstudenten, Popensöhne; wenn diese ihren Cursus absolvirt hatten, traten sie sofort in den Dienst im Regiment, in Kreisstädten ꝛc. — In Petersburg blieben nur die Söhne dortiger Einwohner und von letzteren schickten auch nur die Deutschen ihre Söhne in die Akademie, d. h. Kinder von Doctoren, Beamten, Lehrern, Handwerkern, überhaupt aus den cultivirteren Klassen.

Auch unter den praktischen Aerzten Petersburgs gab es damals kaum ein Dutzend bekannter russischer Namen, selbst mit Einschluß einiger Professoren der medico-chirurgischen Akademie.

Unterdessen kamen Pirogow Gerüchte zu Ohren, daß seine Wahl im Conseil einen Sturm im Glase Wasser heraufbeschworen habe. Die Theologen hatten ein Gesetz des ersten Gründers der Dorpater Universität,

[1] A. a. 1875. Götte, Ernst Bernh., aus Narva, geb. 1. Jan. 1801, med. 1819—23, Dr. med. 1826. Seit 1826 praktischer Arzt zu Petersburg; später älterer Ordinator am Obuchow-Hospital. St.-R. † zu Petersburg 26. Juni 1848.

Gustav Adolfs von Schweden, entdeckt, wonach nur Protestanten an dieser Universität Professoren sein konnten.

Ob ein solches Gesetz existirte oder nicht, weiß Gott, aber zu Nikolai Pawlowitsch' Zeiten durfte man sich darauf nicht berufen, und das begriffen wahrscheinlich auch die dörptschen Theologen. Immerhin war nichts desto weniger der Zankapfel einmal hingeworfen, und die Streitigkeiten im Conseil dauerten bis Ende Februar 1836.

Ostern 1836 feierte ich schon in Dorpat. Kurz vor meiner Ankunft war daselbst auch der aus Petersburg neu ernannte Curator, Garde-Generalmajor Krafftström[1], eingetroffen. Ich stellte mich diesem Sohne des Mars vor und wurde sehr liebenswürdig aufgenommen. Er begrüßte mich als den ersten Russen, der von der Universität für einen rein wissenschaftlichen Lehrstuhl erwählt worden sei. Bis dahin waren in Dorpat russische Professoren blos für die russische Sprache gewählt worden und auch dies nur aus Mangel an Deutschen, die gut mit der russischen Literatur vertraut waren. Diese Bemerkung, daß ich der erste russische Professor sei und daß dieses erste Beispiel mit seinem Amtsantritt zusammenfalle, war denn auch das Leitmotiv unserer Unterhaltung für eine gute halbe Stunde. Man brauchte auch nicht mehr als eine halbe Stunde, um zu erkennen, weß Geistes Kind der neue dörptsche Curator sei.

Gamaschenheld vom Scheitel bis zur Sohle, erwies sich Krafftström im Allgemeinen als Curator nicht als ein schlechter Mensch, er hätte viel schlechter sein können, da er vom Sattel direct auf den Curatorposten überging.

Er war daher auch die Zielscheibe beständiger Anspielungen unter der Form humoristischer Anekdoten, die auf seine Kosten von den Studenten und zum Theil auch von den Professoren erfunden wurden. Die Weltanschauung Krafftströms war auch wirklich eine unmögliche. Nach seiner Ansicht gab es drei Arten von Wissenschaften: bis zu einem gewissen Grade nützliche, schädliche, ja wenn sie nicht im Zaume gehalten werden, sogar sehr schädliche und schickliche, ja selbst nothwendige, zum Zeitvertreib und Vergnügen für bemittelte Leute.

Ueber die Astronomie z. B. sprach sich Krafftström einmal so aus: Es war auf der Fahrt von Dorpat nach Petersburg. Krafftström fuhr zusammen mit dem Professor der russischen Sprache Rosberg[2], zu welchem

[1] Vgl. über Krafftström die interessanten Mittheilungen von Anders, „Balt. Mon." 1892, S. 295 f.

[2] Welchem älteren Dorpatenser geht nicht ein behagliches Schmunzeln durch Gesicht und Herz, wenn er diesen alten, lieben Namen hört und an die unzähligen alten, lustigen Geschichten denkt, die sich unlöslich mit ihm verknüpft haben?! Anders schildert ihn S. 295.

er damals besonderes Zutrauen hatte. Es war eine prächtige Mondnacht; Rosberg sieht den Mond, erinnert sich an das, was er durch den Refractor im dörptschen Observatorium gesehen, und fängt an, Krafftström die von ihm gesehenen Berge und Schluchten auf dem Monde zu schildern.

Krafftström hört eine Zeit lang ganz ruhig zu, dann sagt er:

„Hören Sie mal, lieber Freund, Sie glauben doch nicht etwa an all den Schwindel?"

„W—as!" ruft erstaunt Rosberg aus, „das sind ja unbestreitbare, von der Wissenschaft anerkannte Thatsachen."

„Um Gottes willen, hören Sie auf," beruhigt ihn Krafftström, „was sind das für Thatsachen, wo doch noch Keiner im Himmel gewesen ist und also auch Keiner dies wissen kann."

Rosberg, im richtigen Gefühl, daß von der wissenschaftlichen Seite Krafftström nicht beizukommen sei, fing von einer anderen an.

„Aber Excellenz: würde sich denn der Zar so um die Errichtung der Pulkowaschen Sternwarte interessiren und so riesige Summen dafür ausgeben, wenn er nicht überzeugt wäre, daß die Astronomen wirklich außerordentlich wichtige Entdeckungen gemacht haben?"

„He, Freundchen," bemerkte darauf Krafftström, „wissen Sie denn nicht, daß auch regierende Häupter, wie wir alle, ihre Liebhabereien haben? Wir haben kleine, unseren Mitteln entsprechend, aber die Fürsten natürlich theure. Warum soll sich unser Zar auch nicht das Vergnügen eines riesigen, theuren Observatoriums erlauben?" — — —

Mit Krafftström lebte ich nicht lange in gutem Einvernehmen, übrigens nicht durch meine Schuld.

Es war die Zeit der Duelle in Dorpat. Die periodischen Duelle nahmen bald zu, besonders wenn sie verboten wurden, bald ab.

Krafftström und dem Rector waren die Duelle natürlich verhaßt, besonders wenn sie so eines auf das andere folgten, ein scheinbares und ein wirkliches, wie dies einmal vorkam.

Ein russischer Student, ein Tollkopf, Chitrowo[1], hatte sich hoffnungslos in eine angereiste junge Frau verliebt. In dem Wunsche, auf alle mögliche Weise die Aufmerksamkeit dieser Dame auf sich zu lenken, ersann Chitrowo folgende Geschichte: als er den Gegenstand seiner Liebe in einem Concerte erblickte, stürzte er kopfüber auf den Rector zu mit der Anzeige, er habe einen Studenten im Duell im Walde erschossen und übergebe sich hiemit freiwillig in die Hände der Gerechtigkeit.

Der Rector schickte Chitrowo in den Carcer und machte sich selbst

[1] A. a. 3540. Chitrowo, Grigory, aus Kursk, geb. 13. Nov. 1816, dipl., cam. 1836—40. Offizier im kaukasischen Corps.

mit Laternen, Pedellen und Polizei auf, um im Walde den Leichnam zu suchen. Sie suchten die ganze Nacht und fanden nichts. Am anderen Tage kam es heraus, daß die ganze Geschichte eine Erfindung des tollen Verliebten war.

Das andere, wirklich erfolgte Duell machte Krafftström schon mehr Sorgen. Man hatte wirklich im Walde einen im Duell gefallenen Studenten gefunden. Die Geschichte war ein offenes Geheimniß und wurde viel besprochen. Zu derselben Zeit reiste der Kaiser Nikolai Pawlowitsch über Dorpat in das Ausland. Man kann sich vorstellen, wie Krafftström zitterte! Er überreichte dem Zaren den Rapport auf der Poststation, der Zar blieb in der Kutsche sitzen und als Krafftström ihm über den Vorfall berichtete, sagte der Kaiser kurz: „Nun, so jag' doch die Facultät —"

„Da haben wir die Bescheerung! Was soll man nun machen? Jag' die Facultät —! Aber welche? es sind ja vier, und wie soll man sie — jagen?"

In dieser aufgeregten Zeit hatte auch ein Hieberduell stattgefunden. Es handelte sich um eine gefährliche Brustwunde; man rief mich am dritten Tag, als sich schon eine heftige Entzündung der Pleura gebildet hatte. Zwei Tage besuchte ich den Verwundeten, der bald darauf den Geist aufgab. Ich werde vor Krafftström citirt. „Sie haben den im Duell Verwundeten behandelt?" fragt er mich.

„Ja." — „Wußten Sie, daß er im Duell verwundet worden war?"

„Ich könnte Ihnen antworten, daß ich es nicht wußte, da mir Niemand das Gegentheil beweisen kann; aber ich will Sie nicht belügen, ja, ich wußte es."

„Aber, wenn Sie es wußten, warum haben Sie es nicht zur gesetzlichen Anzeige gebracht. Sie werden dafür verantworten. . . Es wird ein Gericht, kein akademisches, noch ein privates, sondern ein criminelles niedergesetzt. Leben Sie wohl," fügte er hinzu.

Die gerichtliche Untersuchung begann wirklich und ich wurde vorgefordert.

Vor Gericht sagte ich dasselbe aus: es könne mir Niemand beweisen, daß ich vom Duell gewußt habe, aber ich gebe es zu, davon gewußt zu haben; ich hätte keine Anzeige erstattet, erstens, weil ich fest davon überzeugt gewesen, daß eine Anzeige vom Duell auch ohne mein Zuthun schon erfolgt sei, zweitens, weil ich eine gerichtliche Untersuchung, die auf meine Anzeige bei Lebzeiten des Verwundeten unausbleiblich eingetreten wäre, für den Schwerkranken für gesundheitsschädlich gehalten, und daß ich nach seinem Tode über das in Folge der Brustwunde eingetretene Ende desselben der Behörde Bericht erstattet habe.

So entzweite mich dieses Duell mit Krafftström; ich hörte auf, ihn

zu besuchen; auf der Straße grüßten wir uns nicht mehr, und ich erhielt durch das Conseil einen Verweis vom Minister.

Dies gespannte Verhältniß zum Curator dauerte einige Monate. Da bekam der Curator den Artikel Pirogows über die Verbreitung der Syphilis in Dorpat und deren Verhütung und Heilung in die Hände, war davon entzückt, nahm den früheren Freund wieder in Gnaden auf und verschaffte ihm ein Reisestipendium zu wissenschaftlichen Zwecken nach Paris. Da weilte Pirogow neun Monate im Jahre 1837.

Von Dorpat aus machte Pirogow auch häufige Fahrten nach Riga und Reval, „tschingischansche Kriegszüge," wie sie ein witziger Freund nannte, weil dabei so viel Blut floß. Doch behielt Pirogow von diesen Expeditionen nicht nur blutige Erinnerungen nach — die standen in den chirurgischen Annalen — sondern liebliche und angenehme. In Riga hätte er sich 1837, nach einem heiteren Diner, das ihm die Aerzte Rigas gaben, beinahe verlobt mit der Tochter des Oberarztes im Kriegshospital. Die Sommerausflüge nach Reval dauerten fort, auch nachdem Pirogow von Dorpat nach Petersburg übergesiedelt war. „Ich liebte Reval, da erholte ich mich an Leib und Seele. Reval hinterließ in mir angenehme Erinnerungen für mein ganzes Leben: dort lebte ich die erste Zeit als Bräutigam mit meiner ersten Frau und nach meiner zweiten Ehe mit Weib und Kindern. In Reval wohnte auch die Familie meines lieben Universitätsfreundes Dr. Ehrenbusch[1], in dessen Landhause in Katharinenthal wir gemüthlich lebten."

Von petersburger Größen sah Pirogow da die Gräfin Rostoptschin (Dichterin), den Fürsten Wjasemsky, Tolstoi, Rostowzew; von Deutschen F. v. Möller und E. v. Glasenapp, Dr. N. Zdekauer, Grimm u. A.

Im Jahre 1841 wurde Pirogow auf Veranlassung des Dr. Seidlitz, des bekannten Freundes und Biographen Shukowskys, auf den Lehrstuhl der Chirurgie an der medico-chirurgischen Akademie berufen.

Damit schließt Pirogows dörptsche Zeit. Seinen alten Lehrer und Freund Moier besucht er auf seinem Gute Bunino. „Schon lange trug ich mich mit dem Gedanken, die Tochter meines verehrten Freundes, in dessen Haus ich wie ein Sohn aufgenommen worden war, zu heirathen. Auf Moiers Gut blieb ich zehn Tage, fand Katharina Iwanowna (Moiers Tochter) schon als erwachsene Dame vor, und schrieb nach meiner Rückkehr

[1] A. a. 2297. Ehrenbusch, Gust., aus Estland, geb. 26. Febr. 1809, med. 1827—33, Dr. med., Accoucheur und Medicinalinspector. War Marinearzt in Kronstadt, Ordinator am Kriegshospital in Reval, 1836—42 Kreisarzt daselbst, 1842—48 Operateur, 1848—65 Accoucheur und 1865—69 Inspector der Medicinal-Abtheilung der estl. Gouv.-Regierung; auch Besitzer des Gutes Neuhof in Estland. Wirkl. Staatsrath. † 4. Jan. 1869.

in Moskau an Katharina Afanaßjewna einen langen, sentimentalen Brief." Einen Monat später erhielt er von Moier und seiner alten Freundin die betrübende Mittheilung, daß die Erwählte seines Herzens — schon verlobt sei! — — —

Wir haben uns bei Pirogows Darstellung lange, vielleicht für manchen Leser zu lange aufgehalten. Aber ein reiches Geistesleben in Verbindung und Beziehung mit so vielen Personen, Ort- und Zeitverhältnissen läßt sich eben nicht in eine – Dienstliste einpacken. Und dabei ist Vieles übergangen, was der Leser im Originale mit Genuß ergänzen wird. Erzählung und Schilderung wurden möglichst verkürzt, Reflexionen und Urtheile wörtlich wiedergegeben. Und im Grunde ist es schade um jedes gestrichene Wort! Darum sei der Leser nochmals dringend verwiesen auf die originelle, geistvolle Schilderung einer originellen, denkwürdigen Zeit dörptschen und baltischen Culturlebens und seiner Einwirkung auf einen hochgebildeten, feinfühlenden Russen.

Ueber die anderen russischen Schriftsteller und Dichter, die in Dorpat studirt haben, können wir uns kürzer fassen. Der bedeutendste unter ihnen ist der schon oben unter Pirogow genannte, berühmte Verfasser des „Tarantas"

Wladimir Graf Sollogub (A. a. 2834).

Er hat 1830—33 in Dorpat studirt; im Jahre 1837 ist er zuerst als Schriftsteller aufgetreten. Sein Hauptwerk „Tarantas" erschien zuerst theilweise (7 Capitel) in den Отечественныя записки 1840, vollständig 1845 und erregte großes Aufsehen.

Der Einfluß, den Dorpat auf ihn gehabt hat, wird wohl von Pirogow etwas zu gering angeschlagen. Jedenfalls muß Dorpat auf ihn auch später noch große Anziehungskraft ausgeübt haben; denn nach der üblichen, etwa zwanzigjährigen Beamtenlaufbahn ließ er sich in Dorpat häuslich nieder und die Familie ist Dorpat treu geblieben: nicht weniger als drei Grafen Sollogub studirten in den sechziger und siebziger Jahren daselbst, nämlich:

A. a. 7775. Alexander, aus Petersburg, geb. 17. Aug. 1845, oec. 1864, 1868—69, cand. Beamter in Petersburg.

A. a. 9415. Michael, aus Baku, geb. 6. Mai 1854, med. 1873—82, Arzt. War Assistent am Bezirkshospital zu Dorpat, dann Arzt in Kursk, seit etwa 1883 Gutsbesitzer bei Kursk (Dmitriewka), auch Ehrenfriedensrichter, † zu Moskau 16. Dec. 1888.

A. a. 9416. Matthias, aus Tiflis, geb. 16. Dec. 1852, dipl. 1873 bis 1876. War Beamter im Ministerium der Volksaufklärung, ist Gutsbesitzer im Goud. Witebsk zu Sselnowo (Kr. Lutzin). Eine Tochter dieses Hauses ist die Gattin des der alma mater Dorpatensis und dem ganzen

Lehrbezirke unvergeßlichen Curators, späteren Ministers und jetzigen Senateurs Saburow, an den am 12. (24.) December, dem Stiftungstage der Universität, Jahr für Jahr begeisterte herzliche Telegramme abgehen.

Am Ende der fünfziger und Anfange der sechziger Jahre studirte in Dorpat

Peter Boborykin[1],

der fruchtbare Novellist und Romancier der Neuzeit, von dessen Werken nach Reinholdt S. 740 angeführt sein mögen: „Das Abendopfer", „Halbes Leben", „Dr. Zybulka" und „Kitai-Gorod", in welch letzterem großen Romane er à la Zola (au bonheur des dames) die moskauer Handelswelt persiflirt. Von ihm stammt auch das Gesellschaftsdrama „Das Kind". Nachdem P. D. Boborykin auf der Kasanschen Universität den ersten Cursus der Cameralstudien absolvirt hatte, legte er sich auf die Chemie und, da er gehört hatte, daß man in Dorpat diese Wissenschaft in allen ihren Einzelheiten studiren könne, siedelte er 1855 dorthin über. Hier weckte das Studium der organischen Chemie in ihm ein mächtiges Interesse für die Biologie und nach zwei Jahren, nachdem er schon die erste Hälfte des Candidaten-Examens bestanden hatte, ging er zur medicinischen Facultät über, in welcher er bis zum Jahre 1860 alle theoretischen und praktischen Collegia hörte. Doch kam er zur Ueberzeugung, daß, ungeachtet seines großen Interesses für die exacten Wissenschaften, doch kein Gelehrter aus ihm werden würde. So beschloß er denn, ohne medicinisches Schlußexamen die Universität zu verlassen und in Petersburg den Candidatengrad in der juristischen Facultät zu erwerben. Dies geschah denn auch im Jahre 1861, und von da ab widmete er sich ganz der schriftstellerischen Thätigkeit.

Schon in Dorpat war in ihm das Interesse an der Literatur erwacht. Es wurde genährt durch die Bekanntschaft mit europäischen Schriftstellern und besonders durch die damalige Wiedergeburt der russischen Literatur, durch das Studium der Werke Bjelinskis ꝛc. Dies war auch die allgemeine Strömung unter der damals in Dorpat studirenden russischen Jugend, welche sich von den deutschen Commilitonen fern hielt, auf ihren geselligen Versammlungen im Winter 1858/59. Auf diesen hielt Boborykin, als einer der Ersten, Vorträge belletristischen Charakters. Außerdem entbrannte im Freundeskreise die Leidenschaft für das Theater; die Studenten führten zu wohlthätigem Zwecke einzelne Acte aus „Горе отъ ума" und ganze Komödien von Gogol und Ostrowsky auf. Dies hatte natürlich einen großen Einfluß auf des jungen Dichters Lebensrichtung. Schon im Jahre 1858 verfaßte er ein Lustspiel „Eine Nadel kann man nicht in einem Sacke ver-

[1] A. a. 6528. Boborykin, Peter, aus Nishni-Nowgorod, geb. 15. Aug. 1836, chem. med. 1856—61, Journalist, war Redacteur einer russischen Zeitschrift (библіотека для чтенія), Romanschreiber, Mitarbeiter an den „Nowosti" in Petersburg.

bergen", das er später unter dem Titel „Die Phraseurs" umarbeitete. Das nächststehende Lustspiel „Der Einhöfer" schrieb er auch noch als Student während der Ferien. Es erschien 1860 in der später (1863) von ihm übernommenen und bis 1865 herausgegebenen „Lesebibliothek". Schon im Jahre 1862 erschien sein bekannter Roman „Auf den Weg" mit Schilderungen aus dem dörptschen Leben; daran schloß sich, ebenfalls vielfach mit autobiographischen Reminiscenzen untermischt, eine lange Reihe von Romanen, Novellen, Erzählungen, Idyllen, Lustspielen und Dramen. Außerdem veröffentlichte Boborykin auch wissenschaftliche Werke. Er hatte in Dorpat Englisch getrieben und auf späteren ausgedehnten Reisen und Studien in Paris, Wien, Berlin 2c. die neueren Sprachen so vollständig erlernt, daß er sich frei in Rede und Schrift in der deutschen, französischen, englischen und italienischen Sprache bewegte. So hat er denn auch mehrere wissenschaftliche kleinere Werke französischer und englischer Sprache geschrieben und schon als Student in Dorpat gelehrte Schriften (z. B. das Lehrbuch der Chemie von Leman-Wolff und den ersten Band der Physiologie von Donders in Verbindung mit seinem Commilitonen W. Bakst) übersetzt. — Fernere Einzelheiten über sein Leben und Dichten bringt nebst seinem Bilde Nr. 49 der „Niwa" vom 3. December 1892, woraus auch diese Notizen geschöpft sind.

Ganz der Neuzeit gehören zwei Dichter an, welche noch jetzt in Livland leben, Andreas Aſcharin[1], der formgewandte Uebersetzer Puschkinscher und Lermontowscher Dichtungen, und Victor v. Andrejanoff[2], der mit gleicher Meisterschaft die russische wie die deutsche Sprache handhabt.

In mehr vorübergehender Beziehung zu den Ostseeprovinzen haben gestanden der berühmte „Dichter der armen Leute" Doſtojewski, dessen Bruder in Reval Beamter war und der nicht minder berühmte, vor Kurzem verstorbene Verfasser des „Oblomow" Gontſcharow, der im Sommer den rigaschen Badestrand zu besuchen pflegte und dem zu Ehren daselbst eine Straße „Gontscharowskaja" benannt worden ist.

Doch greifen wir noch ein wenig zurück. Ein namentlich als gediegener Uebersetzer altklassischer Poesie hochverdienter russischer Dichter

Afanaſij Afanaſjewitſch Jet (Shenſhin)[3]

hat seine Jugenderziehung in einer jener Privatlehranstalten und Pensionen, wie sie vor fünfzig Jahren für Livland so charakteristisch waren, erhalten

---

[1] A. a. 7988. Aſcharin, Andreas, aus Livland, geb. 12. Juni 1843, math. jur. 1865—74, grad. Student 1876. Lehrer der deutschen Sprache am Alexander- und Lomonossow-Gymnasium in Riga; Uebersetzer russischer Dichtungen. Coll.-Ass.

[2] A. a. 9977. v. Andrejanoff, Victor, aus Tambow, geb. 10. Juli 1857, oec. pol. 1876—77. Dichter und Journalist in Riga.

[3] Reinholdt sagt von Jet: „Jet ist der eigentlich quietistische Sybarit der

und, ähnlich wie Pirogow, an seinem Lebensabend im vorvorigen Jahre seine Memoiren veröffentlicht. Auch hier treten uns gleich wieder alte, bekannte Namen entgegen.

Fets Vater, ein russischer Gutsbesitzer, bat den Dichter Shukowsky um Rath, wo er seinen Sohn erziehen lassen sollte; Shukowsky verwies ihn natürlich nach Dorpat und an Moier. Letzterer rieth, den Knaben in die im ganzen Lande wohlbekannte und hochgeachtete Krümmersche Schule nach Werro zu bringen. Fet hatte bei dem in Livland heute noch nicht vergessenen Pädagogen Mortimer ein Aufnahme-Examen im Lateinischen zu bestehen. Obgleich der zukünftige Uebersetzer von Horaz und Juvenal nach den Versicherungen seiner bisherigen Lehrer, russischer Seminaristen, die lateinische Grammatik so gut verstand wie die russische, machte ihm doch die Uebersetzung des Satzes: „Ich sage, daß du kommst" erhebliche, ja unübersteigliche Schwierigkeiten. So kam denn der junge Russe nach seiner wissenschaftlichen Werthschätzung in die dritte Klasse, in Hinsicht auf seine körperliche und geistige Entwickelung aber wurde der „Tanzbär" — so lautete sein liebenswürdiger Schulname — in die ältere Abtheilung gerechnet, und der junge Gutsbesitzer, der bisher „von Freiheit und Selbständigkeit geträumt hatte, sah sich inmitten von Angehörigen einer anderen Nationalität in einer Abhängigkeit, mit der seine Stellung zu Hause gar nicht verglichen werden konnte".

Aber er lebte sich bald ein; die Kameraden erwiesen sich, kleine Neckereien und Prügeleien abgerechnet, als harmlose, gutmüthige Jungen. Fet lernte fleißig und machte vortreffliche Fortschritte; bald wurde er nach Secunda versetzt, die Ordinariatsklasse des von ihm schwärmerisch verehrten Lehrers der Mathematik Hultsch. Diesem schreibt Fet einen ganz besonders guten Einfluß auf seinen Charakter zu, er nennt ihn seinen „unvergeßlichen" Lehrer; „er bildete den vollen Gegensatz zu meinen hölzernen Lehrern aus dem Seminar". Hultsch gab in seiner Klasse auch Latein, täglich zwei Stunden, Vormittags Livius oder grammatische Uebersetzungsübungen, Nach-

russischen Poesie, eine ganze, poetische Natur. Nach den Objecten seiner Muse, die plastisch schön, aber marmorartig kalt ist, nähert er sich den Dichtern der Schule Petrarcas oder dem persischen Saadi, dem Sänger des Rosengartens — denn er singt (etwas eintönig) von Liebe, Genüssen und Frauenreizen und diese Liebe, diese Genüsse sind etwas Passives, Stillestehendes, der Genuß in seiner ruhigen Befriedigung. Aber auch Töne der Liebessehnsucht, der schwärmenden Empfindung schlägt Fet an und thut das mit einem Anflug echt deutscher Sentimentalität, die sich aber mit echt französischer Grazie paart. Die besten seiner Gedichte sind „Abende und Nächte", die Lieder an Ophelia, Melodien, Schneefelder." — Ein großes Verdienst erwarb sich Fet durch seine meisterhafte Uebersetzung des Horaz, Juvenal, des Faust und einiger Stücke von Shakespeare. Fet starb im 72. Lebensjahr am 21. November 1892 in Moskau.

mittags Vergil. In Geschichte und Griechisch bekennt Fet am wenigsten geleistet zu haben. Den französischen Unterricht erhielt Fet durch den Schweizer Simon aus Genf, der eingehend charakterisirt wird; als einen der gelehrtesten Lehrer der Anstalt rühmt er Eisenschmidt, der von 1835 bis 1844 an derselben wirkte. Der russische Lehrer Textor war ein großer Nimrod, von seinem Unterrichte war Fet dagegen weniger erbaut. Die russischen Lehrer waren für die Krümmersche Anstalt eben auch der wunde Fleck wie in so mancher privaten und öffentlichen Schule Livlands. Fets Schüler-Erinnerungen werden vielfach ergänzt und illustrirt durch Eisenschmidts „Erinnerungen" (Dorpat 1860); in letzteren heißt es S. 23: „Eines Tages war großer Jubel in der zweiten Klasse, der russische Lehrer hatte eine freie Ausarbeitung aufgegeben. Ein Schüler hatte den trojanischen Krieg beschrieben; aber nach seiner Beschreibung konnten die Griechen Troja nicht eher erobern, als bis ihnen Karl der Große seine Artillerie zu Hilfe schickte! Und das hatte der Lehrer ohne Rüge durchgehen lassen. Welchen Einfluß das auf seine Autorität hatte, kann man sich denken."

Mit Fet waren noch vier andere Russen in der aus 70 Schülern bestehenden Anstalt. Bei der großen Entfernung des Elternhauses blieb Fet nicht nur während der kürzeren Ferien, sondern auch den Sommer über in dem verödeten Werro; da überschlich ihn wohl manchmal das Heimweh; als er einst zu Pfingsten über Neuhausen nach Petschur ins Pleskausche Gouvernement einen Ausflug machte, „da, als ich die Brücke überschritten hatte und mich auf russischem Boden befand, konnte ich der in meiner Brust lodernden Begeisterung nicht Herr werden: ich stieg vom Pferde und warf mich auf den Boden, um die heimatliche Erde zu küssen." In seiner Klasse „war Fet der einzige Russe, wußte aber seine Nationalität gegen die deutsche Umgebung mit eben so viel Geist wie Energie zu vertheidigen", wie sein Lehrer Eisenschmidt in den „Erinnerungen" mittheilt. Die Schulordnung verlangte, daß die Knaben dreimal wöchentlich während des Spazierganges sich nur russisch unterhielten, das fiel dem jungen Russen schwer, weil das Ohr des zukünftigen russischen Dichters durch die Aussprache der schwierigen russischen Laute von Seiten seiner Kameraden verletzt wurde, und als ihn einst Krümmer mit nach Petersburg nahm und unterwegs und dortselbst sein westphälisches Russisch zum Besten gab, da mußte sich Fet trotz allen Respectes vor seinem geliebten und verehrten Director vor Lachen schütteln. Und geliebt und verehrt hat Fet seine Lehrer, vor Allem aber den Director, dessen Reden am Semesterschlusse dem begabten Schüler so zu Herzen gingen, daß er noch jetzt nach Verlauf von so vielen, vielen Jahren in der Lage ist, sie fast wörtlich wiederzugeben.

Mit dem schon mehrfach erwähnten Dichter Wojeikow und seinem

Sohne traf Fet in Werro, während seines Aufenthaltes bei Krümmer, in folgender Weise zusammen:

„Einst — es war im Winter — erschien in unserer Schule ein beleibter, vierschrötiger, schon etwas bejahrter Mann mit einem schwarzgelockten, hochaufgeschossenen Sohn, der wie ein Zigeuner aussah, bis zu seinem fünfzehnten Jahre in der Schweiz unterrichtet worden war und ein schwer verständliches Französisch näselte. Er kam bei uns trotz seiner Größe in die unterste Klasse. Sein Name war Wojeikow. Da sein Vater, der etwa eine Woche im Gasthause lebte, hörte, daß ich ein Russe sei, lud er mich mit seinem Sohne Sonntags zu sich ein. Dem Dichter war es offenbar angenehm, daß ich aus seinem „Narrenhause" eine Menge Couplets auswendig wußte. Er bat, ich möchte mich für seinen Sohn interessiren, aber es kam wenig dabei heraus: der junge Wojeikow machte keine Fortschritte, weder in unserem Schul- und Kameradschaftsleben, noch in den Wissenschaften und wurde noch im Laufe desselben Jahres von seinem Vater aus der Schule genommen; sein späteres Schicksal ist mir unbekannt."

Von seinen sonstigen Mitschülern erwähnt Fet mehr oder weniger ausführlich noch: Furcht, Mengden und Kahlen, die durch ihre Stärke bekannt und gefürchtet waren und dem „Tanzbär" manchen Puff versetzten, bis derselbe sich einmal energisch auf die Hinterbeine setzte, — drei Fedorows aus Petersburg, Korobizyn, von dem Fet eine von der ganzen Klasse mit stürmischem Beifall aufgenommene Caricatur aus lauter Dreiecken zeichnete, den Polen Czichonowezky, Alfons Pereira, den Sohn eines russischen Artillerie-Obersten, geborenen Spaniers und in der Folge livländischen Gutsbesitzers durch seine Ehe mit einem Fräulein v. Wulf. Durch Letztere erhielt Fet eine Einladung für die Sommerferien und kam auch auf das Wulfsche Gut Serbigal, wo es die Feriengäste im Vollgefühl der Freiheit etwas arg trieben. Von sonstigen „Werrowitern" werden noch der Bäcker Schleicher, bei dem die Jungen ihre Kringel kauften, und der Schuldiener Märt erwähnt, der auf dem von Schleicher arrangirten Schützenfeste am See, woran auch Anstaltslehrer, z. B. Hultsch und Textor, Theil nahmen, zu seinem eigenen und aller Anwesenden Erstaunen Schützenkönig wurde und als solcher sich stolz auf der Schützenscheibe zum Zelte tragen ließ.

Bald nahm Fet in Latein, Mathematik und Physik den ersten Platz ein und sollte nach Prima, der Ordinariatsklasse des hochgeachteten Pädagogen Mortimer, kommen — da erschien plötzlich sein Vater und nahm ihn aus der Schule. Fet trat in die Lehranstalt des berühmten Professors der Geschichte M. P. Pogodin in Moskau ein und überraschte beim Aufnahme-Examen durch seine Kenntnisse. Als Beljajew, der Lehrer der lateinischen Sprache, ihm die Aeneis vorlegte und Fet, ohne zu lesen, schlankweg vom

Blatte übersetzte, schlug der Examinator das Buch zu, machte seinem Examinanden eine Verbeugung und sagte: „Ich vermag nicht, Ihnen lateinische Stunden zu geben.“ „In der Mathematik war es für mich völlig nutzlos,“ sagt Fet, „den mathematischen Stunden beizuwohnen, die ein gewisser Magister Chilkow in der Pogodinschen Pension ertheilte.“ Nicht gering war das Erstaunen Fets, als ihm bei der Aufnahmeprüfung in die Moskauer Universität — Cornelius Nepos vorgelegt wurde, ein Schriftsteller, den er in Werro nur in der Hand von Quintanern gesehen hatte. Dieses Receptionsexamen, das der vor Kurzem aus Secunda ausgetretene Fet abzulegen hatte, fiel überhaupt glänzend aus, und voll freudigen Stolzes meldete der dankbare Schüler dies sofort seinem lieben Director nach Werro. „Wir sind Afanassij Afanassjewitsch Fet,“ sagt der Referent M. L. in der „Petersburger Zeitung“, „für die Veröffentlichung seiner Schulerinnerungen in der „Русская школа“ („Russ. Schule“) zu warmem Dank verpflichtet. Inmitten einer Zeit, in der die russische Presse den baltischen Schulen, wo sie irgend kann, am Zeuge zu flicken sucht, inmitten einer Zeit, in der die Schulen des baltischen Gebietes großen Veränderungen unterworfen werden, erzählt er schlicht, sine ira et studio, nur die Thatsachen reden lassend, wie es in einer livländischen Schule hergegangen, als der berühmte russische Dichter Afanassij Afanassjewitsch noch ein Knabe war. Es ist höchst fesselnd zu lesen, wie der Schüler als greiser Mann, als berühmter Dichter mit dankbarer Erinnerung von seinen ehemaligen Lehrern spricht. — Mehrere Lehr- und Erziehungsanstalten im baltischen Gebiete sind vor Kurzem geschlossen worden; mögen einst, wenn ihre Geschichte geschrieben wird, ihnen gleichfalls Historiographen erstehen, die nur ein Ziel verfolgen: die unparteiische Würdigung der Schule.“

Dr. F. Waldmann.

Zu berichtigen:

„Balt. Mon.“ 1893 S. 26 Z. 10 von oben lies: Lebedour statt Lebedour.
„ 30 „ 11 „ unten lies: Goebel st. Hebel.

Blumen am Wege.

So zieh' nach den Idealen aus,
Die das pochende Herz dir ſchwellen;
Und möge des Glückes Sonnenſchein,
Mein Kind! den Weg dir erhellen!

Den Weg, wo bunte Blumen ſteh'n,
Nur einzelne, oft entfernte,
Die pflücke und ſieh' zuletzt darin
Des Lebens geſammte Ernte.

Wer faſſet das Ziel, das bis zur Gruft
Des Trachtens Leitſtern geweſen? —
Die Freuden waren mit ihrem Duft
Nur Blumen, am Wege geleſen.

Ein himmliſches Bild uns gelocket hat,
Doch wem es recht will glücken,
Der mag auf ſteinigem Lebenspfad
Die Blumen am Wege ſich pflücken.

Und ſieheſt du einen gebrochenen Mann,
Der pilgernd am Graben verſchmachtet:
So wiſſe, ihm wankten die Kniee, weil er
Die Blumen am Wege verachtet.

Es findet aber die Blumen nur
— Ein Räthſel wohl mag das ſcheinen —
Wer auszog nach ganz anderer Spur,
Als nach den Blumen, den kleinen.

Auf Java.

Wenn auf den feinen Sand am Meeresſtrande
Die Woge plätſchernd fällt und Möven zieh'n
Um Javas immergrüne Küſtenlande,
Die den Europamüden ſind verlieh'n;
Wenn von des blauen Lotos Blütheurande
Die Bienen zu den Mangobäumen flieh'n;
Durch's Palmendach hinzittert Sonnenlicht:
Lockt es dich nicht?

Wenn ungeſtört von unſerm leiſen Tritte
Des Nachts den Liebesruf die Vögel tauſchen,
Der Kokila aus des Gebüſches Mitte
Läßt ſolche Sehnſucht in den Liedern rauſchen,
Daß jeder Wanderer wohl hemmt die Schritte,
Um ihren Zaubern ſinnberückt zu lauſchen;
Der Mond durch Tamarindenzweige bricht:
Lockt es dich nicht?

Wenn ſich im Gras die ſchwarze Schlange windet
Und lautlos unſerm Fuße näher ſchleicht;
Gebrüll in Dſhungeln uns den Tiger kündet,
Der ſich zum Sprung erhoben ſchlank und leicht;
Wenn Mittagsgluth auf unſern Scheitel zündet,
Eh' noch des Hauſes Schatten iſt erreicht;
Wenn dann das Schiff zur Heimath iſt in Sicht:
Lockt es dich nicht?

G. v. G.

Klimatologische Betrachtungen mit besonderer Berücksichtigung Livlands.

Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns.
Schiller, Spaziergang.

Das Klima eines Landes ist einer der wichtigsten Factoren seiner Cultur. Ein Land, dessen natürliche Productivität verödet, sinkt auch in seiner culturellen Bedeutung herab, und wenn auch historische Fundamente und industrieller Fleiß auf längere Zeit das ersetzen mögen, was eine verarmende Natur zu versagen beginnt, so verkümmert doch die Blüthe menschlichen Fortschrittes schließlich in Gebieten, wo die Kraft des wirthschaftlichen Nährbodens versiegte.

Die Frage der Klimaveränderung ist daher nicht nur wissenschaftlich von hohem Interesse, sondern auch von einschneidendster nationalökonomischer Bedeutung, eine ganz besondere Wichtigkeit gewinnt sie aber für Landstriche, welche am Rande wichtiger Culturzonen belegen sind; dieser Fall trifft auch für Livland zu, indem es die Polargrenze des Obstbaues berührt und an diejenige des Wintergetreidebaues nahe heranreicht.

Nun ist bei uns zu Lande der Pessimismus bezüglich unseres Klimas ungemein verbreitet. Es giebt kaum Jemand, der nicht mit größter Entschiedenheit eine Klimaverschlechterung behauptet. Ist diese Anschauung berechtigt oder darf nicht am Ende mit größerer Wahrscheinlichkeit das Gegentheil angenommen werden?

Diese Frage auf Grund einer Betrachtung unserer historisch-geologischen Vergangenheit zu beleuchten, ist der Zweck nachstehender Zeilen.

Nach der kosmischen Entwickelungstheorie, wie sie vom unsterblichen Kant zuerst aufgestellt wurde, entstand die Erde und alle übrigen Planeten des Sonnensystems aus einer rotirenden Nebelmasse von großer Wärme.

Mit fortschreitender Abkühlung, durch Ausstrahlung in den Weltraum, wuchsen Rotationsgeschwindigkeit und Contraction und veranlaßten dadurch die Bildung von concentrischen Ringen, welche in einzelne Körper — Planeten — zerfielen, die wieder ihrerseits auf dem Wege der Ringbildung neue Körper — Trabanten — entstehen ließen. Daher rotiren sämmtliche Planeten in derselben Richtung um die Sonne und ihre eigenen Achsen und in nahezu gleicher Ebene. Die stetig fortschreitende Abkühlung ließ die Weltkörper je nach ihrer Größe früher oder später erkalten, welchem Schicksal natürlich auch unsere Erdkugel unterliegen muß, wenngleich wir annehmen dürfen, daß gegenwärtig die erhärtete Erdoberfläche nur erst wie eine dünne Kruste die feurigflüssige Masse umhüllt. Nachdem die Oberfläche so weit erkaltet war, daß sich das Wasser in flüssiger Form niederschlagen konnte, begann die Bildung der geologischen Formationen[1], indem sich durch Schwankungen der Erdoberfläche und den dadurch bedingten Wechsel von Land und Wasser, Gesteinsschichten aus den Niederschlägen des Wassers absetzten. Dank den in allen diesen Lagerungen je nach dem Reichthum der Epoche und je nach der Gunst der conservirenden Umstände mehr oder weniger zahlreich eingeschlossenen pflanzlichen und thierischen Ueberresten vermögen wir nun nicht nur das relative Alter jeder Formation zu bestimmen, sondern auch auf den klimatischen Charakter derselben zu schließen. Und da scheinen die bisherigen Untersuchungen zu erweisen, daß während der älteren Formationen klimatische Unterschiede der Breitengrade nicht vorhanden waren. Die Steinkohlenformation führt unter den Wendekreisen dieselben Pflanzenarten wie unter dem 79° n. Br. Erst im Tertiär hat man Klimazonen deutlich erkannt und schloß daraus, daß die Eigenwärme der Erde bis dahin noch so mächtig gewesen sei, daß die Wirkung der Sonnenwärme noch nicht in Betracht kam. Dieser Standpunkt ist jedoch von den meisten neueren Geologen bereits verlassen worden, und zwar vornehmlich aus physikalischen Gründen. Ist doch in der That die mit organischen Stoffen bedeckte Erdoberfläche ein so schlechter Wärmeleiter, daß eine tropische Erwärmung der Luft einen für die Pflanzenwurzeln zu heißen Boden vorauszusetzen zwang. Aber auch alle anderen Erklärungsversuche für die Gleichartigkeit der Erdklimata früherer Epochen, wie z. B. die Annahme einer noch nicht so contrahirten, also durch ihre Größe auch die Pole länger bescheinenden Sonne, oder einer früher viel dichteren, den Wärmeverlust verhindernden Atmosphäre, oder einer größeren Wärme des in früheren Zeiten von unserem Sonnensystem durchwanderten Weltraumes — sie kranken ebenfalls an unlösbaren Widersprüchen. Ja, wenn man auch — und wohl mit Recht — annähme,

[1] Die laurentische, kambrische, silurische, devonische, Steinkohlen-, permische, Trias-, Jura-, Kreide-, Tertiär- und Quartärformation.

daß die analogen Formationen nicht gleichzeitig existirt haben, also beispielsweise die Steinkohlenflora Spitzbergens allmählich mit der Abkühlung der niederen Breiten in letztere eingewandert sei, so bleibt es doch räthselhaft, wie die polaren Länder mit ihrer langen Winternacht — unter dem 79° n. Br. etwa 4 Monate während — ganz die gleichen Pflanzenarten erzeugen konnten, wie die Wendekreisländer mit täglichem Lichtwechsel. Aehnliche Bedenken müssen gegen die Hypothese einer früher senkrecht zur Erdbahn gestellten Erdachse erhoben werden. Erwägen wir schließlich, daß auch die Annahme einer Polverschiebung, mag sie auch aus paläontologischen Gründen Manches für sich haben, astronomisch sehr unwahrscheinlich erscheint, so müssen wir constatiren, daß die Wissenschaft zur Lösung der Frage nach den alten Klimaten positive Fortschritte noch nicht gemacht hat. So viel aber wissen wir, daß die theoretisch unzweifelhafte Erkaltung der Erde und der Sonne jedenfalls in einem so langsamen Tempo vor sich geht, daß das Menschengeschlecht von derselben wohl nicht mehr berührt werden wird.

Ein viel greifbareres Interesse bieten der Menschheit aber derartige anscheinend plötzliche Unterbrechungen der allmählichen kosmischen Entwickelung, wie sie in der älteren Quartärzeit — dem Diluvium — über Nordamerika und Europa hereinbrachen. Während dieser Epoche bedeckten sich diese Erdtheile mit einer fast ununterbrochenen Gletschermasse und ging die hochentwickelte tertiäre Flora und Fauna hier unter. Die Frage, ob wir nicht einer neuen Eiszeit entgegengehen, liegt um so mehr nahe, als unzweifelhaft mehrere Eiszeiten nachgewiesen sind. Ueberdies macht das Phänomen bei oberflächlicher Betrachtung, wie gesagt, so sehr den Eindruck einer plötzlichen Katastrophe, daß es füglich nicht Wunder nehmen kann, wenn der Laie vorausgesetzte oder wirklich beobachtete Klimaveränderungen dem Herannahen einer neuen Eiszeit zur Last zu legen liebt.

Trotz allen in letzter Zeit ganz besonders eifrigen Studiums der Geologen und Klimatologen ist die Eiszeitfrage nach wie vor noch ungelöst. Wenn es auch nicht bezweifelt werden kann, daß das Vorrücken der Gletscher und des Polareises durch Temperaturerniedrigungen und daraus resultirende Niederschlagszunahmen verursacht wurde, so bleibt doch die Frage nach der Ursache solcher Wärmeabnahme bestehen. In jüngster Zeit hat Brückner[1] die Ansicht vertreten, daß, da Glacialbildungen periodisch und gleichzeitig auf der ganzen Erde aufgetreten seien, die Ursachen der Wärmedepression nicht tellurischer Natur sein könnten. Dem gegenüber wäre hervorzuheben, daß die Gleichzeitigkeit der Glacialerscheinungen der ganzen Erde oder auch blos der nördlichen Erdhälfte noch nicht erwiesen ist, somit auch die bisher

[1] Klimaschwankungen seit 1700, von Dr. Eduard Brückner, Wien 1890.

allgemeinere Anschauung, daß die Eiszeiten durch Erdoberflächenschwankungen bedingt wurden, nicht beseitigt worden ist. Vergegenwärtigen wir uns, daß das Eismeer während der Eiszeit sich bis nach Mitteleuropa erstreckte und demgemäß enorme Landmassen der Sonnenbestrahlung entzog, daß Grönland auch noch gegenwärtig unter Gletschern begraben liegt, obgleich seine Südspitze den 60° n. Br. erreicht, so verliert die Erscheinung viel von ihrer Räthselhaftigkeit. Da aber ferner Skandinavien, Finnland und Nordrußland sich seit der Eiszeit stetig heben, so entfernt sich auch damit Europa mehr und mehr von den Bedingungen neuer Vergletscherungen. Nun begegnet man freilich nicht selten der Ansicht, es könne der Golfstrom während der Eiszeit eine andere Richtung oder geringere Intensität besessen haben, und sei es ja nicht undenkbar, daß eine ähnliche Ablenkung oder Abschwächung auch jetzt wieder eintreten könne. Dem gegenüber ist einmal zu bemerken, daß der Golfstrom vor Allem ausgleichend auf das Klima wirkt, daß also Europa durch den Verlust des Golfstromes wohl viel kältere Winter, aber auch entschieden wärmere Sommer erhalten, das heißt continentaler und damit der Vergletscherung ungünstiger werden würde. Andererseits aber ist es fast unzweifelhaft, daß der Golfstrom bereits während der Eiszeit in derselben Richtung und Stärke vorhanden war, denn nur daraus ist es zu erklären, daß die Eisbedeckung in Nordamerika um eben so viel weiter nach Süden sich erstreckte als in Europa, wie jetzt solches mit den mittleren Jahrestemperaturen der Fall ist.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die klimatischen Veränderungen der Diluvialepoche, so erhalten wir an der Hand der neuesten Forschung folgendes Bild.

Während der ersten posttertiären Eiszeit war, wie erwähnt, das ganze nördliche Europa vom Ural bis tief nach Mitteldeutschland hinein von einer großen Eismasse bedeckt, aus welcher Britannien und Skandinavien als Centren emporragten. Das Klima mag vielleicht im Mittel nicht kälter, als Südgrönland es jetzt ist, gewesen sein, aber den verhältnißmäßig milden Wintern entsprachen sehr kalte, feuchte Sommer, so daß nur die alpinen Floren des Tertiärs auf eisfreien Hängen diese Umwälzung überleben konnten, während sich die übrigen tertiären Pflanzen und Thiere nach Süden und Osten zurückzogen oder zu Grunde gingen. Mit der darauf wieder eintretenden Bodenerhebung und dem Abschluß vom Polarmeere erwärmte sich Nordeuropa wieder; das Eis zog sich allmählich zurück, die Gewässer verliefen sich, Thiere und Pflanzen wanderten wieder ein. Entsprechend dem noch kalten Sommer breiteten sich zuerst alpine und arktische Flora und Fauna aus. Nordische Moose, Flechten, Haidekräuter und Weidenarten bedeckten das nebelreiche feuchtkalte Land mit Moosmoräften und Tundren,

in denen Lemming, Rennthier, Vielfraß, Eisfuchs, Moschusochs und wahrscheinlich auch schon Mammuth und Nashorn hausten. Mit fortschreitender Erwärmung nahm die Trockenheit zu, und als schließlich Britannien sich mit dem Continent vereinigte, die Nordsee bedeutend zusammenschrumpfte und zwischen Skandinavien und Grönland sich über Island vielleicht eine Brücke bildete, gewann Mitteleuropa, nachdem inzwischen ein gemäßigtes Waldklima den Uebergang gebildet hatte, einen so continentalen Charakter, daß sich die asiatische Steppe bis weit in das westliche Deutschland erstreckte, eine Thatsache, die durch den Nachweis einer typischen Steppenfauna — Springhase, Ziesel, Saigaantilope, wildes Pferd 2c. — durch Nehring[1] über allen Zweifel erhoben worden ist. Allmählich entstand aber wieder eine rückläufige Bewegung. Die Continente senkten sich wieder, das Klima wurde feuchter und schließlich trat sogar partiell eine nochmalige Vergletscherung ein.

Schon vorher war der Mensch bereits aufgetreten, man hat die Spuren seiner Thätigkeit an den Ueberresten von Höhlenbären- und Mammuthknochen, welche unzweifelhaft interglacial sind, sicher constatirt. Auch diese zweite Eiszeit schwand vor dem wieder zunehmenden continentalen Charakter des Klimas dahin, und da sie überhaupt nur insular aufgetreten zu sein scheint, so konnten Flora, Fauna und Mensch verhältnißmäßig rasch von dem in allen seinen Theilen wieder bewohnbar gewordenen Lande wieder Besitz ergreifen. Die Zeit der Höhlenbären, der Höhlenhyänen, des Mammuth u. a. m. hatte sich bereits überlebt, aber noch lebten das wilde Pferd, das wilde Rind, das Rennthier, das Elenn, der Riesenhirsch und vielleicht auch noch das Nashorn in dieser grauen Vorzeit, in welcher die Menschheit mit dem sogenannten Steinzeitalter auf der bis zur Gegenwart ununterbrochenen Culturentwickelung die erste Sprosse erklomm.

Mag man die Ursachen dieser diluvialen Klimaschwankungen in Oscillationen der continentalen Configuration oder außertellurischer Wärmefactoren sehen, jedenfalls kann nach den neuesten Forschungen eines Blytt[2], Brückner, Drude[3], Engler[4], Köppen[5], Nehring, Petersen[6] u. a. m. darüber kein Zweifel bestehen, daß die klimatische Entwickelung der Quartärzeit den geschilderten Verlauf genommen hat und daß die Gegenwart sich in der

[1] Ueber Tundren und Steppen der Jetzt- und Vorzeit, von Dr. A. Nehring, Berlin 1890.

[2] Die Theorie der wechselnden continentalen und insularen Klimata von A. Blytt.

[3] Handbuch der Pflanzengeographie von Dr. O. Drude, Stuttgart 1890.

[4] Entwickelungsgeschichte der Pflanzenwelt von Dr. A. Engler, Leipzig 1879.

[5] Geographische Verbreitung der Holzgewächse des europäischen Rußlands und des Kaukasus von Fr. Th. Köppen, Petersburg 1889.

[6] Die Lepidopterenfauna und die Eiszeit von W. Petersen, Petersburg 1888.

Uebergangsperiode vom Waldklima zu einer neuen Steppenzeit befindet. Berücksichtigen wir ferner, daß, so weit menschliche Ueberlieferung zurückreicht — in Egypten, China und Indien viele Jahrtausende — einerseits sich bestätigt, daß keine Temperaturdepression stattgefunden hat, andererseits aber wohl eine Trockenheitszunahme, jedoch kaum eine merkbare Temperaturerhöhung zu constatiren ist, so wird man in Anbetracht dieser so enorm langsam vor sich gehenden Entwickelung und da überdies die Wärmebewegung sich in steigender Tendenz befindet, wohl eingestehen müssen, daß die Menschheit sich der Furcht vor der — immerhin noch nicht als nothwendig erwiesenen — nächsten Eiszeit ruhig entschlagen kann; und sollte der Gedanke, daß nach einigen Jahrtausenden die ganze menschliche Cultur der Gefahr der Vereisung entgegenginge, auf ein in dieser Cultur den höchsten Inhalt des Menschenlebens erblickendes Gemüth doch nicht ohne Eindruck bleiben, so giebt es auch dafür noch den Trost, daß die Menschheit in dieser unabsehbar langen Zeit die Naturkräfte sich so weit dienstbar gemacht haben mag, daß sie auch gegen eine neue Eiszeit gewappnet ist.

Wir wenden uns jetzt unserem Heimathlande zu und wollen prüfen, wie weit dasselbe an dieser geologischen Entwickelung, der es im Allgemeinen natürlich mit unterworfen war, auch bezüglich der einzelnen Phasen Theil genommen hat, wobei wir jedoch vorausschicken müssen, daß hier der Forschung noch ein sehr großes Arbeitsfeld vorbehalten ist.

Zuvörderst wäre zu betonen, daß hier zu Lande zwei Vereisungen bisher noch nicht constatirt worden sind. Wie schon oben bemerkt, trägt die Diluvialperiode der baltischen Tieflande durchaus den Charakter mariner Bildung[1] und fehlen die Spuren von Gletschern im eigentlichen Sinne des Wortes. Wenn nun einerseits hieraus geschlossen werden darf, daß die Vereisung hier vorwiegend der Invasion des Polareises zugeschrieben werden muß, und andererseits eine zweimalige Senkung unseres Gebietes nicht erwiesen ist, so ergiebt sich daraus die Wahrscheinlichkeit, daß hier während der jüngeren Eiszeit keine Vergletscherung stattgefunden hat. Nichtsdestoweniger mußten sich die Einflüsse, welche in benachbarten Ländern neue Glacialbildungen hervorriefen, auch hier geltend machen, und zwar in der Herbeiführung eines feuchten gemäßigtkühlen Klimas. Verfolgen wir, von solcher Anschauung ausgehend, die baltische Quartärentwickelung, so stellt sich das Bild etwa folgendermaßen dar: Hebung des Bodens, Schwinden der Wasser- und Eismassen, Glacialflora (Salix polaris, Betula nana), Tundrenzeit (Rennthier, Vielfraß), Continentalzeit (Mammuth, Rhinoceros, Auerochs), Uebergangszeit (Einwanderung der Birke, Espe, Eiche und der

[1] Geologie von Liv- und Kurland, von Dr. C. Grewingk, Dorpat 1861.

übrigen Laubhölzer), atlantische Zeit (Einwanderung der Fichte), Gegenwart (Uebergangsklima zu einer neuen Continentalzeit). Uns will es scheinen, daß nicht nur unsere Funde fossiler Thier- und Pflanzenreste, sondern auch die Gestaltung unserer gegenwärtigen Waldflora für solche Annahme sprechen. Die jetzt fast allgemein verbreitete Fichte[1] konnte ihre Herrschaft unzweifelhaft erst in einem feuchten Klima begründen, da sie Trockenheit der Luft nicht verträgt. Die Laubhölzer, insbesondere Espe, Eiche und Birke sind in dieser Beziehung viel anspruchsloser, sie werden also nach der (der mitteleuropäischen Steppenzeit entsprechenden) Continentalzeit zuerst eingewandert sein und im Verein mit der Kiefer sich sämmtlichen productiven Bodens bemächtigt haben. Erst als die Atmosphäre ein gewisses Feuchtigkeitsmaß erreicht hatte, konnte die Fichte eindringen. Mit der Zunahme der Niederschläge wuchsen die Ströme und stehenden Wasserbecken an. Steile Hänge wurden vielfach unterspült und die darauf stockenden Wälder im Strombett oder in überschwemmten Niederungen abgesetzt. Hier blieb das Eichenholz wegen seines Gerbstoffgehaltes am besten conservirt und wird als Schwarzeichenholz[2] vielerorts in Menge gefunden. Eine große Anzahl Seen, Flüsse und Moore mag erst in dieser atlantischen Klimazeit entstanden sein. Als jedoch die letzten Spuren der zweiten Eiszeit in Europa schwanden, begann auch hier die Luftfeuchtigkeit abzunehmen, es bildete sich das Uebergangsstadium von maritimem zu excessivem Klima heraus, in welchem wir Livland zu Anfang der historischen Zeit finden. Hat sich nun seither unser Klima verändert?

Zunächst können wir constatiren, daß die ältesten Nachrichten über hochnordische Länder auf keine Klimaveränderung schließen lassen; beispielsweise wird Island von Tacitus, Plinius, Saxo Grammaticus und Adam von Bremen genau so geschildert, wie es der Gegenwart entspricht, ja Plinius giebt sogar die Entfernung des sommerlichen Packeises von der isländischen Nordküste mit den gegenwärtigen Verhältnissen übereinstimmend an. Specielle Aufzeichnungen über Livlands Klima giebt es leider nur ganz vereinzelte. In einer Urkunde vom Jahre 1318 heißt es: cum hiemali praecipue tempore regionis illius pelagus tempestatibus informat, gelu rigescat, nec possit quomodo navigari. Im Jahre 1381 schreibt Heinrich von Langenstein: item Livonia est regio polaris, in tempestate frigida, grossi aëris. Solche Bemerkungen berechtigen natürlich nicht zu irgend

[1] Ueber das Wandern der Fichte von mag. J. Klinge, Dorpat 1892.

[2] Die schwarze Farbe des Schwarzeichenholzes rührt nicht — wie vielfach irrthümlich angenommen wird — von einem vorgeschrittenen Humificirungsproceß her, sondern ist durch Verbindung der Gerbsäure mit eisenhaltigem Wasser — zu Tinte — entstanden, wovon sich Jedermann leicht durch Benetzen von Schwarzeichenholz mit Salzsäure überzeugen kann.

welchen zuverlässigen Schlüssen, ja selbst wenn W. Chr. Friebe im Jahre 1794 schrieb: „Seit Jahrhunderten ist das hiesige Klima milder geworden, wenn wir nicht alle historischen Nachrichten verwerfen wollen; keine allmächtigen Fröste bedecken seit langer Zeit mehr die ganze Ostsee mit Eis, und keine Wanderungen geschehen mehr von Livland nach schwedischen Küsten auf der erhärteten Ostsee" — so müssen wir dem gegenüber hervorheben, daß kalte Perioden auch in der Gegenwart vorkommen und als wirklich maßgebend nur die historisch constatirten und in ihren Ursachen richtig verstandenen Veränderungen von Vegetationsgrenzen angesehen werden dürfen.

Da ist nun vor Allem darauf hinzuweisen, daß der Getreidebau sich bezüglich der angebauten Getreidearten nur darin verändert hat, daß der Winterweizenbau in jüngster Zeit hinzukam und daß die Ernteſicherheit zugenommen hat. Aus der ganzen einschlägigen Literatur gewinnt man den entschiedenen Eindruck, daß im Mittelalter die Ernten sehr oft „verfraureten". Da aber damals weniger Wald und Moraſt vorhanden war als jetzt, so kann man daraus auf eine Klimaverbesserung schließen. Man hat jedoch häufig aus dem Verschwinden des Wein- und Hopfenbaues das Gegentheil ableiten wollen. Darauf ist zu entgegnen, daß der Hopfen auch jetzt hier überall vortrefflich gedeiht und erst die verbesserte Communication und die große Production des Auslandes den hiesigen Anbau aufhören ließen. Was aber den fraglichen Weinbau betrifft, so läßt sich allerdings nicht in Abrede stellen, daß im Mittelalter, wie in Norddeutschland, so auch in Livland Wein gebaut wurde. Da das erzielte Product aber jedenfalls sehr geringwerthig war, so verschwand der Weinbau mit fortschreitender Communication, d. h. mit der Möglichkeit des Bezuges aus südlicheren Landstrichen. Auch mag die Zunge unserer Altvorderen nicht so verwöhnt gewesen sein, wie die unserige. Immerhin ist es nicht uninteressant, daß Mönche und Ordensritter — sie wußten noch nichts von dem Unterschiede der rheinischen und livländischen Vegetationszeit — in der ersten Zeit bei Begründung eines Hofes resp. einer Burg fast nie vergaßen, zugleich einen Weinberg anzupflanzen; ob sie auch was ernteten, wird freilich leider nirgends berichtet. Nur eine einzige Notiz gelang es uns in unserem Urkundenbuche darüber zu finden; im Jahre 1417 schreibt der Comthur von Windau an den Hochmeister: „Wolde juwe erwirdicheit mi noch den schaden uprichten edder doch ein vettken Tornsches wiines darvor senden, den ik um juwer erwirdicheit willen mochte drinken, dat sege ik gerne, wente de wiin jarlingk hir nicht is gedegen." Wie schon bemerkt, ist die Depression der Weinbaugrenze nur auf wirthschaftliche Ursachen zurückzuführen; in Wirklichkeit ist das Klima Europas dem Weinbau eher günstiger geworden, indem, wie Brückner nachweist, seit Mitte des 16. Jahrhunderts eine Verfrühung der Weinernte statt-

gefunden hat. Kann somit ein durch klimatische Ursachen bedingter Rückgang der Culturzonen nicht behauptet werden, so gilt solches in gleichem Maße für die natürliche Vegetation. Hier ist es vor Allem die Eiche, welche dank ihrer mythologischen, ästhetischen und ökonomischen Bedeutung und vermöge ihrer unverwüstlichen Dauer in lebendem wie in subfossilem Zustande seit jeher Gegenstand eines besonderen Interesses gewesen ist und daher bis zur allgemeinen botanischen Erforschung unserer subfossilen Flora den einzigen Anhaltspunkt abgiebt; da aber die Eiche bekanntlich in früheren Zeiten in Livland viel häufiger war und gerade aus diesem Umstande vielfach auf eine Klimaverschlechterung geschlossen wird, so haben wir um so mehr Grund, nach der Ursache des Verschwindens der Eiche zu forschen.

Nun hat uns bereits vor 70 Jahren A. von Löwis in seiner verdienstvollen Monographie „über die ehemalige Verbreitung der Eichen in Liv- und Ehstland" auf Grund historischer und botanischer Untersuchungen darauf hingewiesen, daß das Zurückweichen der Eiche nicht durch eine Klimaveränderung verursacht worden sei. Dem genannten Autor waren aber gewisse wichtige pflanzenphysiologische Momente unbekannt. Wie schon oben hervorgehoben, besitzt die Eiche nebst einigen anderen Gehölzarten eine große Widerstandskraft gegen Trockenheit der Luft und Hitze. In allen excessiven Klimaten, den Steppen und Prärien Südrußlands, Amerikas und Ostasiens spielen deshalb Eichen (nebst Pappeln, Birken und Kiefern) eine wesentliche Rolle. Wir können daher vermuthen, daß die Eiche auch hier zu den ersten Einwanderern nach der mitteleuropäischen Steppenzeit gehörte. Wegen ihrer Ausdauer mag sie auf allen besseren Böden Alleinherrscherin geworden sein. Sie hätte sich diese Stellung unverändert bis auf den heutigen Tag erhalten, wenn nicht mit Zunahme der Luftfeuchtigkeit weniger lichtbedürftige Gehölze, Ahorn, Linde, Erle, Esche und schließlich die Fichte, eingewandert wären. Nicht das atlantischer sich gestaltende Klima an sich war es, was die Eiche zurückdrängte — vermag sie doch im gemäßigten feuchten Schottland ebenso zu gedeihen wie im excessiven trockenen Südrußland — sondern die dadurch ermöglichte Concurrenz anderer Holzarten. Es würde zu weit führen, diesen Proceß aus analogen noch in der Gegenwart sich abspielenden Vorgängen nachzuweisen, jedem Botaniker ist er ohnedies eine feststehende Thatsache. Hingegen muß betont werden, daß, dank dem allen unseren einheimischen Holzarten zukommenden Vermögen, auch unter noch so großer Luftfeuchtigkeit direct nicht zu leiden, der Wechsel der Waldvegetation sich nur sehr allmählich vollziehen konnte. Ja, wir stehen nicht an zu vermuthen, daß noch jetzt der größere Theil der für die Eiche geeigneten Bodenarten von ihr beherrscht würde und durch das nunmehr wieder trockener bezw. excessiver werdende Klima das Vordringen der Schattenholzarten, insbesondere der Fichte, eine

merkliche Verlangsamung erfahren würde, wenn nicht seit Beginn unserer historischen Zeit die Hand des Menschen den natürlichen Gestaltungsproceß in einschneidendster Weise beeinflußt hätte. Noch bis gegen Mitte des 16. Jahrhunderts, also während Livlands goldenen Zeitalters, als entsprechend einer größeren Bevölkerung und höheren Cultur das Waldareal nicht unerheblich geringer war, als in der Gegenwart, muß die Eiche sehr verbreitet gewesen sein. Kirchen und Burgen wurden oft aus Eichenholz gebaut; die Grenzbäume waren meist Eichen; fast alles Werkzeug und Holzgeräth in Stadt und Land scheint aus Eichenholz gefertigt worden zu sein. Besonders bezeichnend ist auch das damals noch häufige Vorkommen von Schwarzwild, schreibt doch Dionysius Fabricius in seiner Chronik: aprorum et ursorum aliquibus in partibus magna multitudo, ut subinde agmina eorum videas.

Die den Untergang livländischer Selbständigkeit herbeiführenden Kriege änderten dieses Bild bald vollständig. Die früheren Ackerfluren bedeckten sich mit Wald, aber nicht mit Eichen, sondern mit leichtsamigen Lichthölzern (Espe, Birke, Weißerle), Versumpfungen und Waldbrände mögen viele Eichenbestände vernichtet haben. Während der schwedischen Zeit hatte dann das Eichenholz offenbar bedeutend an Geldwerth zugenommen, denn die in 80er Jahren des 17. Jahrhunderts hereinbrechende Unsicherheit privater Eigenthumsrechte scheint zu einer fieberhaften Ausnutzung desselben geführt zu haben. Ein trauriges Bild, das aber an Klarheit nichts zu wünschen übrig läßt, erhält man aus den meist noch vorhandenen Wackenbüchern vom Jahre 1690, da in denselben der Eichenwald specielle Berücksichtigung erfuhr. Wir lassen nachstehend die Notizen für die Güter Südlivlands folgen. In der Rubrik „Eichenwald" findet sich die lakonische Bemerkung „Nichts" oder „Keiner" bei folgenden Gütern: Zarnikau, Hinzenberg, Keckau, Bersemünde, Pulkarn, Kirchholm, Uexküll, Lindenberg, Borcowitz, Turkaln, Pröbstingshof, Rodenpois, Podekay, Henselshof, Planup, Schillingshof, Nurmis, Lemburg, Martzingshof, Wittenhof, Klingenberg, Sudden, Suddenbach, Adamshof, Kaltenbrunn, Nachtigall, Strömbergshof, Schliepenhof, Baldingshof, Siggund, Wattram, Kaipen, Laubern, Saadsen, Fistehlen, Weißensee, Hohenheide, Taurup, Roemershof, Clauenstein, Stockmannshof, Grütershof, Ohselshof, Ogershof, Lemsal, Nabben, Sepküll, Eck, Napküll, Kalnemoise, Nötkenshof, Blumenhof, Wilkenpahlen, Blumbergshof, Pebalg, Teutschenbergen, Grothusenhof, Hohenberg, Sustell, Schujen, Kudling, Sermus, Lodenhof, Lösern, Lubey, Erlaa, Jummerdehn, Zirsten, Fehgen, Burtneck, Rantzen, Saulhof, Lisden, Wredenhof, Heidekenshof, Bauenhof, Wilsenhof, Ottenhof, Wohlfahrt, Sackenhof, Wrangellshof, Wittkop, Wolmarshof, Kokenhof, Kaugershof, Muremoise, Mojan, Strickenhof, Lenzenhof, Duckern, Dubinsky, Spahrenhof, Ramelshof, Ramotzky, Drobbusch.

Nähere Auskünfte bezw. Motivirungen finden sich für folgende Güter verzeichnet; unter der Rubrik „Eichenwald" heißt es bei:

Dahlen: „keiner mehr übrig, denn was vor deme gewesen, sey ausgenützet."

Hilchenshof: „nichts als eintzeln Bäume an der Aa."

Allasch: „an der Lemburg'schen und Schöneck'schen Gräntze etwas an eintzelen Bäumen."

Segewold: „kein außer eintzelen Bäumen, die nicht viel dienlich sind."

Nitau: „eintzele Bäume zur Hofesnothdurfft allein."

Fossenberg: „einige knastige eintzele Bäume."

Schöneck: „nur einige unnützliche Bäume."

Jürgensburg: „eintzele Bäume zur Benöthigung, werde aber daraus nichts zu Gelde gemacht."

Sunzel: „schlecht und nur eintzele Bäume; der rechte Waldt nach der Oger ist vor Jahren durch den Buschbrandt ruiniret."

Altenwoga: „zur Benöthigung der Wirthschaft."

Fehren mit Essenhof: „wenig und nur einzele Bäume."

Lennewaden mit Ringemundt: „nach der Oger und nach der Sunzelschen Grentze, und sey die Jahre, so lange sich die itzigen Leute erinnern können, darinnen doch nur allein Klappholtz gearbeitet, biß Anno 87 exclusive. Die Quantität des Klappholtzes, so geschlagen, weiß Niemand umbständlich zu berichten."

Groß-Jungfernhof: „von untauglichen und jungen Bäumen weil biß 83 von denen damahligen Erbherren zu Schiffsholtz ist gantz ausgearbeitet worden."

Ascheraden: „wenig und nur junge Bäume, weil selbiger vor der Reduction ausgearbeitet worden."

Langholm: „nicht, nur eintzele Bäume hin und wieder; sey vor Jahren ausgearbeitet worden von den alten Erbherren."

Kokenhusen: „welcher nach Hirschhoff hin und hinter Kroppenhof belegen, soll mehrentheils vor der Reduction sehr ausgenützet seyn, und was itzo vorhanden entweder untauglich oder jung Holtz seyn."

Kroppenhof: „anitzo wenig guhts, und nur knastige oder junge Bäume, weilen die besten Eichen zu des Seel. Oberst-Lieut. Kampenhausens Arende Zeit zu Aschtonnen in großer Quantität außgehauen, auch vor vier Jahren zu des Ambtmanns Ebels Zeit der H. Oberster Cronstern vermittelst gemachten Contract mit dem damaligen possessore Lawenstein zu Schiffsholtz 98 Stämme laut beygebrachten Stocke von dem Starost

Kannipan Hinrichs auch vor dem, so aber ihnen unwissend wieviel es gewesen, außarbeiten lassen."

Bewershof: „vor der Reduction ausgenützet und sey das, was vorhanden ist, entweder untauglich oder Jungholtz."

Ronneburg: „ist beim Schloße und darunter gelegenen Höffen, wie wohl gar weit abgelegen, soviel vorhanden als man zu bedürfftigen Bier Tonnen und Butter Vierteln bey den Höffen gebrauchet; der Ohrt heißet Tomaschk, welcher durch den schädlichen Busch- und Waldt-Brandt aber sehr geschwächt und meistentheils verdorben."

Serben mit Drostenhof: „wahre anders nicht als in einer Gegend so Tomaschk geheißen zur Hofesnothdurfft, worin doch der Buschbrandt großen Schaden gethan."

Bilskenshof: „giebts bey diesem Guth kein, es sey denn das hin und her Eintzele Bäume zu finden wahren."

Serbigall: „giebts bey diesem Guthe nicht, sondern nur Eintzele hohle Bäume."

Neuhof: „sey etwas und zur Nothdurfft, so das man Tonnen und ander nötiges Hausgeräth haben könte."

Ramkau: „giebts auch etwas alhie und würde dasselbe nur zu nothwendigem Hausgeräth und Bier Tonnen gebrauchet."

Caltzenau: „der Staroften Außage nach, wahre nicht mehr, alß am Ohrt Augst Lappe genandt vorhanden, da nichts mehr als nur Brackwerk gebe und köndte keine sonderliche Eichene Gefäßer davon gemacht werden."

Trikaten: „es wären keine große Eichen vorhanden, nur bei der Aa findet man einige junge, doch sehr sparsahm."

Für die übrigen Güter Südlivlands stand uns das Wackenbuch von 1690 leider nicht zur Verfügung; wir dürfen jedoch annehmen, daß wir daraus kein abweichendes Bild erhalten hätten. Die Eichenwälder Livlands waren also dahin, an ihnen gab es bereits vor dem nordischen Kriege „nichts mehr zu zerstören".

Erwägen wir ferner, daß in allen durchplänterten Waldestheilen die Fichte eindrang, daß die durch den nordischen Krieg verödeten Culturländereien und geschaffenen Brandflächen sich mit der leichtsamigen Birke und Espe überzogen, daß eine Wiederverbreitung der Eiche nur längs den Flußthälern stattfinden konnte, wo das fließende Wasser die Samen verschleppte, und schließlich daß die Getreidecultur sich von jeher zuerst desjenigen Bodens bemächtigte, „da Eichenbäume gestanden", — so wird es klar, daß hier nach klimatischen Ursachen zu suchen verfehlt wäre, ja wir

müssen füglich staunen, daß sich die Eichen Livlands trotz aller Unbillen in solcher Zahl und Stattlichkeit bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Mögen sie ihr stolzes Geschlecht in eine bessere Zeit hinüberretten!

Schon oben haben wir erwähnt, daß das Klima Europas und Mittelasiens seit der zweiten Glacialperiode bezw. der dieser entsprechenden atlantischen Zeit trockener wird. Das stetige, wenn auch in kurzen Zeiträumen oscillirende Zurücktreten von Seen, die Erweiterung der Steppen, die Wasserabnahme in den Flüssen, es sind das Thatsachen, die in ihrer Allgemeinheit schon an sich darauf schließen lassen, daß nicht, wie gleichwohl oft angenommen wird, die fortschreitende Entwaldung und Entwässerung, sondern allgemeinere Ursachen hier zu Grunde liegen. Das Zurückweichen der Gewässer hat nicht erst in historischen Zeiten, sondern — wie zurückgelassene Dünenbildungen erweisen — auch schon früher, ja auch in Gegenden stattgefunden, wo menschliche Eingriffe überhaupt ausgeschlossen sind. Ueberdies hat Brückner kürzlich nachgewiesen, daß eine Beeinflussung der Niederschlagsmengen durch Veränderung der Waldverhältnisse überhaupt noch sehr zweifelhaft erscheint. Wollte man also der Entwaldung und Entwässerung auch eine Einwirkung auf das Klima nicht absprechen, so kann solche doch nur von localer und geringfügiger Bedeutung sein. Um auf das Klima wirklich umgestaltend zu wirken — und wir können uns nicht verhehlen, daß solches, bei der continentalen Tendenz der Klimaveränderung, für die schon jetzt unter der Dürre leidenden Länder eine Lebensfrage ist — bedürfte es energischerer Einflüsse. Wird es der Menschheit gelingen, solche zweckentsprechend in Thätigkeit zu setzen?

Theoretisch wäre solches nicht unmöglich, könnte doch beispielsweise der Kaspische See durch Schaffung eines Zuflusses aus dem gegen 80 Fuß höher gelegenen Schwarzmeere um ein Drittel vergrößert werden, könnten doch durch Aufstauungen große Wasserbecken geschaffen, durch Entwässerungen eben solche — wir erinnern an den Peipussee — trocken gelegt werden, Maßnahmen, welche nicht nur direct den Feuchtigkeitsgehalt der Luft, sondern auch die barometrischen Verhältnisse sehr wesentlich modificiren würden. Deuten wir schließlich an, daß die Entstehungsnatur der unsere nordeuropäischen Witterungsverhältnisse so wesentlich bedingenden Cyclone bisher noch nicht vollkommen aufgeklärt ist, es aber nicht undenkbar wäre, daß dieselben durch verhältnißmäßig geringfügige Störungen der labilen Gleichgewichtslage großer Kraftmassen in Bewegung gerathen, daß ferner in den von der Erdoberfläche zurückgeworfenen Sonnenstrahlen eine ganz unberechenbare Wärme ungenützt in den Weltraum verloren geht, — so dürfen wir nicht mit Unrecht annehmen, daß die Menschheit auf dem Gebiete der Klimaveränderung einst eine ungeahnte Thätigkeit entwickeln wird.

Mit dem Wunsche, daß solche einstmals auch unserem Lande zum Segen gereichen möge, nehmen wir von unserem freundlichen Leser Abschied. Wenn er die Geduld hatte, uns bis hierher zu folgen, so schließen wir daraus, daß es uns gelungen ist, seinem Interesse für unser Heimathland entgegenzukommen.

Roemershof, im Februar 1893.

Max von Sivers.

Der Yellowstone-Park.

In der nordwestlichen Ecke des Staates Wyoming, dort, wo an denselben Montana und Idaho grenzen, liegt das großartigste und in seinen Erscheinungen mannigfaltigste Geysir-Gebiet der Erde. Bis 1863 war dieser zauberhafte Landstrich Nordamerikas nur Wenigen bekannt, und die spärliche Kunde der Naturwunder, die er barg, stammte aus dem Munde von Jägern und Fallenstellern, die auf ihren Jagdzügen in diesen Theil des Felsengebirges verschlagen wurden und die wunderbarsten Dinge zu berichten wußten. Ihren Erzählungen wurde nach uralter Erfahrung kein Glauben geschenkt und die gemeldeten Naturerscheinungen somit ins Reich der Fabel verwiesen. Die ersten sicheren Nachrichten stammen von einem Capitän W. W. De Lacy, der an der Spitze einer nach edlen Metallen fahndenden Gesellschaft (Prospectors) im Jahre 1863 das untere Geysir-Becken besuchte. — Sein Bericht, der, mit vorläufigen topographischen Aufnahmen begleitet, im Jahre 1864—65 vom Staate Montana herausgegeben wurde, scheint wenig oder gar keine Aufmerksamkeit erregt zu haben, denn bis 1871 wurden nur wenige und in ihren Erfolgen kaum nennenswerthe Expeditionen in dieses Gebiet unternommen. Erst im genannten Jahre wurde dasselbe von Dr. Hayden genau begangen und untersucht. Karten und geologische Aufnahmen wurden von der topographischen und geologischen Landesanstalt in Washington veröffentlicht und erregten das allgemeine Interesse. Dr. Haydens Vorschlag, dieses Wunderland zum Nationaleigenthum zu machen und somit gegen Ansiedelung und Ausbeutung zu schützen, wurde 1872 vom Congreß fast einstimmig angenommen. Das Areal des Yellowstone-Parks ist in den letzten Jahren um ein Beträchtliches erweitert worden und hat jetzt eine

Ausdehnung von ungefähr 5575 englischen Quadratmeilen (= 14,559 □ km.). Als Nationalpark ist er das Eigenthum jedes einzelnen Bürgers der Vereinigten Staaten und wird vielfach zu Sommerausflügen auserwählt. Von den am dichtesten bevölkerten östlichen Städten und Landstrichen ist er allerdings sehr weit entfernt und z. B. von Newyork nur in einer ungefähr viertägigen Eisenbahnfahrt zu erreichen. Die Beförderungsmittel und die Verpflegung sind aber sowohl auf den Bahnen, wie im Park selbst so vortreffliche, daß ein Besuch des Yellowstone-Parks ohne besondere Ermüdung, ja sogar ohne bedeutende Kosten bewerkstelligt werden kann. Es strömen daher auch jährlich viele Tausende von allen Theilen der Vereinigten Staaten hier zusammen, in erster Linie, um die Naturwunder und Schönheiten, die der Park birgt, zu besichtigen, dann aber auch, um die herrliche Luft zu genießen, sich in der Stille der Wildniß auszuruhen oder an den außerordentlich fischreichen Gewässern ihr Glück mit der Angel zu versuchen.

Die Höhenlage des im Herzen des Felsengebirges gelegenen Yellowstone-Parks ist eine sehr bedeutende, da das westliche Tafelland der Vereinigten Staaten mit seinen ausgedehnten Prärien allmählich, aber stetig zu diesem Gebirgszug hin ansteigt und man sich in Montana, am Fuße desselben, schon in einer ganz beträchtlichen Höhe befindet. Die mittlere Höhenlage des Nationalparks, durch dessen südlichen Theil die continentale Wasserscheide hindurchgeht, beläuft sich auf ungefähr 8000 engl. Fuß (ca. 2438 M.), dürfte also etwa derjenigen des Oberengadin entsprechen. Wunderlich berührt es Einen, daß die Erhebungen und Berge eine scheinbar sehr geringe Höhe haben und somit gänzlich des Hochgebirgscharakters entbehren. Demgemäß fehlt hier auch die Großartigkeit der landschaftlichen Bilder, wie wir sie in den Alpen zu finden gewohnt sind, fast gänzlich. Der größte Theil des Parks, den man durchquert, um die berühmten Geysirregionen zu besuchen, ist ein Hochplateau, das von zahlreichen Wasserarmen durchschnitten und ungemein reich an kleinen Seen ist. Rings herum ragen Höhenzüge und einzelne Bergkegel, die durch ihre Form und Gestalt einen eben so abwechselungsreichen, wie lieblichen Anblick gewähren.

In der südwestlichsten Ecke des Parks liegt in einer Höhe von 7741 engl. Fuß (= 2359 m) der ca. 363 □ km. große Yellowstonesee. Dieser höchst gelegene und umfangreichste aller Gebirgsseen Nordamerikas ist einer der anmuthigsten seiner Art. Die theils flachen, theils hügeligen Ufer sind mit dunkeln Nadelholzwäldern bedeckt, aus denen hie und da die schneeweißen Dampfwölkchen der heißen Quellen und Geysir aufsteigen. Im Hintergrunde ragt vor den in der Ferne bläulich schimmernden Bergketten der zum See hin weit geöffnete erloschene Krater des mächtigen Vulkans Mt. Sheridan in seinen düsteren Formen am Horizont empor.

Während die Landschaft bisher durch den steten Wechsel von bewaldeten Höhen, Wiesen, Seen und Flüssen dem Auge des Beschauers eine Reihe lieblicher Bilder bot, befindet man sich am Rande der gewaltigen Schlucht, welche der aus dem Yellowstone-See entspringende Yellowstone-Fluß durch das Washburne-Gebirge genagt hat, vor einer Scenerie, die in ihrer Wildheit und Farbenpracht nur von dem Grand Cañon des Coloradoflusses in Arizona übertroffen wird. Diese breite, von Wäldern umsäumte Schlucht hat eine Tiefe von gegen 1000 engl. Fuß (= 305 m.). Die in Säulen, Zinnen und Zacken zerrissenen vegetationslosen steilen Wände dieses Cañon bestehen aus vulkanischem Gestein (Rhyolith), das durch den Einfluß von heißen Dämpfen und Gewässern zersetzt ist und alle Farbenabtönungen vom reinsten Weiß, Gelb, Orange, Rosa, Roth bis ins tiefste Braun aufweisen. Dadurch, daß die hellen Farbentöne vorherrschen, glüht Alles in einer Pracht, wie man sie nur unter einem südlichen Himmel zu finden gewohnt ist. Durch diese feenhafte Schlucht stürmt der leuchtend smaragdgrün gefärbte Fluß hindurch, indem er mehrere herrliche Wasserfälle bildet, von denen der bedeutendste (Lower Falls) eine Tiefe von 310 engl. Fuß (94 m.) hat.

Aber nicht die landschaftlichen Reize sind es, welche die Berühmtheit des Yellowstone-Parks begründet haben, sondern die sichtbaren und äußerst mannigfaltigen Symptome einer ehemals bedeutenden, jetzt im Erlöschen begriffenen vulkanischen Thätigkeit. Fast das ganze Gebiet des National-Parks ist vulkanischen Ursprungs, und der Boden besteht daher aus eruptiven Gesteinen, Andesiten, Rhyolithen und Basalten, Tuffen, Obsidianen und Gläsern, die als flüssiger Magma aus dem Erdinnern hervorgedrungen sind und nach der Erstarrung, je nach den Ausbruchszeiten, eine verschiedenartige Zusammensetzung zeigen. — Die vulkanischen Eruptionen in Verbindung mit großartigen Kraterbildungen begannen zu Anfang der Tertiärzeit. Enorme Massen flüssiger Materie strömten von den Ausbruchscentren aus und bedeckten in glühenden Strömen weite Strecken. Die Heftigkeit der ersten Eruptionen dauerte bis zur Mitte der Tertiärzeit und nahm dann allmählich ab. Zu Beginn der Diluvialzeit haben nur unbedeutende Eruptionen stattgefunden, und bald erlosch die vulkanische Thätigkeit vollständig. Kurz darauf wurde Alles mit Schnee und Eis zugedeckt. Nordische Gletscher schoben ihre starren Massen über die erkalteten Ströme vulkanischen Ursprungs und niedrig gelegenen Krater hinweg, und schließlich wurde ein großer Theil der nicht aus festem Gestein gebildeten Erhebungen von den Fluthen der abthauenden Gletscher hinweggeschwemmt. Die Ruinen gewaltiger Vulkane, die enormen Massen eruptiven Gesteins zeugen noch heute von der heftigen vulkanischen Thätigkeit, die in früheren Zeiträumen hier geherrscht hat. Obgleich alle

Krater erloschen sind, hat das Erdinnere seine Gluth bewahrt und sendet das in die Tiefe gedrungene meteorische Wasser in theilweise überhitztem Zustande oder in Dampfform aus allen Spalten und Oeffnungen zur Oberfläche empor.

Gleich beim Eintritt in den Yellowstone-Park von Norden her erblickt man die imposanten Sinterterrassen der heißen Mammuthquellen (Mammoth Hot Springs). Das krystallklare heiße Wasser hat die hier vorhandenen Kalkschichten durchbrochen und entnimmt denselben in großen Mengen doppeltkohlensauren Kalk. Dieser wird von den Quellen an ihrem Ursprung und auf ihrem Wege ins Thal hinab in Form von Stalaktiten und traubenartigen Massen abgesetzt. Hierdurch sind mächtige Terrassen aufgebaut worden, und es entstehen noch jetzt an denselben die phantastischsten Gebilde, wie prächtige Becken und Wannen, prachtvolle schneeweiße Cascaden und Kanzeln, die hie und da mit zierlichen moosartigen Ueberzügen und Verzierungen geschmückt sind.

Nicht allein die Verdunstung des langsam herabrieselnden Wassers bewirkt den Absatz des Kalktuffs, sondern unzählige winzige Algen aus den Familien der Phycochromaceen, Confervaceen und Zygnemaceen haben sich in den Becken und Rinnsalen angesiedelt, entziehen dem Wasser große Mengen mineralischer Bestandtheile, haben sehr wesentlich zum Aufbau der riesigen Sinterterrassen beigetragen und arbeiten auch jetzt noch rastlos und stetig an der Vergrößerung und Ausschmückung derselben. Wenn auch der doppeltkohlensaure Kalk bei den heißen Quellen bei Weitem überwiegt, so findet man, allerdings in geringen Mengen, auch Verbindungen von anderen Stoffen, wie z. B. von Eisen, Mangan, Magnesium und Natrium. Einige von diesen Substanzen geben den Algen die zartesten und prächtigsten Farben, und die Ränder und Seiten der Becken und Wannen entzücken daher oft das Auge des Beschauers durch ihre citronengelbe, scharlachrothe, rosa und hellgrüne Färbung, wie man sie in dieser Abwechselung und Reinheit kaum irgendwo anders in der Natur finden dürfte. Die Temperatur der 75 thätigen Quellen der Mammoth Hot Springs schwankt zwischen 80 und 165° Fahrenheit. Auf 1000 Gr. Wasser kommt ca. 1 Gr. mineralischer Bestandtheile, kohlensaurer Kalk (24,6 pCt.), schwefelsaures Natron (35,5 pCt.), Chlornatrium (Kochsalz) (13,5 pCt.), schwefelsaurer Kalk (13,5 pCt.) und geringe Mengen von Kieselerde und anderen Stoffen.

Alle übrigen im Yellowstone-Park zu Tage tretenden heißen Gewässer unterscheiden sich von den Mammoth Hot Springs dadurch, daß sie vorherrschend gelöste Kieselsäure führen und somit nicht Kalktuff, sondern Kieselsinter absetzen. Der Boden in der Umgebung der heißen Quellen und

Geyſir iſt mit dieſer ſchneeweißen Maſſe bedeckt. Auch hier ſind es bei großen Hitzegraden gedeihende Algen, die an dieſen Ablagerungen und an dem Aufbau der oft wunderlich geformten Sinterkegel der Geyſir theilgenommen haben und Waſſerbecken und Canäle oft mit den reizendſten Farben ſchmücken.

Die Zahl der im Park verſtreuten Geyſir, heißen Quellen und Schlammkeſſel beträgt über 3500; dieſelbe würde ſich wahrſcheinlich verdoppeln, wollte man die zahlreichen Fumarolen und Solfataren hinzurechnen. Die Hauptcentren der Springquellen liegen in drei Bodeneinſenkungen, die Norris-Baſin, Lower and Upper Geyſir-Baſin genannt werden. Alle Erſcheinungsſtadien ſind hier vertreten. Aus entblößten, dunklen Felſenſpalten entweichen wie aus dem Ventil eines Dampfkeſſels unter fürchterlichem Ziſchen und Brauſen enorme Quantitäten von Dampf, die zahlloſe feine Waſſerpartikelchen mit ſich fortreißen und hoch in die Lüfte emporſchleudern.

An anderen Stellen ſind dieſe continuirlichen Dampfausſtrömungen durch ſtarke Waſſerzufuhr in unterirdiſchen Canälen verhindert. Die in den Spalten aufgethürmten Waſſermaſſen üben einen gewaltigen Druck auf die dem feurigen Erdinnern zunächſt liegenden, zum Theil in Dampf umgewandelten Waſſertheile aus. Der Druck der geſpannten Waſſerdämpfe im unterſten Theil der Felſenſpalte genügt aber noch nicht, um die auf ihr laſtende Waſſerſäule heraufzutreiben. Der Spiegel des Waſſerbeckens, das den Krater, d. h. die Ausbruchsöffnung der Geyſir ausfüllt, iſt glatt und unbeweglich, nur hie und da kräuſelt eine aufſteigende Gasblaſe für einen Augenblick deren Oberfläche. Bald nimmt aber die Spannung der Dämpfe in der Tiefe durch den Einfluß der unterirdiſchen Gluthen mehr und mehr zu. Druck beginnt gegen Druck zu wirken. Schon hat der eingepreßte Dampf den Druck der Waſſermaſſe um ein Weniges überholt; die bis dahin ſo ruhige Oberfläche des Beckens beginnt auf- und niederzuwogen und der Inhalt über den Rand überzufließen. Da auf einmal hat der Druck des Dampfes durch die Bewegung und die dadurch verurſachte größere Expanſionsfähigkeit das Uebergewicht erlangt, und plötzlich wird mit donnerartigem Getöſe eine Waſſergarbe, mit Dampf untermiſcht, in die Lüfte geſchleudert. Es gewährt einen prachtvollen Anblick, der Eruption eines großen Geyſir beizuwohnen. Bis zu 400 engl. Fuß ſteigt zum Beiſpiel die Waſſerſäule des Giant unter ohrenbetäubendem Donner, Aechzen, Ziſchen und Praſſeln der explodirenden Dampfmaſſen in die Luft empor, beim Niederſtürzen die ganze Umgebung überſchwemmend. Allmählich läßt die Kraft der Eruption nach, immer tiefer ſinkt der Waſſerſtrahl hinab, immer krampfhafter werden die Bewegungen desſelben, noch einige ſchwache Stöße, ein dumpfes Murren im Erdinnern, und nur eine gewiſſe Erregtheit, ein Aufſchäumen und Brodeln

des Wassers im Ausbruchskessel verräth die eben erfolgte Eruption — kurz darauf ist der Wasserspiegel eben so ruhig und unbeweglich wie zuvor, bis dann nach einem gewissen Zeitraum das Spiel von Neuem beginnt.

Am regelmäßigsten finden die Eruptionen des «old Faithfull» im oberen Geysir-Becken statt. Dieselben treten mit einer fast genauen Pünktlichkeit alle 60 Minuten ein, und die emporgeschleuderte Wassersäule erreicht eine Höhe von 120—140 engl. Fuß. Bei den meisten Geysir sind die Pausen zwischen den Ausbrüchen sehr unregelmäßige und oft von langer Dauer. Manche von ihnen ruhen Monate, ja Jahre, bis sie wieder durch eine eben so plötzliche wie gewaltige Explosion ein Lebenszeichen von sich geben. — Einige Geysir schleudern ihre Wassermassen bis über 400 engl. Fuß in die Höhe, während andere sich mit ein paar Fuß begnügen oder das Wasser ihrer Becken nur aufwallen lassen. Wie groß die ausgeworfenen Wassermassen sein können, zeigen Messungen, nach denen im Jahre 1888 der berühmte, jetzt übrigens im Stadium der Ruhe befindliche Excelsior-Geysir am Firehole-River in der Minute 4400 Gallonen (= ca. 19,800 Lt.) kochenden Wassers dem daneben vorbeiströmenden Fluß zuführte.

Während die Becken der Geysir und heißen Quellen mit krystallklarem, bläulich schimmerndem Wasser, durch das man die am Boden des Beckens befindlichen kleinsten Gegenstände mit einer wunderbaren Deutlichkeit erkennen kann, angefüllt sind, enthalten die trichterförmigen Oeffnungen der Schlammkessel oder Mud-Geysir einen dichten zähen Kieselschlamm. Derselbe ist meist grau, kann aber auch schneeweiß sein oder, durch verschiedenartige mineralische Bestandtheile gefärbt, alle Töne von Gelb, Roth, Grün oder Braun zeigen. Fast durchgängig verschieden gefärbt sind die sogenannten Farbentöpfe (Paint Pots), die am Thalrand zwischen den Norris- und unteren Geysir-Becken liegen. Es ist ein lustiger Anblick, das Spiel dieser sonderbaren kleinen Geysir zu beobachten. Fortwährend steigen aus der breiigen Masse Dampfblasen auf, große und kleine Fetzen des Schlammes werden von ihnen hoch in die Luft geschleudert und fallen in Form von nach unten geneigten Blüthenkelchen oder in anderen zierlichen Gestalten wieder in den Trichter zurück.

So anmuthig das Spiel dieser Farbentöpfe, so abschreckend häßlich ist das Gebahren des Mud-Geysir am Yellowstone-Fluß, 7 engl. Meilen vom gleichnamigen See. An einem steilen Bergabhang in unmittelbarer Nähe der Straße erblickt man eine düstere Höhle, deren Oeffnung von einem aus schmutzig gefärbtem, ausgeworfenen Schlamm gebildeten rundlichen Wall umgeben ist. Tritt man auf diesen Wall, so sieht man, wie eine ekelhaft graue und schleimige Masse, die den Boden des Kessels erfüllt, ab-

wechselnd mit dumpf gurgelnden und röchelnden Tönen von einer Felsspalte eingeschlürft und unter Knurren und Aechzen mit Heftigkeit wieder ausgeworfen wird. Wollte man den Eingang in die Unterwelt darstellen, so könnte ein auch mit der kühnsten Phantasie angefertigtes Bild nicht annähernd das Grauenhafte und Unheimliche wiedergeben, wie es bei dieser gähnenden Felsöffnung zum Ausdruck kommt.

Die Geysir und heißen Quellen besitzen gewöhnlich eine Temperatur, die dem Siedepunkt nahe kommt oder ihn erreicht. In der Spalte der „Gianteß" fand man sogar in einer Tiefe von 18 Metern überhitztes Wasser von 121° Celsius. Die in der Tiefe überhitzten Gewässer entnehmen beim Aufsteigen den die Spalten bildenden vulkanischen Gesteinen einen Theil ihrer mineralischen Bestandtheile, vor allen Dingen die leicht löslichen kieselsauren Alkalien und freie Kieselsäure. Auf 1000 Gr. Wasser kommen $1,_2$ bis $1,_6$ Gr. mineralischer Substanzen, davon sind 20—28 pCt. Kieselerde, 21—35 pCt. Chlor, 19—26 pCt. Natrium, 1—24 pCt. Kohlensäure und ferner geringe Mengen anderer Stoffe.

Die drei großen Geysir-Basins, auf denen Quelle neben Quelle, Geysir neben Geysir sich befinden, gewähren durch die den Boden auf weite Strecken bedeckenden schneeweißen Sinter, der in der Sonne glitzert und funkelt, und die auf den Flächen stehen gebliebenen abgestorbenen Bäume, an denen Tausende winziger Kieselincrustationen blitzen, im Gegensatz zu dem umgebenden düsteren Nadelwald ein fast winterliches Bild. Belebt wird dasselbe durch die wunderlichen Gebilde aus Kieselsinter, die die Oeffnungen der Geysir umgeben und bald an kleine Schloßruinen oder Thurmreste, bald an einen Bienenkorb, Mooshügel oder einen riesigen Schwamm erinnern. Ueberall steigen Dampfsäulen auf, und hie und da verkündet eine hohe Wassergarbe und dumpfes Donnern, Rauschen und Prasseln den Ausbruch eines Geysir.

Wie bereits erwähnt, springen die Geysir, vor allen Dingen die mächtigsten unter ihnen, in sehr unregelmäßigen Zwischenräumen, und mancher Tourist wartete vergeblich auf die Eruption eines der großen Herren. Da wurde durch Zufall ein Mittel entdeckt, durch welches man den Ausbruch in vielen Fällen direct herbeiführen oder wenigstens beschleunigen konnte.

Im Jahre 1885 ließ ein biederer Chinese, der, wie fast allgemein in Nordamerika, das Amt einer Waschfrau im Hotel des oberen Geysir-Basin verrichtete, zufällig in eine heiße Quelle, der er seinen Bedarf an kochendem Wasser entnahm, ein Stück Seife fallen. Zu seinem großen Schreck erfolgte sofort eine heftige Eruption der bisher ruhigen und thatenlosen kleinen Quelle, die sich durch diese Reizung plötzlich als Geysir ent-

puppte. Dies Ereigniß wurde rasch bekannt, und fast jeder Besucher des Yellowstone-Parks suchte die Natur seinem Vergnügen dienstbar zu machen, indem er unpünktliche Geysir einseifte. Die Folge war nicht nur ein enormer Verbrauch an Seife in den Hotels (jeder Gast erhält in den amerikanischen Gasthäusern im Gegensatz zu den europäischen ein Stück Seife zu eigenem Gebrauch), sondern ein merklicher Rückgang in der normalen Thätigkeit der so arg mißhandelten Geysir. Die Regierung der Vereinigten Staaten, die durch ihre Cavalleriepoſten im Park eine ungemein genaue und strenge Aufsicht führen läßt, steuerte diesem Unwesen sehr bald mit Erfolg. Es wird im Yellowstone-Park äußerst despotisch gegen solche vorgegangen, die sich einer, wenn auch nur geringen Uebertretung der vorgeschriebenen Gesetze schuldig machen. Solche müssen ohne Aufschub das Gebiet des Parks verlassen und können von Glück sagen, wenn sie nicht gezwungen werden, zu Fuß unter dem zweifelhaften Schutz einer Escorte an die Grenze zu wandern.

Die Hauptaufgabe der Besatzung des Parks und ihres Commandeurs ist der Schutz der prächtigen Bildungen der heißen Quellen und Geysir gegen zerstörende Eingriffe der Touristen. Welcher Art diese sein können und von welchen Personen sie unternommen werden, erfahren wir aus einem höchst originellen Bericht des derzeitigen Superintendenten des Yellowstone-Parks, Capitän Geo. F. Anderson vom 8. Regiment, an das Ministerium des Innern (1891). Der diesbezügliche Passus soll wegen seiner Eigenthümlichkeit wörtlich wiedergegeben werden. «Ladies are the greatest specimen hunters, and often they do not carry their trophies farther then the hotels. By a careful supervision of the guides I have managed to keep this form of vandalism at a minimum. Another source of great annoyance is the persistance, with which men will write their unlovely names on every thing that is beautiful within their reach. This form of barbarism is confined almost entirely to men.»

Die Waldungen und das Wild stehen ebenfalls unter dem Schutz der militärischen Behörden. Die Wälder sind meist undicht und die sie zusammensetzenden Baumarten zeichnen sich weder durch Schönheit des Wuchses, noch durch den Werth ihres Holzes aus. Der häufigste Baum ist die Schwarzkiefer (Black Pine, Pinus Murrayana Balfour) und Weißkiefer (White Pine, Pinus flexilis James); seltener findet man Gelbkiefern (Yellow Pine, Pinus ponderosa Douglas), rothe Cedern (Red Cedar, Thuya gigantea Nutt) und mehrere Pappelarten, letztere in der Nähe von Gewässern. Große Strecken der Waldungen, besonders an den Berghängen,

sind vom Feuer zerstört, und die kahlen Baumgerippe, die in Folge der Witterungseinflüsse eine graue Färbung erhalten haben, bieten dem Auge des Beschauers einen eben so öden wie traurigen Anblick.

In den Wäldern vermißt man, wenigstens im September, die belebende Schaar kleiner Vögel ganz. Der einzige Laut, der die Ruhe stört, ist das grelle Pfeifen und Zwitschern der ungemein zahlreichen und meist lebhaft hin und her huschenden Erdeichhörnchen (Chipmuuk). Hie und da hört man den heiseren Schrei eines Fischadlers oder den klagenden Ruf der Wildgänse und Kraniche, die an schilfigen oder seichten Stellen der Seen und Flüsse zahlreich zu finden sind und vor dem Menschen, da im ganzen Bereich des Parks kein Schuß fallen darf, nur wenig Scheu verrathen. Die Wasservögel sind von allen am zahlreichsten vertreten. Wohl das interessanteste Thier, das der Park beherbergt, ist der Bison. Dieser gewaltige Wiederkäuer, der noch vor 10 Jahren in ungezählten Schaaren die westlichen Prärien der Vereinigten Staaten bevölkerte, hat im Yellowstone-Park seine letzte Zuflucht und Schutz gegen die rücksichtslosen Büchsen amerikanischer Jäger gefunden. Nach dem oben erwähnten Bericht an das Ministerium des Innern vom Jahre 1891 sollen sich 200—400 Stück im Park befinden und stetig vermehren. Es ist daher die Hoffnung vorhanden, daß der letzte Rest dieser Thiere hier erhalten bleibt. Die Zahl der Wapitihirsche (Elk) wird auf 25,000 Stück geschätzt. Ungemein häufig sollen auch Virginiahirsch, Bergschaf und Gabelantilope sein, dagegen ist das Elenthier (Moose) selten anzutreffen. Auch Biber scheinen, nach ihren Bauten zu urtheilen, nicht selten zu sein. Von Raubthieren machen sich die Bären, die mit Einschluß des berüchtigten Grizzly in mehreren Arten vertreten sind, am bemerkbarsten und werden oft eine wahre Plage der Hotelbewohner und der in eigenen Zelten übernachtenden Reisenden, da sie in nächtlichen Stunden an den Häusern und Zelten umherstreifen und Alles, was ihrem Gaumen behagt und ihnen irgend zugänglich ist, rauben und fortschleppen. Dem Menschen sind sie bisher nie gefährlich geworden. Da die Thiere nicht geschossen werden dürfen und nur hie und da für den zoologischen Garten in Washington im Auftrage der Regierung eingefangen worden sind, kann man sich über ihre Dreistigkeit nicht wundern und den Haß der Hotelbeamten gegen sie begreifen, denen sie manches Stück Vieh und manchen Braten geraubt haben und vermuthlich noch häufig rauben werden.

Der einzige Sport, der im Yellowstone-Park gestattet wird, ist das Angeln, und da die meisten Seen, Flüsse und Bäche buchstäblich von Forellen wimmeln, so ist nicht anzunehmen, daß ein noch so ausgedehnter Gebrauch der Angelruthe den Reichthum an Fischen erheblich beeinträchtigen wird.

Jagdliebhaber müssen im Park auf einen oft gut anzubringenden Schuß verzichten, finden aber reichlich Entgelt in der südlich vom Park gelegenen, eben so wildreichen Umgebung des Jackson Lake, die vielfach von Jagdgesellschaften aus dem so wildarmen Osten aufgesucht wird.

Dr. Sidney Baron Wöhrmann.

Herausgeber: Arnold v. Tideböhl. Für die Redaction verantwortlich: N. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 3-го Апрѣля 1893 г.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Die Abschiedsgrüße unserer Landesgymnasien.

Schlußbericht über den Bestand und die Thätigkeit des livl. Landesgymnasiums zu Fellin 1875—1892. Zusammengestellt von Director Dr. F. Waldmann. Fellin 1892. 4°.

In memoriam. Rückblicke auf das livländische Landesgymnasium Kaiser Alexanders II. zu Birkenruh. Zugleich als letzter Bericht über den Bestand der Anstalt. Riga 1892. Gr. 8.

Schlußbericht über den Bestand und die Thätigkeit des Gymnasiums zu Goldingen 1870 resp. von 1866, II. bis 1892. Zusammengestellt von Director A. Büttner. Riga 1892. 4°.

Ehstländische Klosterlectüre. Ein Beitrag zur Kenntniß der Pflege des geistigen Lebens in Ehstland im Mittelalter. Von Dr. Fr. Köhler, Director der Ehstländischen Ritter- und Domschule zu Reval. Reval 1892. 8°.

In die neueste Epoche ihrer Geschichte sind die Ostseeprovinzen seit dem Erlaß des Allerhöchsten Befehles vom 10. April 1887, welcher die Einführung der russischen Unterrichtssprache anordnete, getreten. Unter den vielen bedeutsamen Folgen, welche das Gesetz vom 10. April 1887 bereits gehabt hat, ist die Schließung der vier Landesschulen in Fellin, Birkenruh, Goldingen und Reval wohl eine der Aufsehen erregendsten und am meisten besprochenen gewesen. Den Ritterschaften, welche diese Schulen unterhielten, wurde i. J. 1889 anheimgestellt, dieselben nach Ablauf von 3 Jahren zu schließen, wenn sie sie unter den veränderten Bedingungen nicht fortführen wollten. In Birkenruh, Fellin und Goldingen erfolgte die Schließung im Juni des verflossenen Jahres; die Ritter- und Domschule in Reval wurde mit dem 2. Semester 1892 russisch, war aber, auch abgesehen von dieser einschneidenden Veränderung, nicht mehr die alte, da sie unter neuer Leitung und mit einem neuen Lehrpersonal zu arbeiten genöthigt war. Unerwartete Schwierigkeiten und Enttäuschungen mancherlei Art haben dann auch ihre Schließung zu Anfang dieses Jahres herbeigeführt. Jedenfalls läßt sich die alte Ritter- und Domschule zu Reval auch zu den Anstalten zählen, welche im Sommer des verflossenen Jahres ihr Ende

fanden. Daß sie noch ein halbes Jahr unter verändertem Charakter fortbestand, erklärt es, daß sie bisher nicht wie ihre Genossinnen einen Schlußbericht veröffentlichte. Sie hat sich durch die genannte Arbeit ihres letzten Directors Dr. Fr. Köhler von dem baltischen Publicum verabschiedet.

Was über Schicksale und Wirksamkeit der Landesgymnasien bekannt geworden ist, verdient wohl auch an dieser Stelle festgehalten und im Zusammenhange betrachtet zu werden, auch auf die Gefahr hin, daß mancher Leser in den folgenden Zeilen nur Bekanntem begegnet. Wir entnehmen unsere Mittheilungen den genannten Schlußberichten und der Einladungsschrift zu der 550jährigen Jubelfeier der Domschule zu Reval am 19. und 20. Juni 1869[1].

Während die Anstalten zu Fellin, Birkenruh und Goldingen Schöpfungen der neuesten Zeit sind, reicht die Geschichte der revaler Ritter- und Domschule tief in das Mittelalter hinein. Die erste uns bekannte Erwähnung derselben fällt in das Jahr 1319, in welchem der dänische König Erich Menved der bei dem Dome zu Reval bestehenden Schule das Privilegium des ausschließlichen Unterrichts in der Stadt ertheilte. Wie lange schon vor dem Jahre 1319 eine Domschule bestanden haben mag, ist bisher eine offene Frage geblieben; daß ihr Alter über dieses Jahr hinausreicht, wird vorausgesetzt werden müssen, da das kanonische Recht und auch das Herkommen die Gründung einer Schule an der bischöflichen Kathedrale forderten. Aus der Zeit bis zur Reformation haben wir außerordentlich wenig Nachrichten über die Domschule. Jenes Privilegium König Erichs ließ sich nicht durchführen; die alten Widersacher des ordentlichen Weltklerus und einer geregelten Pfarrthätigkeit, die Bettelmönche, trugen nach Jahrzehnte langen Streitigkeiten auch hier den Sieg davon. Sie gründeten neue Schulen, die vielen Zuspruch fanden, und behaupteten sich in ihnen. Die Processe wegen der Schulberechtigung gingen bis an die Curie, deren Entscheidungen damals bekanntlich nicht von objectiven richterlichen Erwägungen, sondern von der Zahlungsfähigkeit der Streitenden abhingen und darum häufig genug widersprechende waren. Wie Livland zu seinem Schaden in dem größeren Zwist zwischen dem Orden und dem Erzbischof von Riga diese Erfahrung machen mußte, so erlebten die Revalenser des 15. Jahrhunderts dasselbe Schauspiel im Kleinen bei sich. Seit 1428 hatte Reval eine eigene, vom Bischof unabhängige Stadtschule. Das ganze 16. Jahrhundert hindurch erfahren

[1] Plate, Beiträge zur Geschichte der Ehstländischen Ritter- und Domschule. Einladungsschrift zum 21. Juni 1840. Reval. 8°. (Neu bearbeitet, vermehrt und fortgesetzt von Ed. Pabst und Fr. Croeßmann:) Beiträge zur Geschichte der Ehstländischen Ritter- und Domschule. Einladungsschrift zur 550. Jubelfeier. Reval 1869. 101 S. gr. 8°.

wir über die Domschule nichts, sie ist offenbar durch die Stadtschule ganz in den Hintergrund gedrängt worden; denn diese konnte seit Einführung der Reformation in Reval an dem großen Aufschwung des protestantischen Schulwesens theilnehmen, ein Vortheil, welcher der bischöflichen Schule zunächst versagt blieb. Auch später hat sie mit den anderen Lehranstalten Revals nicht gleichen Schritt zu halten vermocht. 1613 heißt es zwar, die Domschule sei früher verfallen, nunmehr neu eingerichtet worden, aber erst 1627 wurde bei Gelegenheit einer von der schwedischen Regierung angeordneten umfassenden Kirchenvisitation auch die schola cathedralis Revaliensis auf eine feste Grundlage gestellt und erhielt ordentliche, die Disciplin und den Lehrgang regelnde Gesetze. Sie war auch jetzt eine wirkliche Domschule, stand unter der Aufsicht des (protestantischen) Bischofs und war ganz vom Consistorium abhängig. Ihre Blüthezeit erlebte sie unter dem Episkopat Joachim Iherings (1638—1657), ohne doch auf dieselbe Höhe gelangen zu können, welche das 1631 gegründete Gymnasium erreichte. Die letzten Zeiten schwedischer Herrschaft scheinen dann für die Domschule wieder recht trostlos geworden zu sein; 1684 brannte das Schulgebäude mit dem Dome und vielen anderen Häusern nieder; es wurde allerdings 1691 durch ein neues ersetzt, aber ein neuer Aufschwung der Schule trat nicht ein. Im Jahre 1710, als Reval capitulirte, starben sämmtliche Docenten der Domschule an der Pest, die in entsetzlicher Weise wüthete und auch das Gymnasium aller seiner Lehrer bis auf einen beraubte. Die Schule hörte für einige Zeit ganz auf; das Gebäude wurde als Lazareth benutzt. Im Jahre 1724 finden wir einen ehemaligen schwedischen Cantor in demselben, der ohne allen Beruf dazu 6 bis 7 Knaben nothdürftig unterrichtete. Die Schule neu ins Leben gerufen zu haben, ist das Verdienst eines Schülers und Geistesverwandten von H. A. Francke in Halle, des Oberpastors Ch. F. Mickwitz, der mit demselben Geiste glaubensmuthiger Zuversicht wie sein Meister an das schwere Werk ging. Die Anfänge seiner Schöpfung erinnern durchaus an die Gründung des berühmten halleschen Waisenhauses. Mit nur 15 Thlr. wurde das Unternehmen begonnen. Die estländische Ritterschaft nahm sich darauf der Sache kräftig an, aber zunächst wurde die Anstalt doch wesentlich durch die unermüdliche Arbeit und die Bemühungen Mickwitz' unterhalten. Von 1725—1765 konnten bereits 879 Schüler aufgenommen werden. 1765 trat die Schule dann in die letzte Phase ihrer Entwickelung, in welcher sie am meisten geleistet hat: sie wurde ganz von der Ritterschaft übernommen unter dem Namen einer akademischen Ritterschule oder Ritterakademie. Auch eine Pension wurde neben ihr eingerichtet, die bis zum Jahre 1860 bestanden hat, aber nie zu rechter Blüthe gediehen ist und den auf sie gesetzten Hoffnungen nur sehr wenig entsprochen hat. Zu Anfang dieses Jahrhunderts

tauschte die Anstalt ihren bisherigen Namen gegen den bescheideneren „Ehstländische Ritter- und Domschule" ein; waren früher auch rein akademische Fächer in ihr gelehrt worden, so fiel mit der Gründung der Universität Dorpat die Nöthigung dazu weg, und sie konnte sich auf die engeren Grenzen eines klassischen Gymnasiums beschränken. Diesen Charakter hat die Anstalt bis zu ihrem Schlusse sich gewahrt.

Wir haben in Vorstehendem den äußeren Gang der Geschicke der Domschule gekennzeichnet. Wenn wir etwas länger bei ihr verweilten, so rechtfertigt sich das durch ihre längere Geschichte und ihr ehrwürdiges Alter, auf das mit Recht bei jeder Discussion der jüngsten Ereignisse hingewiesen worden ist. Leider steht uns das Material für die letzten Jahre ihres Bestehens nicht zu Gebote.

Die drei anderen Anstalten sind, wie bereits erwähnt worden, Schöpfungen der neuesten Zeit, aber sämmtlich in Anlehnung an bereits früher Bestandenes gegründet worden. Die älteste von ihnen ist das Gymnasium zu Goldingen. Dasselbe ist aus der alten goldingenschen zweiklassigen Kreisschule durch allmähliche Erweiterung und Umbildung derselben hervorgegangen. Seit dem 2. Semester 1866 war die „erweiterte Kreisschule" ein klassisches Progymnasium mit 4 Klassen; im Jahre 1870 wurde dasselbe in ein Gymnasium mit 6 Klassen umgewandelt, bis es 1880 auch die Septima erhielt, welche bis dahin durch eine Vorbereitungsschule vertreten worden war. Unterhalten wurde die Schule in erster Linie durch die kurländische Ritterschaft, welche die ursprünglich übernommene Garantie von 3000 Rbl. jährlich für die Bedürfnisse der in ein Gymnasium zu verwandelnden Kreisschule im Laufe von 13 Jahren zu einer festen jährlichen Zahlung von 12,000 Rbl. erweiterte. Von der Krone bezog die Schule nach wie vor die zum Unterhalt der alten Kreisschule bestimmte Summe von 1599 Rbl. und verfügte über ein Schulgeld von 8—9000 Rbl. jährlich. Die Stadt Goldingen hat sich dagegen durch zinsenfreien Vorschuß von 7000 Rbl. um die Erbauung des neuen freundlichen Schulgebäudes, das im Jahre 1869 bezogen werden konnte, ein Verdienst erworben. An der Spitze der Anstalt haben im Ganzen zwei Directore gestanden, Theodor Bauer bis 1878 (1866—70 als Inspector der erweiterten Kreisschule), von 1878 bis zum Schluß Alfred Büttner. Die Gesammtzahl der Schüler seit dem Jahre 1866 hat 1280 betragen, von denen 368 die Maturitätsprüfung bestanden.

Die ersten Schritte zur Gründung eines livländischen Landesgymnasiums sind im Jahre 1872 gethan worden. Damals setzte der livländische Landtag eine Commission zur Errichtung einer Landesschule unter dem Präsidium N. v. Oettingens ein. 1874 erfolgte die Allerhöchste Bestätigung des Statuts, und am 29. August 1875 konnte das Landesgymnasium

in den Räumen der alten Schmidtschen Anstalt zu Fellin eröffnet werden. Das Statut gewährte der Schule bedeutende Privilegien; schon der erste Paragraph machte den Fortbestand derselben lediglich von dem Ermessen der Ritterschaft abhängig; während der vom ritterschaftlichen Schulcollegium zu wählende Director unmittelbar vom Minister der Volksaufklärung bestätigt werden sollte, hatte die Anstellung der Lehrer ohne staatliche Bestätigung durch das Schulcollegium auf Präsentation des Directors zu erfolgen. Wir bemerken gleich hier, daß die Rechte des Landesgymnasiums zehn Jahre nach seiner Eröffnung eine sehr wesentliche Einschränkung erfahren haben, indem ein Allerhöchst bestätigtes Reichsrathsgutachten die Anwendung des birkenruher Statuts auf die felliner Anstalt anordnete und dadurch eine größere Abhängigkeit von den staatlichen Organen herbeiführte. Der erste Director Hoheisel begann die Schularbeit mit 8 etatmäßig angestellten Lehrern und einem Schülerbestande von 81 Zöglingen, unter denen sich 51 Pensionäre und 30 Externe befanden. Etwa der dritte Theil der Schüler gehörte noch zum Bestande der alten Schmidtschen Anstalt, so daß diese in dem felliner Landesgymnasium ihre Fortsetzung fand, wie die Hollandersche Schöpfung zu Birkenruh in dem Gymnasium „Kaiser Alexanders II.“. Die Anfänge der felliner Landesschule sind keine leichten gewesen; vier Präsidenten des Schulcollegiums, der erste Director und zwei Lehrer wurden ihr im ersten Decennium durch den Tod entrissen; im Personalbestande des Lehrkörpers sind fortwährend Veränderungen vor sich gegangen, in 8 Jahren folgten sich drei Directore in der Leitung der Anstalt, Karl Hoheisel 1875—1877, Heinrich Seesemann 1877—83, Dr. F. Waldmann 1883—92; „wahrlich Schicksalsschläge“, heißt es im Schlußbericht, „welche, verbunden mit so vielen anderen Hindernissen, die hier nicht auseinandergesetzt werden können, tief in das Mark des jungen, mit so vielen Hoffnungen und Segenswünschen, mit so viel Begeisterung gepflanzten Baumes eindrangen und sein Wachsthum, seine naturgemäße Entfaltung auf das empfindlichste schädigten“.

Die stärkste Frequenzziffer der Anstalt weist das fünfte Jahr ihres Bestehens, 1879, mit 193 Zöglingen auf; von da ab sinkt dieselbe mehr und mehr, insbesondere seit 1882. Unter den mannigfachen äußeren und inneren Gründen für diese Erscheinung weist der Schlußbericht namentlich auf die schwer erreichbare Lage Fellins und die 1882 erfolgte Eröffnung des zweiten Landesgymnasiums in dem bequemer gelegenen Birkenruh hin. Als dann vollends die Russificirung sämmtlicher Lehranstalten angeordnet wurde, das Gesuch der livländischen Ritterschaft um Verwandlung ihrer Landesgymnasien in Privatschulen mit deutscher Unterrichtssprache abschlägig beschieden und ihr schließlich im Jahre 1889 nur anheimgegeben wurde, die Anstalten nach Ablauf von drei Jahren zu schließen, bis dahin zwar den

Unterricht in deutscher Sprache fortzuführen, aber die Aufnahme neuer Schüler mit dem Beginn des Schuljahres 1889/90 zu sistiren, da schrumpfte in Fellin wie in Birkenruh die Schülerzahl der auf den Aussterbeetat gesetzten Anstalten auf 62 und 92 ein. Von den 500 Zöglingen Fellins haben 162 die Maturitätsprüfung bestanden.

Die Errichtung des zweiten Landesgymnasiums „Kaiser Alexanders II." in Birkenruh ist im Jahre 1877 von der livländischen Ritterschaft beschlossen worden, 1879 konnte zum Bau des neuen Schulhauses geschritten werden; dasselbe wurde 1882 fertig, und im August desselben Jahres wurde die Anstalt unter Leitung des aus der Fürstenschule zu Grimma in Sachsen berufenen Directors Prof. Dr. E. Koch eröffnet. Zu dem Unterhalt der Schule trug auch die Krone bis zum Juli 1889 10,000 Rbl. jährlich mit bei, eine Summe, welche Kaiser Alexander II. bei Gelegenheit seines Aufenthaltes in Livland im Jahre 1862 der Ritterschaft für diesen Zweck zur Verfügung gestellt hatte. Die Schülerzahl betrug 97 (59 Pensionäre, 38 Auswärtige), von denen etwa die Hälfte der alten Hollanderschen, seit 1869 von Albert Löffler geleiteten Privatschule zu Birkenruh angehört hatte. Die äußere Geschichte des Gymnasiums „Kaiser Alexanders II." ist in wenigen Worten erzählt. Denn nur 10 Jahre hat es bestehen dürfen. Auch ihm sind einige herbe Erfahrungen nicht erspart geblieben, wie ja wohl jede junge, groß angelegte Erziehungsanstalt durch Schwankungen und Erschütterungen hindurch muß, bis sich eine feste Tradition und Praxis ausgebildet haben. Damit aber eine Schule ein bestimmtes individuelles Gepräge erhält, einen traditionell in ihr waltenden Geist, der auch unter mannigfachen äußeren Wandlungen sich selbst treu bleibt und immer wieder hervorbricht, bedarf sie einer längeren Reihe von Jahren, einer wirklichen Geschichte — und das ist es, was der jungen Anstalt fehlte, ein Mangel, den auch die Verfasser des mit großer Liebe geschriebenen Schlußberichts schmerzlich empfunden haben. Auch Birkenruh hat in der kurzen Zeit seines Bestehens einen Directoratswechsel erfahren müssen: an Kochs Stelle trat im Jahre 1885 Ad. Feldt, früher Inspector am Nikolai-Gymnasium zu Libau. Die Schülerzahl nahm in den ersten Jahren außerordentlich stark zu und erreichte im Jahre 1888 ihr Maximum mit 202; die bereits erwähnten, durch das Gesetz vom 10. April 1887 bedingten Verhältnisse führten alsdann die Abnahme derselben bis auf 92 herbei, mit der die Anstalt ihre Thätigkeit schloß. Im Ganzen ist die Anstalt von 363 Schülern besucht worden, von denen 113 sie mit dem Zeugniß der Reife verlassen haben.

Ueber die Schlußfeier zu Birkenruh am 6. Juni 1892 brachte die „Düna-Ztg." ein Referat, welches Director Ad. Feldt dem Schlußberichte einverleibt hat. Wir können es uns nicht versagen, die letzten Sätze desselben hier wiederzugeben.

„Als der Landrath v. Transehe (Präses des Schulcollegiums) kraft seines Amtes die Erziehungsanstalt „Birkenruh" für geschlossen erklärt hatte und unter den Klängen der Orgel die zahlreiche Versammlung auseinanderging, war das Auge manches nicht zur Sentimentalität neigenden Mannes feucht; ein jeder der Anwesenden war beherrscht von dem Ernst des Augenblickes, indem er sich sagte, daß die Heimath in dieser Stunde eine blühende Pflanzstätte der Cultur verlor, aus welcher viele Jahrzehnte lang eine Fülle von Keimen geistigen Fortschrittes sich über weite Gebiete verbreitet hatte, in welcher eine große Zahl der Besten des Landes das geworden, was sie dem Lande sind und sein werden."

Es sei gestattet, hier einige trockene Notizen über die beträchtlichen Opfer einzuschalten, welche die livländische Ritterschaft für die beiden Landesgymnasien im Laufe der Zeit aufgewendet hat. Für den Ankauf und Umbau der Schmidtschen Anstalt, sowie für die Errichtung des neuen Schulgebäudes in Fellin sind ca. 155,000 Rbl. verausgabt worden. Die jährliche Subvention für das felliner Gymnasium betrug in den letzten drei Jahren je ca. 14,500 Rubel, eine Summe, die in den früheren Jahren wohl kaum geringer gewesen sein wird.

An dem Bau und dem Unterhalt der Anstalt zu Birkenruh hat sich auch die Krone betheiligt. Sie zahlte von 1878 bis zum 1. Juli 1889 eine Subvention von 10,000 Rbl. jährlich. Die Zahlungen von 1878—1882 wurden als Beitrag zu den Unkosten des Baues betrachtet; diese 40,000 Rbl. mußten später zurückgezahlt werden, da die Regierung die Schließung der Anstalt nur unter dieser Bedingung gestattete. Für den Bau und die Einrichtung der Anstalt sind von der Ritterschaft 204,000 Rbl. bezahlt worden; die von ihr gezahlte Subvention betrug im letzten Jahre 1891 II—1892 I 11,000 Rbl.

So kurz das Leben der beiden Landesgymnasien auch gewesen ist, so ist doch ihre Schließung als ein wichtiger historischer Act in dem geistigen Leben unserer Provinz allseitig empfunden worden. Denn sie erschienen nicht nur äußerlich als die Fortsetzung zweier hochbewährter, berühmter Erziehungsanstalten, in denen ein beträchtlicher Bruchtheil unserer Gebildeten seine Jugendzeit verbracht hat, sondern es pulsirte in ihnen auch ein lebensfrischer Geist, der ihnen einst eine große Zukunft gewährleisten mußte, wenn eben die äußeren Verhältnisse Raum für eine solche geboten hätten. Die beiden Schlußberichte für Birkenruh und Fellin sind eine wirklich anziehende Lectüre auch für Fernerstehende: sie gewähren uns Einblick in eine geistige Werkstätte von ganz eigenartiger Regsamkeit. Insbesondere dem Bericht für Birkenruh ist es gelungen, die Leiden und Freuden des Internatslebens mit großer Anschaulichkeit vor Augen zu führen. Beide aber legen ein glänzendes Zeugniß

ab für den hingebenden Eifer, mit dem das Lehrercollegium seiner schwierigen, entsagungsvollen Aufgabe gerecht zu werden suchte, und für den wissenschaftlichen Geist, der hier wie dort lebendig war, im Dienst der Schule stand und doch eine über diese hinausreichende Bedeutung hatte. In den beiden stillen Landstädten entfaltete sich ein literarisches und geselliges Leben von solcher Intensität, daß die Betheiligten immer dankbar der reichen Anregung und der außerordentlichen Menge an geistiger Nahrung gedenken werden, die ihnen dort geboten wurde. Und wie viele Beiträge verdanken doch unsere provinziellen Zeitschriften und gelehrten Vereine den Lehrern Birkenruhs und Fellins; wie manches selbständige Buch ist während dieser Zeit aus ihren Studienstuben hervorgegangen! Diese Thatsache bedarf aber um so höherer Anerkennung, als die Lehrer an den Landesgymnasien außer der eigentlichen Lehrthätigkeit ein beträchtliches Maß von Arbeitsleistung für ihre Pflichten dem Internat gegenüber aufzuwenden hatten. In geradezu vorzüglicher Weise hat Oberlehrer M. Böhm in dem Schlußbericht für Birkenruh das Internatsleben geschildert. Zwei durchaus instructive Artikel „Zur Entstehung und Entwickelung der Internatserziehung" und „Ueber die Bedeutung der Internatserziehung" leiten die „Erinnerungsbilder aus dem Internatsleben Birkenruhs" ein. Wie frisch und wahr ist da alles erzählt, ohne Beschönigung auch das Mangelhafte aufgedeckt, aber doch dem Guten und Werthvollen sein Recht gelassen. Wenn uns Böhm erzählt, wie der officielle Sonnabendspaziergang unternommen wird, was die Jungen während des Winters für Kurzweil treiben, wie langweilig der Sonntag im Internat ist und noch einige andere Erinnerungsbilder vor uns aufrollt, so hören wir es dem Erzähler an, daß er Eigenerlebtes mit all seinen individuellen Zügen vorträgt; aber doch scheinen diese Erinnerungsbilder etwas Typisches an sich zu haben, und wir sind geneigt, was uns hier aus Birkenruh erzählt wird, mutatis mutandis auf Fellin zu übertragen und auch dort gelten zu lassen. Das Internat ist ein Nothbehelf, ein Lückenbüßer, der das Elternhaus niemals völlig ersetzen kann. Aber auch nur erträglich für den Zögling vermag das Internatsleben allein unter der Voraussetzung zu werden, daß alle Lehrer und Erzieher auf eigene Bequemlichkeit mehr oder weniger verzichten, selbst auf den ungestörten Genuß eigener Häuslichkeit. Ein Urtheil darüber, wie weit Birkenruh und Fellin dem Ideal der Internatserziehung nahe gekommen sind, läßt sich selbstredend den Schlußberichten nicht entnehmen; wären doch die Verfasser hier Richter in eigener Sache; auch könnte der Werth der Leistungen unserer Landesgymnasien doch nur durch einen Vergleich mit denen ähnlich organisirter Anstalten gemessen werden. Für die ehrlichen, hingebenden Bemühungen der Lehrer, über das Pflichtschuldige hinaus für die Zöglinge zu arbeiten, ihnen gute Unterhaltung zu bieten, ihre Interessen auch außerhalb

der eigentlichen Schulzeit auf Höheres zu richten und doch dem Bedürfniß nach Erholung und Abwechselung Rechnung zu tragen, dafür legen die „Anstaltschroniken" ein rühmliches Zeugniß ab. Diese bieten ein Verzeichniß alles dessen, was, die Eintönigkeit des gewöhnlichen Alltagslebens unterbrechend, die Aufmerksamkeit und das Interesse von Lehrern und Schülern einigermaßen in Anspruch genommen hat, ein buntes Gemisch von musikalischen und dramatischen Aufführungen, von Vorträgen und Declamationen und gelegentlich außerordentlichen Vergnügungen. Es ist doch eine ganz erhebliche Zahl von geistigen Darbietungen außerhalb des Rahmens der ordentlichen Schularbeit, welche im Lauf der Jahre die Schüler ihren Lehrern zu verdanken gehabt haben und an denen in nicht wenigen Fällen auch zu der Schule nicht in directer Beziehung Stehende participiren durften. Hat doch die „Felliner Literärische Gesellschaft", welcher wir einige durchaus beachtenswerthe Publicationen aus dem Gebiete der livländischen Geschichte verdanken, ganz eigentlich von dem Landesgymnasium gelebt.

Auf die Details des Anstaltslebens gehen wir nicht ein. Wer, um sich hierüber zu unterrichten, die Schlußberichte zur Hand nimmt, wird es gewiß nicht bereuen. Indessen bieten diese mehr als bloße Berichte. Es sind ihnen Beilagen zugegeben: Essays, wissenschaftliche Abhandlungen, Ergebnisse mannigfacher Forschungen. Es ist die letzte geistige Arbeit, welche die Lehrer der geliebten Stätte ihres Wirkens zuwenden durften. Auf den reichen Inhalt und den vielgestaltigen Genuß, den die Lectüre der Schlußberichte darbietet, soll im Folgenden noch hingewiesen werden.

Wenden wir uns zunächst dem Schlußbericht des felliner Gymnasiums zu. Th. v. Rieckhoff, Oberlehrer der deutschen Sprache, giebt einen Beitrag „Zur livländischen Gelegenheitsdichtung des 17. Jahrhunderts". Das Material für eine erschöpfende Behandlung dieses Themas ist ein schier unermeßliches. Denn die Gelegenheitsdichtung war ein Erwerbszweig so gut wie jeder andere; ihm wandten sich Berufene und Unberufene zu, wirkliche Dichter und elende Scribenten. Aus den unzähligen Gelegenheitsgedichten, welche in vielen Bänden die öffentlichen und privaten Bibliotheken unserer Provinzen füllen, führt Rieckhoff einige als Beispiele vor und skizzirt an ihnen die ganze Richtung. Die wenigsten Gedichte vermögen als solche den Leser auch nur im Geringsten zu interessiren; nur das kleine auf die Hochzeit Melchior Dreilings mit Elisabeth Samson verfaßte plattdeutsche Lied gefällt wegen seines ungesuchten volksthümlichen Tones. Und doch ist die Beschäftigung mit diesem Genre nicht ohne wissenschaftlichen Werth. Rieckhoff zeigt, wie wir für unsere Culturgeschichte manchen werthvollen Zug gerade diesen Dichtungen entnehmen können; vor allem aber sind die Gelegenheitsgedichte wieder ein Beweis für die enge geistige Verbindung

Livlands mit dem Mutterlande, die weder durch die polnische noch schwedische Regierung gestört worden ist. Dieselben Unarten, Gewohnheiten, Spielereien, welche die Gelegenheitsdichtung Deutschlands im 17. und 18. Jahrhundert charakterisiren, finden wir auch hier wieder; dieselbe Mode, welche jeweilig im Mutterlande im Schwange war, beherrschte auch in der Colonie Inhalt und Form der dichterischen Production. Einen selbständigen wissenschaftlichen Werth haben einige estnische Gelegenheitsgedichte für die Kenntniß der estnischen Sprache, da sich in einigen derselben die ältesten Denkmäler der estnischen poetischen Literatur erhalten haben, die nach Rieckhoffs Urtheil auch auf dichterischen Reiz Anspruch zu machen berechtigt erscheinen. Auf drei dieser alten estnischen Gesänge ist in den Sitzungsberichten der Gelehrten Estnischen Gesellschaft für 1891 hingewiesen; ihre Zahl ist aber damit noch lange nicht erschöpft, und Rieckhoff theilt Proben aus fünf estnischen Gedichten mit, die den Jahren 1639—1642 angehören.

Der Oberlehrer der Geschichte, Ernst Seraphim, liefert als Beitrag zu den Beziehungen des Großen Kurfürsten zu Kurland Proben aus der Correspondenz desselben mit seiner Schwester, der Herzogin Louise Charlotte. Die Briefe sind in den Jahren 1647—1673 geschrieben. Was Seraphim aus denselben mittheilt, zeigt das herzliche Verhältniß des Großen Kurfürsten zur Schwester, die in alle die vielfachen politischen und häuslichen Sorgen des nach den verschiedensten Seiten in Anspruch genommenen Fürsten eingeweiht wird und sie offenbar mit verständnißvollem Interesse theilt. Wir nehmen wahr, wie es dem Kurfürsten augenscheinlich ein Bedürfniß war, mit der Herzogin frei von allem conventionellen Zwange zu verkehren. Darum ist uns Seraphims Arbeit auch als Beitrag zur Charakteristik des Kurfürsten willkommen.

Auf ein weit abliegendes Gebiet führt uns der folgende Aufsatz des Oberlehrers der russischen Sprache J. Dunzow: „Marin Drzòc. Ein dalmatinischer Dichter." Der Höhepunkt seiner dichterischen Thätigkeit fällt in die Mitte des 16. Jahrhunderts. Besonders berühmt wurden seine Schäferspiele und Komödien; mit dem Inhalte einiger derselben macht uns Dunzows Arbeit bekannt.

Gleichsam ein Pendant zu Böhms oben erwähnter Arbeit über die deutsche Internatserziehung ist der anziehende Aufsatz des Oberlehrers der französischen Sprache H. Kesselring: „Aus dem englischen Schulleben". Zum Theil auf Grund eigener Erfahrung schildert der Verfasser die merkwürdigen Schulverhältnisse des Inselreichs, welche die alle öffentlichen Verhältnisse Englands kennzeichnenden schroffen Gegensätze zwischen tief eingewurzelten Schäden und Mißbräuchen einerseits und äußerst gesunden lebenskräftigen Erscheinungen andererseits deutlich erkennen lassen. Der unverbrüchlich

conservative Sinn der Engländer, verbunden mit dem gegen jede Art von staatlichem Zwang sich auflehnenden Freiheitssinn, haben hier die allermerkwürdigsten Combinationen von Zügellosigkeit und althergebrachter Ordnung entstehen lassen. Böhms Aufsatz über deutsche Internatserziehung und Kesselrings Mittheilungen sollten unmittelbar nach einander gelesen werden; der ganze Gegensatz deutscher und englischer Geistesrichtung und Charaktereigenthümlichkeit offenbart sich in der Verschiedenartigkeit der Schulverhältnisse. — L. Herbig, Lehrer der Naturgeschichte, beschreibt einen Schlangenadler, den er selbst einige Zeit gefangen gehalten hat, eine Species, die in Livland zu den größten Seltenheiten gehört. — Den Beschluß bildet eine vorzüglich geschriebene Abhandlung „Ueber das Problem der menschlichen Willensfreiheit" vom Oberlehrer der Mathematik N. v. Schulmann. Die Abhandlung ist aus dem Bedürfniß heraus geschrieben, den dem Verfasser durch unmittelbares Bewußtsein feststehenden Glauben an ein gewisses Maß menschlicher Willensfreiheit und eine nur durch diese gegebene sittliche Verantwortlichkeit vor der Vernunft zu rechtfertigen. Er thut es durch Auseinandersetzung mit entgegenstehenden Ansichten, in erster Linie durch Prüfung der dahin gehörigen Erörterungen in Spencers „Grundlagen der Philosophie". Die Unmöglichkeit, die letzten Gründe alles Seins und Denkens zu erkennen, hebt die Gewißheit nicht auf, daß sich hinter ihnen eine Realität verberge, deren Wesen wir allerdings nicht zu erkennen vermögen. Aber an der Grenze des Erkennens beginnt der Glaube sowohl auf dem Gebiete der Religion wie der Philosophie. So ist auch die Thatsache, daß der Mensch ein Bewußtsein von der sittlichen Verantwortlichkeit seines Wollens und Thuns hat und zwischen verschiedenen Möglichkeiten, die sich seinem Handeln bieten, eine wählt, inmitten eines geordneten, nach gottgewollten Gesetzen sich entwickelnden Weltganzen ein Wunder, ein Geheimniß. Dieses zu ergründen, ist eine das menschliche Denken übersteigende Aufgabe, dem denkenden Geiste bleibt nur übrig, die Erfahrung von demselben mit den anderen Erfahrungen in Einklang zu bringen. Für Jeden, der auf demselben Boden einer positiven Weltanschauung steht, wie der Verfasser dieses Aufsatzes, und seine Voraussetzungen theilt, wird es eine Freude sein, den Ausführungen desselben zu folgen und auch auf diesem Wege zu einer Festigung seiner sittlichen Ueberzeugungen zu gelangen.

Der Schlußbericht für Birkenruh, erschienen in der Häckerschen Buchdruckerei zu Riga, wird uns in sehr guter Ausstattung geboten. Die Bearbeitung des reichen Inhalts hat, soweit die einzelnen Abschnitte nicht besonders unterzeichnet sind, Dr. Fr. Bienemann, Oberlehrer der Geschichte, besorgt. Der Leser wird in alle Einzelheiten des Schul- und Internatslebens eingeführt; gerade die ausführliche und doch nirgends langweilige

Darlegung der birkenruher Schulverhältnisse wird diesem Berichte manche Freunde erworben haben und das Bedauern erhöhen, daß die Verfasser nunmehr dem Schauplatz einer Thätigkeit, für welche sie offenbar die rechten Kräfte waren, für immer entrückt sind. Denn haben auch manche derselben eine der früheren verwandte Beschäftigung gefunden — die Möglichkeit einer so vielseitigen ausgebreiteten Thätigkeit als Lehrer und Erzieher wird sich ihnen wohl schwerlich wieder bieten. Wenn wir uns gerade bei Besprechung des birkenruher Schlußberichts zu dieser Bemerkung gedrängt sehen, so erklärt sich das aus seinem Inhalt, der zum allergrößten Theile eben nur Birkenruh, sein Anstalts- und Schulleben zum Gegenstande hat, und auch die diesem Bericht nicht fehlenden Beigaben an selbständigen Arbeiten stehen bis auf einen in directem Zusammenhang mit birkenruher Schulereignissen. Daß wir keinen Grund haben, jenes oben ausgesprochene Bedauern nur auf die in Birkenruh thätig gewesenen Lehrkräfte zu beschränken, bedarf wohl keiner weiteren Ausführung.

Ueber die in den Text des eigentlichen Schulberichts aufgenommene Abhandlung M. Boehms: „Aus Vergangenheit und Gegenwart deutschen Internatslebens" haben wir bereits vorhin berichtet. Eine hohe Stufe der Ausbildung hat das Musikleben Birkenruhs erreicht, dank dem Gewicht, welches der erste Director Koch, von dem überhaupt die ganze Organisation der Anstalt herrührt, auf dasselbe legte, und dem unentwegten Eifer, welchen der Musiklehrer R. Starke ihm widmete. Mit Recht bildet „Das musikalische Leben Birkenruhs" von R. Starke ein besonderes Capitel des Berichts; den ausübenden Kräften, wie den Zuhörern wird die Lectüre dieser Musikchronik gewiß die freundlichsten Erinnerungen wecken; die Anstalt aber hatte einen Anspruch darauf, diese hervorragenden Leistungen, auf welche sie stolz sein darf, der Vergessenheit entrissen zu sehen.

Die Beilagen bringen an erster Stelle eine Arbeit von Oberlehrer L. Goertz: „Ueber Aufgabe und Bedeutung von Schulaufführungen". Nach einem kurzen Rückblick auf die Geschichte der Schulaufführungen seit dem Mittelalter werden die von namhaften Pädagogen für und gegen Berechtigung und Nutzen derselben vorgebrachten Urtheile geprüft; das Resultat der sorgsam vergleichenden Abwägung entscheidet zu Gunsten derselben. Ausführlich wird dann über die Aufführung von Sophokles' Aias in Birkenruh am 10. und 11. Juni 1890 berichtet; die Gründe, welche die Wahl gerade dieses Stückes bestimmten, werden auseinandergesetzt, sowie die Vorbereitungen, die Inscenirung und der Gang der Aufführung selbst, die natürlich den Verhältnissen accommodirt werden mußte, eingehend beschrieben. Wir glauben, daß der Verfasser seinen ausgesprochenen Zweck, durch Darlegung der bei der Aiasaufführung in Birkenruh gemachten Erfahrungen manchem Collegen

eine Handhabe bei ähnlichen Aufführungen zu bieten, vollkommen erreicht hat. — Sehr dankenswerth ist der Abdruck eines Vortrages „Die deutsche Emin-Pascha-Expedition des Dr. Peters", den H. Sebald in einer der vom ersten Director eingeführten Abendunterhaltungen für seine Schüler gehalten hat. Die schlichte, anschauliche Erzählung trifft den Ton eines für junge Zuhörer berechneten Vortrages vortrefflich; die afrikanischen Verhältnisse, welche zur Expedition drängten, die Schwierigkeiten, welche zu überwinden waren, die Kämpfe mit den Eingeborenen, vor Allem die Persönlichkeit des Führers kommen gleicher Weise zu ihrem Rechte. Der Vortrag ist als Beispiel dessen, was in den Abendunterhaltungen geboten wurde, sehr geeignet, uns eine recht hohe Vorstellung von dem Werth und Nutzen dieser eigenartigen Veranstaltungen zu gewähren. — Zum Schluß erhalten wir eine Arbeit von Dr. Friedrich Bienemann: „Aus Jacob Johann Hastfers administrativer Praxis. Eine Skizze zur Geschichte Dorpats. im XVII. Jahrhundert". Die Stadt Dorpat hat seit der großen Katastrophe von 1558 bis in unser Jahrhundert hinein nur wenig gute Tage gesehen. Selten ist wohl eine Stadt von so viel schwerem äußeren Mißgeschick, Kriegsdrangsalen und Feuersbrünsten heimgesucht worden, wie Dorpat. Dem unverschuldeten Unglück ging in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. eine Zerrüttung der inneren Verhältnisse zur Seite, welche nicht zum geringsten Theil auf die kleinliche Streitsucht der Raths- und Gildenglieder und auf die Unfähigkeit der städtischen Verwaltung zurückzuführen ist. Im Anfang der neunziger Jahre des 17. Jahrhunderts läßt sich dagegen eine Wendung zum Besseren wahrnehmen, und Bienemann, der uns zunächst in die ganze Trostlosigkeit der öffentlichen Verhältnisse Dorpats einen Blick thun läßt, weist nach, wie die allmähliche Gesundung des ganzen städtischen Wesens ein Verdienst der rücksichtslosen Energie Johann Jakob Hastfers ist, die auf anderen Gebieten dem Lande so schwere Wunden schlug. Der Verfasser schöpft vornehmlich aus archivalischen Quellen: das dörptsche Rathsarchiv, die deutschen Missivregistranden des General-Gouvernements, die Collectaneen Joh. Remmins sind hier an erster Stelle zu nennen. Die Arbeit ist wieder ein Beweis dafür, wie erfolgreich sich unsere Provinzialgeschichte nach den verschiedensten Richtungen hin durch stärkere Ausnutzung des archivalischen Quellenvorraths bearbeiten läßt.

* * *

Das eingangs genannte Werk des letzten Directors der revaler Domschule, Dr. Fr. Köhler, ist dem Landrath Arthur von zur Mühlen zum 25jährigen Jubiläum der Uebernahme des Präsidiums im Curatorium der

Domschule von den Curatoren, Lehrern und Schülern dargebracht worden. Einen „Beitrag zur Kenntniß der Pflege geistigen Lebens in Ehstland im Mittelalter“ nennt der Verfasser seine Arbeit. In Wahrheit handelt es sich nicht nur um einen Beitrag zu schon Bekanntem, in den Grundzügen Feststehendem, sondern um ganz neue Aufschlüsse. In der Einleitung weist Köhler darauf hin, daß die Publicationen aus der mittelalterlichen Geschichte unserer Provinzen mannigfaltige Belehrung über das öffentliche und private Leben bieten: über das, was wir allgemeine Bildung und ihre Pflege nennen, geben sie keinen Aufschluß. Was Estland betreffe, auf das sich die Ausführungen des Verfassers zunächst beschränken, so sei alles, was schriftstellerische Thätigkeit in den ersten Jahrhunderten der Colonisationsthätigkeit geschaffen hatte, ein Raub der Zeit geworden. Die Urkunden über Schulen betreffen fast nur Rechtsfragen; über das, was in ihnen getrieben wurde, sind wir bisher über die Vermuthung nicht hinausgekommen, daß es im Ganzen und Großen dasselbe gewesen sei, wie in den verwandten Schulen des nördlichen Deutschland. Müssen wir nun auch zunächst auf Belehrung über die geistige Nahrung, welche in den Schulen geboten und im Lande selbst erzeugt wurde, verzichten, bis ein glücklicher Fund in einem unserer wenigen, auf das Mittelalter zurückreichenden Archive diese bietet, so macht uns das Buch Köhlers mit einer anderen Quelle bekannt, aus welcher der Durst nach Weisheit und Erkenntniß gestillt wurde. Köhler hat in zwei Manuscripten des revaler Rathsarchivs und einem des revaler Nikolaigymnasiums fremdländische und zwar vornehmlich französische Literaturerzeugnisse entdeckt, welche wahrscheinlich aus dem Cistercienserkloster zu Padis stammen, eine Vermuthung, für welche Köhler sehr beachtenswerthe Gründe anführt. Die Handschriften geben einen überraschenden Aufschluß darüber, „daß die mächtigen Wellen, welche die Kämpfe der neuen Ideen seit dem 11. Jahrhundert namentlich in Frankreich schlugen und alle umliegenden Länder überflutheten, direct bis zu uns gereicht haben“. Die Thatsache aber, daß diese mittelalterlichen Geistesproducte in einem doch emsig durchforschten Archive bisher unbekannt und unerkannt gelegen haben, giebt der Hoffnung neue Nahrung, daß sich noch manches andere Werthvolle finden lassen wird, an dessen Existenz Niemand zu glauben sich getraut. Auch eine nur oberflächliche Durchsicht von Köhlers Arbeit zeigt freilich, daß nur wenige Auserwählte zum Finden und Heben solcher Schätze berufen sind. Es ist ein erstaunlich reiches Rüstzeug an Scharfsinn und ausgebreiteter Gelehrsamkeit auf den Gebieten der mittelalterlichen Disciplinen: Paläographie, Latinität, Scholastik und Kirchengeschichte, das Köhler allein befähigt hat, nicht nur in den Codices selbst, sondern auch in ihren Umschlägen und den Zwischen- und Randbemerkungen das zu erkennen, was sie enthalten. Dem Unkundigen wäre es, abgesehen

von der Mühe, welche die Entzifferung der an Abbreviaturen reichen Handschriften verursachte, nie gelungen, die Provenienz der Handschriften, den Zweck, Charakter, ja mehrfach auch den Titel der in ihnen enthaltenen Werke, so sicher zu bestimmen, wie es Köhler trotz der nur unzureichenden Hilfsmittel gethan hat, über welche er in Reval verfügte.

Köhler weist auf die schon von Töppen[1] registrirte beachtenswerthe Thatsache hin, daß sich in der Lebensbeschreibung der hl. Dorothea von Marienwerder nur Citate aus französischen Mystikern finden, dagegen keine Anklänge an die deutsche Mystik. Die aus diesem Umstande zu folgernde Wahrscheinlichkeit, daß das in den Gebieten des Deutschen Ordens pulsirende Geistesleben eine starke Beeinflussung von Frankreich her erfahren hat, wird durch Köhlers Entdeckung zur Gewißheit erhoben. Wir erkennen die lebhaften Beziehungen, welche die estländischen Klöster zu Citeaux, Clairvaux und der Chartreuse, den weltberühmten Centren des Cistercienserordens, unterhielten. Diese aus Frankreich in den Norden gelangten Werke sind aber nicht etwa ein todter Bestandtheil der Klosterbibliotheken gewesen; es finden sich in den zahlreichen Randbemerkungen und Zusätzen vielmehr sichere Anzeichen dafür, daß sie gelesen und verstanden wurden, und somit den Zwecken, für welche sie geschrieben waren, der Belehrung und Erbauung, thatsächlich dienten.

Die erste der drei Handschriften enthält 1) einen moralisch-theologischen Tractat, 2) Predigten und Entwürfe zu solchen, 3) einen moralisch-allegorischen Tractat über das Auge. Als werthvollster Bestandtheil der Handschrift erweist sich wohl der erste, dem Köhler daher auch die eingehendste Bearbeitung zu Theil werden läßt. Der Verfasser kann nur ein französischer Cisterciensermönch aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts gewesen sein; des Sultans Saladin Tod, der 1193 erfolgte, wird einmal erwähnt und bildet eine Grenze für die Zeitbestimmung nach unten; der terminus usque ad quem läßt sich mit gleicher Sicherheit nicht feststellen, allgemeine aus dem Charakter der Schrift und der Stellung des Verfassers zu den kirchlichen Verhältnissen sich ergebende Gründe sprechen für die angeführte Zeitgrenze. Zu diesen Gründen gehört die Wahrnehmung, daß sich keine Spur vom Mariendienst und dem Cultus der übrigen Heiligen im Tractat findet, ja, daß der Reliquiendienst sogar indirect verworfen wird und die Scholastik sich noch nicht breit macht. Es wird zugegeben werden müssen, wer solche Gründe zu erkennen und ins Feld zu führen vermag, muß über ein nicht gewöhnliches Maß von Kenntnissen auf dem Gebiete mittelalterlichen Geisteslebens verfügen, und in nicht minder glänzendem Lichte steht Köhlers Gelehrsamkeit da, wenn er die Berührungspunkte, welche dieser Tractat mit den Werken

[1] Scriptores rer. Pruss. II, 196.

anderer mittelalterlicher Theologen gemein hat, nachweist. Nur die Lückenhaftigkeit der gelehrten Literatur in Reval hat ihn verhindert, den Spuren des Verfassers noch weiter nachzuforschen. — Die Sprache weist viele altfranzösische Bestandtheile auf, die Köhler alle mittheilt. Mit größter Unbefangenheit hat der Verfasser in den lateinischen Text des Tractats diese der Volkssprache entstammenden Worte aufgenommen, offenbar in der Absicht, leicht und verständlich zu schreiben. Trotzdem bewegt sich der Romane auch in seinem Latein ganz auf heimischem Boden, im Gegensatz zu den lateinisch schreibenden Deutschen, denen die erlernte Sprache nie völlig in Fleisch und Blut übergeht. „Wie dem auch sein mag, jedenfalls hat der frische, naive Ton der Darstellung einen besonderen Reiz." Der Inhalt des Tractats ist ein überaus mannigfaltiger; in Vergleichen, Sentenzen und längeren Ausführungen werden eine große Menge sittlicher und religiöser Fragen berührt, wie sie dem Gedankenkreise eines mittelalterlichen Geistlichen in erster Linie, aber auch dem unter dem allmächtigen Einfluß der Kirche herangewachsenen Laien nahelagen. Aus den Zusätzen und Randbemerkungen geht hervor, daß der Tractat im Kloster für Predigtzwecke benutzt worden ist. Von einer vollständigen Herausgabe des Tractats hat Köhler zur Zeit noch absehen müssen; er scheint ihn aber derselben für werth zu halten, und nach den mitgetheilten Proben verdient er es wirklich, in vollem Umfange bekannt zu werden. Einige Abschnitte druckt Köhler lateinisch ab, andere hat er in vorzüglicher deutscher Uebersetzung wiedergegeben. Um der letzteren willen verdiente das Buch auch von solchen zur Hand genommen zu werden, deren Interessen eine Würdigung seines wissenschaftlichen Werthes ferne liegt oder die des Lateinischen nicht kundig sind. Allgemeine, zu allen Zeiten gültige Wahrheiten gewinnen immer einen neuen Reiz, wenn sie in dem besonderen Colorit einer bestimmten Zeit vorgetragen werden und von ganz individuellem Gepräge sind. Das aber ist es gerade, was den anspruchslosen Sätzen unseres unbekannten Autors eine solche Anziehungskraft verleiht. Einige der kürzeren Sätze mögen hier angeführt werden:

Von der Geduld. Ein Mensch, der in diesem Leben ohne Geduld ist, ist wie Einer ohne Regenmantel zur Regenzeit. — Von der Buße. Der Wolf frißt keinen Igel, der Hecht keinen Barsch wegen der Stacheln; so der Teufel die nicht, welche in der Rauhheit des Lebens und der Buße stehen. — Von der übertriebenen Buße. Der in der Buße Maßlose gleicht dem, welcher einen Wurm vom Baume schütteln will und zugleich die Blüthe oder die Frucht sammt dem Wurme herabschüttelt, oder der Wäscherin, welche Tücher wäscht und sie zerreißt, indem sie sie mit Gewalt auf einen Stein schlägt. Wenn Einer, welcher Einem, der noch ein Jahr gelebt hätte, das Leben raubt, für einen Mörder gilt: wie viel mehr der, welcher durch über-

triebenes Fasten und Kasteien bewirkt, daß er 10 Jahre früher stirbt, als er sonst gestorben wäre. — Von der Armuth. Armuth ist ein Graben gegen den Teufel, den der Teufel auszufüllen eifrig bemüht ist. Aber Viele sind Thoren, weil sie dem Teufel den Graben ihrer Burg ausfüllen helfen. — Von der Freude. Der Teufel ist wie ein Weib, welches Fliegen fangen will. Sie bestreicht ihren Topf inwendig mit Milch; dann gehen die Fliegen hinein, und wenn eine Menge hineingegangen ist, schließt sie sie ein und zündet Feuer darunter an. So bietet der Teufel die Freuden der Sünde dar und fängt den Menschen durch die Einwilligung in die Sünde und bindet den Gefangenen durch Gewohnheit, dann schleppt er ihn ins Feuer der Hölle.

Neben der einfachen Anlage und der schlichten Sprache empfahl sich die Arbeit des Südländers dem nüchternen Nordländer durch die allem Nebelhaften und Verschwommenen abholde concrete Darstellung. Wir können diese nicht besser kennzeichnen, als wenn wir Köhlers Worten folgen: der Verfasser besaß das Vermögen, das Leben zu sehen, wie es ist, und es in scharf gezeichneten Bildern dem Leser vorzuführen. Phantasie und die Gabe charakteristischer Zeichnung spricht aus den zahlreichen Vergleichen, die er statt abstracter Deductionen als Beweise einflicht. . . . Er findet seine Vergleiche im Gebirge, auf dem Felde, im Obst- und Weingarten, im Walde, auf dem Meere, in der Stadt, auf dem Markt; in den Palästen der Fürsten und Reichen, auf der Ritterburg, im Bauernhause, im Kloster, in der Schule, in der Gerichtshalle, im Kaufladen, in der Schenke, auf der Landstraße, auf dem Volksfeste, bei der Hochzeit, der Belagerung, dem Turnier. Wir sehen die Spieler beim Schach- und Würfelspiel, die Bauern zum Markt ziehen, die Bettler und Vagabunden an den Hecken, einen Volksauflauf in Paris. . . . Ueberall ist der Anonymus zu Hause. Er zeigt uns den Schmied als Pferdedoctor, den Goldarbeiter bei der Arbeit, die Bauernfrau, wie sie Käse macht, den Kürschner, der Bauern prellt, die Wäscherinnen am Fluß, wie sie nach französischem Brauche die Wäsche schlagen, in der Schule am Sonnabend große Wochenrepetition mit obligaten Schlägen.

So hat denn dieses eigenartige Erzeugniß des mittelalterlichen Klosterbruders neben seiner Bedeutung für die Erkenntniß dessen, was in unseren Klöstern gelesen wurde, einen selbständigen literärischen Werth.

Einen so fesselnden, allgemein verständlichen Inhalt wie der Tractat haben die übrigen von Köhler entdeckten und beschriebenen Stücke nicht; sie sind von schwererem Kaliber, werden aber den Kenner mittelalterlicher Gelehrsamkeit im höchsten Grade interessiren. Die Predigten und Predigtentwürfe gehören der lateinischen Kunstpredigt der Scholastik an, deren Blüthe von 1200 bis 1350 reicht. „Nur der dialektisch Geschulte und über die Bildung

seiner Zeit Verfügende," urtheilt Köhler, „konnte diesen streng logischen Dispositionen mit ihren Ketten von Haupt- und Untertheilen, an die sich oft weitere Unterabtheilungen anschließen, folgen und an ihnen sich erfreuen. Dürfen wir von ihnen auf die Leser und Hörer in einem estländischen Kloster zurückschließen, so müssen das hochgebildete Leute gewesen sein." — Das dritte Stück desselben Manuscripts, der Tractat de oculo morali, wie sein Titel möglicherweise gelautet hat, ist im Gegensatz zu dem in den Predigten vorwiegenden scholastischen Element ein Repräsentant mystischer Ethik, der trotz seines mangelhaften Textes reichliche Spuren einer ausgiebigen Benutzung aufweist.

Der zweite Codex des revaler Stadtarchivs, den Köhler beschreibt, hat denselben Einband wie der vorige; er wird also aus demselben Kloster stammen. Die 69 Blätter desselben enthalten an erster Stelle eine für den praktischen Gebrauch der Geistlichen verfaßte Auseinandersetzung über die Messe (ordo missae), welche keinen Geringeren als den Papst Innocenz III. zum Verfasser hat. Von der Existenz dieses Werkes ist bisher nichts bekannt gewesen. Das zweite Stück des Codex erweist sich als das 4. Buch der Sentenzen des Petrus Lombardus († 1164 als Bischof von Paris), welche bis in die Reformationszeit hinein ein klassisches Ansehen behaupteten. Der revaler Codex giebt eine kürzere Fassung, die aber von einem anderen bekannt gewordenen Auszuge doch abweicht. Auf den unteren Rändern der die Sentenzen enthaltenden Blätter finden sich eine Menge lateinische Verse mannigfachen Inhalts, in der Mehrzahl ernst, lehrhaft, dazwischen voll ausgelassener Laune. Köhler hat in ihnen Stücke einer über weite Länder verbreiteten, neuerdings erst näher beachteten mittelalterlichen Dichtungsart erkannt, sogenannte Vaganten. Der revaler Codex bietet sie in selten correcter Form. Köhler theilt 67 solcher Gedichte mit, deren Verständniß durch nachträglich gegebene Anmerkungen erleichtert wird. — Endlich verdienen auch die am Anfang und am Ende des Codex eingeklebten Schutzblätter, die stark abgenutzt erscheinen, die höchste Beachtung; denn sie stammen aus dem Doctrinale des Alexander de Villa dei, einer Versification der gesammten lateinischen Grammatik. Das weit verbreitete Buch hat demnach auch bei uns dem lateinischen Unterricht gedient.

Zum Schluß führt Köhler aus einer Handschrift des revaler Nikolai-Gymnasiums mehrere scholastische Arbeiten an und macht auch auf eine Handschrift botanischen Inhalts aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts aufmerksam. Die Cistercienser waren eifrige Landwirthe und Gärtner. Es liegt nahe, auch das botanische Buch als Bestandtheil ihrer Bibliothek zu denken.

In erwünschtester Weise beleuchten die Resultate von Köhlers Ent-

deckungen und Forschungen die stille Culturarbeit der Cistercienser in unseren Landen. Was bisher nur aus dem Charakter und den Aufgaben dieses Ordens in allgemeinen Umrissen gemuthmaßt werden konnte, hat greifbare Gestalt, bestimmte Züge, erkennbaren Inhalt gewonnen.

Director Köhler hat durch seine Arbeit mit einem Schlage eine feste Stellung unter den Erforschern unserer Vergangenheit erobert. Eine zweite Arbeit über unsere mittelalterlichen Schulen stellt er in Aussicht, und das giebt uns die Zuversicht, daß sein Scheiden aus Reval nicht auch zugleich für die livländische Geschichte den Verlust einer hervorragenden wissenschaftlichen Kraft bedeutet.

Länger, als ursprünglich beabsichtigt war, hat der Leser bei den Abschiedsgrüßen der Landesgymnasien verweilen müssen. Das Interesse, welches der Gegenstand für den Referenten hatte und das er auch bei dem Leser voraussetzen dürfte, hat ihm die Anzeige dieser letzten Lebensäußerungen von vier großen Bildungsstätten, die sich auf alle drei Provinzen vertheilten, unter der Hand anschwellen lassen. Das mag ihm zur Rechtfertigung oder Entschuldigung dienen.

Dr. Alexander Bergengrün.

Jugendbriefe K. E. v. Baers an Woldemar v. Ditmar.

Vortrag, gehalten am 19. Februar 1893 zur Feier des 101. Geburtstages K. E. v. Baers[1].

Vor etwa einem Jahre wurde mir von dem inzwischen verstorbenen Herrn Carl v. Ditmar-Kerro, meinem hochverehrten Freunde, eine Kiste mit Briefschaften und Papieren aller Art zur Durchsicht und eventueller literarischer Verwerthung übergeben, welche, aus dem Nachlaß seines Vaters, des i. J. 1826 verstorbenen Herrn Woldemar v. Ditmar, stammend, mehr als 6 Decennien auf dem v. Ditmarschen Gute fast unberührt in der Verborgenheit geruht hatte. Es würde mich zu weit führen, wenn ich den vielseitig reichen Inhalt dieser Hinterlassenschaft charakterisiren wollte; nur auf einen kleinen Theil der Sammlung möchte ich mir erlauben, heute Ihre Aufmerksamkeit zu lenken, da derselbe in nächster Beziehung zu dem großen baltischen Naturforscher steht, dessen 101. Geburtstag wir heute festlich begehen. Es sind dies Jugendbriefe K. E. v. Baers an Woldemar v. Ditmar, seinen Universitätskameraden, und einige sonstige von Baer stammende oder auf ihn sich beziehende Papiere. Die Briefe stammen aus einer der wichtigsten und fruchtreichsten Perioden von Baers Leben, der von ihm in seiner Selbstbiographie so anziehend geschilderten Würzburger Studienzeit und den darauf folgenden Jahren bis in die erste Königsberger Zeit hinein. Es war die Wendezeit des Genius, in welcher er die Anregung zu seinen wichtigsten Forschungen erhielt, und persönliche Aeußerungen von ihm aus dieser Zeit dürfen unter allen Umständen ein Interesse beanspruchen.

[1] Der Geburtstag Baers fällt bekanntlich auf den 17. Februar; die Feier desselben mußte jedoch in diesem Jahre verschoben werden, da am 17. Februar gerade Buß- und Bettag war.

Zunächst ein paar Worte über den Jugendfreund, an den die Briefe gerichtet sind.

Woldemar Friedrich Karl v. Ditmar, geb. in Livland am 8. August d. J. 1795, studirte in den Jahren 1812—15 an der Universität Dorpat Jurisprudenz, ging dann für die Jahre 1816—18 zu weiterer Ausbildung nach Deutschland und hielt sich namentlich in Berlin und Heidelberg auf. In Berlin trat er mit der bekannten damals dort lebenden Reichsgräfin Elisa v. d. Recke und dem Dichter Tiedge in ein intimes Freundschaftsverhältniß, das den reichsten Inhalt seines leider allzu kurzen Lebens auszumachen bestimmt war. Elisa, die schon alternde edle und geistvolle Frau, nahm dem jugendlich-feurigen Ditmar gegenüber bald eine mütterliche Stellung ein. Sie pflegt ihn in ihren Briefen „Sohn meines Herzens" zu nennen, er redet sie „innigst geliebte und verehrte Mama" an. Durch Elisa und Tiedge kommt Ditmar schon in Berlin in Beziehung mit einer ganzen Menge literarischer Größen. Aus den zahlreichen an ihn gerichteten Briefen gewinnt man den Eindruck, daß er von Allen geliebt wurde, mit denen er in Beziehung trat; daß ihm überall die Herzen zuflogen. In der darauf folgenden Heidelberger Periode sind es besonders Jean Paul und Joh. Heinr. Voß, denen er sich in warmer Verehrung anschließt und die auch ihn augenscheinlich sehr lieb gewonnen haben. Die Herzogin Dorothea von Kurland, Johanna Schopenhauer, Fouqué nenne ich nur im Vorübergehen. Im Jahre 1818 kehrte Ditmar in die Heimath zurück, habilitirte sich in Dorpat als Privatdocent, gab diese Stellung aber schon im folgenden Jahre wieder auf. Er wurde Kreisgerichtsassessor in Fellin, starb aber leider schon am 12. Nov. 1826 auf dem väterlichen Gute Fennern, die junge Gattin und den in der ersten Kindheit stehenden einzigen Sohn zurücklassend.

In Heidelberg hatte Ditmar seine erste literarische Arbeit, die Dissertation «Disquisitio de origine nominis Livoniae» (Heid. 1816) herausgegeben. Es folgten die „Poesieen der Ehsten" (in Rosenplänters Beiträgen IV, 134—165; die „Nachricht von den in Kurland lebenden Kreewinen" (Intelligenzblatt d. Heidelb. Jahrb. 1817 Nr. VI, 61—71), und endlich die Dissertation pro venia legendi, mit deren langem lateinischen Titel ich Sie verschonen will[1]. An der Herausgabe weiterer Arbeiten hat ihn sein früher Tod behindert.

[1] De praecipuis fontibus juris provincialis Livonici campestris ab archiepiscopis et magistris Livoniae, necnon a regibus Poloniae et Sueciae originem ducentibus Diss. jur.-hist. lit. pro venia legendi. Part. I. A. u. d. T. Observationes generales in Livonicas leges domesticas et receptas peregrinas. Dorpati 1818.

Woldemar v. Ditmar hatte sich mit dem um 3 Jahre älteren K. E. v. Baer während seiner Studienzeit auf der Universität Dorpat (1812—15) befreundet, und insbesondere verband die beiden Jünglinge das gemeinsame lebhafte Interesse an der Botanik. Darauf kommt Baer in seinen Briefen später wiederholentlich zurück und gedenkt dessen, wie wir sehen werden, auch noch in seiner Selbstbiographie. Bei Baer als Naturforscher ist dies Interesse sehr erklärlich, bei Ditmar, dem Juristen, legt es Zeugniß ab für das vielseitige Interesse, welches auch sowohl seine hinterlassenen Papiere wie seine umfängliche Naturaliensammlung bekunden; von dieser letzteren sind allerdings leider nach der Mittheilung des Sohnes nur traurige Reste übrig.

Ein Denkmal der gemeinsamen botanischen Studien der beiden jungen Studenten Baer und Ditmar liegt vor uns in mehreren bescheidenen Heften, die den Titel tragen: „Verzeichniß der Livländischen Flora. Angefertigt von C. B. und W. D. Dorpat 1813." Also der Versuch oder doch der Anfang einer Flora Livonica. Seine Würdigung muß ich Berufeneren überlassen.

In Ditmars Stammbuch finden sich folgende, von Baer offenbar beim Abschiede aus Dorpat geschriebene Zeilen, die ebenfalls dieser gemeinsamen Studien gedenken:

„Zum Abschiede mag noch diese Zeile Dir ein herzliches Lebewohl wünschen. Mehr bedarf es ja nicht zwischen Freunden, die so viel frohe Stunden mit einander verlebten als wir. Gepriesen sei Florens Tempel! Wenn Du wieder einmal auf vaterländischen Fluren die Kinder des Frühlings begrüßt, so denke Deines Freundes C. v. Baer,

Dr. med.»

Ich kann von der Dorpater Zeit der beiden Freunde nicht Abschied nehmen, ohne noch eines merkwürdigen Documentes zu gedenken, das uns den jungen Baer als Dichter zeigt, und zwar ganz im Geist und Stile jener Zeit. Napoleon I. war bei Leipzig geschlagen, Paris von den Verbündeten besetzt worden; der Ruhm Alexanders I. von Rußland erfüllte die Welt. Um den Sieg und den neugeschlossenen Frieden zu feiern, fand ein großes Fest der Studenten auf einem öffentlichen Platze statt, und Baer war es, der für diese Feier ein Lied dichtete, das nach der Melodie: „Setzt Euch, Brüder, in die Runde" gesungen wurde. Es lautet:

1. Dankt dem Ew'gen, der gerichtet
Unsr'er Feinde Frevelthat!
Frankreichs Heere sind vernichtet,
Rußlands Adler aufgerichtet
In der stolzen Seine-Stadt.

Chor: Zu dem blauen Himmel töne
Unser heißer Dank empor!
Jubelt, Rußlands brave Söhne,
Jubelt im vereinten Chor!

2. Preiset Ihn, vor dessen Blicken
Sich die Tyranney verkriecht,
Der die Feinde durch Beglücken,
Durch der Völker Hoch-Entzücken,
Nicht durch Furcht und Schreck besiegt!
Chor: Von des Ebro stolzen Fluthen
Bis zum Ob und Anadir
Danken alle Edlen, Guten,
Kaiser Alexander, Dir!

3. Ungern schmückst Du Deinen Degen
Mit des Lorbeers stolzem Grün,
Gern wirst Du ihn niederlegen,
Mit des Oelzweigs reichem Segen
Heim in's Land der Russen zieh'n.
Chor: Kehr' zu Deinen Kindern wieder,
Zu den Russen kehr' zurück!
Dann erschallen Jubellieder,
Preisen unser hohes Glück.

4. Auch den Schützern in Gefahren
Werd' ein volles Glas geleert,
Die bei Leipzig Sieger waren,
Vor Paris die Franken-Schaaren
Wahren Heldensinn gelehrt!
Chor: Euer Blut und Euer Leben
Wagtet Ihr für's Vaterland!
Eurem Beispiel nachzustreben,
Reichen wir uns hier die Hand[1].

Darunter steht deutlich von Baers Hand geschrieben: «enucleavit Baer», d. h. ausgetiftelt hat es Baer. Wir sehen aus diesem Gedicht, daß der jugendliche Baer ein begeisterter Patriot war. Daß er bisweilen zum Dichter wurde, ist uns ja auch aus seiner späteren Lebenszeit wohlbekannt. Auch die Unterschrift scheint mir charakteristisch. Ein Anderer

[1] Das Gedicht ist übrigens schon damals abgedruckt in der „Dorpatschen Zeitung", 3. April 1814, und findet sich wieder abgedruckt in Stiedas Biographie Baers S. 27.

hätte vielleicht fecit geschrieben; Baer ist immer, wenn er sich gehen lassen kann, zu einer humoristischen Wendung geneigt.

Es folgen nun die Jahre, während deren Ditmar und Baer sich in Deutschland aufhalten. Aus dieser Zeit (1816—18) liegen 6 Briefe von Baer vor, die ersten 4 aus Würzburg geschrieben, die letzten 2 aus Berlin. Die Dorpater Universitätskameraden, die damals in größeren oder kleineren Colonien in Berlin, Jena, Heidelberg, Würzburg, Göttingen saßen, hielten gut zusammen, wie das aus Baers Schilderung in der Selbstbiographie und namentlich auch aus den hierüber viel bietenden Ditmarschen Papieren und Briefschaften hervorgeht. Bei Baer und Ditmar, die schon in Dorpat enger verbunden gewesen, war dies besonders der Fall.

Was mir in Baers Briefen aus dieser Zeit, in welcher er doch sehr ernsten Studien mit viel Erfolg oblag, besonders charakteristisch und interessant scheint, das ist die übersprudelnde Lebenslust, die aus denselben spricht, eine oft geradezu ausgelassene Fröhlichkeit, mit immer und überall hervorbrechendem Witz und Humor, Eigenschaften, die ihm ja bekanntlich in hohem Grade eigen waren. Hier hören wir einmal den „alten Baer" als „jungen Baer" sprechen, und das hat seinen eigenen Reiz. Der „alte Baer" ist uns Allen wohlbekannt, von dem „jungen Baer" haben wir bisher, glaube ich, nur das gewußt, was der alte von ihm viele Jahre später erzählt. Hier hören wir ihn selbst.

In keinem der Briefe redet er den Freund mit seinem Namen an. Er nennt ihn Carissime, Carorum Carissime, Kallis söber, Armas wend — und sich selbst mit Vorliebe Ursinus. Neben viel jugendlicher Heiterkeit, die den Eindruck hinterläßt, daß sich Baer in jener Periode seines Lebens recht von Herzen wohl gefühlt haben muß, finden wir auch manch ernsthaftes und geistig bedeutendes Wort. Interessant ist es, den Stil und Ton der Ditmarschen Briefe mit denen Baers zu vergleichen. Ditmars Briefe, namentlich diejenigen an Elise v. d. Recke, sind durchaus in dem Stile der Empfindsamkeitsperiode geschrieben, während die Briefe Baers auch nicht die geringste Spur davon zeigen. Ditmar erscheint in seinem gesammten Denken und Empfinden als zugehörig zu jener Zeit, die unsere große Nationalliteratur hervorbrachte, er gehört in den Ausgang jener Entwickelung; Baer steht da als Bürger einer neuen Zeit, der großen Periode der Wissenschaft.

Der erste Brief Baers lautet:

Würzburg, 17. Juni 1816.

Carissime!

Das Bedürfniß mit Dir wieder einmal zu plaudern, ist bei mir so lebhaft geworden, daß ich mich nicht enthalten kann, einige Zeilen Dir zu schreiben, ungeachtet der Möglichkeit, ja fast Wahrscheinlichkeit, daß sie verloren

gehen, da ich Deine Adresse nicht kenne[1]. Indessen will ich mein Brieflein in die Welt wandern lassen in der Hoffnung, daß es endlich die rechte Thür findet, wenn es auch öfters an falschen anklopfen sollte.

Gestern haben wir aus Göttingen die schrecklichsten Nachrichten erfahren. Schwarzhoff ist als das unglückliche Opfer von landsmannschaftlichem Streit geblieben. Da in Heidelberg ohne Zweifel die Unglückspost auch schon angekommen, so kann ich um so eher über diese Begebenheit schweigen, an die ich ohne Grausen nicht denken kann, so wenig ich auch Schwarzhoff gekannt habe.

Um zu angenehmeren Gegenständen überzugehen, wollen wir in Florens Haine flüchten. So viel meine vielen med(icinischen) Arbeiten es erlauben, huldige ich dieser Göttin. Excursionen habe ich zwar nicht übermäßig viel gemacht, desto wichtiger ist mir die genaue Bekanntschaft mit dem Dr. Nees v. Esenbeck, der hier 4 Stunden von Würzburg in dem Dorfe Rickartshausen wohnt[2]. Du wirst vielleicht das neue kostbare Werk über die Schwämme, das er herausgegeben hat, kennen. Sein Umgang ist äußerst belehrend, und was mir das Liebste ist, er ist nicht bloßer Nomenclator, sondern Naturforscher im eigentlichen Sinne des Wortes — dabei theilt er sich sehr gern mit. Solltest Du einmal Zeit haben von Heidelberg aus eine Streiferei nach Würzburg vorzunehmen, so würde ich Dich mit ihm bekannt machen und Du solltest dann gewiß die Zeit Dir nicht Leid thun lassen. Nach Beendigung des Semesters, denn jetzt ist keine Zeit dazu, denke ich unter seiner Anleitung mich auch auf Cryptogamie zu legen. — Solltest Du vielleicht zufällig Grindel oder den Weinmannschen Katalog bei Dir haben, so sey so gut (bei) sich treffender Gelegenheit sie mir u überschicken. Nees will sie kennen lernen.

Pander hat eine Arbeit vorgenommen, die ihm und dem Vaterlande hoffentlich Ehre machen soll. Daß er den Sommer über in Würzburg bleibt, setze ich als Dir bekannt voraus. Er war mit einigen Freunden, d. h. mit den treuesten geränderten Freunden hergekommen. Da er und ich ziemlich viel Collegia hören, so sind wir ziemlich schnell damit fertig geworden, diese Freunde anzubringen. Pander wird binnen 8—14 Tagen zu seiner Unternehmung einige goldene Ludwige brauchen. Da ich ihm nun 4 solche Canaillen schuldig bin, und meine gelben Freunde mich bis auf einige weiße so ziemlich verlassen haben, so wende ich mich in Erinnerung an unser letztes Gespräch in Würzburg an Dich, und klopfe an Deinen Beutel an, ob er

[1] Der Brief ist adressirt: S. Hochwohlgeboren dem Herrn W. v. Ditmar, Doctor der Philosophie aus Liefland in Heidelberg. Abzugeben beym Hrn. Pedellen der Universität.

[2] Ueber Nees vgl. Baers Selbstbiographie S. 201 ff.

hohl oder voll klingt. Klingt er voll, so laß 4 Ludwige herüberrollen; klingt er leer, so lasse es bleiben. Im Ernst, meine dringende, fast möchte ich sagen befehlende Bitte ist, im Fall Deine Kasse an Auszehrung leidet, nur ja nicht nach Deiner Gutherzigkeit Dich zu entblößen, oder gar von andern zu leihen und Lärm zu machen, denn Panders Unternehmen läßt sich auch wohl 14 Tage aufschieben und in 4 Wochen müssen wir selbst neue Holländer haben, da wir beide schon vor einigen Wochen geschrieben haben.

Parrot ist mit einem Stock in der Hand und ein Wachstaffbandel (?) in der Tasche nach Italien gegangen. Fowelin treibt sich auch schon dort herum. Poorten sitzt in Wiesbaden und kann nicht weiter, weil ihn seine Freunde verlassen haben — die gelben und weißen. — — Grüße den Kirchenpapa Knüpffer, Riesemann, Kolb ꝛc. ꝛc. — —

Semper tuus Ursinus.

Man sieht aus diesem Briefe recht deutlich, wie die beiden jugendlichen Freunde Pander und Baer darauf brennen, das wichtige Unternehmen, welches sie beide zu berühmten Männern machen sollte[1], unverzüglich in Angriff zu nehmen. Wir hören darüber Näheres in dem folgenden Briefe von Baer, der wohl als der interessanteste in dieser Serie bezeichnet werden darf.

Würzburg, 10. Jul. 1816.

Carissime!

Du hast mich ganz auf Deiner Seite, wenn Du auf den Ursinum schimpfst, daß er Dir nicht früher geantwortet. Zwar giebt Ursinus vor, er habe gewisse Briefe aus Rußland abwarten wollen, um alles zugleich zu berichten, aber er hätte doch zum Henker wenigstens die Ankunft von Deinem inhaltsreichen Briefe melden können. Das war auf jeden Fall unverzeihlich.

An dem Eifer, mit dem Du meine Bitte nicht nur erfüllt, sondern auch überfüllt, d. h. überschritten hast, habe ich den alten Ditmar wieder erkannt. Nimm von meinem Dank eine beliebige Quantität und salze ihn ein, damit er sich recht lange hält. Da Du viel Interesse an Panders Arbeit nimmst, so kann ich nicht umhin, Dich mit ihr bekannt zu machen, obgleich Pander es nicht will. Nun passe aber auf! In der ganzen Naturlehre ist kein Punkt so wichtig, als die Bildung eines Organismus aus einer Grundmasse, darin muß der Schlüssel für die ganze Physiologie und Biologie liegen. Für die niederen Organismen kann man diese Bildung in der Entstehung der Infusionsthiere und der Algen untersuchen. Für die höheren Thiere aber ist nur die Geschichte des bebrüteten Eies dem Forscher zugänglich. Dieses ist nun zwar schon oft genug untersucht, man ist aber

[1] Die künstliche Bebrütung von Eiern in größerem Maßstabe und das Studium der Entwickelung des Hühnchens im Ei.

zum Theil von vorgefaßten Ideen ausgegangen, namentlich in der tollen Evolutionstheorie, zum Theil hat man seine Aufmerksamkeit nur der Entwickelung einzelner Theile gewidmet wie Wolff. Kupfer hat aber außer Malpighi im 17. Jahrhundert niemand über diesen Gegenstand herausgegeben. Es ist aber ohne Kupfer die ganze Sache dem Leser kaum verständlich. Jetzt hat sich nun Pander entschlossen, die Entwickelungsgeschichte des bebrüteten Eies zu untersuchen und mit Kupfern herauszugeben, vielleicht als Dissertation, vielleicht auch als eigenes Werk. Um Eier in Menge zu haben, sind zwei Maschinen verfertigt, in denen unter Döllingers Leitung durch künstliche Wärme Eier ausgebrütet werden. Ein eigener Zeichner und Kupferstecher ist in Sold genommen, und so ist Pander auf dem Wege sich einen Lorbeerkranz von Eierschalen um die Stirn zu winden. Ich bin stolz darauf, ein Hauptstimulator zu diesem Unternehmen gewesen zu seyn. Doch ( )[1] bis alles fertig ist.

Schreibe mir doch, wann Du in die Schweiz zu reisen gedenkst. Da jetzt so häufig Meteorsteine vom Himmel fallen, so hoffe ich immer noch, daß der liebe Mond oder sonst ein fideler Himmelsbewohner ein Stück Gold auf die Erde wirft, und da habe ich mir denn fest vorgenommen, diesen Goldklumpen zu finden, und wozu sollte ich ihn lieber anwenden als mit Dir die Schweiz zu durchreisen.

Daß Du in Deiner Dissertation hinter meinem Namen außer dem Carissimus, der mir auf jeden Fall erfreulich ist, noch ein Paar andere issimus angehängt, ist mir sehr unlieb und mehr noch um Deinetwillen als meinetwegen. Wer Deine Dissertation liest und, wie ich hoffe, durch die Gründlichkeit der Arbeit interessirt wird, der wird des Lächelns sich nicht enthalten können, wenn neben Männern und Werken von entschiedenem Werthe ein junger Dissertationenschreiber als ingeniosissimus ꝛc. herausgehoben wird. Du siehst wohl, wie Deine eigene Arbeit dadurch an Werth verliert. Ferner hatte ich mich wirklich schon darauf gefreut, Dein Buch allen, die sich (für) Liefland interessiren, zu zeigen, als Sporn zu ähnlichen vaterländischen Bemühungen. Jenes unselige ingeniosissimus muß mich jetzt aber ganz lähmen. Mancher könnte gar glauben, ich selbst hätte es mir ausgebeten, die bunten Lappen mir anzuhängen. Ich bitte Dich daher recht nachdrücklich, wenn es noch Zeit ist, jene Unbesonnenheit (sit venia verbo), zu der Dich Deine Liebe zu mir verleitet, zu verbessern.

Hast Du schon gelesen, daß das neue Werk von Hezel in einer Literaturzeitung heftig mitgenommen ist? Parrot jun. ist gen Italien gezogen. Bergmann kannst Du sagen, daß Pander den ganzen August und wohl noch

[1] An dieser Stelle ist ein Kopf gezeichnet mit einer Hand, die die Lippen berührt, augenscheinlich „Schweigen" bedeutend.

länger in Würzburg seyn wird. Du hast mir Männer von Gewicht genannt, mit denen Du bekannt bist. Wie kommt es aber, daß Schelver nicht unter diesen ist? Suche doch à tout prix den Umgang mit diesem geistreichen Naturforscher. Benutze, lerne ihn auswendig, und sauge Dich voll an dieser Fülle von tiefen Blicken in die Natur.

(Es folgen einige Zeilen von der Hand des inzwischen in W. eingetroffenen Bergmann, datirt vom folgenden Tage:)

D. 11. Jul.

Gestern abend bin ich hier eingetroffen, nach glücklich zurückgelegter Reise, und für diesen Augenblick kann ich Dir nur sagen, daß es mir ausnehmend wohl hier gefällt und daß ich bis zum Sonntag hier bleibe: Baer und Pander habe ich bis jetzt bloß gesprochen: beide befinden sich wohl, bei letzterem wohne ich. Grüße herzlich unsre Landsleute im Stern und lebe so lange recht wohl als bis ich Dir wieder und zwar mehr schreibe.

Dein Bergmann.

Baer fürchtet den Brief noch länger liegen zu lassen, wenn er ihn nicht gleich absendet: deshalb so wenig.

Ewig Dein B.

(Darauf folgt noch ein Postscript von Baer:)

Unter die Worte unsres Liefländischen Humboldt nur noch meinen herzlichen Gruß. Einliegende Conferva cristata[1] nimm als Andenken und zugleich als Beweis, daß ich mich auch etwas mit der Cryptogamie beschäftige.

Ursinus.

Die erste Hälfte dieses Briefes ist unstreitig die interessantere. Wir hören den jungen Forscher in einem sonst durchaus mit ganz studentischem Humor geschriebenen Brief mit der vollen Wärme des Enthusiasmus von dem wissenschaftlichen Unternehmen reden, das seine Erwartungen durchaus rechtfertigen sollte. Er hat die weittragende Bedeutung desselben vollständig erfaßt, sagt den großen Erfolg voraus, läßt die ganze Ehre des Unternehmens dabei Pander, und beansprucht für sich nur das Verdienst eines Stimulators. — Die darauf folgende Aeußerung bezüglich der ihm von Ditmar in seiner Dissertation beigelegten Epitheta geht in der Bescheidenheit unstreitig viel zu weit; besonders wenn man in Betracht zieht, wie splendid der lateinische Stil mit dergl. Epithetis zu sein pflegt, und wie wenig in der Regel dahinter steckt. Daß ein Mann wie Baer, wenn auch im Beginn seiner Laufbahn, sich so ängstlich gegen die Bezeichnung als ingeniosissimus sträubt, ist fast seltsam, und nur durch eine ganz außergewöhnliche Bescheidenheit erklärbar. Er ist dem Freunde ganz ernstlich böse wegen dieser

[1] Das Papierstück mit der darauf geklebten Conferva liegt noch in dem Briefe.

Bezeichnung, wir alle aber wissen sehr wohl, daß Ditmar vollkommen Recht hatte, wenn er den jungen Baer einen vir ingeniosissimus nannte. Die Sache ist aber sehr charakteristisch für Baer wie für Ditmar, und leider liegt hier ein Keim, der für das schöne Freundschaftsverhältniß der beiden jungen Männer verhängnißvoll werden sollte, wie wir späterhin sehen werden.

Der nächste Brief Baers lautet:

Würzburg, den 20. August 1816,
nach durchwachter Nacht.

Слава тебѣ Господи!

Endlich hat das Vaterland seine Goldgruben aufgethan, und wenn auch das Häuflein der Holländer, das herüber gewallfahrtet ist, so unbedeutend sich ausnimmt wie die Revue der ganzen Landmacht des Fürstenthums Isenburg, oder wie das Landstürmchen der Duodezgrafschaft Erbach, so reißen sie mich aus der größten Verlegenheit und Schaam, daß ich Dir und einigen hiesigen Freunden so lang nicht gezahlt habe. Erstarrt war ich vor Schrecken, als ich hörte, daß der Erzbischof[1] ergekniffen, ohne von mir seine verlorenen Schaafe (oder goldenen Vließe) erhalten zu haben. Als die ersehnten Freunde endlich angekommen waren, habe ich 4 Preußen zu van der Schaerr geführt und bestens seiner Obhut empfohlen. Er hat ihnen auch einen Paß nach Heidelberg ausgestellt. Ich selbst mußte an jenem Tage zum Dr. Nees nach Sickershausen, konnte daher aus Würzburg nicht schreiben, nahm mir aber vor, von dort Dich zu benachrichtigen, allein ich war 2 Tage so sehr mit unseren Freunden Galium und Veronica beschäftigt, mußte dann so eifrig 2 Nächte und einen Tag hindurch der Kirchweih[2] fröhnen, daß mir alles Schreiben unmöglich war. Hoffentlich hast Du aber das Geld jetzt schon erhalten und beunruhige (ich) mich auch nicht mehr, daß ich den Namen des Kaufmanns vergessen habe, der es Dir abliefern sollte; ich denke aber, es war ein Italiener[3]. Wie hast Du es denn mit dem Erzbischof gemacht. Ich wäre in Verzweiflung, wenn ich den Credit bei seiner Eminenz verloren hätte, und müßte ich mich in diesem Falle schlechterdings ex officio erschießen.

So lockend auch Deine Proposition zur Schweizerreise war, schlug ich mir die Sache doch aus finanziellen Gründen aus dem Sinn. Als eben die güldenen Engelein herangeflogen kamen, siehe da waren ihrer so wenige, daß wenig mit ihnen anzufangen war; doch hätte ich den Wanderstab er-

[1] Augenscheinlich Beiname eines der Dorpater Universitätskameraden.

[2] Von diesen Kirchweihbelustigungen berichtet Baer auch in der Selbstbiographie S. 202.

[3] Es war Franz Peter Lombardino in Heidelberg, wie ein dem folgenden Brief beigelegter Zettel zeigt.

griffen, denn ich sage es offen, daß ich mit Dir am liebsten die Alpengipfel bestiegen hätte — wenn nicht leider die Reise sich zu sehr verspätet hätte. Für die Botanik ist jetzt fast nichts mehr zu thun. Die Alpenflora ist in der letzten Hälfte des Augusts durchaus schon ganz todt. Es ist wirklich sehr unrecht von Dir, daß Du durch Deine Arbeit für Rühs Journal Deine Schweizerreise so verdorben hast[1]. Hättest Du sie nicht bis auf den Winter verschieben können? Jetzt kann ich nichts thun, als Dir eine glückliche Reise wünschen. Wenn Dir ein Galium aufstößt, so gedenke Deines Ursinus und reiß es aus, besonders wenn Du Exemplare mit reifen Früchten findest. Wie wäre es denn, wenn Du Deine Reise über Würzburg und Stuttgard machtest. Meine Freude, Dich hier zu sehen, wäre sehr groß. Vor dem Ende Septembers beginne ich meine Berliner Reise wohl nicht. Im genannten Monate wollen auch Grünewaldt und Fock hier eintreffen.

Von Parrot habe ich Briefe erhalten. Er fand den Gotthard am Ende des Juli schon ganz beschneit (d. h. unter der Schneegränze). Bergmann hat von Lübeck aus uns von seinem Daseyn Kunde gegeben. Iwanowitsch Weiße ist in die Schweiz gekniffen, wie er schreibt, Brosse aber von Wien aus hierher unterwegs, nachdem er dort öfters den Staar öffentlich operirt hat. Alle Nachrichten, die ich aus Livland erhalten, stimmen leider mit den Deinen ganz überein. O miseram academiam[2].

Mit Panders Arbeit geht es im ganzen recht gut, allein jetzt findet es sich, daß der Schwierigkeiten viel mehr sind, als man Anfangs geglaubt. Die Mühe ist nicht gering, und die Kosten sind sehr groß, denn die Eier werden in zwei Brütmaschinen ausgebrütet, die viel Oel fressen. Schon um diese Vorrichtung zu sehen, solltest Du zu uns kommen. (Daß Du nirgends als bei mir absteigst, versteht sich von selbst.) Wehrmann (?) schreibt unzufrieden über das Abgeschnittenseyn von allen literärischen Communicationen. Die Sperrung soll größer seyn als jemals. — Probst Berg soll im Magnetisiren so weit gegangen seyn, daß man es ihm höheren Ortes verboten hat.

Vielen Dank für das Blümchen ex patria von

Deinem Bruder Baer.

In dem folgenden, sehr eilig geschriebenen Briefe fehlt Datum und Ortsangabe, der Postvermerk aber lautet: Würzburg, 31. August 1816, und Ditmar bemerkt auf dem Brief: „Erhalten d. 3. Sept. 1816 n. St."

[1] Es ist eine Arbeit über die in Kurland lebenden Kreewinen.

[2] Es bezieht sich dies offenbar auf die schwere Krise, welche die Universität Dorpat i. J. 1816 in Folge einiger ordnungswidriger Promotionen durchzumachen hatte. Fast wäre sie in Folge dessen aufgelöst worden. Wie warm Shukowsky damals für die Universität eintrat, ist „Balt. Mon." Bd. XXXIX, S. 610 berichtet.

Der Brief lautet:

Kallis Söbber

Gestern Abend empfing ich Deinen lieben Brief, und heute wird er schnell und eilig beantwortet. Van der Schaerr hat mir den Namen des Kaufmanns, der Dir das Geld abgeben sollte, schriftlich gegeben. Da er aber zugleich hinzufügte, dieser Schlingel werde Dich aufsuchen, so hielt ich es nicht der Mühe werth, den Namen einzulegen und habe ihn in Stücke gerissen. Obgleich ich nun überzeugt bin, daß Du das Geld jetzt haben wirst, werde ich doch gleich Schaerr meine Visite schneiden und den Namen dieses Satanskerls mir noch einmal ausbitten.

Von hier gehe ich (si Diis placet!) über Erlangen, Nürnberg, Muggendorf, Bayreuth, das Fichtelgebirg, Eger-Karlsbad, Freyberg, Dresden nach Berlin binnen 14 Tagen. Für Dein Anerbieten, mir Empfehlungen mitzugeben, danke ich Dir herzlich. Indessen, was den Med(iciner) Horn[1] betrifft, so möchte ich diesen Brief geradezu erbitten, da ich es für zweckmäßig halte, weil ich sein Clinicum zu besuchen gedenke, mich so viel ich kann, selbst zu empfehlen. — —

Jetzt etwas Wichtiges. So bald Du dieses Geschmiere in den Händen hast, springe zu Ramm und sage ihm, wenn er freie Reise in einem bequemen Wagen, wo Platz für ihn und seinen Koffer ist, haben will, so solle er sich stante pede hierher aufmachen, um von hier — — mit einer Dame nach Rußland zu reisen. Es ist die Doctorin (?) Reichart, die, weil sie kein Wort russisch kann, einen Begleiter wünscht. Es ist ein recht gebildetes und ziemlich hübsches, ziemlich junges und sehr gutes Weibsbild. Sie bekommt überall bis an die russische Gränze Vorspann. — — Bis zum 8. oder 9. September ist sie sicher hier, bleibt aber auch vielleicht bis zum 12. S., wenn sie weiß, daß sie einen Begleiter bekommt. Ich denke, Ramm wird dieses Anerbieten mit beiden Fäusten annehmen. Ein solches Glück hat man nicht alle Tage. Die Gesellschaft ist wirklich recht interessant. Er muß nur einen Liquor Castitatis mitnehmen.

Fac valeas meque mutuo diligas. Ursinus.

Baer ging zum Wintersemester 1816/17 nach Berlin. Von dort schreibt er dem Freunde:

Berlin, d. 19. März 1817.

Carorum Carissime!

Dein Brief hat mir viel Freude gemacht, theils seines Einschlusses[2] wegen, obgleich dieser eigentlich zu spät kam; denn ich hatte gehofft, durch

[1] Ueber Baers Beziehung zu Horn in Berlin vgl. seine Selbstbiographie S. 210.

[2] Es sind dies augenscheinlich die Empfehlungen, welche Ditmar ihm für Berlin zusendet.

Franz Horn[1] mich dem Bruder nähern zu können, was jetzt zu spät ist, da ich die Charité aufgegeben und statt dessen angefangen habe, auf dem Anatomicum zu präpariren; indessen sind mir doch die Besuche bei Horn und Wolke[2] sehr interessant gewesen. Horn werde ich jetzt, wo ich etwas freier bin, auch öfter besuchen. Ich gehe noch heute oder morgen hin. Noch mehr aber freute mich Dein Brief, eben weil er ein Brief meines lieben Ditmars ist.

Horn und seine Frau freuten sich recht innig und herzlich über Dein Schreiben, und letztere las mir den Brief mit einer Art von Triumph vor. Es sind sehr brave Leute. Die Fr. v. d. Recke hatt ich schon lange vorher besucht. Sie ist sehr gütig gegen mich gewesen und besonders habe ich vor einigen Tagen einen großen Beweis Ihrer Theilnahme erhalten, der mich rührte und mir ihren Charakter von der schönsten Seite zeigte. Sie hält sehr viel von Dir und läßt Dich mit mütterlicher Zärtlichkeit grüßen. Gestehen muß ich Dir aber daß Dein Brief etwas sehr lange unterwegs gewesen ist, weswegen auch Wolke, Horn und die Fr. v. d. Recke ihren Theil erst sehr spät erhalten haben. Es muß Gottes Wille gewesen sein. Horn scheint nicht ganz abgeneigt, nach Heidelberg zu reisen und die Frau hat noch weit mehr Lust dazu.

Wirklich bin ich Prosector in Königsberg, was mich hier mit Geschäften überladen hat. Dieses Engagement hat auch den einliegenden Brief veranlaßt, den ich abzugeben bitte, nicht um Dich H. Tiedemann zu empfehlen, denn ich kenne die Bestie selbst nicht, sondern um mir einen Liebesdienst zu erweisen. Ich streichle Dir in Gedanken die Wange, um Dich willig zu machen. Burdach hat mir nehmlich aufgetragen, Tiedemanns Werk über die Holothurien zu kaufen. Hier ist es nicht vorräthig. Ich habe mich daher an den Schreiber selbst gewendet. Da ich den Preis auch nicht bestimmt weiß, so bitte ich Dich, s'il se peut, für mich in Auslage zu seyn. Das Geld will ich dann Hartung[3] zahlen, und Du kannst so viel von der Collecte abziehen. (Auch wir werden hier für Hartung collectiren.) Unterlasse aber ja nicht, Dir von Tiedemann eine Quittung geben zu lassen, weil Burdach diese wünscht, indem er das Buch nicht für sich selbst kauft. Ich habe vergessen, es Tiedemann ausdrücklich zu schreiben. Ferner habe ich ihn gebeten, einen Dissertationen-Tausch mit Königsberg anzuknüpfen.

[1] Der bekannte Literarhistoriker.

[2] Hinrich Wolke aus Jewer, damals schon ein Greis, hat sich durch pädagogische und sprachbessernde Unternehmungen bekannt gemacht. Ein Brief von Immanuel Kant an ihn, der sich in der Ditmarschen Sammlung befindet, spricht von seinen Leistungen mit der allergrößten Anerkennung. Ditmar verehrt ihn, und Wolke scheint D. innig lieb gewonnen zu haben. Ein Brief von Wolke dient D. zur Einführung bei Jean Paul.

[3] Einer der Dorpater Universitätskameraden, der Ditmar recht nahe steht.

Sollte er Dir vielleicht jetzt schon einige abgeben, so sende sie mir mit dem Werke. Letzteres bitte ich gut einzupacken, und die Kosten der Emballage auch sogleich von jener Collectensumme abzuziehen.

33,000 mal sey mir willkommen, wenn Du durch Königsberg reist. Wenn Du nicht gleich beim Prosector und Privat-Docenten Baer absteigst, so will er nie wieder etwas von Dir wissen, und wenn Du nicht 36 Tassen Kaffe bei ihm trinkst, so will er 36 Jahre Dein Feind seyn, wenn Du nicht dreimal bei ihm hospitirst, so wird er Dir 3 mal den Hals brechen. So grausam kann ein Prosector seyn.

Weißt Du schon, daß unser braver Engelhardt in Iverdun gestorben ist?

Schreibe mir ja recht bald, besonders wenn Du nicht in Auslage seyn kannst. — — Dein Bruder Baer.

Dann folgt ein Brief, der datirt ist: Berlin, d. 25. August, aber das muß wohl in der Zerstreutheit verschrieben sein für d. 25. Mai (resp. May), denn der Poststempel lautet: 29. Mai 1817, und Ditmar notirt auf dem Briefe: „Erhalten d. 3. Juni 1817 n. St." Dieser Brief lautet:

Armas wend

Ein halbes Jahr ist (d. h. für meine Ungeduld) der Tiedemann unterwegs gewesen. Sintemal ich ihn endlich erhalten, melde ich es Dir und schicke Dir Dümmlers seyn sollende Quittung. Eigentlich hatte ich von Burdach zum Ankauf dieses Werkes nur 4 Ducaten bekommen, und ich wußte gar nicht, daß es Exemplare für 5 Duc. gebe. Indessen kann unser Museum ja auch 5 Duc. geben. Sobald Du Tiedemann siehst, bringe ihm meinen herzlichen Dank für die Uebersendung, besonders aber für die zwei Dissertationen. Sobald ich Gelegenheit haben werde, von Königsberg aus ihm (eine) Kleinigkeit zu übersenden, werde ich mich persönlich bedanken. Frage ihn doch auch, ob er die neueren unter Rudolphis Auspicien erschienenen Berliner Dissertationen erhalten hat. Vielleicht kann ich ihm eine oder die andere überschicken, doch kann ich nichts gewisses versprechen, denn die Berliner sind verdammt geizig und ungefällig.

Du schlechtester unter den Schlechten! Aus dem Meßkatalog muß ich die ersten und jüngsten Kinder Deiner Laune kennen lernen. Hättest Du mir eine Livonia zugeschickt, wahrlich, schon stünde eine pompöse Recension, die das Lob aus vollen Backen bläst, in irgend einer Literaturzeitung. Jetzt nimm Dich in Acht! wenn ich eine Disquisitio de origine nominis Livoniae erwische, so wird eine strenge Geißel geschwungen! Daran denkend mußt Du ausrufen:

Quid sum miser tunc dicturus!
Quem patronum rogaturus,
Cum vix justus sit securus!

Daß ich noch in Berlin bin, zeigt Dir dieser Brief. Morgen aber tragen rollende Räder mich nach Königsberg.

(Unterschrift fehlt.)

(Am Rande:) In Dorpat ist wieder schreckliche Untersuchung, der neue Curator ist selbst da. Militär ist eingerückt. Pereat mundus.

Ein Jahr später, im Mai 1818, besucht Ditmar bei der Rückreise in die Heimath den Freund in Königsberg. Der Brief, in welchem er seine Ankunft meldet, findet sich unter seinen Papieren. Er ist adressirt: „Hrn. Dr. K. E. von Baer, wohnhaft auf dem Butterberge im chirurgischen Clinicum" und lautet folgendermaßen:

Vor einer Stunde bin ich hier angekommen, mein theurer geliebter Baer. — Prof. Vaters Frau schickte gleich zu Dir, um Dich abholen zu lassen. Leider sehnte sich mein Herz aber vergebens bis jetzt nach Dir, alter redlicher Freund! — Komme also doch ja gleich, — für mein Leben gern möchte ich Dich wieder einmal sehen und sprechen. Warum ich nicht gleich zu Dir komme, werde ich Dir sogleich erklären, wenn ich Dich nur erst gepackt habe. Komme aber ja bald, recht bald!

Ewig mit ganzem Herzen

Dein Ditmar.

Königsberg, d. 17. Mai 1818.

Ein Tagebuchblatt von Ditmar giebt uns über diesen Aufenthalt in Königsberg in kurzen Notizen gedrängte Nachricht:

Den 17. Mai Abends kamen Vater und Hartung hier mit mir an. Wir stiegen, nachdem wir einige Augenblicke bei Vater gewesen waren, im Hotel de Prusse ab. Am andern Morgen, d. 18., besuchte uns früh Morgens Baer, und zwang uns zu ihm zu ziehen. Hierauf besuchte ich am Vormittag Gaspari und dann den Kaufmann Abegg. Mittags speisten wir bei Baer, und mit ihm besuchten wir nach dem Essen den Dr. Struve, bei dem wir Thee tranken und dann nach dem Hofe Jerusalem einen Spaziergang machten, von wo aus man eine der schönsten Aussichten auf Königsberg hat. Zum Abend speisten wir bei Vater, mit Baer und Prof. Voigt, Prof. der historischen Hilfswissenschaften und Director des geheimen Ordensarchivs. Während unseres Spazierganges war Burdach bei mir gewesen, den ich besuchen wollte, als ich von Struve wegging. Am 19. früh begegnete mir Burdach, als er eben wieder zu mir kommen wollte. Nur ganz freundlich begrüßten wir uns, und dann ging ich zu Dirksen, der mich zum nächsten Tage zum Abend einlud und mir sagte, daß er auch Mühlenbruch einladen wollte. Dann besuchte ich Wald und hierauf war ich mit Voigt im geheimen Ordensarchiv. Zu Mittag speiste ich bei Baer und Nachmittag besuchte ich mit ihm das Anatomische Theater und dann den

Prof. Schweigger, der mir den botanischen Garten zeigte. Abends war ich mit Baer, Burdachs, Prof. Mühlenbruch und Struve's, mit seinen Quintanern, die in Militärordnung zogen, in dem Dorfe Aaweiden. — Den 20sten war ich Morgens bei dem Kriegsrath Scheffner, dem ich 2 seiner Gedichte wieder brachte, die Göckingk unter Nicolai's Papieren gefunden hatte; dann bei Mühlenbruch, der mir 2 Schriften von Stöver schenkte und mit dem, so wie mit Dirksen, ich viel von Hugo, Savigny und Thibaut[1] sprach und dann bei Dr. Struve, den ich aber nicht zu Hause traf. Mittags feierten Baer und Hartung Elisa's Geburtstag im Hotel de Prusse. Dann besuchte ich nach dem Essen mit ersterem den Chemiker und Physiker Hagen, und hierauf ging ich zu Burdach. Zum Thee war ich bei Dirksen mit Mühlenbruch und dem Referendar Hrn. v. Heyden. Wir machten nach und in interessanten Gesprächen einen Spaziergang in den recht hübschen Bauerschen Garten, der am Schloßteich gelegen ist, und dann war ich mit Baer, Prof. Schweigger und Mühlenbruch zum Abendessen bei Wald's. D. 21sten Morgens besuchte mich Prof. Vater, und ich empfahl mich ihm. Dann fuhr ich zu dem herzreichen Gaspari und von ihm zu Struve's, um ebenfalls von ihnen Abschied zu nehmen. Den letzten Mittag speiste ich bei den liebenswürdigen Burdachs. Gleich nach dem Essen gingen wir nach Schaken, von Worms und Baer bis dahin begleitet, und am andern Morgen, den 22sten um 9 Uhr gingen wir, von unsern Freunden begleitet, an Bord. Wegen des conträren Windes mußten wir auf der Nehrung in dem Dorfe Naegeln, wo schon Lettisch gesprochen wurde, landen (18 Häuser, wenig grünendes Laubholz und dürre gelbe Flugsandberge und Möven).

So weit das Tagebuchblatt. Aus dieser Zeit, wo Ditmar bei Baer wohnt, stammt wohl auch ein Brieflein, das ohne Datum und Ortsangabe, doch auf solche intime Beziehung schließen läßt. Es lautet:

Den Schlüssel zu meiner Wohnung findest Du auf dem Schranke, der in dem dunklen Zimmerchen, zu dem man durch die Thüre linker Hand geht — steht.

Dein Baer.

Es findet sich weiter nur noch ein kurzer Brief von Baer an Ditmar (ohne Datum), begleitet von einer Zusendung Baers: „Berichte von der Königlichen anatomischen Anstalt zu Königsberg. Zweiter Bericht von K. F. Burdach, Prof. der Anatomie. Mit Bemerkungen aus dem zootomischen Tagebuche von Karl Ernst von Baer, außerordentlichem Professor und Prosector. Leipzig 1819." In diesem Büchlein finden wir folgende launige Widmung: Meinem lieben Freunde Dittmar empfehle ich diese

[1] D. ist ein entschiedener Anhänger Thibauts, den er in Heidelberg gehört und mit dem er auch weiterhin in Correspondenz bleibt.

Blätter als Sopiens, wenn ihn einmal seine Pandecten oder Processe nicht schlafen lassen. Baer.

Der zugehörige, vermuthlich aus dem Jahre 1819 stammende Brief lautet:

Carissime

Ganz Dorpat scheint in ein schauerliches Schweigen versunken zu seyn. Ich glaube gar, ihr zürnt alle. Um Dir nun das Zungenbändchen zu lösen, muß ich wohl zuerst die Stille brechen. Indem ich mich dazu anschicke, packe ich für Dich einen aus meiner Feder geflossenen Aufsatz ein. Erquicke Dich an den Kaldaunen des Störs, wenn Du kannst. Vor allen Dingen aber schreibe mir recht bald ausführliche Nachrichten aus Dorpat, und unter anderem lasse mich wissen, ob Du noch Botanica treibst. Ferner aber bitte ich Dich, zürne nicht, wenn ich jetzt schon schließe. Ich will Weisse eine Menge nothwendiger Briefe mitgeben, um alle alten Schulden mir von den Schultern zu werfen. Dein Baer.

Dies ist der letzte Brief von Baer an Ditmar. Aus all den folgenden Jahren bis zu Ditmars Tode i. J. 1826 findet sich keine Zeile mehr von Baers Hand, und da Ditmar mit äußerster Sorgfalt jedes Zettelchen sammelt und aufhebt, wird man zu dem Schlusse gedrängt, daß die Correspondenz der Freunde hier ein Ende genommen. Den Schlüssel zu dieser auffallenden Thatsache gab mir eine Stelle der Baerschen Selbstbiographie, welche ich nicht ohne schmerzliche und peinliche Empfindungen habe lesen können.

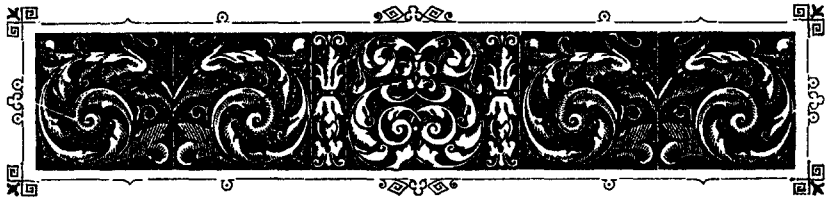
Die betreffende Stelle findet sich zu Anfang des Cap. 11, „Erste amtliche Stellung in Königsberg als Prosector und Privatdocent", und lautet, wie folgt:

„Als ich nach Königsberg zurückkam, ging das Sommersemester in seiner zweiten Hälfte noch fort. Ich begann sogleich als ein Präludium künftiger Thätigkeit meine schon früher angekündigte Vorlesung über den Bau der wirbellosen Thiere. Ueber die Thierformen, die ich aus eigener Untersuchung noch nicht kannte, hatte ich aus den besten Quellen mich zu unterrichten versucht. Außer den Studirenden der Medicin, welche noch in den Anfängen ihres Cursus waren, erwies auch Burdach mir die Ehre, an diesem Cursus Theil zu nehmen. Das Wesentliche desselben bestand in Demonstrationen, theils an Präparaten, so viel derselben sogleich angefertigt werden konnten, theils nach Abbildungen. Es war also der Vortrag gar nicht auf Nachschreiben berechnet, sondern darauf, den Zuhörern Anschauungen zu verschaffen. Da Burdach bis dahin sich wenig mit den niederen Thieren beschäftigt hatte, so notirte er auch wohl Einiges. Gerade dieser Umstand hätte mein ganzes Verhältniß leicht gleich anfangs verderben können. Es kam um diese Zeit ein Commilitone v. D., mit dem mich in Dorpat das gemeinschaftliche

Interesse an der Botanik verbunden hatte, auf seiner Rückreise aus Deutschland durch Königsberg, wo er einige Tage bei mir wohnte und einige Mal bei mir hospitirte. Bald nach seiner Abreise drohte er in einem Briefe, „er werde der Verkünder meines Ruhmes werden", was ich als Radotade gleichgiltig hinnahm. Erst im Jahr 1818 erfuhr ich, daß er in einer Zeitschrift der Ostseeprovinzen in einem Tone, der auch meine zurückgebliebenen Freunde verletzte, sehr prahlerisch von meinen Vorträgen gesprochen und daß Burdach darin nachschreibe, berichtet habe. Mir ist dieser Aufsatz oder Bericht nie zu Gesicht gekommen, und ich weiß nicht, ob Burdach von ihm gehört hat. Aber derselbe D., der zu glauben schien, daß der Ruhm so leicht sich geben ließ, hat seine eigene ersehnte Laufbahn durch ähnliches Sturmlaufen für sich selbst völlig unmöglich gemacht. Was mich betrifft, so wünschte er, daß ich so bald als möglich nach Dorpat versetzt würde, um dann gemeinschaftlich mit ihm die Flora Livlands zu bearbeiten. Als ich später eine Versetzung nach Dorpat aufgab, schrieb er mir in seinem Eifer: „Ob ich denn ganz verrückt geworden sey, daß ich in dem . . . Neste bleiben wolle?" mit anderen ähnlichen Ergüssen des Zorns."

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß hier von Ditmar die Rede ist, und es ist schmerzlich zu denken, daß das schöne Verhältniß der beiden Universitätsfreunde einen solchen Abschluß in Verstimmung und Entfremdung fand. Ditmars Unrecht, wenn ein solches vorliegt, läßt sich kaum sehr hoch anschlagen, und jedenfalls war Alles, was er that, gut gemeint. Was ihn zu jener vielleicht unvorsichtigen Veröffentlichung trieb, war doch jedenfalls nur seine Liebe und enthusiastische Bewunderung Baers, in welchem er mit vollkommen richtigem Scharfblick den großen genialen Gelehrten schon damals ahnte und erkannte. Ueberhaupt ist Ditmar eine Natur, in welcher der Enthusiasmus leicht die Weltklugheit über den Haufen wirft, aber immer erscheint er edel und rein in seinen Bestrebungen, warm und treu in seinen Empfindungen gegenüber den zahlreichen Freunden, die er sich in seinem kurzen Leben erworben. Bei Baer aber kam in gesteigertem Maße jene Empfindung zur Geltung, die sich schon früher in seiner Auslassung über das „unselige ingeniosissimus" Luft machte. Wir Nachlebenden wissen, daß Ditmar den Freund nicht zu hoch taxirte, und können ihm nicht grollen, wenn er schon damals in begeisterten Worten Karl Ernst von Baers geistige Größe verkündete. Gern werden wir daher die Blicke von dem Ausgang des Verhältnisses abwenden, gern werden wir sie ruhen lassen auf den Jahren herzlicher warmer Jugendfreundschaft, in welche die mitgetheilten Briefe und Aufzeichnungen einen so freundlichen Einblick gewähren.

Leopold v. Schroeder.



Hymnus.

I.

Sonntag war es; in den Häuſern, Straßen,
Auf den Feldern lagert tiefe Stille;
Alles ruhet von der Arbeit gern:
Von der Pflicht der Thätigkeit entbunden
Hat die ganze Welt der Tag des Herrn.

Dennoch pocht etwas und hämmert leiſe,
Trotzt der Heiligkeit des Feiertags;
Folgt dem eigenwill'gen Triebe nur;
Raſtlos, wie die Unruh in der Uhr.

Iſt's ein trotz'ger Sabbathbrecher,
Ein Empörer heil'ger Ordnung,
Der nicht kennt die weiſe Lehre,
Der auch dann die Ruh' verachtet,
Wann der Stier vergißt ſein Joch?

Ja, es iſt ein Sabbathbrecher,
Iſt der frechſte wohl von allen,
Der bei ſeinem eigenmächt'gen Treiben
Niemals fraget nach Geſetz und Ordnung;
Wie des Meeres windbewegte Wogen,
Wie die Wolken achten keinen Herrn.

II.

Scheitelrechte Strahlen sandte
Schon die Sonne, ließ erschlaffen
Alle Kräfte der Natur;
Tiefer Frieden, Mittagsschwüle
Deckt die ganze Creatur.

Aber horch, es regt sich etwas
Unabläſſig, will nicht feiern,
Wo man Alles ruhend glaubt;
Hält sich aufrecht, wo die Aehre
Schlummerschwer geneigt das Haupt.

Ist es eine fleiß'ge Werkstatt,
Wo man schafft zu jeder Stunde,
Wo man niemals kennt Ermüdung,
Wo die Zeit mit Allgewalt
Den Tribut in Arbeit fordert
Ohne Rast und Aufenthalt?

Wirklich ist es eine Werkstatt,
Ist die fleißigste von allen:
Wenn die Schwalbe sucht den Schatten,
Blumenkelch sich schließet zu,
Fleiß'ge Bienen selbst ermatten,
Mag die Werkstatt keine Ruh'.

III.

Nacht und Dunkel zogen längst schon
Weithin über die Gefilde,
Lösten ab die Hast des Strebens,
Die des Tags Gefährtin war;

Wann im Neste schläft der Vogel,
Birgt den Kopf in dem Gefieder,
Wer vergißt nicht Eil' und Harm?
Schlafgefesselt ruh'n die Glieder,
Ruhet jeder müde Arm.

Doch was ist es, dieses Pochen,
Dieses Klopfen unentwegt,
Das vom Schlafe unbestochen
Mahnend sich bewegt und regt?

Iſt es nicht ein treuer Wächter,
Deſſen Trommeln nimmer raſtet,
Deſſen Schritt im Tacte ſchallet,
Dem bei ſeinem Dienſt nicht graut
In der Nacht; und deſſen Wimper
Nie der Schlummer hat bethaut?

's iſt ein Wächter, welcher mahnet,
Eine Schildwach', welche trommelt,
Deren Dienſt nicht abgelöſt wird,
Wenn die Welt im Schlummer liegt;
Nicht des Dunkels Schatten ſchrecken,
Nicht der Alp der Träume hemmet
Dieſes treuen Wächters Schritt.

IV.

Nein, es iſt kein Sabbathbrecher,
Keine Werkſtatt, auch kein Wächter:
Mit dem ungebroch'nen Muthe,
Mit dem Fleiß und mit dem Trotze
Iſt's das Menſchenherz allein;
Dieſes hämmert, pocht und trommelt,
Es empfindet, wacht und glühet,
Wenn dem Kopfe die Gedanken
Flieh'n im Schlafe, wenn die Glieder
Ruhen an dem Tag des Herrn.

Ja, man ſagt, daß in den Herzen
Könne eine Liebe thronen
Heiliger als Sonntagsfeier;
Und ſie ſoll als Feuer brennen
Heißer als die Mittagsſonne,
Soll als ew'ges Lämplein ſchimmern
Durch die Nacht in dunkler Stund'.

Wer arbeitet in Riga?

Ein Streifzug durch das „Rigasche Adreßbuch".

Auf ein ereignißreiches Leben blickt der bejahrte Mann zurück, der eine Stellung in der Gesellschaft behauptet, während der Jüngling eben die Hand nach dem Vorhang ausstreckt, der ihn vom Schauplatz der Thaten noch trennt; auf eine reiche Geschichte vermag ein Volk zurückzuschauen, das in der Gesellschaft der Völker seine Rolle spielt, während ein anderes, „aus der Kindheit Schlaf erwachend", sich eben erst anschickt, den Kreis der Völkergesellschaft zu betreten. Die gleichen Unterschiede gelten auch bei der Zwischenstufe von Individuum und Volk, dem Geschlecht, der Familie: während das eine Geschlecht schon früh aus der Masse der Genossen hervortrat und durch Thaten seiner Glieder sich im Gedächtniß der Nachwelt erhielt, verharrte das andere in Unbedeutendheit, denn das Gedächtniß der Nachgeborenen reicht kaum über die persönlich bekannten unter den Vorfahren, also über die Eltern und Großeltern zurück. So widerlich nun ein sich mit seinen Thaten brüstender Mann und ein sich immer wieder als große Nation verhimmelndes Volk uns werden können, so berechtigt ist dagegen ein aus ernster und erfolgreicher Thätigkeit naturgemäß sich entwickelndes Selbstbewußtsein beim amtirenden Manne und eine auf Treue gegründete Verehrung des eigenen Volksthums und seiner Geschichte beim Culturvolk. Denn Thätigkeit schafft Geltung, Geschehnisse bilden Geschichte. Das Gleiche gilt von den Geschlechtern: so verächtlich ein Nichtsnutz ist, der sich in der Sonne einer langen Ahnenreihe spreizt, so erfreulich ist dagegen jener Ahnenstolz, der aus dem Schachte der Familiengeschichte dem Enkel die Kraft zu Tage fördert, mit welcher die Bedeutung des Geschlechtes auf dem Felde der Arbeit zum Guten erhalten wird. — Wo setzen wir aber den Beginn eines

Geschlechtes an? Wann löste sich ein Geschlecht aus dem Kreise der übrigen Adamiten heraus? Wer ist der erste, der Stammvater eines Geschlechts? Die Sprachphilosophen werden wohl Recht haben, wenn sie sagen: gewinnt ein Begriff Gestalt, so stellt sich auch der Name für ihn ein. Wird ein Mensch geboren, so giebt man ihm einen Namen; bilden sich Geschlechter, so werden auch Geschlechtsnamen auftreten. Und so ist's. Während in den ältesten Zeiten, was bei jedem Volke nachzuweisen, bloße Einzelnamen die Personen bezeichneten, treten allmählich zu diesen Einzel-, Ruf-, Tauf- oder Personennamen die Geschlechts- oder Familiennamen hinzu. Diese Geschlechtsnamen entstanden aus gewissen Zunamen, welche einen Mann von anderen Männern unterscheiden sollten, die den gleichen Tauf- oder Personennamen trugen. Sobald ein solcher Zuname, der eine Persönlichkeit vor anderen hervorhob, sich auf die Nachkommen seines Trägers vererbte, also die Nachkommen den Zunamen des einen Mannes als unterscheidendes Merkmal ihres ganzen Geschlechts, ihrer Familie annahmen, hatte die Gründung des Geschlechts, der Familie stattgefunden. Der Mann, dessen Zuname sich als Familienname auf seine Nachkommen vererbte, ist nicht mehr, wie seine Vorfahren, lediglich Adamit, sondern ist außerdem schon der Begründer, der Stammvater eines Geschlechts, der Eröffner einer Ahnenreihe. Wohl läßt sich in manchen Fällen auffsteigend die Abstammung auch über diesen Stammvater auf ein anders benanntes Geschlecht zurückführen oder gar in Zeiten ohne Doppelnamen hinein verfolgen; der eigentliche Begründer des Geschlechts ist aber doch der Mann, dessen charakteristischer Zuname als Familienname Kennzeichen des Geschlechts wurde, der Mann, zu dem sich alle Nachkommen auch äußerlich durch ihren Namen bekennen. Das Geschlecht derer von Tiesenhausen ist, wenn die Sage, wie sie auch in Bunges Urkundenbuch angeführt wird, Recht hat, über den ersten Träger des Namens Tiesenhausen hinaus auf das Geschlecht Plesse zurückzuverfolgen; aber die Glieder des Geschlechts nennen sich nicht Plesse, sondern nach dem sich vom Stamm der Plesse abzweigenden, ein selbständiges Geschlecht bildenden Stammvater von Tiesenhausen[1]. — Die Familiennamen sind daher, wie wir gesehen, historische Quellen, die gewisse, wenn auch nur dürftige Aufschlüsse über die Stammväter der Familie geben. Und zwar geben sie an: 1) welches der Ruf- oder Taufname des Stammvaters oder dessen Vaters war, z. B. die Familien-

[1] Man gestatte mir eine von der Sage abweichende Deutung des Namens Tiesenhausen: der alte Plesse, der durch Theilung seiner Besitzungen die Veranlassung zur Gründung der Geschlechter Tiesenhausen und Jenerhausen oder Jennhausen gegeben haben soll, wird zu seinen Söhnen nicht, wie die Sage erzählt, gesagt haben: „Dir gehört dieses Haus, und dir gehört jenes Haus," sondern wohl: „Das ist Tisen (d. h. Dietrichs) Haus, und das Jenes oder Jennos Haus."

namen: Hermann, Bernhard, Walter, Lutz, Johannsohn, Helmersen, Peters; 2) wo der Stammvater her war, z. B. die Familiennamen: Hollander, Brandenburg, Heß, Lübeck, Kolberg, Bremer, Berg, Bach, Amende, Tiesenhausen, Meyendorff; 3) eine Eigenschaft des Stammvaters, z. B. Schwarz, Weiß, Braun, Roth, Lange, Kurz, Groß, Klein, Wolgemuth, Redlich, 4) welches Amt der Stammvater bekleidete, oder welches Gewerbe er trieb, z. B. die Familiennamen Meier, Richter, Schulze, Müller, Schmidt, Schneider.

Die zuletzt genannte Gruppe von Familiennamen ist culturhistorisch die interessanteste. Diese Berufsnamen bezeugen uns vor allen Dingen am deutlichsten die Thatsache, daß Arbeit die zur Entstehung eines Geschlechtsnamens, also auch zur Gründung eines Geschlechtes erforderliche Bedeutung dem Manne verleiht. Sie nennen uns aber außerdem so manches Amt, das jetzt nicht mehr besteht, so manches Handwerk, das längst anderen Berufsarten Platz gemacht hat oder mit einem anderen Namen benannt wird; sie veranschaulichen uns die Häufigkeit der einzelnen Berufszweige in älterer Zeit; sie weisen auf den Austausch von Bewohnern zwischen Stadt und Land, auf die Herkunft der Geschlechter, wie auf die Zeit ihrer Entstehung. Diesen Berufsnamen wenden wir uns zu, und zwar wollen wir betrachten, was uns Riga als größte Stadt unserer Heimath an solchen bietet. Ich halte mich dabei an Krögers „Rigasches Adreßbuch" von 1887/88, so daß die homines novi der letzten vier Jahre nicht berücksichtigt werden. Die eingeklammerte Zahl neben den Namen bedeutet die Anzahl der Adressen, die der betreffende Name in Riga aufzuweisen hat, sie legitimirt also einerseits den Namen als in Riga vorkommenden und legt andererseits die Häufigkeit der Namen dar. — Vor Eintritt in das Gebiet der Berufsnamen Rigas gestatte man mir aber einige Bemerkungen über das Alter der Familiennamen überhaupt und speciell in baltischen Landen. Die Namenforschung kann nachweisen, daß die Sitte, Familiennamen zu gebrauchen, überall hervorgerufen wurde durch den Verkehr und die gesetzliche Regelung von Besitzverhältnissen. Schriftliche Geschäftsabschlüsse, gerichtliche Urkunden machten eine möglichst genaue Bezeichnung der gemeinten Personen nothwendig, und dazu dienten die Zunamen, welche diese Personen von solchen gleichen Rufnamens unterschieden und später, wie wir sahen, zu Familiennamen fest wurden. Am frühesten finden wir daher Familiennamen in den Mittelpunkten des Verkehrs, den Städten, und zwar hier wiederum zuerst bei den reichen Patriziern und Kaufherren und den Gliedern besitzlicher Rittergeschlechter, den Ministerialen oder ritterbürtigen Dienstmannen der Bischöfe und anderer Herren. Was dem Stande nach höher oder niedriger war, also weltliche wie geistliche Fürsten einerseits, Handwerker, Lohnarbeiter und Landbauern andererseits, verharrte noch mehr oder weniger lange bei

der ursprünglichen Sitte bloßer Einzelnamen; die ersteren brauchten ihren wohl vorhandenen Geschlechtsnamen nicht zu nennen, weil sie zu bedeutend, die letzteren einen noch nicht vorhandenen Geschlechtsnamen nicht zu suchen, weil sie zu unbedeutend waren, als daß eine folgenschwere Verwechselung mit gleichbenannten Personen zu befürchten gewesen wäre. Allmählich aber wirkte die Analogie, zuerst bei allen Bürgern der Städte, bis endlich der allgemeine Gebrauch des Familiennamens vom Staate als Nothwendigkeit erkannt und zum Gesetz erhoben wurde. Bei solch demokratisirendem Verfahren der Regierungen war es natürlich allgemach nicht mehr nöthig, daß die Stammväter der Geschlechter durch Ruhm oder Besitz hervorragende Persönlichkeiten waren. — Zu sehr verschiedenen Zeiten sind somit nicht nur in den verschiedenen Staaten, sondern auch in den verschiedenen Provinzen desselben Staates und in den verschiedenen Ständen derselben Provinz resp. Stadt die Familiennamen üblich geworden, also die Familien oder Geschlechter als Gemeinschaften begründet worden, die auch der Nachwelt gegenüber als solche gelten.

Auch bei uns in den baltischen Provinzen tritt diese Ungleichheit deutlich zu Tage. Bei der landbesitzenden Ritterschaft und den hervorragenderen Bürgern der Städte läßt sich die Bildung der Familiennamen bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgen, also bis in die ältesten Zeiten der deutschen Besiedelung des Landes, ja über diese Zeiten hinaus, während unser Landvolk erst im letzten Jahrhundert auf obrigkeitlichen Befehl Familiennamen erhielt. — Die alten Rittergeschlechter weisen eine sehr einheitliche Namenbildung auf, denn sie nennen sich fast ausnahmslos nach ihrem Stammsitz, weshalb wir da besonders oft Namen begegnen auf -berg (z. B. Stackelberg, Budberg), auf -fels (Drachenfels), -haus (Tiesenhausen, Campenhausen), -hof (Vietinghof, Buxhöveden), -dorf (Meyendorff, Gersdorff) u. s. w. Erst später, als der Ritterstand als Adelscorporation des Landes, welche landbesitzende bürgerliche Elemente recipirte, feststand, treten Adelsnamen auf, welche ursprüngliche Personennamen sind (z. B. Klodt[1], Helmersen[2]), oder Eigenschaften bezeichnen (Roth) oder einen Beruf angeben (Richter, Schulz, Krüdner). — Viel mannigfaltiger gestaltete sich das Gebiet der Familiennamen in den Städten: schon gleich im Anfang ihrer Bildung finden wir, so auch in Riga, alle vier Gruppen vertreten: Vaternamen, Ortsnamen, Eigenschaftsnamen, Berufsnamen. Nach dem von H. Hildebrand herausgegebenen „Rigischen Schuldbuch" scheinen auch unter den rigaschen Bürgern Ortsnamen, und zwar hier naturgemäß nicht von Burgen, sondern von

[1] Kürzung von Ludwig, alt Chlodwig, oder Lothar, alt Chlothar.
[2] Hildmars Sohn.

Städten hergenommene Namen die ältesten und in der ältesten Zeit häufigsten zu sein, was sich ja leicht aus dem Zuzuge deutscher Bürger nach Riga erklärt, also aus dem gleichen Umstande, der bei den Rittern die Namengebung in der ersten Zeit beeinflußte; aber auch die anderen Arten von Familiennamen sind in Riga alt.

Während nun bei den ritterbürtigen Landbesitzern und den Bürgern der Städte sich die Sitte der Doppelnamen (Vor- und Familiennamen), durch Besitz-, Erb-, Verkehrsverhältnisse bedingt, ganz organisch entwickelte, wurde vom niederen Landvolk der Familienname in Folge obrigkeitlichen Befehls angenommen und dabei des Predigers oder Gutsherrn Rath hinsichtlich der Wahl des Namens erbeten und befolgt. Daher finden wir bei dieser Gruppe unserer Landsleute vorwiegend einerseits von den gebräuchlicheren, namentlich kirchlichen Personennamen durch das deutsche -sohn abgeleitete Familiennamen (z. B. Johannsohn oder Jansohn, Petersohn, Jacobsohn 2c.), oder die Namen der häufigeren und auffallenderen Erscheinungen des Landschaftsbildes, besonders aus dem Pflanzen- und Thierreich, wie auch schon die Bauerhöfe oder Gesinde zu einem großen Theil benannt waren (z. B. Behrsing „kleine Birke", Ohsol „Eiche", Breede „Elen" oder „Hirsch", Ballod „Wildtaube", Kruming „Busch" 2c.), — andererseits persönlicher Erinnerung, augenblicklicher Laune, irgend einem müssigen Einfall entspringende Phantasienamen, wie z. B. in einem Kirchspiele die Namen der Personen der Schillerschen „Räuber" sich finden, in einem anderen die Buchstaben des griechischen Alphabets, und dem Aehnliches, was im Munde des Landvolks sich oft zu ganz ungeheuerlichen Gebilden ausgestaltete.

Solche Anomalien erschweren natürlich die Deutung unserer Familiennamen in Stadt und Land. Aber nicht blos dieser Umstand, sondern auch die Mischung der verschiedenen Nationalitäten in unseren Provinzen, die wechselvolle politische Geschichte der Lande und der natürliche Lauf der Dinge, der alte Begriffe durch neue ersetzt und mit den Begriffen auch ihre Benennungen ändert, spiegeln sich in Rigas Namenwelt, die einzelnen Namen oft verdunkelnd, wieder. Man entschuldige daher die Fehler, die sich bei aller Sorgfalt einschleichen müssen, mit der Schwierigkeit des Gegenstandes. Ich gruppire, dem Entwickelungsgang der Cultur folgend, Rigas Berufsnamen nach 1) Jagd, Fischerei und Viehzucht, 2) Acker- und Gartenbau, 3) städtischem und staatlichem Gewerbe und Amt, und zwar a) Handwerk und Handel, b) Kunst und Wissenschaft, c) Amt und Würden.

Der Nomade ließ die Triften
Wüste liegen, wo er strich;
Mit dem Wurfspieß, mit dem Bogen
Streift der Jäger durch das Land —

Von dieser Culturstufe der Menschheit finden wir natürlich in unseren rigaschen Familiennamen nichts erhalten, da letztere ja erst in Zeiten entstanden, welche jenen Urzustand längst überwunden hatten. Die Familiennamen, welche sich dennoch auf Jagd, Fischerei und Viehzucht beziehen, weisen sämmtlich nicht auf einen Nomaden als Stammvater des Geschlechts zurück, sondern durchweg auf einen Mann mit einem festen Beruf. Denn der Waldmann†[1] (34) und der Buschmann (10) sind nicht in dem Sinne von „Waldmensch", „Uncivilisirter", lettisch „Meschumikkelis" zu verstehen, sondern der Waldmann ist entweder dasselbe, wie der Förster (8), Ferster (1), Forstmann (7), Buschwächter (1), Hagemeister (1) und Hameister (1), Kreiser (1) und Kreyser (3) „der Forstaufseher", oder nebst Buschmann (10), Holzmann (1), Lohmann (1), französisch Dubois (1) und vielen anderen auf den Wald sich beziehenden „der am oder im Walde sein Gehöft Verwaltende". Der Holst (10) ist nicht mehr in seiner ursprünglichen Bedeutung aufzufassen als der Holtsate „der im Holz Sitzende", sondern ist nebst Holsten (1) und Holstein (1) schon „der Holsteiner". Auch der Stammvater der Jaeger (14), Gaeger (1), Jaegermann (13), Jegermann (3) ist nicht mehr der wilde Gesell gewesen, der im Kampf mit der Thierwelt sein gefahrvolles Leben hinbrachte, sondern er wird die Jagd schon als Kunst geübt haben, wofür die Namen sprechen: Weitmann† (7), Waitemann† (1), Weydemann† (1), Weidemann (6) „der das edle Waidwerk Betreibende"; Schütz† (11), Schütze† (1), niederdeutsch Schütte† (1), nebst Freischütz (1) „der einer Schützengilde angehörende Schütz", und den lettischen Bisseneek (2), Bisneek (2) und Strehlneek (1), Strelneek (2) „Schütz" (ersteres von bisse „die Büchse", letzteres von strehleht „schießen" abgeleitet); endlich die Specialisten auf der Jagd, der Hasenjager (2) und der Vogler (1) „Vogelsteller". — Im Walde geht ferner seinem Geschäfte nach der Koehler (2), Köhler (7) „der Kohlenbrenner", wozu Koehlers (1) der Genitiv ist; ferner der Bienemann (7), Binemann (1), Biner (1) nebst lettischem Bittneek (1), Bitneek (1) und Drawneek (1), ersteres von bitte „die Biene", letzteres von drawa „der Bienenstock im Walde" abgeleitet; zu den Bienenzüchtern könnte sich auch der Waksmacher (1) und der Wachsmann† (1) gesellen, wenn die Namen sich auf die Wachserzeugung beziehen: nach den «Libri redituum»

[1] Das Zeichen † bedeutet, daß der damit versehene Name auch anders deutbar ist.

der Stadt Riga waren einst Honig- und Wachserzeugung ein für den rigaschen Handel sehr wichtiges Gewerbe. — Der Jagd und Waldarbeit gesellt sich, auch sie als Beruf aufzufassen, die Fischerei, vertreten durch die Namen: Fischer (40), Fischmann (2), lettisch Sweineek (1), was entstellt wurde zu Swineck (1), russisch in der Ableitung Rybakow (5) von Rybak „Fischer". — Auf die Viehzucht, diese aber gewiß schon als Nebenbetrieb der Feldwirthschaft zu verstehen, weisen Schaefer (1), Schäfer (1), niederdeutsch Scheper (1) und Lemmerhardt (1), entstellt aus „Lämmerhirt". — Alle die vielen, sonst auf Wald und Haide, auf Fluß und See, auf Trift und Heerde weisenden Familiennamen Rigas sind nicht Berufsnamen, sondern geben in den weitaus meisten Fällen den Wohnort des Trägers an, während ein kleiner Theil auch auf Spitznamen, also Eigenschaftsnamen zurückgehen mag.

Den Uebergang vom Nomaden und Jäger zum Ackerbauern macht der Waldbauer (2), der Sengbusch (4), d. h. „senge den Busch", der Roeder (3) und der Forstreiter (1) für Forstreuter, „der den Wald rodet, reutet" und der Buchroth (1) oder Lindenroth (1) heißt, je nachdem, ob er Buchen oder Linden gerodet hat, und Neuland (37), Nieländer (2), Nyländer (1), Nyeländer (1), lettisch Jaunsemm (2), wenn er nach der Rodung den Landbau begonnen.

„Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
Seine Felder umruh'n friedlich sein ländliches Dach."

Viel zahlreicher, als die Waldbewohner, sind die, welche das Feld ernährt, in die schützenden Mauern der Städte gezogen, eben weil ihrer so sehr viel mehr waren, als der Wäldler. Der Unzufriedenen, die der Ceres goldenen Segen verschmähen, also der Hasenkamp (3), „hasse den Kamp", und der Scheinpflug (1), „scheue den Pflug", hat es seit Alters viele gegeben, ein namhafter Procenttheil der Bevölkerung Rigas trägt Namen, welche auf die Landwirthschaft als Beschäftigung der Stammväter weisen. Da sind die Feldmann (37), Feldtmann (6) nebst den lettischen gleicher Bedeutung: Tirumneek (1), Tirumnek (1) und Lauzeneek (1), während vom lateinischen campus „das Feld" die deutschen Namen Kamper (2), Kampfer (1), Kamp (1), Kampe (3), Kampf (1), Kammann (1) abgeleitet sind und der italienische à Campo (1); ferner die Ackermann (7), Akkermann (2) nebst dem aus lateinischem agricola verunstalteten Agrigoll (1), der russischen Ableitung Agronomow (1), dem lettischen Namen Arrais (1), „der Ackerer, der Pflüger", wozu sich deutsches Pflug (1), „der mit dem Pfluge", gesellt; weiter der Landmann (2), lettisch Semneek (1), der Bauer (11) nebst seinem oberdeutschen Diminutiv Bäuerle (1), der Baumann (60), welcher Name freilich in den meisten Fällen nicht den Landbauern nennen wird, sondern nebst lettisirtem

Buhmann (3) und Bumann (3) den „Baumeister". Zu Bauer stellen sich Gebauer (5), von mittelhochdeutschem gebûre „der Bauer", und der niederdeutsche Niebuhr (1), Nibuhr (1), halb verhochdeutscht zu Neugebauer (1) aus Nigebur, alle nebst Siedler (1) mit der Bedeutung „der Neuangesiedelte, der Colonist", was auch Neumann† (103) meist bedeutet mit seinen Nebenformen: niederdeutsch Niemann† (7), Nevermann (5), Novermann (1), mitteldeutsch Naumann† (6), latinisirt Neander (1), slavisch, besonders polnisch Noack (1), Noiack (1), Noijack (1). — Der Lehmann (17), Lehman (3), Lemann (1), lettisirt Leimann (5), Leymann (3), ist der „Lehensmann", der kein eigenes Erbe besitzt, sondern seinen Acker zu Lehen trägt, so daß wohl lettisches Leide† (1) „die Pacht" dazu gehören dürfte, vielleicht auch deutsches Pacht† (2). In Deutschland ist auch der Laßmann† (23) einer, dem ein Gut gegen Zins überlassen ist, bei uns jedoch ist der Name wohl meist die lettische Bezeichnung für den Lootsen. — Mit dem Lehmann verwandt ist der Meier† (7), Meyer† (62), oberdeutsch Mayer† (2), welcher Name verschieden erklärt wird: 1) meist aus dem lateinischen major villae, dem Leiter, Verwalter und obersten Beamten des landwirthschaftlichen Anwesens eines Grundherrn, und 2) aus dem lateinischen medietarius, französisch métayer „der Halbpächter", unser „Halbkörner" oder „Hälftner". Die beiden Begriffe mögen in einander gegangen sein bei der weiten Verbreitung dieser Berufe. Das Wort „Meier" hat seine Bedeutung mannigfach entwickelt: unter einer „Meierei" verstehen wir z. B. nicht mehr jeden von einem Bevollmächtigten verwalteten Gutshof, sondern die Stätte zur Herstellung speciell der landwirthschaftlichen Milchproducte, so daß man in Zeitungsinseraten nicht selten gar liest: „gesucht wird ein tüchtiger Meierist", ein entsetzliches Wort, unter dem ein Milchpächter und Käsemacher verstanden wird. „Meier" bedeutet endlich oft kaum mehr als „Mann", z. B. in Ausdrücken wie „ein Hauptmeier" oder „ein Obermeier", d. h. ein tüchtiger, geriebener Kerl, oder in den spöttischen Bezeichnungen „Angstmeier", „Vereinsmeier"; und wenn wir Jemand gründlich „vermeiern", so machen wir ihn mit Wort oder That kampfunfähig, erweisen uns an ihm als Meier oder nehmen ihm sein Meierthum. Aus den eingeklammerten Zahlen ist die Häufigkeit des Namens auch in Riga ersichtlich. Zu den einfachen Meiern gesellen sich noch der Brockmeyer (1) „der Meier aus dem Bruch", der Niedermeier (1) und Niedermeyer (2) „der Meier aus der Niederung" oder „unterhalb am Fluß", Holzmeyer (4) und Lohmeyer (1) „der Meier aus dem Walde", Lindemeyer (2) „der Meier vom Lindenhof", Kronmeyer (1) „der Meier vom Kron- oder vom Kranichhof". Der Hartmeyer (1) ist vielleicht „der starke, tüchtige Meier", Roßmeier (1) „der Meier, der Rosse züchtet oder mit ihnen handelt"; Krickmeyer (3) nicht „der

Meier auf Krücken" (einer ist Tanzlehrer), sondern „der Meier vom Pflaumenhof, der Pflaumenmeier" (krieke, kreke, „die Schlehenpflaume"). Klapmeyer (2) ist mir nicht klar. Kallmeyer (1) könnte aus dem Vornamen Gallus erklärt werden, wie der Name „Meier" auch sonst mit Vornamen zusammengesetzt erscheint, wird aber wohl nebst Behrmeyr (1), Schumeier (1) der deutschen Ableitung Meiersohn (1) und den slavischen Meierowitsch (3), Meyerowitsch (3), Meierowitz (1), Meyrowitz (1) auf hebräisches mêir „glänzend" zurückgehen, also mit dem aus lateinischem major hervorgegangenen deutschen Meier nichts zu thun haben. — Der Besitzer oder Verwalter einer Hube oder Hufe Landes ist ein Hübner (7), Huebner (3), Hibner (1). Nach seinem Wohnort wird der Landwirth Hoffmann† (38) oder Hofer† (1) genannt, und auch der Hausmann† (4) und Haußmann† (1) kann, wie Heußner (1), erklärt werden als „der Bauer", bedeutet aber auch den Miethsmann, und endlich auch den Burgwart. — Im Dienste des Meiers steht der Drescher (1), während Sichelmann† (2) und Meder† (1) wohl eher als alte Personennamen zu erklären sind.

Der vornehmste Nebenbetrieb der Landwirthschaft ist die Gärtnerei, in Riga vertreten durch den Gärtner (5), lettisch Dahrsneek (1), russisch Ogorodnikow (1), abgeleitet von ogorod „Gemüsegarten", und gar durch den offenbar in unser nordisches Gelände verirrten Weingärtner (1), russisch Winogradow (1), nebst dem Wintscher (1) und dem Häcker† (2), Hecker† (2), was gleichfalls „Winzer" bedeutet. Besser schon paßt zum nördlichen Klima der Höppener (4), Heppner (1), Hepner (1) „Hopfenbauer". — Den Greber (1) „Grabengräber" beschäftigt der Feld- wie der Gartenwirth. — Ich schließe mit dem Wagger (3), wie besonders in Kurland der Aufseher über die Feldarbeiten genannt wird, während in Livland der aus russischem starost entstandene lettische stahrasts der gebräuchlichere Ausdruck ist. Da nun solche Wagger nicht selten für treue Dienste mit einem Gesinde belohnt wurden, so findet man in Kurland so oft den Gesindesnamen Wezwaggar „das Haus des alten, d. h. früheren Waggers", und daher kommen die Familiennamen Wezwagar (1), Wetzwager (3), Wezwager (1).

Wenn wir in Betracht ziehen, daß außer den genannten, direct den Beruf, die Beschäftigung angebenden Namen noch eine lange Reihe anderer, vorzugsweise Ortsnamen mehr indirect auf den Landbau weisen, wie: Feldt (1), Gerstfeldt (1), Haberland (1), Graßmann (6), Kleemann (1), Klee (2) und niederdeutsch Klever (1), Klewer (1), Haberkorn (1), Althaber (1), Heede (4); die lettischen Rudsiht (24) „Roggen", Amolin (7) und Ammoling (2) „Klee", Ausa (2) und Ausing (13) „Hafer", Pakkul (3) „Heede" und viele andere auf Feld und Feldfrucht zurückgehende: so wird uns recht anschaulich, wie sich die Städtebevölkerung aus dem Landvolk bildet und ergänzt.

Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieh', da entbrennen in feurigem Kampf die eisernden Kräfte —

Wer sein ländlich Gewerbe mit städtischem vertauscht, wandelt sich aus dem Bauern zum Bürger† (2), älter Burger† (1), lettisch Pilsätneek (1) „der Städter", genau dem Burger entsprechend, da pils „das Schloß, die Burg" bedeutet uud sehta „der Zaun, die Mauer". Also blos wenige Einwohner der Großstadt Riga sind dem Namen nach Städter. Doch das braucht uns nicht Wunder zu nehmen: spricht man doch gemeiniglich das Selbstverständliche nicht aus, wie man z. B. auch, diesem Fall analog, auf dem rigaschen Markt nicht „rigaschen Lachs" kaufen wird, sondern schlechthin „Lachs", in Kurland nicht nach „kurischer Rauchwurst" fragen und in Reval nicht nach „revaler Killo", da „Rauchwurst" und „Killo" genügen. Trotz der Seltenheit des Namens Bürger sind alle die vielen Einwohner der Stadt Bürger, und der Bürger ist der Bewohner einer Burg, dann der Anwohner einer Burg, endlich der Einwohner der gern um eine Burg sich bildenden und hinter Mauern sich bergenden Stadt.

Diese Bürger gliedern sich im geordneten Gemeinwesen nach Handwerk, Handel und anderem Gewerbe, nach Künsten und Wissenschaften, nach Aemtern und Würden ꝛc. in der mannigfaltigsten Weise. Und diese Mannigfaltigkeit spiegelt sich wieder in den Familiennamen, welche die Beschäftigung des Stammvaters so vieler Geschlechter angeben. Wandern wir durch die Straßen Rigas und achten auf die Schilder an den Häusern, so werden wir auf Schritt und Tritt Namen begegnen, welche ein Gewerbe oder Amt bezeichnen. Dabei kann es vorkommen, daß wir uns beim Schneider Stiefel bestellen, beim Schuster einen Rock, daß wir vom Schmidt eine Clavieretude, vom Eisenschmidt eine Predigt hören, daß wir uns beim Müller den Bart scheeren lassen oder unser Leben versichern, daß uns ein Pfannenschmidt eine Kiste anfertigt und ein Richter den Schlüssel dazu macht, während ein Boettcher uns vor Gericht vertritt. Verkehrte Welt! Fast komisch berührt es uns, wenn ein Schneider wirklich auch Schneider ist, was, beiläufig bemerkt, gerade beim Namen Schneider in Riga am häufigsten vorkommt, da von 35 Schneiders 8 die Schneiderei betreiben.

„Mulcibers Ambos tönt von dem Tact geschwungener Hämmer —
Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff. —
Auf den Stapel schüttet die Ernten der Erde der Kaufmann."

Beginnen wir bei der Aufzählung der Handwerker, lettisch Amatneek (10), mit dem Erbauen der Häuser, der Wohnstätten für die Bürger, so treten uns zuerst entgegen die Arbeiter in Holz, in Stein und Erde, in Metall.

Stellen wir den Leiter des Hausbaues an die Spitze, den Baumann (60), Buhmann (3), Bumann (2) „Baumeister". Es folgt der Zimmermann (29), niederdeutsch Timmermann (4), lettisch Remmes (7), Remes (1), russisch Plotnik (1), davon abgeleitet Plotnikow (2). Es gesellen sich ihnen der Säger† (1), Sager (4), Seger† (1), Sahger (2) und der Brettschneider (1); der Schindler (2) „der Schindelmacher", nebst dasselbe bedeutendem Poppmacher (1). Der Tischler (3), Tischer (2), Tischlermann (1), niederdeutsch oder lettisirt Dischler (5), Dischlermann (1), Dißler (1), russisch Stoljar (1), daraus germanisirt Stoler (1) und vielleicht Stolger (1), verfertigt Tische, der Stuhlmann† (4) Stühle, der Schreiner (8) Schreine, Schränke. Der Verfertiger von Bottichen heißt Böttticher (5), Bettticher (1), Böttcher (6), Boettcher (6), Böttger (1), Bottcher (1), Boetcher (3), niederdeutsch Bodecker (2); wo der Bottich „Butte" genannt wird, da heißt der Hersteller des Geräthes Buttner (2), Büttner (6), Bittner (2), Bottner (1) und Bittenbinder (2), wohl auch Bindemann† (1); in Süddeutschland nennt man den Böttticher Scheffler (8), was niederdeutsch in Schepeler† (1) verändert wird; die lettische Bezeichnung ist Mutzeneek (2), Mutzneek (2), Muzeneek (1), Muzeneeks (1), die russische Botscharnikow (3). Ein verwandtes Handwerk übt der Kupermann (1) „der Küper", der Faßbinder der Kaufleute und Weinhändler, und der Mollenhauer (1), der Mulden aushaut. Der Wagenbauer heißt in Niederdeutschland Wagner (22) und Wegner (14), in Oberdeutschland Stellmacher (3); dazu stellen sich aus dem Russischen die abgeleiteten Namen Karetnikow (1) und Teleschnikow (4). Zum Wagenbauer gehört der Radmacher, in Riga durch folgende Namen vertreten: die russischen Ableitungen Kolesnikow (6), Koleßnikow (1), Kolesow (5), Kolessow (1); vielleicht die lettischen Namen Rateneek† (2), Rathneek† (1) von rats „das Rad" oder Plural rati „der Wagen", Ritneek (1), entstellt Ritteniak (1) von ritens „Wagenrad"; endlich den deutschen Namen Listekower (1) für Listehower „der Listen haut", d. h. Stellhölzer, Stangen zum Achsnagel, und Esser† (1) „Achsenmacher", am Rhein so genannt, hier aber wohl als lettischer Esar „der am Teich, am See" zu erklären. Es folgt der Drechsler (4), Dreßler (3), früher Dreyer (10), Dreger† (1) genannt, was von „drehen" gebildet ist; aus Dreger ist der Name Träger† (2) verhochdeutscht, aus dem Genitiv Dreyers der Name Dreiherz (1) verunstaltet; von der älteren Form „Dreier" hat dann auch der Lette seine Bezeichnung für diesen Handwerker gebildet: Dreimann (3), Dreiman (1), Dreymann (15). Beschließen wir die Reihe der Holzarbeiter mit dem Kerber (1) für Körber „Korbmacher", dem Schettler (1) für Schöttler „Schüsselmacher", dem Löffler (2) „Löffelmacher", zu dem sich endlich der natürlich auch anders deutbare Kellner† (1) stellen kann, „der Kellen schneidet", d. h. hölzerne Schöpflöffel.

An Stein-, Erd- und Glasarbeitern nennt das Adreßbuch: Sprenger† (1) „Steinsprenger"; Kalkbrenner (5); Ziegler (1), Zigler (1); Maurer (1), Meurer (1), lettisch Muhrneek (5), Mureneek (1), Murneek (5); Streicher (2) und Streicker (1) „Anstreicher", Dunker† (2) „Tüncher", Maler (5) und Mahler (3); Toepfer (1), Töpfer (2), was die mitteldeutsche Form ist für niederdeutsches Poedder† (1) nebst genitivischem Poters (1), für süddeutsches Haffner (1) und Hafemeister (2), und für lettisches sich ans Niederdeutsche anlehnendes Podneek (1), Podneck (1), Pohdneek (3). Den Pfeifenbrenner (1) könnte man auch hier erwähnen. Endlich schließen sich hier an mit großer Formenmannigfaltigkeit die Glaser: Glaser (5) nebst Glasersohn (1), Glaeser (7), Gläser (2), Glaesner (1), Glaesermann (1), Glasermann (1), Glasmann (3), Glaßmann (1), lettisirt Glahsneek (1); darf auch Kittner (1) etwa „der mit Kitt arbeitet" hergestellt werden?

Es folgen die Metallarbeiter, die Schmiede, die Glieder jenes alten, hochangesehenen Gewerks, das seine Vertreter im deutschen wie im griechischen Götterhimmel sitzen hatte: im deutschen war es der Schmied Wieland, im griechischen der „Gott der Esse, Zeus' erfindungsreicher Sohn, Bildner künstlicher Gefäße, hochgelehrt in Erz und Thon". Schmidt† (120), Schmied† (1), Schmid† (1), Schmit† (1), Smidt† (3), nebst den Diminutiven Schmidtchen† (2), Schmidtke† (1), Schmidtke† (1), den Genitivnamen Schmidts† (1) und Schmits† (3), den Zusammensetzungen: Eisenschmidt (1), Goldschmidt (3), Kupferschmidt (1), Kleinschmied (1) und Kleinschmidt (1) „der Schlosser", Pfannenschmidt (2), Freyschmidt (1) „der unzünftige Schmied", Hettelschmidt (1), das mir unklar ist, und Wolfschmidt (1), wohl entstellt aus Waldschmied „der Schmied aus der Waldschmiede†". Ins Lateinische übersetzt haben wir den Schmied im Faber (6), Fahber (2). Das Lettische hat den Namen Kallei (2), Kalley (3), Kalleys (1) und die Zusammensetzungen Dselskaley (1) und Dselskali (1) „Eisenschmied", und Sudrabkallas (1) „Silber-, d. h. Goldschmied". Russische Ableitungen von kusnez „Schmied" sind: Kusnezow (8), Kusnezof (1), Kusnizow (1), und polnische von kowal „Schmied": Kowalew (4), Kowalewsky (8), Kowalow (1), Kawalewsky (4), Kawelewsky (1); germanisirt erscheint der polnische kowal in Kawall (6) und Kuphaldt (1). Der Name Sepp† (1), Seppe† (2) kann die estnische Bezeichnung für den Schmied sein, ist jedoch auch als Kürzung von Joseph erklärbar. Zu den Schmieden gehört auch der Meßmacher (1) und der Meßmann (1) „der Messerschmied", und der Schlosser (3), Schlösser (5), Schlesser (1), der früher „Kleinschmied" genannt wurde. Der Keßler (5) verfertigte Kessel und hieß früher „Kaltschmied"; der Klempner (1) ist „der Blechschmied", und dasselbe bedeutet vielleicht Spengel (1) und Spangel (1), denn Spängler nennt man in Oberdeutschland den

Klempner. Der Kettner (1) verfertigte kleine Ketten, der Nadler (1), vielleicht auch der Nettelmann (1) Nadeln. Nun die alten Waffenschmiede: Helmer† (1) „Helmschmied", Degner† (1) „Degenschmied", Schildhauer (2) und Skilter† (1), vielleicht gar der Schiller† (5) aus Schilder „der Schildmacher", während Spurmann (1) kaum auf Spormann zurückgehen wird, den „Sporenmacher". Wir schließen die Gruppe der Metallarbeiter ab mit dem Petschierstecher (1) „Petschaftgraveur", der auch in den entstellten Formen Spezierstecher (1) und Spitzenstecher (1) vorkommt, und mit dem Mechanik (1). Der Munter† (5) oder Muntener (1) „Münzer" gehört schon, obgleich Handwerker und nach Mettigs „Zur Geschichte der Rigaschen Gewerbe" früher neben den Schmieden in der Schmiedestraße wohnhaft, zu den Beamten der Stadt. Als Scherzname für den Schmied mag noch genannt sein der imperativische Name Riffenstahl (1) „reibe den Stahl!" —

Haus und Hof mit Zubehör wären eingerichtet. Wer sorgt für Kleider und Schuh? Schneider (35) nebst genitivischem Schneiders (5) und litauisirtem Schneidereit (1); auch Schneidemann (2) hat wohl dieselbe Bedeutung, jedenfalls aber Schroeder† (21), Schröder† (22), Schrader† (2), verhochdeutscht Schroeter† (1). Der Name Schröder kann allerdings auch einen Mann bezeichnen, der Wein und Bierfässer ladet, da man früher, auch in Riga, bêr schroten sagte für „Bier laden". Doch ist wohl größtentheils die Bedeutung „Schneider" anzunehmen, wofür auch das Lettische spricht, dessen Bezeichnung des Schneiders „Skrodel" (3) nichts Anderes ist, als das deutsche Schroder. Es ist dieses nicht das einzige Beispiel, daß das Lettische ein deutsches Wort bewahrt, während dieses im Deutschen aufgegeben ist und höchstens noch in Familiennamen sich erhalten hat; ich erinnere an das lettische Wort brugetais[1] „der Pflasterer", welches von der alten deutschen Bezeichnung für das Fremdwort „Pflasterer", Brugger, Steinbrugger, Steinbrücker gebildet ist und sich außerdem in dem Worte bruguteesa[1] „Ordnungsgericht" erhalten hat, so benannt, weil der lettische Bauer mit dem Ordnungsgericht am häufigsten zu thun hatte bei der Anlage und Instandhaltung der Straßen.

Die Stoffe werden den Schneidern geliefert vom Weber (11), Waeber (1), niederdeutsch und lettisch Wewer (4), Wehwer (5), Wehwers (1); von dem Wollner (4), Wolner (2), dem „Wollenweber" oder „Wollschläger"; vom Walker† (2) „Tuchwalker". Farbe erhält der Kleidstoff durch den Färber† (2), Ferber† (2). Der Reisner† (1), Reißner† (2) kann der „Verfertiger der rîse" sein, eines Schleiers, der um Wange und Kinn ging, und der Spitzmacher (1) verfertigte Spitzen, die der Spitzmann (1) dem

[1] spr. brudjetais, brudjutîassa.

Schneider verhandelte. Das Kleid des Ordensgeistlichen, das Scapulier, verfertigte der Schepeler†.

Vom Schneider zum Schuhmacher führen uns der Briefemeister (1) und der Neßler (3), die beide „Schnürriemenverfertiger" bezeichnen, ersteres zu brîsen „Gewand und Schuhe schnüren", letzteres zu nestel „Schnürriemen" gehörig; und zu ihnen stellen wir den Seiler (7), Seyler (2), Sailer (5). — Nun der Schuhmacher (6), Schomacher (1), Schuster (2), auch Schuhmann (5), Schumann (18), welch letztere jedoch häufiger den mit Schuhen handelnden Kaufmann bezeichnen. Wie neben Schneider die alte Bezeichnung Schroeder in Namen sich erhalten hat, so neben Schuhmacher die Namen Schuchardt (6), Schochardt (1), Schubert (7), Schubbert (1), Schaubert (1), und aus ihnen entstellt Schubber (1), Schuberg (3), Schocher (1), Schocker (1), Schochner (1), die alle herstammen von dem mittel- und niederdeutschen Worte schuochwürchte, schuchwercht „Schuhverfertiger", eigentlich „Schuhwirker". Aus dem lateinischen sutor „der Näher", welches auch in Schuster aus Schuchsutor „Schuhnäher" steckt, ist der Name Sauter (1) entstanden. Die lettische Bezeichnung ist Kurpneek (6), Kurpneck (1); die russische Saposchnikow (1), Saposhnikow (1), Saposnikow (1). An den Schuhmacher schließt sich vielleicht der Holtzner (1) „Holzschuhmacher", wenn der Name mit dem früher häufigen Namen Holzschuher, Hulscher gleich sein sollte — Holzschuhe oder Patinen waren im Mittelalter eine weitverbreitete, vielbegehrte Fußbekleidung; ferner der Lestner (2) für Leistner „Schuhmacher" oder „Leistenschneider"; der Resler† (1), Röhsler† (1), Rösler† (1), Roeseler† (1), Röseler† (1), Rößler† (1) „Schuhflicker" oder „Flickschuster". Der Berschuster (1) ist wohl ursprünglich ein jüdischer Schuster Namens Behr. Endlich sei der Spottname für den Schuhmacher erwähnt, der Knieriem (7) und der Ahle† (1), beide nach dem Werkzeug benannt.

(Schluß folgt.)

Aus der baltischen Novellistik.

H. K. v. Heydenfeldt. Eine Frau. Studie nach dem Leben. Leipzig, Verlag von Carl Reißner. 1892. 120 Seiten. 8°.

Eine curiose Geschichte ist es wohl, die Geschichte von der Frau, die ihren Mann auf Reisen schickt und auf seine schriftliche Anfrage, ob er ihr untreu werden dürfe, stillschweigend ihre Erlaubniß ertheilt, die dann auch reichlich benutzt wird. Gleichwohl wäre nicht zu wünschen, daß man wegen dieser „realistischen" Würze, die ohne Schaden wegbleiben könnte, mit dem ganzen Buch hadere. Ist es doch unumstößlich wahr, was der Prediger Salomonis im 3. Capitel behauptet, daß „Jegliches seine Zeit habe: Steine werfen und Steine wieder aufsammeln". Die Verfasserin hat nun jetzt eben keine Lust, auf die Ehebrecher Steine zu werfen, sondern die von Anderen geworfenen Steine aufzuheben, und ist dabei weit davon entfernt, sich für ihr Geschlecht, wie George Sand, auf den Satz zu berufen: hanc veniam damus petimusque vicissim. — Die mehrfache Erwähnung von L. N. Tolstois „Kreutzersonate", auf welche dies kleine Werk — nach einer Andeutung auf S. 119 — eine Entgegnung sein soll, ferner einige Anzüglichkeiten auf den ersten Seiten und der Excurs über Frauenemancipation auf S. 29 ließen erwarten, hier werde eine livländische Dame über die sog. Frauenfrage sich vernehmen lassen: ein Thema, das ja in der letzten Zeit von der baltischen Tagespresse in gutgemeinten, aber meist etwas confusen Aufsätzen vielfach discutirt worden ist. Für Männer kann diese Erwartung den Reiz einer Schrift nicht erhöhen; denn es haben sich schon gar zu viele unberufene Federn dieser „Frage" bemächtigt, die für die berufenen keine Frage mehr ist; und die Jungfrauen pflegt dieser blätterreiche, aber blüthen- und fruchtlose Zweig der Literatur ebenfalls nur so lange zu interessiren,

bis die Pfeile des starken Eros ihr Herz getroffen haben: dann mögen sie nichts mehr davon wissen, daß man die treuesten Bundesgenossen im Kampfe gegen die verderblichen Mächte der Natur und des Schicksals — Mann und Weib — künstlich isoliren und um feindliche Banner schaaren will. Es bleiben also nur einige enragirte alte Jungfern übrig, welche unversöhnlich ihre Phalanx gegen etwelche gottverlassene Hagestolze richten. — Im weiteren Verlauf des Buches wird jedoch nicht eigentlich die Frauenemancipation, sondern das ewig neue Problem der Liebe und Ehe erörtert: Ein Reisender, der mit der Absicht umgeht, sich zu verloben, erzählt seine Begegnung mit einer älteren Dame, die auf der Eisenbahn und darauf in München ihm über Liebe und Ehe werthvolle Winke giebt und ihm schließlich die Biographie einer Frau — ihre eigenen Lebensschicksale — vorliest. Die Geschichte dieser Frau und ihrer Heirath bildet den Hauptinhalt der Studie und die Illustration zu der vorangeschickten Moral des Ganzen. Freilich, daß der von der Dame belehrte Reisende ein Mann ist, wird erst auf S. 42 klar ausgesprochen, und da muß man es auf Treu und Glauben hinnehmen; obgleich Alles, was dieser Reisende sagt, das logische Gerüst seiner Argumentation, sein Interesse für den Schnitt der Frauenkleider ꝛc., so durchaus feminini generis ist, daß man hätte schwören mögen: hier seien zwei Damen zusammengerathen, und das Thema der Ehe werde einem einseitig weiblichen Areopag vorgelegt. Erscheint nun in diesem Punkte, wie auch sonst die Zeichnung der Charaktere an individuellen Zügen arm und die Sprechweise bei allen Personen dieselbe, so daß — ob nun der Reisende erzählt oder Frau Halden docirt oder ihr Mann redend eingeführt wird — man eigentlich immer nur den gleichen lebhaften, hübschen und gewandten Stil von H. K. von Heydenfeldt zu hören glaubt — so ist doch die Tendenz des ganzen Werkes gewiß löblich und ohne amazonenhaften Beigeschmack; sie wird auf S. 43 so ausgesprochen: „Heirathen Sie nie, wenn Ihnen nicht . . . an der Seite einer Frau . . . körperlich eben so wohl ist, wie geistig! . . . Und wenn Sie geistig in der vollendetsten Harmonie leben, und es ist nur etwas ganz Geringes — sonderbare Bewegungen, häßliches Gehen oder Sprechen u. dgl. — das Sie aber peinlich berührt, reizbar, nervös macht, so werden diese kleinen Eigenthümlichkeiten das Glück Ihrer Ehe untergraben." Das ausführlich erzählte Verhängniß der Frau Halden bestand aber darin, daß sie, von Natur unschön und ohne die geringsten körperlichen Reize, doch von einem sehr feinfühlenden Manne, von einem für alles Schöne empfänglichen, aber auch für das Gegentheil empfindlichen Künstler zur Ehe begehrt wurde und leider auch einwilligte, theils aus Liebe zu ihm, theils um ihn, der ein Weiberfreund, wie Salomo, war, von Verirrungen abzuhalten. Diese Ehe, in der angeblich nicht die geringsten Zärtlichkeiten vorkamen, die aber

gleichwohl mit drei Kindern gesegnet war, konnte nicht glücklich bleiben; dem nach Schönheit dürstenden Manne war es unerträglich, an eine Frau gefesselt zu sein, deren Aeußeres, deren rauhe Stimme und eckige Bewegungen ihn beständig verletzten. Was die Eheleute nun, nach hartem, edelmüthigen Ringen beschlossen, wird von der Frau S. 102 so ausgedrückt: „Wir hoben unsere Ehe thatsächlich auf, doch nicht vor dem Gesetz. Wir blieben bei einander, aber wir wurden wieder Freunde — nur Freunde — und lebten Jeder für sich. Er war frei!" Und nun passirten jene Eingangs erwähnten seltsamen Ereignisse, um derentwillen wohl auch das Motto: Matth. 5, 8 nöthig war: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen." — Als Resultat dieser Studie möchten wir die Belehrung ansehen, daß die Freundschaft allein kein genügendes Fundament für die Ehe gewähre, und wenn nun einmal dieser Fehler begangen worden, daß dann die Frau nachgeben und nicht die Freiheit ihres Mannes stören solle. Dagegen streitet aber scheinbar ein Satz auf S. 116, wo die Dame bekennt: „Wenn ich auf das Dutzend Jahre zurückblicke, das ich an der Seite meines Mannes verlebt, so bereue ich es nicht, mein Schicksal an das seinige geknüpft zu haben." Die Ehe also, die dem jungen Reisenden als abschreckendes Exempel vorgehalten werden sollte, ist somit doch eigentlich glücklich gewesen. Das liegt nun aber freilich, wie man wohl sieht, daran, daß die Ehegatten beide ganz ungewöhnlich vollkommene, von der Häßlichkeit der Frau und der überempfindlichen Aesthetik des Mannes abgesehen, geradezu ideale Menschen sind; und eben diesen Umstand würde man, glaube ich, dem Buche mit Unrecht zum Vorwurf machen, denn er liegt im Begriff der Studie. In der schönen Literatur deutet doch die Benennung „Studie" nicht blos auf die Bescheidenheit des Verfassers hin, mit der er seine Arbeit noch nicht als wirkliche Kunstleistung hinstellt, sondern als Vorübung zu einer solchen der sympathischen Aufmerksamkeit des Lesers empfiehlt; — die Studie bezeichnet vielmehr auf diesem Gebiete ungefähr dasselbe, wie in der Physik das Experiment. Das einfache Wiedererzählen des zufällig Gesehenen oder Erlebten entspricht in der Physik dem primitiven Stadium der Naturbeobachtung, bei der nur das, was der Lauf der Dinge von selbst an dem forschenden Auge des Menschen vorüberziehen läßt, aufgefaßt und gedeutet werden kann. Das Experiment aber ist eine Frage, die der Mensch an die Natur stellt. Die Elemente und Kräfte werden aus ihrer natürlichen Umgebung gelöst und bestimmte Bedingungen hergestellt, unter denen sie auf einander wirken sollen. Es genügt nicht dem Physiker, sinnend zu betrachten, wie die Fichtenzweige im Winde schwanken; er spannt selbst die metallene Saite und studirt die Schwingungen, in die er sie versetzt hat. Ebenso will auch die psychologisch dichterische Studie bestimmte Charaktere unter bestimmten Verhältnissen auf einander treffen

lassen, und die Lösung des Problems soll dann mit poetischer Nothwendigkeit oder doch Wahrscheinlichkeit aus ihren Wechselbeziehungen für den Leser hervorgehen. Sei es nun, daß wir es mit Physik oder mit Herzenskunde zu thun haben, in jedem Falle wird klar sein, daß die Stoffe und Kräfte rein dargestellt werden, die entscheidenden Eigenthümlichkeiten des Naturells und der Lebensbedingungen aus der Menge der sie in Wirklichkeit kreuzenden anderweitigen Einflüsse scharf hervorgehoben werden müssen und daß in beiden Fällen nur durch Eliminiren störender Nebenbedingungen zuverlässige Resultate erzielt werden. Habe ich hiermit Recht, so wird man auch in vorliegendem Buche nicht den Mangel menschlicher Schwächen an den handelnden Personen, sondern nur den Umstand tadeln, daß die didaktische Absicht auf jeder Seite sich dem Leser gar so deutlich kundgiebt, und man nie dazu kommt, sie über dem, was sonst die Erzählung bietet, zu vergessen. An sich liegt ja der Stoff dieser Novelle den Thatsachen des wirklichen Lebens nicht fern: es wird manches Mal vorgekommen sein, daß ein schönheitliebender Mann im Vertrauen auf seelische Harmonie eine häßliche Frau gefreit hat.

Daher ist es nicht zu verwundern, daß schon unsere klassische Literatur eine dieser sehr ähnliche Erzählung besitzt, welche ganz diese selbe Frage behandelt; sie ist auch unter dem Namen einer „Studie" erschienen und ungefähr von demselben Umfang, und trägt vorliegendes Werkchen den Titel „Eine Frau", so ist jene Studie gleich mit dem Namen der Frau, von der sie handelt, überschrieben; sie heißt „Brigitta", und ist vor genau 50 Jahren von Adalbert Stifter verfaßt worden. Nicht nur in dem leitenden Gedanken, sondern auch im sonstigen Inhalt zeigen beide Schriften viel Uebereinstimmendes. Wenn Frau Halden ihr Aeußeres als „reizlos und ohne jede Anmuth" bezeichnet und von ihrem Manne klagt: „Daß mir die ganze Größe seines ästhetischen Bedürfnisses, die ganze Empfindlichkeit seiner Schönheitsnerven klar gewesen wäre!" so nennt Stifter seine Brigitta geradezu „häßlich" und schildert sie genau wie die Frau Halden als von derbem, männerhaftem Körperbau; von ihrem Manne, dem Major, sagt er: „Dabei erkannte ich, als ich länger mit ihm umging, daß diese Seele das Glühendste und Dichterischste sei, was mir bis dahin vorgekommen ist . . . und nie in meinem Leben . . . habe ich einen so empfindlichen Schönheitssinn angetroffen, der durch Ungestalt und Rohheit bis zur Ungeduld gereizt werden konnte, als an ihm." Als allmählich die Ehe unhaltbar geworden, schildert Frau Halden den Widerwillen, den ihr Mann vor ihr empfand, mit den Worten: „Es war ein haßähnliches Aufflammen seiner physischen Natur, das Wort und That noch zurückhielten — wie lange noch?" während bei Stifter der Major Murai seiner Frau ohne Weiteres sagt: „Ich hasse Dich unaussprechlich!"

Auch bei Stifter trennen sich die Gatten auf lange, um später in innigster Freundschaft vereint weiter zu leben. Nur die nüchterne Auffassung des Ehebruchs fehlt bei dem österreichischen Dichter; das wäre dem alten Herrn vielleicht zu modern gewesen. Alles, was Stifter von der Treulosigkeit des Mannes zu berichten weiß, setzen wir hierher: Nachdem der Major einmal zufällig auf einem Spazierritte mit einer schönen Reiterin, dem Wildfang Gabriele — Tochter eines greisen Grafen aus der Nachbarschaft — zusammengetroffen war, sahen sie sich an derselben Stelle noch öfter. „Sie fragten nicht, wer und woher sie seien, sondern das Mädchen, gleichsam ein Abgrund von Unbefangenheit, scherzte, lachte, neckte ihn und trieb ihn meistens zu kühnen übermüthigen Wettreiten an, wo sie wie ein himmlisches, tolles, glühendes Räthsel neben ihm her flog. Er scherzte mit und ließ sie meistens siegen. Eines Tages aber, als sie vor Erschöpfung athemlos, nur durch wiederholtes Haschen nach seinem Zügel andeuten konnte, daß sie wolle, daß er halten solle, und als sie beim Herabheben vom Pferde schmachtend geflüstert hatte, sie sei besiegt — damals, nachdem er ihren Steigbügelriemen, an dem etwas gebrochen war, wiederhergestellt hatte und sie nun verglühend an einem Baumstamme stehen sah — riß er sie plötzlich an sich, preßte sie an sein Herz, und ehe er sehen konnte, ob sie zürne oder frohlocke, sprang er auf sein Pferd und jagte davon." — Man sieht aus dieser Gegenüberstellung, um wie viel praktischer, im Vergleich zu Adalbert Stifter, die heutigen Schriftsteller die Dinge auffassen. — Worin nun aber beide Studien durchaus übereinstimmen, das ist die fleckenlose Vortrefflichkeit des Charakters und die Hoheit des Geistes der beiden Ehegatten, und es lohnt der Mühe zu fragen, durch welche Kunstgriffe Stifter es trotz alledem zu Stande gebracht habe, daß in seiner Erzählung sich die durchgehende Absicht, das psychologische Problem, dennoch nirgends beim Lesen vordringlich bemerkbar macht? Man wird geneigt sein, die Antwort in dem zu suchen, was als die glänzendste Eigenthümlichkeit der Stifterschen Erzählungen gepriesen wird: in den unübertroffenen Naturschilderungen. Gewiß! Wer hätte nicht das verpönte Wort Tendenz vergessen, wenn dieser Schriftsteller uns in bescheidenem Geplauder durch seine dunkelgrünen Fichtenwälder, schimmernden Moore und stillen Schluchten führt; wenn er uns, halb beschreibend, halb schwärmend, die triumphirende Größe der Natur, der schuldlosen, ewigen, deutet! Unvermerkt theilt die Seele, die Stifter der unbelebten Schöpfung eingehaucht hat, uns eine gewisse Stimmung mit, so daß, wann dann dieser Schilderung allgemach die Erzählung menschlicher Schicksale folgt, wir auf sie gewissermaßen vorbereitet, die Saiten unseres Gemüthes zu den Intentionen des Dichters harmonisch gestimmt sind, und wir uns dann wieder, wie nach einem unterbrochenen Traum, willig von ihm hinüberleiten lassen, um von Neuem auf

den Pulsschlag des Waldes und der Haide zu lauschen. Viele Erzählungen von Stifter („Der Hochwald", „Feldblumen", „Der Waldsteig", „Der Waldbrunnen") zeigen schon durch ihren Titel, wie wichtig an ihnen der Antheil ist, den der Verfasser der Natur zugewiesen hat; aber am deutlichsten läßt sich vielleicht bei der ernsten und traurigen Geschichte vom „Waldgänger" der Beistand beobachten, welchen dem Dichter die Naturschilderung gewährt, um für die Enthüllungen tragischer Menschenschicksale in dem Leser die rechte Empfänglichkeit hervorzurufen und hernach die Erschütterung des Gemüths wieder schmerzlos verklingen zu lassen.

Doch wichtiger ist es, hier eine andere Eigenheit Stifters, die ihn noch schärfer von zeitgenössischen und späteren Schriftstellern unterscheidet, zu betrachten. Er verschmäht es, Charakter und Wesen seiner Personen aus unzähligen Einzelheiten zusammenzusetzen, die Gestalten aus vielen flüchtigen, aber distincten Zügen werden und sich entwickeln zu lassen. Also worin die moderne Erzählungskunst ihre Meisterschaft sucht, das vermeidet er ausdrücklich und begnügt sich damit, seine Helden mit wenigen, tiefen und bleibenden Eigenschaften auszustatten; und so sehr wir uns täuschen, wenn wir bei Stifter dramatischen Lärm erwarten, oder Helden, deren Aufgabe es ist, hängenswerthe Abenteuer zu bestehen, so liegt doch etwas heldenhaft Großes und Erhabenes in der Beständigkeit seiner Charaktere. Es ist bisweilen ein einzelner Grundsatz, eine einzige Neigung, eine verehrte Satzung, was wie mit elementarer Gewalt, jahrelang, ja lebenslang das stille Schalten und Walten dieser seiner Alltagsmenschen bestimmt. An solchen Leuten, wie seinen „Drei Schmieden ihres Schicksals", die im Vertrauen auf den Spruch «Quilibet fortunae suae faber est» die unscheinbarsten und doch schwierigsten Dinge ausführen — an ihnen gehen die vielen kleinen Reibungshindernisse der Außenwelt, die Einwirkungen der Umgebung fast spurlos vorüber; ebenso an dem Herrn Veit Almot in dem „Alten Siegel", der hinauszog in die Welt, um etwas Gutes zu wirken, „das werth sei, daß man es erzählt, wenn man zurückgekommen ist und Abends beim Ofenfeuer beisammen sitzt", und der, als er nach Jahren etwas vollbracht hatte, nachsann, ob es einer Abendrede werth sei, oder ob er hingehen und noch etwas thun solle. Deshalb erfreuen wir uns an der Größe dieser Menschen, und zwar um so mehr, da wir recht gut sehen, wie selten in dem Leben, das um uns gelebt wird, solche Standhaftigkeit und Gemüthstiefe ist. Denn wem sollte nicht der Reflex eines besseren Seins — das Ideal, das die Macht des Menschen über den Zufall und widrige Schicksale zeigt, erhebender dünken, als eine Copie der trostlosen Wirklichkeit um uns. Aus der Wirklichkeit ist ja auch die Strahlenkrone des Ideals genommen; aber es kommt freilich darauf an, welche Züge aus ihr der Dichter in dem Focus seines Brennspiegels sammelt;

ob er, wie Emil Zola, in einem Cyklus von sieben oder mehr Romanen die hereditären Wirkungen der Trunksucht illustrirt, oder wie Stifter, das Unkraut des Herzens bei Seite läßt und die Blüthen allein wiederspiegelt.

Nun kann man es wohl als einen Grundunterschied des antiken Epos und des modernen Prosa-Epos, des Romans, ansehen, daß die Charaktere im Epos fest sind, abgeschlossen und mit sich einig, und daher alle Wechselfälle des Lebens den Personen nur Gelegenheit bieten, ihrer unwandelbaren Natur gemäß darauf zu reagiren; daß dagegen der Roman uns bildsame Charaktere vorführt, das erfahrungslose Herz mit der rauhen Realität in Conflict bringt und es so durch Krisen der Ueberzeugung und des Gefühlslebens hindurch zur Läuterung oder zum Ruin führt. Von diesem Gesichtspunkte aus muß die Richtung Stifters — der ja auch in der Wahl seines Berufes seine Verehrung für das klassische Alterthum bethätigt hat — als klassisch bezeichnet werden im Sinne des Epos, und es leuchtet ein, daß bei seinen durchweg einfachen, von wenigen allgewaltigen Zielen oder Trieben geleiteten, unbedingten Charakteren es nicht so sehr, wie bei der modernen Studie von H. K. von Heydenfeldt, als schulmeisterliche Absichtlichkeit auffällt, wenn die vielen kleinen Schwächen und Mängel, die den wirklichen Menschen doch mehr oder weniger anhaften, weggelassen sind. Sein idealer Schwung trachtet nicht danach, daß „der Schein die Wirklichkeit erreiche", und er entwirft seine Studien nicht „nach dem Leben", wie die Verfasserin von „Eine Frau".

In einer dritten Beziehung, die hier zur Vervollständigung der Parallele auch berührt werden mag, steht allerdings Stifters Darstellungsweise nicht nur zu dem modernen Roman, sondern noch mehr zu dem klassischen Epos, wie überhaupt zu der ganzen Art, in der die Alten Biographisches und Historisches überliefert oder gedichtet haben, im grellsten Gegensatze. Wenn die Griechen und Römer die Neigung hatten, bei der Lebensbeschreibung einzelner und der Schilderung ganzer geschichtlicher Epochen fast nur auf die merkwürdigen Züge und Begebenheiten, auf bedeutungsvolle Wendepunkte im Leben, auf Feldzüge, Schlachten und andere geräuschvolle Katastrophen in der Geschichte Gewicht zu legen, und ihre Darstellung daher oft in den Augen des modernen Forschers den Anschein des Anekdotenhaften erweckt; so sind bei Stifter wiederum die eigentlichen Ereignisse, die entscheidenden Handlungen überhaupt nicht vorhanden; d. h. irgend etwas dergleichen kommt ja meist auch in seinen Erzählungen vor, der Dichter hat es jedoch verborgen und in der Wirkung geflissentlich abgeschwächt, und scheint alle Mühe und Sorgfalt nur auf die Beschreibung des Unbeweglichen und Beständigen, auf die Darstellung der ruhenden Zustände zu verwenden. Nicht, als ob die

Leute bei ihm nichts redeten und nichts thäten; aber der Dialog hat nichts Spannendes, Pointirtes; die Gespräche seiner Menschen sind fast immer so harmlos, daß sie sich nur auf das Selbstverständlichste erstrecken und gerade darum zu einfach, um unnatürlich zu sein. An seinen Personen werden nicht Thaten, sondern eine fortdauernde Thätigkeit beschrieben, die das allergewöhnlichste, unscheinbarste Schaffen und Wirken des täglichen Lebens zum Gegenstande hat. Wo dennoch ein einschneidendes Vorkommniß zur Sache gehört und nicht zu umgehen ist — wie in der Erzählung „Nachkommenschaften" ein Duell — da wird es nur beiläufig, wie von ungefähr, ganz flüchtig erwähnt, in einem Nebensatze untergebracht. Welch ein Contrast zu anderen Schriftstellern unseres Jahrhunderts, die fast nie verfehlen, solche Stellen zu Glanzpunkten der dramatischen Wirkung zu erheben! In Turgenjews Novellen werden allein acht Duelle ausführlich erzählt, und auch in dem alten Epos ist zu allen Zeiten, vom Mahabharata und der Ilias bis zum Schahname und dem Waltharilied — von den Ritterepen ganz zu schweigen — oft genug der Haupteffect einzelner Episoden auf Zweikämpfe concentrirt worden.

In anderen Geschichten ist Stifters Scheu vor aufregenden Effecten sogar noch größer: er spricht — wie es dem lyrischen Dichter wohl ansteht — das Vorgefallene überhaupt nicht bestimmt aus, sondern erweckt nur nachträglich eine deutliche Ahnung von dem, was es gewesen sein müsse. So in dem „Kuß von Sentze" durch Ruperts Ausruf: „Hiltiburg, ich kenne den Kuß!" — Die Wirkung, die Stifter durch diese concrete Darstellung dauernder Zustände erzielt, ist nun ganz eigenthümlich: während der Lecture merken wir kaum etwas von einer Handlung; wir warten immer noch, daß etwas geschehe; allein zum Schluß fühlen wir nicht nur, daß genug geschehen ist und nichts weiter nöthig war, sondern die Hauptpersonen stehen auch mit einer so glaubhaften Wirklichkeit vor unseren Augen, daß wir sie selbst da nicht gut abwehren können, wo es die allerseltsamsten Käuze sind, die je von der Einbildungskraft eines Dichters hervorgebracht worden. Denn wie sollten wir etwas gegen sie einwenden, da alles Einzelne, was wir diese Menschen haben thun sehen, fast nur Alltägliches und Selbstverständliches war und daher keinen Widerspruch in uns erweckte! Und doch ist ihr Dasein, ihre Existenz, als Ganzes genommen, von märchenhaft eigenartigem Reiz und oft im höchsten Grade bewunderungswürdig, und *sie* glauben zu machen, eine staunenswerthere Leistung, als die Erfindung der feinsten Intrigue. Selbst dort, wo aus dem Lebenslauf dieser Menschen nur ein Tag oder wenige Tage beschrieben werden, merken wir, daß sie als typisch gelten, denn es wird uns zu verstehen gegeben, daß, wie dieses Mal, es auch alle vorangegangenen und späteren Male verlaufen ist. Dies gilt von sehr vielen

Erzählungen, z. B. unter den Studien von der ergreifendsten, vom „Hagestolz", in der das Leben des alten Sonderlings auf der Insel vorgeführt wird. — Wo sich diese einförmigen Reden und gleichmäßigen Handthierungen noch dazu — mit grenzenlosem Zutrauen zur Geduld des Lesers — in feierlichem Ceremoniell wiederholen, wie in dem „Frommen Spruch" und dem „Kuß von Sentze", da liegt in ihnen eine ganz aparte, mit nichts sonst zu vergleichende Komik.

So wird uns von Stifter die Realität seiner Gestalten mit ganz anderen Mitteln aufgezwungen, als von den Erzählern, die einen sonderbaren Charakterzug an den anderen und ein merkwürdiges Ereigniß an das andere reihen und dabei dem Leser hundertmal Gelegenheit geben, den einzelnen Zug und die einzelne Begebenheit unter die Lupe der Kritik zu bringen und als unwahrscheinlich anzuzweifeln. Ein wenig Aehnlichkeit hat mit ihm in dieser Hinsicht nur noch Thackeray; doch wird bei Stifter die Illusion noch dadurch erhöht, daß oft die Schilderung der Zustände bei ihm auch an Langweiligkeit dem wirklichen Leben gleichkommt und wir dann erst nach Beendigung einer Geschichte rückblickend merken, welches Gaukelspiel der Poet mit uns getrieben und wie er uns genöthigt hat, das tollste Zeug zu glauben. Wir brauchen hier als superlative Beispiele nur „Die Narrenburg" und die kleinen Erzählungen „Kalkstein" und „Turmalin" anzuführen, oder im „Waldsteig" die Geschichte von dem Herrn Tiburius Kneigt, der es auf zwölf Schlafröcke gebracht hatte und, beständig medicinische Bücher lesend, fand, daß alle Schriftsteller seine Krankheit, wenn auch meist unter verschiedenem Namen, anführten, und der keine andere Freude mehr hatte, als die, daß er manchmal seinen Zustand so außerordentlich und unglaublich treu angegeben fand, als hätte er ihn dem Manne selber in die Feder gesagt. Ein besonderes Mittel hat Stifter im „Hochwald" benutzt, um die Plötzlichkeit der Wirkung zu schwächen: die Heldinnen, zwei Schwestern, verbringen in größter Einsamkeit in einem Schlupfwinkel des Gebirges die Zeit, wo im dreißigjährigen Kriege ein Sturm auf die väterliche Burg Allem Untergang bringt, was ihnen theuer ist: dem Vater, Bruder und Geliebten. Nur das stille Waldleben wird beschrieben, und das einzige Zeichen des Vorgefallenen besteht darin, daß eines Tages die Schwestern vom Gipfel eines Berges mit dem Fernrohr die väterliche Veste, nicht wie an allen vorausgehenden Tagen, sondern ohne Dach und mit geschwärzten Mauern erblicken. Ebenso durch das Fernrohr der alles Herbe mildernden, alles Wilde besänftigenden Zeit werden auch in der „Brigitta" die Stürme der mißglückten Ehe erst zum Schluß als etwas Längstvergangenes mitgetheilt, zu einer Zeit, wo schon die ruhende Gegenwart die Stimmung geklärt und ins Gleichgewicht gebracht hat; daher ist die Schlußscene mehr rührend als erschütternd.

Bei H. K. von Heydenfeldt heißt es S. 33, daß das Gesicht der Frau Halden im Augenblicke erhebender Gemüthsbewegung gewann („Alles an ihr athmete Hoheit und Seelenadel, und ein tief ergreifender Ausdruck von edlem Stolz verklärte ihre Züge"); ähnlich sagt auch Stifter von dem Moment, wo seine Brigitta dem Manne die verjährte Kränkung vergab: „So herrlich ist das Schönste, was der arme, fehlende Mensch hienieden vermag, das Verzeihen — daß mir ihre Züge wie in unnachahmlicher Schönheit strahlten..."

Wird aber Verzeihung auch Dem zu Theil werden, der, statt, wie er sollte, über das Werk einer livländischen Dame gehörigen Bericht zu erstatten, zu Betrachtungen über einen halbverschollenen österreichischen Dichter abgeschweift ist; und wird die Verzeihung auch so groß sein, o Leser! daß sie die Häßlichkeit dieser Caprice zudeckt? Nun, einen Theil der Schuld trägt wohl er selbst, der alte Zauberer von Linz, dessen geheimnißvolle Kreise nicht so leicht den Lehrling loslassen, den sie einmal umzogen haben. Im Uebrigen wird es aber gewiß Jeden, der die Studie von H. K. von Heydenfeldt gelesen hat, interessiren, als Pendant dazu auch die „Brigitta" von Adalbert Stifter kennen zu lernen[1].

Gregor von Glasenapp.

[1] Im Hinblick auf die moderne Geschmacksrichtung in ästhetischen Dingen, die leider auch bei uns an Boden zu gewinnen scheint, sei es gestattet, bei dieser Gelegenheit an eine Warnung von Goethe zu erinnern. „Der Mensch, sagt er, ist so geneigt, sich mit dem Gemeinsten abzugeben, Geist und Sinne stumpfen sich so leicht gegen die Eindrücke des Schönen und Vollkommenen ab, daß man die Fähigkeit, es zu empfinden, bei sich auf alle Weise erhalten sollte. Denn einen solchen Genuß kann Niemand ganz entbehren, und nur die Ungewohnheit, etwas Gutes zu genießen, ist Ursache, daß viele Menschen schon am Albernen und Abgeschmackten, wenn es nur neu ist, Vergnügen finden. Man sollte alle Tage wenigstens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht lesen, ein treffliches Gemälde sehen und, wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte sprechen."

Von der Stifterschen Studie „Brigitta" soll demnächst, wie wir erfahren, ein Neudruck in Riga erscheinen. Die Red.

Herausgeber: Arnold v. Tideböhl. Für die Redaction verantwortlich: N. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 1-го Мая 1893 г.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Wer arbeitet in Riga?

(Schluß.)

Wie zum Schneider der Weber und Färber, so verhält sich zum Schuhmacher der Gerber† (4) nebst Gerbersohn† (1) und lettischem Gehrmann (4) „Gerber", was jedoch mit dem deutschen Personennamen Germann (8) „der Speerkrieger" lautlich zusammentrifft; ferner der Löber† (1) „Lohgerber", der Riemschneider (2) und der Riemer (1) „Weißgerber", aber auch „Gürtler", und der russische Owtschinnikow (1) von Owtschinnik „der Schaffellgerber".

Weitere Lederarbeiter sind der Sattler (6); der Beitler† (1), lettisch Makenik (2) aus mackeneeks „Beutelmacher, Täschner". Das Leder mit dem Pelz zusammen bearbeitet der Kirschner (2), Kirsner (1) „Kürschner", früher „Korsener, Korsenwerchte" genannt; ähnliche Bedeutung hat Fechner (1) „der mit vêh, d. h. mit buntem Pelzwerk handelt, besonders mit Hermelin".

Um von Kopf bis zu Fuß bekleidet zu werden, fehlt uns also nur noch der Mützenmacher. Dieses Gewerbe ist aber auffallender Weise nur durch einen, und zwar russischen, Familiennamen vertreten: Schäposchnikoff (1), denn Hut (2), Huth (1), lettisch Zeppur (1), entstellt Zepper (3), littauisch Szepura (1) brauchen nicht den „Hutmacher" zu bezeichnen, sondern man darf dabei eher an einen Mann mit einer irgendwie auffallenden Kopfbedeckung denken.

Was der Landwirth gebaut und gezüchtet zu des Leibes Nahrung, wird dem Bürger durch eine stattliche Reihe Gewerbtreibender mundgerecht gemacht. Was die Speise betrifft, so ist an erster Stelle zu nennen der Müller (138), Muler (1), Miller (4), Moller (1), Möller (8), Meller (1) nebst Mellersohn (1), Möhlmann (1), zu welchen Namen noch die wohl

gleicher Bedeutung, aber mehr auf den Wohnort, als auf den Beruf weisenden gehören: Moehle (2), mit seinem Diminutiv Moelke (1) und zur Mühlen (2); latinisirt kommt der Name als Mylius (5) vor; lettisch heißt der Müller Melder (6), und russische Ableitung ist Melnikow (1). Dazu kommen einige mit einem Attribut versehene Müller: Obermüller (1) und Niedermüller (1), nach der Lage ihrer Mühle am Fluß benannt, Weidemüller (2), Weidenmiller (1) und Waidemüller (1), Sahlmüller (1), Geigenmüller (1), Hümüller (4), deren Deutung jedoch nur vage Vermuthungen gestattet. Dieselbe Bedeutung, wie Müller, hat der Name Körner† (1), eine ähnliche Grützmann† (1), niederdeutsch Grutmann† (1), während der Metzner† (3) „der Mühlknappe, Mühlbursche" ist. Die Häufigkeit des Namens Müller ist dadurch zu erklären, daß das Gewerbe der Müllerei schon als ländliches eine weite Verbreitung hatte und jedes Dorf seinen Müller besaß, wie seinen Schulzen und seinen Schmied.

Vom Müller bezieht das Mehl der Becker† (16), Bäcker† (2), wozu vielleicht auch Böcker (2) mit Vocalentstellung gehört. Oberdeutsch heißt der Bäcker Beck (22), was als Name jedoch auch die niederdeutsche Form für hochdeutsches Bach (12) sein kann „der am Bache Wohnende", „der Bachmann" (8). Zu den Bäckern darf auch der Semmelmann (1) „Weißbrotbäcker" gestellt werden.

Aber Vegetarier sind die Rigenser nicht, sie brauchen neben dem Müller und Bäcker auch den Fleischer (6) und Fleischmann (6), den Metzger (3) und Metzner† (3), den Schlakter (1), lettisirt aus Schlachter; in Süddeutschland heißt der Fleischer auch Schmelzer (1); auch Kieter (3) gehört, wenn es aus Küter entstanden, in der Bedeutung „Hausschlächter, Wurstmacher" hierher.

Die Bereitung der Speisen liegt dem Koch (39) ob, welcher Name auch in der niederdeutschen Form Kock (1) vorkommt und als Kocker (1) „Kocher", lettisch Pawer (1).

Zur Mahlzeit gehört seit Alters ein stärkender Trunk. Für den, wie hier zu Lande üblich, das Mahl einleitenden starken Tropfen haben der Brenner† (2) oder der Weinbrand† (1) „Branntweinbrenner" gesorgt. Das Lieblingsgetränk aber ist das Bier. Ins Haus getragen hat den vielbegehrten Gerstensaft der Biermann† (2), Birmann† (1); die Bereitung aber liegt ob dem Brauer (9), Bruer (2), Breyer (3), Braumann (2), Breimann (1), Breymann (3), Bruhwer (1), Bruwer (2), lettisirt Bruwel (1), Bruwell (1) „Bierbrauer", nebst dem Maeltzer (1), Meltzer (7) „der das Malz bereitet", lettisch Ehsalneek (1), Essalneek (1) „Mälzer". — Aber man läßt sich den Trank nicht allein zutragen, man geht auch zu Biere, ins Wirthshaus, in den Krug, also zum Krüger (26), Kruger (1), niederdeutsch Kröger

(30), Kreger (2), zum Traenkner (1) „der zu trinken giebt", zum Kretschmar (2), Kretschmer (2), Kretschmann (1) „dem Besitzer einer krčma", was im Slavischen „Schenke" bedeutet, zum Trekter (1), was aus Trakteur lettisirt ist. Dort wird der Trunk kredenzt vom Schenck (1), Schenk (8), Schenke (1), Schenker (1), vom Tappe† (1) „Zapfer", vom Kellner† (1), nachdem er aus dem Keller geliefert worden ist vom Keller (3), Kellermann (6), der die Aufsicht über den Keller hat.

Bevor wir uns dem Handelsstande zuwenden, schalten wir die Gewerbetreibenden ein, welche dem Kaufmann die Wege ebnen, seine Waaren befördern und ihm zum Tauschmittel, der Münze verhelfen. Die „länderverknüpfende Straße" wird hergestellt vom Brückner† (1), Brückmann† (7), Brüggemann† (2) „Pflasterer", früher „Steinbrugger" genannt, und dem Sprenger† (1) „Steinsprenger". Solche Straßenarbeiter, seien sie nun Chaussée- oder Eisenbahnarbeiter, werden in Rußland den Unternehmern zugeführt vom Podrätschik (1), Podratzik (1), dem Manne, der Arbeiter beschafft, denn diese Namen benennen jedenfalls nicht den Poudrettefabrikanten, der sein Material vom Schinder† (1) bezieht. Das Fahren auf den Landwegen besorgt der Fuhrmann (8), niederdeutsch Voormann (1) und der Kutscher (1); ist der Einfahrer (1) ein Einfahrtenbesitzer oder ein in Einfahrten herbergender Fuhrmann? Auf dem Wasserwege vermittelt den Verkehr der Fährmann (1), Fehrmann (1), lettisch Pahrwad (1); der Schiffer (1) nebst genitivem Schiffers (1) und Schiffern (1), der Schiffmann (2) und der Seemann† (2), lettisch Kuggeneks (1), zu denen der Matruß (1) „der Matrose" gehört und der Laßmann† (23), wie im Lettischen der Lootse genannt wird; das Fahrwasser im Flusse aber hält der Bagger† (1) in der erforderlichen Tiefe.

Das Metall zum Prägen der Münzen fördert der Bergmann (34), Berchmann (1) zu Tage, welcher Name jedoch bei uns wohl meist die Bedeutung „der am oder auf dem Berge Wohnende" haben, also den Namen Berg (148), Berger (1), Bergner (5), lettisch Kalning (109), Kalnin (4), Kallning (20), Kalneek (1), russisch Gorski (1), Gorsky (1) gleichstehend sein wird. Ist das vom Bergmann gewonnene Metall Gold, so wandert es zum Goldwascher (1) in die Schlemme. Das gereinigte Metall empfängt der Munter† (5), Muntener (1) „der Münzer", und an dessen Ofen steht der Böthführ (1) „der Heizer in Schmelzöfen", welcher Name jedoch auch ganz gewöhnlich als Scherzname für einen Rothkopf, einen Fuchs (10), niederdeutsch Voß (8), Foß (1), gebraucht wird, indem man einem solchen zuruft „biet Feuer!"

„Auf den Stapel schüttet die Ernten der Erde der Kaufmann" (8), Kauffmann (3), niederdeutsch Kopmann (4), lettisirt Kaupmann (1); dazu

stellen sich Verstümmelungen des russischen kupez „Kaufmann": Kupitz (1), Kuppitz (1), Kuptsch (1), Kuptscha (1), Kuptsche (1), Kupsche (1). Vorwiegend den Kleinhändler bezeichnet der Name Kraemer (4), Kramer (9), Krehmer (1), Kremer (3) und ebenso Winkler (5), während Winkelmann (3) wohl öfter als Ortsname den „an der Ecke Wohnenden" benennen wird; noch eine Stufe niedriger steht der Höker, der in den Namen Haake† (1), Haacke† (2) stecken kann, jedenfalls aber in den Namen Goloternik (1) und Kulleternik (1) zu finden ist, welche aus russischem Kolotürnik „Höker, Krämer" entstellt sind, einem Worte, das allerdings meist die Bedeutung „Schwätzer", Klatscher" hat. Auch der lettische Budneek (3), Budnick (2), mit russischer Endung Budnikow (2) kann von bude „Laden" abgeleitet sein, aber ebenso den „Büdner, Hüttenbewohner" bezeichnen. Der Händler des Krieges findet sich in der russischen Form Markitan (1). Natürlich hat der Kaufmann auch seinen Unterhändler, den Mäkler (1), Mekler (1), Meckler (1). Zu den Kaufleuten zählt sich auch der Sawodschik „der Fabrikherr", wovon der Name Sawodschikow (1) abgeleitet wurde; eigentlich gehört er aber nicht zu den Händlern, sondern ist ein Handwerker mit gesteigerter Production.

Wenn wir ferner nach Analogie von Schuhmann (5), Schumann (18), dem „Händler mit Schuhen", annehmen dürfen, daß auch sonst mit -mann zusammengesetzte Namen einen Kaufmann benennen, der mit dem im ersten Theil des Namens liegenden Artikel handelt, so weist Riga noch eine ganze Menge Specialisten auf kaufmännischem Gebiete auf. Ich zähle hier eine Reihe solcher her, wobei ich ausdrücklich betone, daß sie meistentheils anders erklärt werden können, ja oft sogar müssen: Flintmann (1) und lettisirt Plintmann (1), Scheermann† (3) und Schermann† (7), Sichelmann† (2), Nettelmann† (1) „Händler mit Nadeln"; Aschmann (5) „Händler mit Aschen", d. h. kleinen hölzernen Dosen, Schachteln; Aßmann† (1) „Händler mit Wagenachsen"; Stuhlmann† (4), mit Stühlen; Stockmann† (4) und Stöckmann† (1) mit Stöcken; Glasmann† (3), Glaßmann† (1), Glasermann† (1), Glaesermann† (1); Perlmann† (6) und Perelmann† (1), Goldmann (8) und Goldtmann (2), Silbermann (4), Kupermann† (1), Eisenmann† (1), Stahlmann† (1), Blechmann† (9); Sepmann (1), mit Seife, neben dem Seepanneck (1), was entstellt ist aus lettischem seepeneek „Seifensieder", mit dem der deutsche Lichtwerk (2) „Lichtzieher" verwandt ist; Holzmann† (1) und Höltzermann (1); Heumann† (1), Kleemann† (1), Klemann† (1), Cleemann† (1), Strohmann (1); Kohlmann† (1); Grützmann† (1), niederdeutsch Grutmann† (1), lettisch Grickmann (1) und Grieckmann (1) von gricki „Buchweizen, Buchweizengrütze"; Semmelmann (1), Nudelmann (1); Fleischmann (6), Fischmann (2), Suschmann (1) und

Sußmann (2) von lettischem sutte, Plural suschi „Aal oder Neunauge"; Salzmann (17) neben Selzer (1), Pfeffermann (1), Zuckermann (2); Wachsmann (2) und Waksmann (1); Biermann† (2), Birmann (1); Tabacksmann (1); Fellmann† (2), Wollmann† (1); Buchmann (1).

Aus dem Gebiet der Handwerksnamen ist noch eine Gruppe nachzutragen, die ich deshalb am Schluß des Abschnittes über Handwerk und Handel erwähne, weil sie, wie wir sehen werden, eng mit den Wissenschaften verknüpft, am besten zum folgenden Abschnitt überleitet. Es ist das Gewerbe der Bader† (1), Bahder† (2); Steuwer (1), Stiebner (1), Stiewer (1), Stebner (1), Stoffer (1) „Badstüber", dem sich anschließen der Barbel (1), der Scheer† (8), Scheere† (2), Scher† (1), Schermann† (7), Scheermann† (3) „Barbier, Bartscherer", was wohl auch der Kreisler (2) sein wird, „der Haarkräusler".

Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder:
Von der Freiheit gesäugt, wachsen die Künste der Lust. —
Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Cirkel
Sinnend der Weise —

Es muß auffallen und auf den ersten Blick befremdlich erscheinen, daß Künste und Wissenschaften in den Familiennamen so spärlich vertreten sind, ja, recht betrachtet, fast gar nicht vorkommen, wenn man Kunst und Wissenschaft als etwas Selbständiges ansieht. Diese Erscheinung ist aber ganz natürlich: Schönheitssinn und Wissen sollen an und für sich nicht Lebenszweck sein, erst wenn der kunstsinnige oder kenntnißreiche Mann sich vermöge der Gaben seiner Natur und Erziehung im gesellschaftlichen Leben als Arbeiter erwiesen hat, befähigen ihn Kunst und Wissenschaft dazu, sich nach ihnen zu nennen und den Künstler oder Fachwissenschaftsnamen auf seine Nachkommen zu vererben. Was wir in vorstehendem Abschnitte an solchen Namen zu nennen haben, gehört daher eigentlich theils der vorigen Gruppe, die das Handwerk behandelte, an, theils der folgenden, welche die Aemter und Würden nennt. So haben wir den Baumann und den Maler im vorigen Abschnitt unter den Handwerkern genannt, ohne auch nur daran zu denken, daß Baukunst und Malerei hervorragende Künste sind.

Wir haben es hier, abgesehen von dem nicht näher specialisirten Künstler (1), Kinstler (1), Kunstler (1), Kunstmann† (3), nur mit Musikern zu thun, und zwar vornehmlich Militärmusikanten: Musikant (2) nebst in der Endung russificirtem Musikantow (2); Spielmann (1) „fahrender Sänger, Musikant, Gaukler", Singer (4) und Saenger (2) „Vorsänger, Cantor". Dann findet sich der Pfeifer (1), Pfeiffer (15), woraus, durch niederdeutsches Pieper, das sowohl Pfeifer als auch Pfeffer bedeutet, vermittelt, Pfeffermann

(1) und Pfefferling (1) entstellt sein könnten; russisches Swistatow (1) wird wohl auch von swist „das Pfeifen, der Pfiff" abgeleitet sein; zum Pfeifer gehört vielleicht der Schweichler (1) statt Schweegler „der Flötenbläser", lettisch Stabulneek (1). Ferner ist da der Fiedler (2). Der Trommert (1), Drommert (1), Drummert (1) ist der Trompeter, doch vielleicht auch der Trommler, den wir vorfinden in den Namen Büngner (5), Peiker (1) statt Peuker „Paukenschläger" und vielleicht Timper (1), da die lateinische Benennung des Trommlers, Paukenschlägers timpanator war. Schließlich dürfen wir wohl auch Bambam (2) als Scherznamen für den Trommler ansehen. — Den Spielleuten gesellten sich im Mittelalter gern fahrende Leute aller Art, der Springer† (1), Sprenger† (1), der Kaegler (1) d. h. „Gaukler" und — last not least — der Weissager (4), lettisch Sihleneek (1), Sihlneek (1), Sileneek (1).

Wie für die Künste, so ist auch für die Wissenschaften nur wenig in Anspruch zu nehmen. Des Wissens Quellen stellen her, resp. vermitteln die Handwerker und Händler: Buchner† (1) „Bücherabschreiber" und Buchmann† (1) „Buchhändler", lettisch Gramatneek (1), und der Drucker (1). Der Jünger der Wissenschaft, der Schüler (2), russisch Skolnik (1) für Schkolnik, wird unterwiesen vom Schulmeister (1) und Schulmann (5), Schuhlmann (1), und der Mazeneek (1) ist im Lettischen einer, der ausgelernt hat, während der Altschuler (1) wohl „der aus Altsohl" in Ungarn ist und nicht Karlchen Mießnik, der ewige Quartaner.

An den Schulmeister wollen wir die anderen Meister anschließen, obgleich sie größtentheils nicht auf dem Gebiete der Wissenschaften Magistres — das ist Meister — Lehrer, sind: Meister (2), niederdeutsch Mester (1), und Meistersohn (1), welch letzterer, wenn er selbständig wurde, der Jungmeister (1) war, der „junge Meister" im Gegensatz zu seinem Vater, dem alten. Zwei Handwerksmeister nannten wir schon, den Briefemeister (1) „Verfertiger von Briefen", und den Hafemeister (1), den „Töpfer". Der Werkmeister (1) in der Bedeutung „Gilde- oder Amtsvorsteher" führt zu den Amtsnamen: Hagemeister (1) und Hameister (1) „Forstaufseher" oder „Habichtswärter", Bürgermeister (1), dem Vorsteher der städtischen, und Burmeister (8), Burmester (2), entstellt Bohrmeister[1] (1), dem Vorsteher der Dorfgemeinde. Was Galmeister (1) bedeutet, kann ich nicht angeben. Den vielen Meistern stehen nur ein Jünger† (1) und zwei Junger† (2) „Lehrling" gegenüber.

Von den Fachwissenschaften erwähne ich in diesem Abschnitt nur die Medicin. Während die Theologie, Jurisprudenz u. s. w. lediglich zu Amts-,

[1] Auch „der Brunnenbohrer".

eigentlich Titelnamen, wie Pastor, Richter 2c., Veranlassung gegeben haben, wird beim Doktor (1), lettisch Dackter (1) und Dokteneek (1), russificirt Doktorow (2), und beim Arzt (3), lettisch Ahrste (1) viel unmittelbarer an die ausübende Thätigkeit des Heilens gedacht, des medicinisch-wissenschaftlichen Eingreifens: mußte doch die Regierung daran erinnern, daß nur der promovirte Doctor medicinae das Recht habe, sich Doctor zu nennen, eine Erinnerung, die indessen beim Publicum gewiß keinen Erfolg haben wird. Außerdem aber steht, wie früher bereits angedeutet, die Medicin in enger Verbindung mit dem Handwerk: in alten Zeiten waren die Bader, die Barbiere, die berufenen Chirurgen, aus welcher Zeit noch die Familiennamen Latter† (2) und Lesser† (1) „Aderlasser" stammen. Zu den Aerzten gehört wieder nothwendig der mehr den Händlern verwandte Kruedener (1) „der Kräutner", „Apotheker", der, wie der Name sagt, in alten Zeiten mehr ein Gewürzkrämer war, als ein Pharmaceut.

„Dieses Dienergefolg meldet den Herrscher mir an." —

Von Zeit zu Zeit liest man im Inseratentheil unserer Tagesblätter eine Bekanntmachung, unterschrieben „Hirschenhof, Schulzenamt". Der Schulze der deutschen Colonie Hirschenhof[1] ist der einzige „Schulze" im Lande, doch dem Namen nach sind es viele, unter allen Berufsnamen ist diese Amtsbezeichnung der häufigste Familienname. Sie bezeichnet den Vorsteher der ländlichen Gemeinde, also den Gemeindeältesten, lettisch Walstes-wezzakais, und lautete ursprünglich Schultheiß, das ist der Mann, der die „Schulden heißt", d. h. die Verpflichtungen befiehlt, ausschreibt. Der Name kommt in Riga in folgenden Formen vor: Schulthes (1); Schultze (2), Schulze (3), niederdeutsch Schulte (5); Schultz (88), Schulz (60), Schoultz (2); Scholze (1), Scholz (3); als Diminutiv Schölting (1); in der Zusammensetzung Schwartzschultz (1); lettisirt finden wir das Wort in den Namen Skulte (23), Skult (3), slavisirt in Skulteschka (1), ins Lateinische übersetzt in Praetorius (1). Dasselbe, wie Schulz, bedeutet Burmeister (2), Burmester (2), Bohrmeister (1), d. h. „Bauermeister", was, aufs städtische Gemeinwesen übertragen, dem Bürgermeister (1) entspricht, dem Inhaber des bei uns seit 1889 zu Grabe getragenen vornehmsten Amtes der Stadt. Ein Gemeinwesen mit 200 Schulzen wäre natürlich ein Unding, aber 200 Schulzen auf 200,000 Gemeindeglieder hätte schon seine Richtigkeit: Riga präsentirt sich mit seinen etwa 200 Schulz als eine Vereinigung von 200 Schulzendörfern mit je 1000 Einwohnern. — Zugleich mit dem Amt des

[1] Der augenblicklich amtirende Schulze heißt Jacob Schulz.

Bürgermeisters hörte das des Vogt (10), Voigt (1) auf, polonisirt vorkommend in dem Namen Woite (2), wovon Woitkewitsch (1), Woitkewicz (1) abgeleitet ist; ursprünglich war der Vogt — das Wort kommt vom lateinischen vocatus, advocatus „Schirmherr, Beschützer" her — der Statthalter des Fürsten während dessen Abwesenheit, allmählich auch ein Vorsteher ländlicher Gemeinden, wie noch heute in Westfalen und Schleswig-Holstein, und gleichfalls ein Mitglied des städtischen Rathes. Slevogt (2) ist wohl nur scheinbar eine Zusammensetzung mit Vogt, der Name wird vielmehr eine Entstellung aus Schlappfuß, niederdeutsch Slepfoht, sein, vgl. Stolterfoht (2) „Stolperfuß", also ein Eigenschaftsname. Vertraten Bürgermeister und Vogt bestimmte Aemter im städtischen Rath, so ist als generelle Bezeichnung des Rathsherrn, eines Jeden, der einen Stuhl im wohllöblichen Rath einnahm, Stuhlmann† (4) zu nennen. Weitere Stadtbeamte sind: der Schreiber (4), Schreibmann (1), Skriwer (1) „Schreiber, Notair, Rechnungsführer", nebst dem Siktar (1), dem lettisirten Secretär. Der Kästner (2), Kastner (2), Kestner (4), verwaltete den städtischen Speicher und war dann auch allgemeiner „der Rentmeister", Einnehmer der Einkünfte der Stadt und Aufseher über dieselben. Der Kemmer (1) kann der „Kämmerer" sein, der die Kammer, d. h. das Geldwesen der Gemeinde unter sich hat; Kretzer† (1) soll in Frankfurter Rechnungsbüchern des 14. und 15. Jahrhunderts der Einnehmer der Gerichtsbußen genannt worden sein, und der Bedder† (1) ist vielleicht der „Biddemann", der „Eintreiber der bede, d. h. der Abgabe". Dem Munter† (5), Muntener (1) stand es zu, Münzen zu schlagen, und unter dem Weger† (2) stand die Stadtwage. Der Sprecher der Bürgerschaften beider Gilden ist noch heute der Dockmann† (1). — Der Rath war bis zu seiner Aufhebung auch in Riga der oberste Richter (28), und der Begriff des Richtens, Rechtsprechens ist allmählich auch in dem ursprünglich umfassendsten Amtsnamen Amtmann (3) in den Vordergrund getreten. Dasselbe, wie Richter, bedeutet vielleicht auch, nur weniger allgemein, Zenter (1) „der Centrichter", Richter eines Gerichtsbezirkes, und Hunnius† (1), was in der Endung lateinisirt ist aus altdeutschem hunne, hunde „Unterrichter" (beide Namen abgeleitet von centum, deutsch hundert, da ursprünglich 100 Ortschaften einen solchen Gerichtsbezirk bildeten). Mit den zuletzt genannten Namen sind wir vom Städtewesen weg zu den Fürsten und anderen hohen Herren übergegangen, die gleichfalls eine große Zahl von Beamten beschäftigten. Der Dienstmann (1) eines hohen Herrn, der Kammerherr oder Kammerdiener war der Kaemmerling (1), Kämmerling (1), Kammerling (1), wovon der Italiener sein camerlengo bildete; der für das Hauswesen sorgende Beamte, der Aufseher, Anordner war der Schaffer (1), Schäffer (1), Scheffer (4) nebst genitivischem Scheffers (1), und Schoeffer (1), auch

Scheffner (1). Der Teikter (1) und der Taehder† (1) könnten aus Tegeder entstanden sein, dem „Zehnteinnehmer"; und der Gleitzmann† (1), Gleytzmann† (1) wird erklärt als „ein Mann im Dienste des Geleitsherrn, der dessen Geleitsrecht verwaltet, die Reisenden geleitet oder das Geleitsgeld von ihnen einnimmt".

Es folge die Gesellschaft der Wärter und Wächter, städtischer wie landischer: Wächter (3) und Wachter (1), vielleicht auch Wachmann† (1) bezeichnen ganz allgemein den „Wächter", am häufigsten wohl den „Nachtwächter"; der Toermer (1), Taermer (1) hat auf dem Thurm die Wacht, auch Hausmann† (4), Haußmann† (1) kann den Thürmer benennen. Warter† (1) ist ganz allgemein „der Wärter, Hüter, Aufseher". Graesser† (1) und Graßmann† (6) können den für die Stadtwiesen angestellten Beamten bezeichnen. Der Kreiser† (1), Kreyser† (3) und der Banmann† (1) sind Feldhüter oder Forstaufseher, ungefähr gleicher Bedeutung auch Schütze† (1), Schütz† (11), Schütte† (1), ein öffentlicher Wächter für Flur und Wald. Dem Schützen schließen sich die Waldwärter an: Förster (8), Ferster (1), Forstmann (7), deren Unterbeamter der Buschwächter (1) ist; ebenso wird man wohl den Hagemeister (1), Hameister[1] (1) erklären, doch wird auch die Bedeutung „Habichtsmeister", „Falkner" nicht von der Hand zu weisen sein, war es doch zu Zeiten der Ritterthumsblüthe ein wichtiges Amt, das der Abrichter und Wärter der Jagdfalken bekleidete.

Den vom Graesser oder Förster arretirten Feld- oder Waldfrevler führt der Konstabel (1) in die Stadt und übergiebt ihn dem Schlieter (1), Schlitter (1) „Schließer, Gefangenwärter", und der Stockmann (4), Stöckmann (1), vielleicht auch Stuckmann (1), wozu wohl auch Stock (8) und Stecker (1) gehören, „der Büttel, Gefängnißwärter" bringt den Leugnenden in den stock „den Block", die hölzerne Strafmaschine, in welche die Füße der Gefangenen gesteckt wurden. Den geständigen Verbrecher führte der Freimann† (8), Freymann† (118), „der carnifex, Freiknecht oder Scharfrichter" vom Leben zum Tode; die sehr große Zahl der Freymanns in Riga spricht aber wohl dafür, daß wir hier dem Namen nicht die genannte Bedeutung beilegen dürfen, sondern ihn als den «libertus, den Freigelassenen" erklären müssen, den durch Aufhebung der Leibeigenschaft Freigewordenen. Die Verfügungen der Gerichte aber, wie der Gesetzgeber ꝛc. machte der Schreyer (1) bekannt, der „Ausrufer, Herold". —

Den Vorsitz im königlichen Gericht führte der Graf (5), Grave (3), Graef (2), Graeve (1), Greve (1), lettisirt Grap (1); das Wort bezeichnete dann aber auch allgemeiner überhaupt den Vorsteher verschiedener Verbände,

[1] Niederdeutsch heißt aber homester und hamester „der Hofmeister".

auch ländlicher Gemeinden. Der Landgraf (1) war der oberste Richter über ein Gebiet, ein Land. Der Marggraf (1) für Markgraf war „der königliche Richter und Verwalter einer Mark", d. h. eines Grenzlandes, also ein Marquardt (1), Markwordt (1) „Grenzwart", dessen Sohn der Marquardsohn (1) ist; die Grenze aber wird, allerdings nicht in jenen alten Zeiten der Markgrafen, festgestellt vom Landmesser (1). Murchgraf (1) ist mir nicht klar. Graf ist aber allmählich eine bloße Rangstufe des Edelmann† (2), Edler† (1) geworden; und der junge Edelmann ist der Junker† (3) «junc hêrre», dazu das Patronymikon Junkersohn† (1). Von solchen Adelsrangstufen begegnen noch: der allerdings auch ganz allgemein den Herrschenden bezeichnende Fürst (1) und der Baron (3) nebst dem Diminutiv Baroning (1). Diese Namen werden aber, wenigstens zum Theil, jedenfalls als Spitznamen, also Eigenschaftsnamen, zu deuten sein, ebenso wie die Kaiser† (4), Kayser† (1), Koenig† (2), König† (4), Prinz† (5), denn schwerlich werden die Träger derselben einen Kaiser, König oder Prinzen als Stammvater des Geschlechts für sich in Anspruch nehmen wollen; die Namen Kaiser, König und ähnliche mögen in manchem Fall auch ins Leben herübergenommene Rollennamen sein aus den im Mittelalter so beliebten und allenthalben aufgeführten Volksspielen — man denke an „die heiligen drei Könige"; oder sie sind Ortsnamen, besonders von Gasthöfen und Wirthshäusern hergenommen, wozu man als Veranschaulichungsmittel blos mal den Bädecker aufzuschlagen braucht, um fast auf jeder Seite zu lesen: man kehre in den „Kaiser von" oder „König von" ꝛc. ein. Als Spitznamen werden ferner aufzufassen sein die Amts- und Titelnamen; Hofrath (1), Langrat (1), aus „Landrath" entstellt, Patron (1), die aus russischem bojar entstellten lettischen Bajahr (1) und Bajohr (1), Waldneek (11) „der Gebietende, Gewalthaber", und Kunsing (1) „Herrchen", während man bei seinem Gegentheil Kalpin (1) „Knechtchen", was auch Pakalneek† (4) bedeutet, solches nicht anzunehmen braucht, eben so wenig wie bei Sawalneek (1) „Lostreiber", welches Wort allerdings auch ironisch gebraucht wird in der Bedeutung „Freiherr, unumschränkter Herr". Noch entschiedener ist Scherz und Spott als Urheber anzusehen bei vielen der Amtsnamen, welche uns ins Gebiet der Kirche führen, besonders wenn die Namen auf die durchs Cölibat gebundene römisch-katholische Geistlichkeit weisen. Denn daß der Pabst† (1), Babst† (2), der Bischof (1), Bischoff (2), der Kaplan (14), Caplan (1), der Münch† (1), Munich† (1) „Mönch", der Paap† (1), Pape† (1), Pfaff† (2), Schepeler† (1) „der mit dem Scapulier", „der Ordensgeistliche", sich als Stammväter zum Begründen eines Geschlechts nicht eignen, liegt auf der Hand. Die Träger anderer einen kirchlichen Beruf nennender Namen können ihren Stammbaum natürlich wohl auf einen Geistlichen oder sonstigen Kirchendiener zurückführen:

Pastor† (1); Kandat† (1), was vielleicht aus Candidat „Predigtamtscandidat" entstellt wurde; Kanter† (29) „der Cantor"; Küster (1), Güster (1), Kuster (2), Koster (1), Köstner (1), Kester (3), Kestermann (1), lettisirt Schester (1) „der Küster". dem in der katholischen Kirche der Meßner (1) entspricht, wie auch der Oppermann† (8) „Opfermann"; Klackmann† (1), lettisch Swanitais (1) „Glockenläuter"; Greber† (1) „Todtengräber"; auch Tempelmann (1) und Münstermann† (1) können hier genannt werden, obwohl sie auch bloße Anwohner eines Tempels, eines Münsters benennen. Aus dem Russischen stellen sich hierher: Diakonow (2), Pohp† (1), Popow (9); aus dem Hebräischen: Rabbiner (1), mit slavischer Endung Rabinowitsch (3), Rabbinowitsch (1), Rabinowitz (7), Rabbinowitz (2), ferner Cahn† (15), Kahn† (28), Cohn (3), Kohn (6) von kohan „Priester".

Ein geordnetes Staatswesen, wie es uns die betrachteten Familiennamen Rigas vorführen, bedarf immer noch zu seinem Schutze des Wehrstandes, und diesen finden wir unter Rigas Familiennamen gleichfalls reichlich vertreten. Krieger (1), Kriger (2), Kriegsmann (3), Soldat (2), russisch Woiskow (1) und Woiskowitsch (1) „zum Heer, woisko, gehörig", und Rattnik (1) „Krieger, Soldat", woraus die früher anders erklärten Rathneek (1), Rateneek (2) lettisirt sind. Es folgen Ritter (3), Knapp† (1) Reiter† (2), Reitmann† (1), lettisch Jahtneek (2), Jatneek (1); ferner Reisner† (1) und Reißner† (2) „der Reisige"; russisches Gusarow (1) und Gusser (1) „Husar"; russisches Bulatkin (3) und Bulatow (2) „der Säbelträger", wozu man lettisches Soben† (1) „der mit dem Säbel" stellen könnte; Kasack (11), Kasahk (1), Kasak (6), Kasakowsky (1) „Kosak" bei uns „der Gemeindebote". Der einfache Soldat kann sich durch die verschiedenen Rangstufen aufdienen zum „Heerführer", russisch Wojewoda, also zum Woiwood (2), Waiwood (1), aber auf jeder dieser Rangstufen ist er bereits ein Kamedant (1), Kommander (1) „Commandant": Urjadnikow (1) von Urädnik „Kosakenunteroffizier", dann allgemeiner „Anordner", bei uns seit einiger Zeit als „Landpolizist" bekannt; Feldfebel (1); Scharschant (1) „Sergeant"; Fähnrich (1), Kornet (4), Kornett (1), Kornette (1); Leitenant (1); Sotnik (1) „der Hauptmann, der hundert Mann unter sich hat", davon abgeleitet Sotnikow (1), Sottnikow (1); Kaptein (1) „Kapitän"; Major† (6), Majohr† (1), Maijor† (1); Palkawneek (2) und Palkauneek (1), lettisirtes russisches Polkownik, „Regimentscommandeur, Obrist"; französisches Mareschal (1) „der Marschall" nebst ihm zu Grunde liegendem deutschem Marschalk (1) „Aufseher über die Streitrosse".

Alle die eben genannten Namen sind nun allerdings junge Bezeichnungen des Kriegers im Verhältniß zu einer sehr großen Anzahl aus alten deutschen Personennamen gebildeten Familiennamen Rigas, die Kampf und

Kämpfer bedeuten, wie Herrmann (55) „Heeresmann, Krieger", Walter (49) „waltender, gewaltiger Krieger", Werner (20) „abwehrender, schützender Krieger" u. s. w. Doch diese Namen, die vielleicht die Hälfte aller deutschen Familiennamen Rigas ausmachen, gehören nicht in unsere Betrachtung der Berufsnamen hinein, sie führen uns in ein anderes Gebiet der Familiennamen, die von Personen- oder Einzelnamen abgeleiteten Vaternamen, und weisen uns in uralte Zeiten, wo es eben der Beschäftigungen noch wenige gab, wo es des freien Mannes einzig würdiger Beruf war, ein Krieger zu sein: in die Zeiten des Volkes in Waffen.

Stattlich ist somit, wie wir gesehen, die Anzahl der Rigenser, welche ihren Stammbaum auf einen Mann zurückführen können, der zur Unterscheidung von Gleichgetauften am besten durch seine Thätigkeit zu charakterisiren war. Daß sich unter den aufgezählten, einen Beruf angebenden Familiennamen Rigas kein Friedensrichter, Posamenteur, Weichensteller, Gorodowoi befinden, dafür aber Zenter und Taehder „Zehntrichter und -einnehmer", Schröder neben Schneider und Schubert und Schuchardt neben Schuhmacher, Briefemeister statt Posamenteur, Brückner statt Chausséearbeiter und Stockmann statt Gefängnißaufseher: das spricht für das Alter der Familiennamen, also auch der Familien oder Geschlechter in Riga und somit, da das Alter der Familiennamen ein Gradmesser ist für die Entwickelung der Cultur, auch für ein hohes Alter der Cultur in unserer baltischen Hauptstadt. Sehen wir aber ab von den neuesten, erst nach der allgemeinen Einführung von Familiennamen entstandenen Berufsarten, so bieten uns Rigas Berufsnamen ein erfreuliches Bild allgemeiner rüstiger Arbeit; die wichtigsten Zweige der Berufsthätigkeit sind alle vertreten: vom Wald, Feld und Garten nutzenden Landmann als dem Gründer der Städte und Ergänzer ihrer Bewohnerschaft und vom emsigen Bürger in Werkstube und Laden bis zum Verwalter des Gemeinwesens in Rathsstube und Thronsaal. Es tritt uns ein vollständiger Staat mit reichster Gliederung seiner Angehörigen entgegen, also ein Staat im Staate. Hoffentlich wird den Rigensern wenigstens diese Thatsache, die in des Wortes eigenster Bedeutung eine „nominelle" ist, nicht als „Separatismus" ausgelegt, der unberechtigt sei. Indessen, wer bürgt dafür? Die moderne Gesellschaft hat einen Zug zur Demokratie, zum Geschichte hassenden Socialismus, und die Rigenser — haben Ahnen.

Carl Walter.

Aus dem Nachlasse Victor Hehns.

Briefe vom Vater Victor Hehns, Gustav Hehn, an seine Mutter[1].

II.

Leipzig, d. 14. October 1801. Morgens.

Gestern Mittags bin ich hier angekommen. Ehe ich von dieser Stadt etwas, aber auch nur etwas sage, will ich noch eines und das andere aus Berlin nachhohlen. — Mit dem Herrn v. Löwis und v. Engelhardt bin ich etwas bekannter geworden, vorzüglich mit dem erstern, da der letztere sehr still ist. Er hat mir ganz gut gefallen; er scheint ein solider, wisbegieriger Mensch zu seyn. Herr v. Barenof und Herr v. Schulmann, beydes Maltheser, waren kurz vor uns in Berlin, und haben dort ein großes Leben geführt. Sie logirten in der „Sonne" unter den Linden, dem ersten Gasthofe, der sehr theuer ist; demungeachtet hatten sie sich beklagt, daß alles erbärmlich wäre, und man es nirgends gut genug haben könne; täglich haben sie eine Mieth-Kutsche genommen, die 6 Th. (9 Rbl. 13 Kop.) kostet ꝛc. Von Berlin sind sie nach Dresden gegangen. . . . Es wurde mir recht sauer von Berlin wegzureisen. Wäre es nicht eiserne Nothwendigkeit gewesen, so wäre ich noch da. Ich kann eigentlich nicht genau angeben, was mir so besonders dort gefällt; aber das Ganze macht einen äußerst angenehmen Eindruck auf mich. Ich zweifle, daß es mir irgend wo so gut gefallen wird, als dort. Indeß ich mußte, wegen Mangel an Zeit fort, und reiste also den 11ten Morgens von dort weg. . . .

Leipzig, d. 14. Octbr. Mittags.

Ich bin zu spät ausgegangen und habe Niemanden angetroffen. Einstweilen bin ich mehrere Straßen durchgerannt, und durch fußhohen Dreck

[1] Vgl. das Märzheft dieser Zeitschrift S. 160.

gelaufen. Wenn es nicht abgeschmackt wäre, so vorlaut über eine Stadt zu urtheilen, die man gar nicht kennt, so würde ich sagen, es gefällt mir hier gar nicht. Man sagt, Leipzig sei eine schöne Stadt; vielleicht ist sie es, wenn man aber von Berlin kommt, dünkt es Einen nicht. So klein sie ist, so schwer fällt es, sich hier zu finden. Wenn man in Berlin nicht weiß, wo man gehn soll, so kann man ohne Bedenken den ersten fragen, der einen begegnet; und man wird höflich zurecht gewiesen werden, und wenn die Person einigermaßen Zeit hat, so begleitet sie einen wohl ein Stück Weges. Hier aber, frägt man, so bekommt man entweder gar keine, oder eine unhöfliche Antwort. Ich weiß nicht, ob man hier übrigens galant ist, aber das weiß ich, daß sie sich hier einander im Theater auf die Füße treten und sich mit dem Ellenbogen Platz machen, ohne sich zu geniren, um Verzeihung zu bitten, oder auch nur ein stummes Compliment zu machen. Wenn dies Galanterie ist, so ist sie es wenigstens von sonderbarer Art. Es mögen dies aber wohl nur Studenten oder Mylords vom Mühlendamm seyn, die nirgends höflich sind, und von denen es hier wimmelt. Ich möchte schon dieses Tumultes wegen nicht in Leipzig wohnen. — Es wurde hier gestern wirklich schlecht gespielt; darüber kann bei Leuten, die ihren Geschmack einigermaßen gebildet haben, nicht die Frage seyn. Demungeachtet wurde tüchtig geklatscht, und wenn Maria Stuart sich recht tüchtig zurückgebogen hatte, so riefen wohl einige Dutzend Stimmen Bravo! Ich rief ihnen in Gedanken ihr Bravo nach, es galt aber die Zuschauer! Man würde es nicht begreifen können, wie der Geschmack in einem Orte, wo doch wohl Bildung aller Art vielleicht anzutreffen ist, noch so weit zurück seyn konnte, wenn man nicht daran dächte, daß 7/8 von den Zuhörern aus lauter oben gedachten Mylords[1] bestünde! Wo sollen diese Menschen Geist und Geschmack hernehmen. Man frage, wie viel Bohnen auf ein Pfund Kaffée gehen, oder wie hoch der Friedrichsd'or stehe, so werden tausend Stimmen zur Antwort fertig seyn, und sie werden richtig und bestimmt antworten. Aber Maria Stuart ist kein Handlungsartikel, und der gute Geschmack kann nicht pfundweise gekauft werden. Dafür haben die Kerle aber Geld, und lachen alle schönen Geister aus. Und leider! Mittags um 1 Uhr, wenn der Magen so leer wie die Tasche ist, tauscht jeder bel esprit mit einem Mylord, und verwechselt seinen guten Geschmack gern gegen Louisd'ore!

Leipzig, d. 14. Octbr. Abends.

Da komme ich allerweile von einem Gange durch die Stadt zurück. Die Messe ist dieses Jahr sehr besetzt; man ist hier mit derselben sehr zufrieden. Die erste Woche derselben, die wichtigste — ist vorüber; ein Theil

[1] Vgl. Seite 163.

der Fremden ist schon weggereiset, ein anderer ist im Begriff abzureisen, und dennoch wimmeln die Straßen; eine große Menge Menschen wogt hin und her; es ist ein Drängen und Treiben ohne Ende; Muselmänner, Armenier, Juden, Christen und — wahrhaftig, ich glaube auch Heiden durchkreuzen; die Eile zum Gewinn vereiniget die ungleichartigsten Menschen, und die sich ohne Handelsverkehr vielleicht morden und bekriegen würden, die leben jetzt in Eintracht. — Das hiesige Frauenzimmer ist viel hübscher als das Berlinsche. Obgleich Berlin wohl 8 Mal größer ist, als Leipzig, so kann Leipzig zehn hübsche Gesichter auftreiben, ehe Berlin ein einziges. Ich habe eine ziemliche Anzahl gesehn, da halb Leipzig auf den Straßen ist — hier wie überall in Deutschland gehn die Damen fast immer zu Fuß — mehrere im Theater, viele hübsche — und was am wunderbarsten ist, viele blühende Gesichter. Demungeachtet, glaub' ich, würde mir das hiesige Frauenzimmer wenig gefallen. Erstlich ist der sächsische Dialect — so viel sich die Sachsen auch auf denselben zu gute thun, meinem Ohr äuserst wiederlich, zumal in einem weiblichen Munde, und dann gefällt mir die sächsische Galanterie nicht; es ist so eine pedantische fein-seynsollende, übelgerathene, und dennoch pretensionsvolle, mit einem Worte, eine deutsche Galanterie! Unser livländisches Frauenzimmer ist bey Gott! viel liebenswürdiger; das hiesige mag mehr wissenschaftliche Kenntnisse besitzen — denn auch nach diesen strebt die hiesige weibliche Pedanterie — das unserige ist aber mehr Weib, ist hübscher, geschmackvoller und besitzt mehr Ton als jedes andere deutsche Frauenzimmer. Was hilft es mir, daß mein Weib klüger ist, als ich selbst bin, ob sie weiß, daß Peru in Amerika, und nicht in Asien liegt, wenn sie mich nicht zu erheitern und zu vergnügen, wenn sie auf mein Herz keinen Eindruck zu machen weiß. Mit dem Kopf hat das Frauenzimmer nichts zu thun. Der liegt außerhalb dem weiblichen Gebiete! Eine von meinen Reisegefährtinnen fragt mich: ob Livland bey Schlesien läge, weil sie glaubte, daß alles, was weit entfernt wäre, hinter Schlesien liegen müsse? Ihre Frage war lächerlich, wenn ein Mann dies fragte; sie schadet dem Mädchen aber nicht, bey jedem Manne, der kein Pedant ist. Ist sie liebenswürdig, so mag sie immerhin nicht einmal wissen, daß es ein Livland in der Welt giebt.

Von meinen Addressen habe ich nur die gebraucht, welche mir Past. Asmus[1] an seinen Vater mitgegeben hat, der alte Mann war sehr erfreut, daß er Jemanden sah, der seinen Sohn kannte. Ich erzählte ihm recht viel Gutes, und der Alte war sehr heiter, wie er von mir hörte, daß es ihm gut ginge. Er bot mir seine Dienste an, die ich aber ausschlug, weil

[1] Karl Gottfried Aßmus, Pastor zu Randen in Livland, † 1806.

er der Messe wegen sehr beschäftigt war, und ich selbst noch heute Abend wegreisen will.

. . . Es wird mir der Abschied von Leipzig wahrhaftig nicht schwer. Ich nehme keine hohe Idee von ihm mit mir. Es kann seyn, daß ich darnach selbst schuld bin. Denn ich befinde mich seit einigen Tagen gar nicht wohl. Die Reise hierher hat mich, ich weiß nicht, wodurch, äuserst fatiguirt, und ich setze mich heute Abend sehr müde schon auf die Post, und habe noch fünf Nächte zu durchwachen vor mir, und leider! wieder eine offene Post. Das Wetter favorisirt mich übrigens sehr. Von Riga aus bis hieher habe ich fast keinen schlechten Tag gehabt und tröste mich immer; so war es unter solchen Umständen, daß das Wetter mir sehr gleichgültig war. Gestern war das Wetter sehr böse und heute Vormittag regnete es. Heute Abend aber, da ich mich auf die Post setze, hat sich der Himmel ganz aufgeklärt, und wir werden eine schöne Nacht haben. — Nun leben Sie wohl, liebe gute Mutter! Wahrscheinlich schreibe ich nicht weiter, biß ich in Erlangen angekommen bin. Morgen Abend komme ich nach Hof im Voigtlande, wo Jean Paul lang gelebt und vieles geschrieben hat. Wenn Sie wissen wollen, wer Jean Paul ist, so fragen Sie nur Reinhold Samson[1]; der liebt ihn ebenso, wie ich, à Dieu! Schlafen Sie wohl, ruhiger als ich!

Erlangen, d. 20sten Octbr. 1801.

Bis jetzt bin ich mit dem Anfange meines hiesigen Lebens sehr zufrieden. Ich habe angefangen, mich hier umzusehen und mich an einigen Orten introducirt, und bin überall zu meiner vollkommenen Genugthuung aufgenommen worden. Mein erster Gang war zum Professor, Hofrath Pfeifer[2], einem Bruder eines meiner Reisegefährten. Dieser Mann hat mich mit so vieler, ausgezeichneter Güte, ich möchte sagen, mit herzlicher Freundschaft aufgenommen, hat mir sein Haus zum täglichen Umgange, die Benutzung seiner Bibliothek und der akademischen, deren Bibliothekar er ist, und sich selbst zu allen möglichen Dienstleistungen angeboten. Er selbst ist in Person heute herumgegangen, um mir ein gutes Quartier zu verschaffen; er wird mich auch morgen zur Inscription zu Dekan und Prorector hinführen; und er hat mir versprochen, mich in alle gute Gesellschaft und Häuser zu introduciren; morgen führt er mich in die Ressource, und wird mich dort vorläufig als Honoratioren vorstellen, mit einem Worte, er hat sich meiner äußerst thätig angenommen. Mein zweiter Gang war zum berühmten Lehrer der Pandekten, Professor und Hofrath Glück, der mich eben-

[1] Der bekannte nachmalige livl. Landrath R. J. L. Samson.

[2] Aug. Friedr. Pfeiffer, Theolog, Professor der orientalischen Sprachen. † 1817.

falls mit vieler Distinction aufgenommen hat. Hierauf ging ich zum Prokanzler, Professor Groß[1]. . . .

Erlangen, d. 9. Nov. 1801.

. . . Noch immer bin ich ohne Nachrichten aus Livland. Ich begreife wohl, daß ich noch keine haben kann, allein ich sehne mich unaussprechlich, endlich einmal wieder zu erfahren, was Sie, meine Geschwister und meine Freunde machen; und diese Sehnsucht geht bald in bange Unruhe über. Wie vieles kann sich nicht in dieser langen Zeit auf eine unangenehme Weise verändert haben. Seit dem 17. August bin ich aus Odenpäh, seit dem 27. aus Riga, und von dieser Zeit an bis heute, den 9. November, oder nach Livländischem Kalender den 27. Oktober bin ich ganz wie von meinem Vaterlande abgerissen. Möchte der Faden doch endlich wieder angeknüpft werden.

Am vorigen Freytag, d. 6. November hatten wir hier einen Ball. Da hier nun Bälle so rar sind als bey uns Weintrauben, so können Sie sich leicht, meine liebe Mutter, den Einfluß denken, den er auf alles gemacht hat, was zur schönen und tanzenden Erlangschen Welt gehört. Er macht in hiesiger Stadtgeschichte Epoche; man datirt jetzt alles von ihm. Was am vorigen Dienstag geschah, ist drey Tage vor dem Ball geschehn; und von dem, was Gestern vorgefallen ist, heißt es, es sei zwey Tage nach dem Balle vorgefallen. Von 3—5 liefen die Götter des Tages, die Friseure, Gasse auf, Gasse nieder, Haus aus, Haus ein, und hatten wie Merkur, Flügel an den Füßen, und die Weisheit, nicht wie Minerva im Kopfe, sondern unterm Arm. Von 5—6 klapperten ein Paar alte Familien- oder Superintendenten-Wagen durch die Gassen, und räderten die Ballgäste aus allen Winkeln der Stadt zusammen, die von allen Seiten wie Salpeter anschossen. Um sechs Uhr war man versammelt, und es hieß, es wäre heute ein brillanter Ball. Das heißt nach meiner Interpretation: eine Menge Menschen, beynahe 200 an der Zahl steckte in einem engen und kleinen Saale, trat sich aus Mangel an Raum auf die Füße, fuhr durcheinander in irregulären Figuren wie Kometen, sprang ohne Addresse und ohne Schönheit, wild und unordentlich die Kolonne auf und nieder, sagte dabey, man tanze, ging um 2 Uhr erhitzt und ermüdet nach Hause und hatte sich — köstlich amüsirt. Ich nicht; denn ich war nur Zuschauer, und hatte grade keine Momus-Laune, um über die kleinstädtschen Pedanterien der hiesigen Galanterie, und über die verückten Pas der hiesigen Elegans zu lachen. Zu sehn war auch nicht viel; denn es war, wie gesagt, sehr enge, so daß man

[1] Carl Heinr. Gros, namhafter Criminalist und Rechtsphilosoph. † 1840.

oft nur die einzige Aussicht auf den Kopf und den Rücken seines Anteceſſors hatte. Hie und da bekam man noch ein Stückchen von einem Kopfe zu sehn, das einem Tänzer, einem Tanz-Virtuoſen, zugehörte, der sich durch einen kühnen 2 rheinländiſche Schuh hohen Entre-chat über seine Rivalen erhob, und wie eine Rakete in die Luft stieg.

Ich ging schon um halb elf nach Hauſe, um mir nicht durch ein zu spätes Ausbleiben den folgenden Tag zu verderben, und saß auch den folgenden Morgen um 6 Uhr wieder an meinem Arbeitstiſch und repetirte meine Inſtitutionen. Man tanzt hier ſchlecht; ich wüßte nicht, daß ich einen einzigen Tänzer geſehen hätte, der sich mit Ehren in Livland zeigen könnte. Unter den Namen der ſchottiſchen Pas macht man hier Sprünge und Sätze, daß Einem die Haare zu Berge stehn; und ein barokes Gemiſch von irokeſiſchen, kammſchadaliſchen und kalmückiſchen Beinverdrehungen nennt man hier Hopsangloiſen, zu Deutſch ſchottiſcher Tanz. Von der zierlichen Eleganz, von der Leichtigkeit und Gewandtheit, vom Geſchmacke im Tanze — Vorzüge, die man in Livland sehr häufig findet — ahndet man hier nichts. Die meiſten von den hieſigen Tanz-Heroen würden bey uns — zumal im malitiöſen Dorpat — ausgelacht! Die Damen, die hier, ſo wie überall, das männliche Geſchlecht an geſellſchaftlicher Liebenswürdigkeit übertreffen, verſtehn sich aufs Tanzen nicht viel beſſer; es thut mir weh, dies ſagen zu müſſen, aber die Wahrheit iſt mir heilig: ſie ſcheinen es in der Kochkunſt weiter gebracht zu haben, als in der Tanzkunſt. Ich ſchließe dieß aus dem gründlichen Raiſonnement, daß ſie, wie eine würzhafte Brühe, über jedes Gericht ausgoßen, mit welchem Herr Touſſaint ſeine Ballgäſte regalirte. Wahrſcheinlich hat die Natur ſie mit mehr Talent fürs Braten und Backen, als fürs Tanzen begabt. Die Natur iſt immer weiſe, und thut nichts per saltum und pro saltu. — Man genirt ſich hier nicht ſonderlich nach dem Takte der Muſik. Ueberhaupt herrſcht hier auf den Bällen die edle liberté; jeder tanzt, wie er will, ohne ſich um ſeinen Nachbar zu bekümmern; kommt einer einige Minuten früher als ſeine Dame ans Ende der Colonne, ſo iſt das ihre Schuld. Warum bleibt ſie nach! Ich frage: kann ſie nicht, ſo gut wie er, alles über'n Haufen rennen, um ihr Penſum, ſo ſchnell als möglich, zu abſolviren? Doch muß ich zu ihrer Entſchuldigung ſagen, ſie weiß es nicht ſo gut, als er es aus dem Collegio über die Moral weiß, daß der tugendhafte Mann unaufhaltſam nach ſeinem Ziele ſtrebt, ohne ſich durch Hinderniſſe abſchrecken zu laſſen. Und warum läßt ſich die Moral nicht auch auf den Tanz anwenden? Sein Ziel iſt das Ende der Kolonne. Dahin ſteuert er, unverwandten Blicks, ohne das Auge rechts oder links zu wenden; dahin rudern ſeine Hände und Füße; den Kopf zurück- und den Oberleib vorwärts-gebogen, läuft er wie ein engliſcher Wettrenner, und

macht den ersten Halt am Ende der Bahn. Vergebens reckt sich ihm hier ein Fuß eines Tänzers entgegen; vergebens ruft ihm dort seine Dame zu, auf sie zu warten; vergebens sucht die Musik seinen kühnen Lauf zu hemen. Heldenmüthig besiegt er diese Hindernisse und eilt seinem Ziele zu; und hat er es nun errungen, so wirft er einen triumphirenden Blick auf die zurückgelegte Bahn, und lächelt verächtlich über seine Dame, die noch in der Mitte der Kolonne drabt. — Uebrigens tanzt man hier nur größtentheils Walzer; und man thut recht daran; denn man tanzt diesen Tanz hier am besten. Ueber das hießige Frauenzimmer halte ich mein Urtheil noch zurück; biß ich näher mit demselben bekannt bin, will ich schweigen. Einige unter ihnen scheinen artig und liebenswürdig, das heißt nach deutschem Styl, zu seyn. Ein für alle Mal will ich die Anmerkung machen, daß grade so, wie ich mich bey Unterschrift meiner Briefe des deutschen Datums bediene, so rede ich alle Mal, wenn ich von Artigkeit, Liebenswürdigkeit oder so etwas sage, von „deutscher" Artigkeit, Liebenswürdigkeit ꝛc. Auf vier Frauenzimmer, namentlich auf Madame Delakne (?), auf des Prof. Groß seine Frau, auf des Kirchenrath und Prof. Hänlein seine Dito und auf des Hrn. Prof. Deutsch[1] seine theure Ehehälfte, habe ich mein Augenmerk gerichtet, weil sie sich vor den übrigen durch Artigkeit, Liebenswürdigkeit und Bildung auszuzeichnen scheinen. Ich habe die Aufmerksamkeit des schönen Geschlechtes durch den Gebrauch der Brille auf mich gezogen, der hier etwas seltenes ist; wie weit die guten Kinder noch in der Bildung zurück sind! Eine angenehme Stunde habe ich auf dem Ball durch ein Gespräch mit Hofrath Klüber[2] zugebracht. Er kam zu mir, faßte mich unter den Arm, und führte mich zur geheimen Hofräthin Wendt, der er mich, ich weiß nicht durch welche Veranlassung und warum, vorstellte. Die Herren Livländer, sagte er zu Madame Wendt, kommen zu uns wegen Erlernung wissenschaftlicher Kenntniße; was aber gesellschaftlichen Ton und Liebenswürdigkeit anbetrifft, da können wir alle bey ihnen in die Schule gehn. Klüber ist ein Freund aller Livländer und versicherte mich, mit mehreren, und namentlich mit B. Rosen von Meental[3] in genauer Liaison zu stehn. Er ist gegen mich sehr artig und verbindlich. Ueberhaupt ist er für einen Deutschen ein sehr polirter, und gesellschaftlich gebildeter Mann. Er zeichnet sich wohl daher von dieser Seite aus, weil er seiner großen statistischen und diplomatischen Kenntnisse

[1] Chr. Fr. Deutsch, Prof. der Geburtshilfe, wurde 1804 von Erlangen nach Dorpat berufen. † 1843 in Dresden.

[2] Joh. Ludw. Klüber, namhafter Staatsrechtslehrer. Bekannt durch seine publicistische Thätigkeit während des Wiener Congresses. † 1837.

[3] Wahrscheinlich der nachmalige Mannrichter Eugen Baron Rosen, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Leipzig studirte. † vor 1838.

wegen von den kleineren deutschen Fürsten in gesandschaftlichen Angelegenheiten, und selbst als Gesandter viel gebraucht wird, und daher mit vielen Großen in Verbindung steht.

D. 15. Nov. 1801.

Gestern bin ich mit Hofrath Pfeiffer, seiner Frau und dem Doctor medicinae Heinlein, in Nürnberg gewesen, das nur 1½ Meilen von hier entlegen ist. Nürnberg ist zu groß, als daß ich nach einem Aufenthalte von 5 Stunden etwas darüber sagen könnte; ich werde auch öfterer Gelegenheit haben hinzukommen, da es die Stadt ist, die von hier aus am gewöhnlichsten besucht wird. Sie hat in ihrer Bauart so viel originelles, daß ich, obgleich ich viele Städte gesehn habe, Nürnberg doch mit keiner zu vergleichen weiß, sie ist zwar in sehr altem Geschmake gebaut, weicht aber doch von andern antiquen Städten, z. B. von Danzig, wieder sehr ab, und hat zum Theil sehr große Gebäude, z. B. das Rathhaus, das das größte in Deutschland seyn soll. Ich ging den Nachmittag in die St. Sebaldus Kirche, die sehr groß ist, aber auch ganz mit ihrer innern und äußern Bauart, Verzierungen, buntgemahlten Fenstergläsern, überladenen Zierrathen, Schildern, Wappen, Begräbnissen, fünf Altären und Kanzeln ins katholische Zeitalter Deutschlands gehört. Da eben Beichte gesessen wurde — das in ganz Deutschland am Sonnabend geschieht — so hatte ich das Vergnügen, einen Hanswurst auf der Kanzel zu sehn; denn anders kann ich den Herrn Pastor nicht nennen, er mags mir übel nehmen oder nicht; — wegen seines Ornates, der in einem großen, steifen antiquen Halskragen und einem weißen Chorhemde bestand, aus welchen die schwarzen Arme und das Kirschbraune Gesicht hervorragten die beyde gar erbaulich gestikulirten. Dabei salbaderten Seine Hochwürden gar abscheulich, schrien, daß die Fenster klirrten, und schlugen um sich, daß die Kanzel dröhnte, und konnten das Ende gar nicht finden, obgleich ihnen der Schweiß in hellen Tropfen aus dem orthodoxen Vollmondsgesichte glänzte. Da er das Ende nicht suchte, suchte ich die Thür, fand sie ohne sonderliche Mühe und drückte mich. Wie der Ehrenmann heißt, konnte ich nicht erfahren; auch würde das wenig geholfen haben, denn ich hätte doch seinen Namen schon längst wieder vergessen. — Es heißt, Nürnberg soll preussisch werden. Damit würden die Herrn Patrizier nicht zufrieden sein, obgleich ihre Stadt vom preussischen Gebiete eingeschlossen ist, wie die Perle in der Muschel! In beyden Fürstenthümern Anspach und Baireuth ist man nicht gut preussisch, vorzüglich wegen der hohen Abgaben. Es geht hier das Gerücht, daß sie an Bayern abgetreten werden sollen; ob dies nun gleich höchst unwahrscheinlich ist, so gestehn die Einwohner doch, daß sie es gern sehn würden.

D. 18. Nov.

Es scheint etwas sonderbar, gereicht aber Livland meines Bedünkens zur Ehre, daß ich in Deutschland ein livländischer Patriot werde. Ihr wißt es, meine lieben Brüder, daß ich bisher auf mein Vaterland keinen großen Werth legte, und daß ich es mehr als einmal in seinen Sitten, Einrichtungen, Klima und hundert anderen Dingen barbarisch gescholten habe. Allein je mehr ich Gelegenheit finde, Livland mit anderen Staaten des bey uns in so großem Ansehn stehenden Deutschlands zu vergleichen, je mehr ich des letztern Eigenthümlichkeiten, politische und gesellschaftliche Einrichtungen kennen lerne, je mehr ich viele von seinen vermeinten Vorzügen näher ins Auge fasse, desto mehr überzeuge ich mich davon, daß sich mein Vaterland für den Vergleich mit demselben in vielen Stücken nicht scheuen dürfte; daß es mehrere ihm eigenthümliche Vorzüge vor demselben besitze, und von Deutschland nur in wenigem übertroffen werde. Ueberhaupt hat man bey uns eine viel zu große und in sehr vielen Rücksichten ganz falsche Vorstellung von Deutschland. Wenn man hier mehr Gelehrsamkeit, mehr wissenschaftliche Ausbildung, mehr Hülfsmittel zur Humanität hat, so hat man hier aber auch mehr Pedantrie, unnütze und triviale Stubengelehrte, *mattherzige* Schriftsteller, und Hunger und Undank für seine hellsten und besten Köpfe, und weniger Gelegenheit zum feinen Genuß, weniger Gastfreiheit, weniger Liebenswürdigkeit, Geschmack und Eleganz, weniger gesellschaftliche Bildung, aber weit mehr Vorurtheile, verrenkte Galanterie, Kleinstädtereyen, Kinderey und Armseligkeit! Dies ist, einige größere Städte, z. B. Berlin, ausgenommen, gewiß in fast ganz Deutschland der Fall. Alle die Lobpreisungen größerer Gerechtigkeit, höherer Kultur, ich wiederhole es, höherer Kultur, größerer Humanität und größerer bürgerlicher Freiheit sind Aufschneidereyen. Hätte Livland ein besseres Klima, und wäre das unselige ihm gerechte Vorwürfe zuziehende Verhältniß zwischen Herren und Bauern, der unglückliche Mißbrauch constitutioneller Herrschaft nicht, so könnte jeder Livländer sich stolz seines Vaterlandes rühmen, und ich wollte es erwarten, daß man mir ein Land zeigte, in welchem man seines Lebens froher werden könnte. Indeß die Zeit wird in Livland auch kommen, daß unser Klima durch größeren Anbau und Bevölkerung des Landes edler und jenes elende Verhältniß durch Vernunft und Gewalt des Zeitgeistes verändert wird! Der Himmel gebe unserm guten Kaiser eine lange Regierung, so wird gewiß manches Gute auch in Livland aufkeimen.

Gewiß ist es, daß manche Vorurtheile, die man in Livland und im russischen Reiche schon lange dafür anerkannt und sie vertrieben hat, im lieben Deutschland noch zärtlichst gepflegt werden. Da giebts z. B. hier in Erlangen eine alte verschimmelte 60 oder 70jährige Markgräfin von Anspach,

die vielleicht ein 30 oder 40,000 Rthlr. verzehrt, die ihr die Großmuth des Königes von Preußen zuweist, die Gott weiß wo herstammt, und um die sich kein gescheuter Mensch bekümmert. Aber dennoch darf bey ihr kein bürgerlicher, auch nicht der verdienstvollste erscheinen. Da hier nun sehr weniger Adel ist, so kämpft sie lieber den lieben langen Tag mit der langen Weile, als daß sie einen bürgerlichen bey sich aufnehmen sollte, und es giebt hier unter diesen, namentlich unter den Gelehrten und Profeßoren sehr gebildete Männer, von denen letzteren noch die meisten preussische Hofräthe sind. Und an unserem Hofe, dem glänzensten ersten und mächtigsten in Europa, der der Welt Gesetze vorschreibt, der Königreiche und Fürstenthümer beherrscht und hunderttausend Einwohner zum wenigsten hat, die fünfzigmal reicher und angesehener sind, als diese vom Himmel gefallene Markgräfin, — an unserm Hofe erscheinen gewiß auch bürgerliche, wenigstens solche, die einen Rang haben.

Mit herzlicher Freude lese ich in den öffentlichen Blättern alle wohlthätigen und weisen Einrichtungen, die unser liebenswürdiger, großherziger Monarch trifft, und triumpfire hier nicht selten über Rußlands Antagonisten, die unser Reich gar nicht kennen, und über Einrichtungen und Mißbräuche schreien, die nur in ihrem eignen Gehirn existiren. Die Gnadenbezeugungen, die er an seinen Krönungstage erwiesen hat, werden auch in meinem lieben Vaterlande viel Freude machen, namentlich die Rekruten-Erlassung und die Niederung der Kopfsteuer. Für den Glanz, mit welchem sich der Kaiser in Moskau hat krönen laßen, hat man hier gar keine Begriffe. Man ist hier sehr geneigt, die Speisung und Tränkung der 30,000 Menschen, und die Zahl von 7500 Masken auf der Redoute für Legenden zu halten. Ein hiesiger Hofrath äußerte gegen mich den Wunsch, nur das Tischzeug zu besitzen, das man zur Tafel für 30,000 Menschen gebraucht hätte! Siehe oben meine Beschreibung von Deutschland.

D. 20. November.

Man hat von dem russischen Reiche zum Theil noch sonderbare Begriffe, und es ist auffallend, selbst gelehrte Männer so unbekannt mit einem so großen und wichtigen Reiche zu finden. Es werden auch zumal in den öffentlichen Blättern erstaunlich viele falsche Nachrichten verbreitet. So las ich vor einiger Zeit in einem, ich weiß nicht mehr in welchem Journale daß Suwarow auf seiner Rückreise aus der Schweiz nach Petersburg diesen letztern Ort nicht mehr erreicht habe, sondern schon in Livland auf dem Gute Lindenhoff gestorben sey. Nun habe ich wieder einige Stucke aus dem sehr gelesenen und allerdings guten allgemeinen litterärischen Anzeiger vor mir, die Nachrichten aus Liv- und Ehstland enthalten, und wo wahres und falsches

durcheinander geworfen ist. In einem aus Riga eingeschickten Briefe vom 15. Juli 1801 heißt es unter andern: „Der Oberpastor Fried. David Lenz[1] und Rektor Evers[2] lesen einstweilen den Theologen privatissima, die ihnen ansehnlich honorirt werden." Dies ist doch offenbar falsch. Beym Namen Evers fällt mir ein, daß mir Professor Gründler[3] heute sagte, daß Evers in diesen Tagen hier in Erlangen auf sein Gesuch zum Doctor theologiae creirt sei. Auch sagte mir D. Rau[4] vor einigen Tagen, daß man aus seiner eingeschickten Dissertation sähe, daß er noch ziemlich an den alten Ideen und Vorstellungen hinge. Und dieser Rau gilt selbst für einen (übrigens gescheuten) Orthodoxen. — — In einem andern Briefe aus Rußland vom 4. Aug. 1801 heißt es: „Wie tief ist bey uns seit 2—3 Jahren alles im Fache der Literatur gesunken. Unsere Schule, die sonst 80—100 Schüler zählte, hat jetzt keinen einzigen öffentlichen Schüler mehr." Das sieht einer Unwahrheit sehr ähnlich. Der Ort wird mit einem P. bezeichnet. Petersburg? Pernau? In diesem Falle ist es eine Lüge. Gleich drauf heißt es: „Der Rektor in Dorpat M. Ehlers hat eine theologische Professur angenommen." Dann: „fünf Professoren sind schon in Dorpat, und haben den Anfang mit einzelnen Vorlesungen gemacht." An einer andern Stelle sagt der Einsender ganz richtig: D. Styx[5] sey zum Professor der Med. forensis ernannt, allein der Redackteur corigirt ihn in einer Note, er nennt ihn Büsch.

Von sich selbst sagt der Einsender, der vielleicht aus diesen Worten zu errathen ist: „Ich selbst war mit im Vorschlag, bin aber mit einigen Männern darüber zerfallen, deswegen weil man mir nicht das gewünschte Fach zu wählen frei stellte. Ich thue nun vielleicht ganz Verzicht auf eine Anstellung bei dieser hohen Schule ppp." Auch nennt er den Mag. Ehlers seinen Freund! Ich würde ohne Bedenken den Rektor Scherwinsky[6] für den Einsender halten, wenn mich nicht die Verderbung des Eversschen Namens abhielte. — Vielleicht ist dies aber ein Druckfehler! Die Anzeige endiget sich: „Nächstens werde ich Ihnen ein hier erscheinendes Gedicht auf den Abschied des alten Jahrhunderts schicken."

Das ist unstreitig das Scherwinskysche wäßrige Gedicht.

---

[1] Fried. Dav. Lenz, geb. 1745, † 1809, Oberpastor und Lector der estnischen und finnischen Sprache zu Dorpat.

[2] Lorenz Ewers, geb. 1742, Prof. der Dogmatik und christlichen Moral zu Dorpat. Kurze Zeit Prorector, emer. 1824.

[3] Carl Aug. Gründler, Prof. der Jurisprudenz. † 1843.

[4] Joh. Wilh. Rau, Prof. der Theologie. † 1807. Vater des berühmten Nationalökonomen Carl Heinr. Rau.

[5] Martin Ernst Styx, geb. zu Riga 1759, † 1829.

[6] Chr. Fr. Scherwinsky, 1777—1805 Rector der Schule zu Pernau. † 1809.

Dann steht wieder in einigen andern Nummern ein Aufsatz vom Professor Petri[1] in Erfurt unter dem Titel: Ueber den neuesten Zustand der Gelehrsamkeit, Künste und Wissenschaften in Liv- und Ehstland. Dieser Aufsatz ist nicht schlecht, und einige Unrichtigkeiten und falsche Ansichten abgerechnet, ziemlich zuverlässig. Ich will in zwey Worten einen Auszug davon hersetzen. Er fängt ex ovo vom 13. Jahrhundert an, und spricht von den Anstalten in Livland, die Wissenschaften zu befördern und behauptet, daß sie niemals recht haben gedeihen wollen. Doch sagt er gleich darauf: „Man schätzt zwar Kenntnisse und Gelehrsamkeit, ehrt, achtet und belohnt Männer von Einsichten, Talenten und Verdiensten" — „man kennt und fühlt das Bedürfniß und den wohlthätigen Einfluß der Wissenschaften und Künste so gut wie in andern Ländern — man findet in den meisten Städten einige Gelehrte, und auch unter den Land-Predigern einzelne Männer von Kenntniß und Geschmack" — „dennoch aber haben die Wissenschaften und Künste die Schriftstellerei, Litteratur, der Buchhandel, Kunst-Etablissements, Journal- und Zeitungs-Unternehmungen nie recht gedeihen wollen." — „Der Vorwurf mancher neuen Reisenden, es wären in Lief- und Ehstland die Gelehrten nie sonderlich geachtet worden, ist für alle Liefländer beleidigend, und wird durch den ersten Augenschein widerlegt." — „Sehr viel Liefländer haben ihren Geist aus deutschen Universitäten und durch Reisen gebildet, durch die Werke der Franzosen, Engländer und Teutschen genährt; einige lesen die lateinischen und französischen Dichter mit Geschmack; manche sind durch ihre Kenntnisse zu hohen Ehren-Ämtern gestiegen; andere haben es auf ihren Landsitzen bey stiller Muße so weit gebracht, daß sie manchen Gelehrten von Profession in Verlegenheit und Erstaunen setzen; andere sind vortreffliche Kunstkenner, geschickte Mahler, gute Bauverständige, einige sogar als Schriftsteller nicht unbekannt, wie z. B. der Graf v. Mellin[2], Balthasar v. Kampenhausen[3], Geo. Thom. Freiherr von Asch, von Wrangel u. a. m." — „Unter den Predigern giebt es einzelne Freunde der Kantischen Philosophie, als der Oberpastor (Ph. Chr.) Moier in Reval, der Pastor (David Fr.) Ignatius auf Haggers, der Pastor (Chr. Jacob) Glanström zu St. Johannes (in Jerwen) und andere, Männer von eben so geläutertem Geschmack und scharfer Beurtheilungskraft, als gründlicher solider Gelehrsamkeit. Der Pastor (Dav. Gottlieb) Glanström in Weissenstein, ist ein Mathematiker, der manchem

[1] Joh. Chr. Petri war 12 Jahre Hauslehrer in Ehstland, seit 1800 Gymnasialprofessor in Erfurt.

[2] Ludw. Aug. Graf Mellin, Livl. Landrath. Bekannt namentlich durch seinen Atlas von Liv- und Ehstland. Geb. 1754, † 1835.

[3] Geheimrath Balthasar v. Campenhausen, Reichscontroleur. Bekannt durch seine Schriften geograph.-statistischen Inhalts. Geb. 1772, † 1823.

Professor auf Universitäten zu rathen aufgiebt. Und wer kennt nicht den berühmten Schriftsteller Aug. Wilh. Hupel in Oberpahlen? Aber auch außer ihm hat das Land noch andere Verfasser nützlicher Schriften aufzuweisen, z. B. den Pastor Willmann auf Dagden, Prof. Ernst Aug. Wilh. Hörschelmann in Reval, M. H. Arwelius, Karpow[1], D. Herm. Bluhm, von Kotzebue, den verstorbenen Pastor Heinr. von Jannau, der eine schöne pragmatische Geschichte von Livland geschrieben hat, den Rektor Christ. Friedrich Scherwinsky in Pernau, Secretair Nase[1], einen großen Kenner und Verehrer der kritischen Philosophie und mehrere andere." — „Der verstorbene Major von Lauw in Oberpahlen besaß, und General Pohlmann, Rittmeister Manderstern und andere haben die prächtigsten Büchersammlungen mit seltenen und theuern Werken, die man bisweilen in großen öffentlichen Bibliotheken vergebens sucht. — Auch die Damen in Städten sowohl als auf dem Lande setzen jetzt einen vorzüglichen Zeitvertreib im Lesen, und manche haben einen artigen und ausgesuchten Damenbücher-Vorath." — Nachdem er eins und das andere über die Buchhandlungen gesagt hat, geht er zur Garten-Kunst über und sagt, manche Ehsten hätten es in der Gärtnerey sehr weit gebracht. Hiernach bringt er etwas unvollständiges über die Musikliebhaberey in Livland vor und spricht hierauf von der Baukunst und sagt, „sie mache jetzt in Städten und auf dem Lande glückliche Fortschritte". — „Ueberhaupt sind die Künste noch in keinem vorzüglichen Flore; manche kennt man kaum dem Namen nach, nicht einmal im Gebiete der Mechanik, Oekonomie und dem merkantilischen Studium hat man sonderliche Fortschritte gemacht." — „Alles dieses wird sich mit der Zeit ändern und ich bin versichert, daß nach Verlauf dieses Jahrhunderts Lief- und Ehstland eines der blühendsten und glücklichsten Länder seyn, und die gesittetsten und zufriedensten Einwohner haben wird."

„Unter den schönen Künsten ist keine so hoch im Flor, als die Tonkunst. Auf sie legt man sich am eifrigsten und con amore, und viele Personen beyderley Geschlechtes, von allerley Ständen, in den Städten und auf dem Lande bringen es darin sehr weit, obgleich der Geschmack noch nicht der geläuterste ist, und man englische Tänze, Märsche und Arien lieber hört, als Ouvertüren, Sinfonien, Fugen und Sonaten. Fräulein sowohl als Schusters- und Schneiders-Töchter sieht man am Klavier sitzen. Man muß auch in der That die Fortschritte bewundern, welche viele in der Musik machen, und es giebt wirklich, zumal auf dem Klaviere, in dieser Kunst Virtuosinnen, die sich mit manchem Meister messen können." — „Noisten in Reval ist einer der größten Virtuosen auf der Violine, dergleichen ich wenige

[1] Diese Namen sind weder in Winkelmann Bibl. Liv. hist., noch im Schriftstellerlexikon von Recke u. Napiersky aufgeführt.

gehört habe. Auf der Orgel zeigt sich Völker[1] aus Erfurt als Meister, und in Pernau ist Secretaire Lachmann ein geübter Klavierspieler. Ein berühmter Componist, Gottfr. Müthel[2], hielt sich viele Jahre in Riga auf." „Als Componisten führe ich auch noch Telemann[3] auf, der Kantor an der Domschule und Musikdirektor in den Stadt-Kirchen zu Riga ist. Unter die guten Clavierspieler gehört auch der Prof. Ernst A. W. Hörschelmann." Was er über das Revalsche Liebhaber-Theater und über die Grunersche Gesellschaft sagt, übergehe ich ganz, da es ganz speciell ist, und Reval angeht.

„Im bürgerlichen Leben hat man selten Gelegenheit, eine interessante, gelehrte Unterhaltung, selbst bey gemischten Gesellschaften, anzuknüpfen, weil gleich, sobald das Essen und Trinken aufgehört hat, die Spieltische gesetzt werden. Unter den Predigern findet man noch die beste Unterhaltung über wissenschaftliche Gegenstände." — „Wer nicht ganz verwahrlost und geschlagen seyn will, muß mit den Predigern Bekanntschaft machen, die noch einigermaßen Geschmack und Sinn für Litteratur haben. Manche besitzen eine artige Bücher-Sammlung, halten die politischen und gelehrten Tagblätter, Journale, einen Briefwechsel und cultiviren einmal gemachte Bekanntschaften gern." „Der Officier gilt dagegen alles (der Verfasser hätte hinzusetzen sollen: bey den Damen, das that er aber wohl wegen des folgenden Zusatzes nicht), sey er auch der allerunwissendste." — „Die Gelehrten, zumal die Theologen, finden auch bald ihre reichliche Versorgung. Einem Advokaten wagt hier Niemand 12 oder 16 Groschen zu geben, wie dies in vielen Sächsischen oder Brandenburgischen Städten der Fall ist. Ein Sachverwalter verdient bey einem noch nicht sehr wichtigem Prozeß mit leichter Mühe 50, 80 bis 100, auch wohl mehrere Rubel. Ehe er noch eine Feder ansetzt, bezahlt man nicht selten schon 50 Rbl. zum Voraus. Auch die Ärzte, welche bei einer Kur sehr bald 50—100 Rbl. verdienen, stehn sich alle sehr gut, und würden Reichthümer sammeln, wenn nicht so manche adelige und andere teutsche Damen, so wie viele alte Bauer-Weiber Ärzte wären, nicht aus Gewinnsucht, sondern aus Mitleid und Nothwendigkeit."

Hierauf kommt er zur gelehrten Welt zurück und sagt, daß Livland weit mehr Schriftsteller haben könnte, wenn nicht besondere Ursachen, vorzüglich Luxus und Liebe zum Wohlleben die Gelehrten abhielte. Hierauf fährt er fort: „Wer kennt nicht folgende Schriftsteller: v. Kotzebue, Gadebusch, Hupel, Friebe, Jannau, Lenz, Rievethal, Fischer, Baron von

---

[1] Um 1810 Organist und Musiklehrer in Riga.

[2] Joh. Gottfr. Müthel, einer der größten Orgel- und Klaviervirtuosen seiner Zeit, war 1767 bis zu seinem Tode, 1788, Organist der Petrikirche zu Riga.

[3] Georg Mich. Telemann, † 1831.

Asch[1], Dingelstädt; und die weniger bekannten: Hörschelmann, Arvelius, Blutzne[1], Willmann, Szerwinsky, Schmidt, Albanus, Bergmann, Findeisen, Moritz u. A. m.

„Nächst der Musik findet noch das Zeichnen und Mahlen viele Liebhaber. Ein Major Wrangel, der vortrefflich zeichnet und schön mahlt, reiste, um sich in seiner Kunst noch mehr zu vervollkommnen, vor mehreren Jahren nach Italien und Frankreich, brachte eine schätzbare Sammlung von schönen Zeichnungen und Gemälden mit, und hatte sich während einer Zeit von 2 Jahren so geübt, daß er im Großen und Kleinen vollkommen gut traf. Ein junger B. v. Ungern-Sternberg, der sich in Wien, Dresden und Kassel zum geschickten Zeichner und Mahler gebildet hatte, mahlte 1790 die Seeschlacht zwischen der Russischen und Schwedischen Flotte auf der Rehde vor Reval, in der Form eines künstlichen Fächers, ungemein sauber, ließ mit Unterstützung der Gräfin Steinbock das Stück auf Stäbe bringen und von einem geschickten Juwelier mit Perlen und Steinen einfaßen. Mit diesem sehr feinen und geschmackvoll gearbeiteten Fächer machte er der Kaiserin Katharina II. ein Geschenk, welches von dieser Monarchin so gnädig aufgenommen wurde, daß sie ihm nicht nur eine goldne, mit Brillanten besetzte und mit ihrem Bildniß gezierte Dose überschickte, sondern ihn auch seines Postens als Gerichts-Assessor, mit Beibehaltung seiner Gage und einer jährlichen Zulage von 1000 Rubel, entledigte." — „Manches von der vorigen Censur," das ich natürlich übergehe. Endlich schließt er so: „Livland ist noch in seinem Jugend-Alter, und kämpft und strebt, trotz mannigfaltiger Hindernisse, um sich empor zu arbeiten, und auf eine Stufe der Kultur zu schwingen, auf welcher es in dem aufgeklärten Welttheile, zu dem es gehört, und unter der Nation, zu der sich seine unmittelbaren Beherrscher zählen, nicht bloß äußerliche bürgerliche Achtung, sondern auch wahre Verehrung und Hochschätzung allen abgewinnen kann. Einen neuen Schritt dazu thut es jetzt durch die Einrichtung einer vaterländischen Universität, zu welcher seine Edeln beträchtliche Aufopferungen machen."

Ich hoffe, daß Euch, meine guten Brüder, dieser Auszug nicht mißfallen wird, da es, dünkt mich, jeden Livländer interessiren muß, zu erfahren, wie man im Auslande über sein Vaterland denkt. Macht es kein Vergnügen, so seyd so gut, mir es zu schreiben und ich lasse dann solche Notizen aus.

[1] Auch diese Namen sind weder in Winkelmanns Bibl. Liv. hist., noch im Schriftstellerlexikon von Recke u. Napiersky aufgeführt.

Nachdruck verboten.

Der Streit.

Aus dem Russischen des Lermontow († 1841) übersetzt von G. v. G.

Auf des Kaukasusgebirges höchster Felsenwand
Zwischen Elborus und Kasbek einst ein Streit entstand:
Und es rief der greise Elbrus: „Kasbek hüt' dich doch:
Ungestraft hast nicht genommen du des Menschen Joch!
Tief in deine Eingeweide bohrt er manchen Schacht:
Furchtbar wird die Axt erklingen in der Klüfte Nacht,
Und die Eisenschaufel schneidet in die Brust aus Stein,
Gold und Erze zu erbeuten, ihren Weg herein.
Ueber Felsen schreitet schon der Karawanen Schaar,
Wo sonst nur die Wolken zogen und der Königsaar.
War der erste Schritt auch mühsam, wer die Menschen kennt,
Hüte sich! denn stark und volkreich ist der Orient!"

„Nimmer fürchte ich den Osten," nahm Kasbek das Wort:
„Wohl neunhundert Jahre schlummert schon die Menschheit dort.
Sieh! im Palmenschatten träumend schlürft den süßen Wein
Der Grusine aus des Kelches funkelndem Gestein;
Auf dem Blumenteppich kauernd, rauchend den Kalyan,
An der murmelnden Fontaine schlummert Teheran;
Um Jerusalem, zerstöret einst von Gottes Hand,
Lautlos schmachtend, unerhöret ruht ein todtes Land;
Dort, wo keine Wolke kreuzt der Sonnenstrahlen Spiel,
Und der Königsgräber Stufen wäscht der gelbe Nil,
Dort vergißt der Beduine alten Kampf und Streit,
Singt im bunten Zelt die Thaten aus der Väter Zeit.
Alles, was mein Aug' erblicket, sich nach Ruhe sehnt.
Nimmer unterjochet mich der schlaffe Orient!"

„Rühme dich nicht allzu frühe!“ drauf der Elbrus meint:
„Aus des Nordens Nebel seh' ich etwas kommen, Freund!“
Kasbek schauert und ein Grauen schon durchrieselt ihn,
Wendet nach dem Norden finster seine Blicke hin;
Und in sorgenvollem Sinnen schaut er wie verstört:
Seltsam scheint sich was zu regen; Klang und Lärm er hört.
Von der Donau, von dem großen Strom, bis zum Ural
Wälzen sich die Heeresreihen, dröhnt der Schritte Schall;
Wehen schimmernde Sultanen, wie der Steppe Laub,
Auf dem Helme der Ulanen durch des Weges Staub.
Flatternde Standarten winken bei dem Trommelschlag,
Und geschloss'ne Bataillone ziehen ihnen nach;
Donnernd naht der Batterien ehernes Gewicht,
Und vor ihnen, wie zum Kampfe, glimmt der Lunten Licht.
Drohung in den Blicken, führet diese Schaaren all'
Ein im Schlachtensturm erprobter greiser General.
Furchtbar-langsam, unaufhaltsam, wie die Wolken ziehn,
Wenden sich die Regimenter nach dem Osten hin.

Und das Unheil düster ahnend für den Orient,
Zählt Kasbek die Feindesmacht und findet noch kein End'!
Blickt' noch kummervoll auf seine Berge rundherum,
Hüllt' sein Haupt in Schnee und wurde dann auf immer stumm.

Dieses Gedicht, das die wahre Mission Rußlands veranschaulicht, ist bisher weder von Ascharin, noch, so weit sich ermitteln ließ, von einem Anderen übertragen worden.

Kurlands Agrarverhältnisse.

Eine historisch-statistische Studie.

Kurland ist das Land der thatsächlichen Entwickelung.
C. von der Recke.

Die Philosophen des 18. Jahrhunderts glaubten, im Gegensatz zur christlichen Lehre, an die angeborene Güte des Menschen und an eine natürliche Ordnung. Vor Allen war es Leibnitz, der diesen Optimismus lehrte und dessen Lehre die Geistesrichtung des vorigen und zum Theil auch dieses Jahrhunderts bestimmte. „Der Mensch ist von Natur gut," sagte Turgot, und „Alles ist gut, wie es aus den Händen der Natur kommt," docirte J. J. Rousseau. Diese Theorie ist nach Sir Henry Maine aus der griechischen Philosophie durch die Vermittelung der römischen Juristen und durch die Renaissance in die Philosophie und aus dieser in die staatswirthschaftlichen und nationalökonomischen Anschauungen des 18. Jahrhunderts übergegangen. Da man den Menschen als von Natur und Alles, wie es aus den Händen der Natur kommt, für gut hielt, so war es auch selbstverständlich, daß einerseits der Grund und Boden, d. h. die Natur den Ausgangspunkt und das Fundament der volkswirthschaftlichen Theorien bildete, und andererseits die unbeschränkte Freiheit und Concurrenz nach Innen und nach Außen — wie Quesnay, der Begründer der physiokratischen Schule in der Nationalökonomie, lehrte — als sicherstes Mittel, zur wirthschaftlichen Blüthe zu gelangen, bezeichnet wurde. Aus dieser Theorie entstammten consequenterweise die Forderungen, welche die Aufhebung aller menschlichen Einrichtungen, wie z. B. der den Ackerbau und den Handel beschränkenden Steuern, der staatlichen Einrichtungen, der Herrschaft der Könige und Priester, bezweckten. Auch nur consequent ist es, wenn Quesnay die große Wirthschaft mit starker Viehzucht als vortheilhaft, die kleine Landwirthschaft dagegen selbst für die

Bevölkerungsdichtigkeit als nachtheilig bezeichnet, denn je weniger die Natur durch menschliches Zuthun, namentlich durch Parcellirung des Grund und Bodens in ihrer Kraftentfaltung gehemmt wird, desto wirksamer muß das in ihr ruhende Gute zu Tage treten. Besser als die menschlichen Einrichtungen war die natürliche Ordnung, die man das natürliche Recht, die natürliche Freiheit, den Codex der Natur nannte. Diese Ideen sind mit denen der französischen Revolution identisch und haben auf die Richtung der späteren Nationalökonomie einen maßgebenden Einfluß ausgeübt, der sich bis auf die Theorie der modernen Manchester-Schule durch Adam Smith und David Ricardo erstreckt, einer Richtung, die auf dem Boden nicht der National-, sondern der Socialökonomie steht und als obersten Grundsatz die freie Concurrenz anerkennt. Sie wird meistens durch das Wort des französischen Nationalökonomen des vorigen Jahrhunderts Gournay, durch das berühmte «laissez faire, laissez passer» charakterisirt. Die letzten Consequenzen dieser Lehre zog im Anfange dieses Jahrhunderts der Franzose Charles Fourier, indem er einen idealen Staat construirte, in welchem die Laster zu Elementen der Ordnung und Erhaltung wurden, also die unumschränkteste Freiheit herrschte, Jedermann jederzeit jeder „Passion" freien Lauf lassen konnte und es daher nichts mehr zu unterdrücken gab. Das Zusammenwirken dieser schrankenlosen Befriedigungen bildete die „Harmonie", welche auch dem Aermsten mehr Genuß gewähren sollte, als der König sich in der jetzigen „Civilisation" zu verschaffen vermag. («On faisait l'ordre avec le désordre.») Daß diese philosophischen und nationalökonomischen Theorien der christlichen Weltanschauung direct widersprachen, der zufolge der Mensch von dem ihm angeborenen Bösen nur durch die Sündenvergebung erlöst werden kann, daß ferner die Theorie von der Vorzüglichkeit des Menschen und des «laissez faire» den einfachsten Thatsachen des gewöhnlichen Lebens Hohn sprach, daß endlich ein Schriftsteller wie Voltaire die Fehler dieser Theorie in seinen Schriften (Candide und die Zerstörung von Lissabon) bloßlegte — das Alles alterirte den Glauben an das einmal angenommene Dogma, von dem man sich für die Zukunft alles Glück der Welt versprach, nicht.

Das war die Signatur der Zeit, in welcher die Aufhebung der Leibeigenschaft das wirthschaftliche Leben Kurlands neu gestaltete. „Freiheit und Gleichheit" hieß der einzige Glaubenssatz der französischen Revolution, und „Freiheit" lautete das Schlagwort, das vom Süden bis zum Norden Europas, von Paris bis St. Petersburg in allen Schichten der Bevölkerung zur Parole geworden war.

Als am 25. August 1817 das Gesetz über die Aufhebung der Leibeigenschaft erlassen wurde, hatte Kurland erst kurze Zeit zu Rußland gehört.

Am 15. April 1795 war von der Kaiserin Katharina II. das Manifest unterzeichnet worden, in welchem sie den neuen Unterthanen „die freie Ausübung der von ihren Vätern ererbten Religion, ihre Rechte, Vorzüge und gesetzmäßiges Eigenthum und endlich jedem Stande die seinen Standesgenossen in Rußland verliehenen Freiheiten und Vorzüge zusicherte“[1], und fünf Tage darauf leisteten die Deputirten von Kurland und Pilten den Eid der Treue. Dadurch war der status quo der herzoglichen Zeit auch in Bezug auf die Bauerangelegenheiten erhalten und für die Zukunft gesichert worden. Es blieben daher die Bestimmungen über die Leibeigenen in den Piltenschen resp. kurländischen Statuten von 1611 resp. 1617 im Wesentlichen unverändert in Geltung. Die Piltenschen Statuten haben den kurländischen als Vorbild gedient und sind sowohl dem Inhalte als auch der Anordnung nach von den letzteren acceptirt worden. „Die Statuten betreffen nur eigentlich das Privatrecht und haben, da sie sehr unvollständig, sehr oft vermehret und verbessert werden sollen, so aber noch zu erwarten. Zwar ist schon wirklich 1649 ein von dem geschickten kurländischen Rath von Derschau entworfenes, und nach der damaligen Zeit ziemlich artig verbessertes Landrecht dem Könige zur Confirmation präsentiret worden: Allein der König hat damals die Bestätigung aus der Ursache abgeschlagen, weil solches nicht vorhero den Städten auch mitgetheilet, und sie darüber gehöret worden, wobei es nachhero verblieben, also, daß bey Gerichten die Statuten von 1617 noch immer ihre Autorität haben, das verbesserte hingegen noch nie die Kraft eines Gesetzes erhalten[2].“ Trotzdem scheint dieses verbesserte Landrecht im privaten, außergerichtlichen Verkehr von Bedeutung gewesen zu sein, wahrscheinlich wohl deshalb, weil es ein vollständigerer Ausdruck der damaligen, thatsächlich geltenden Rechtsanschauungen gewesen sein mag[3]. Die kurländischen Statuten, die Regimentsformel, d. h. das officielle kurländische Staatsrecht vom Jahre 1617, das verbesserte Landrecht, das Staatsrecht der Herzogthümer Kurland und Semgallen v. Ziegenhorns und andere Schriften liefern den Beweis, daß die Ansicht, nach welcher die leibeigenen Bauern in Kurland eine völlig rechtslose, der absoluten Macht und Willkür der Grundherren preisgegebene Klasse von Menschen gewesen seien, eine irrige ist. Die Rechte, welche dem Leibeigenen thatsächlich zustanden, sind nicht alle codificirt gewesen, trotzdem aber respectirt worden. Mehr als jedes geschriebene Gesetz wirkte die traditionell überkommene, den ganzen Großgrundbesitzerstand, d. h. den Adel, beherrschende Anschauung, daß man seine Bauern human behandeln müsse, die so sehr in Fleisch und Blut der ganzen Gesellschaft übergegangen war, daß ihr zuwider handelnde Personen ihre Reputation verloren. Das war für den indigenen Kurländer vielleicht die härteste Strafe.

Es sei hier ein kurzer Rückblick auf die Gestaltung der wichtigsten

Lebensfragen des Leibeigenen gestattet. Er konnte bewegliches Vermögen eigenthümlich erwerben[4], besitzen[5] und vererben[6], worauf der Grundherr keinen Anspruch erheben durfte[7]. Während schwerer Jahre hatte der Leibeigene das Recht, von seinem Erbherrn Unterstützung zu verlangen und, falls ihm diese nicht zu Theil wurde, sich „aus Noth andere Herrschaft suchen" zu dürfen, ohne daß seinem bisherigen Erbherrn, der zur Unterstützung verpflichtet war, das Recht der Reclamation zustand[8]. Der Leibeigene war dann frei. Die Eheschließung zwischen Leibeigenen zweier Grundherren war dem weiblichen Theile auch gegen die Einwilligung des Herrn möglich[9], da Mädchen und Wittwen, die der Heirath wegen das Gebiet ihres Erbherrn verließen, nicht zurückgefordert werden konnten[10]. Später mußte der Erbherr dem Bräutigam, wenn er ein Freier oder der Leibeigene eines anderen Grundherrn war, die Braut gegen Zahlung von 20 Thlr. Alb. abtreten, und zu Ende des vorigen Jahrhunderts war auch diese Zahlung bei Heirathen außer Gebrauch gekommen[11]. Der Leibeigene war landpflichtig und ging mit dem Gute eventuell in anderen Besitz über, aber als Waare einzeln, ohne Land und wo möglich von seiner Familie getrennt, ist er in Kurland nicht verkauft worden. Bei Gutsverkäufen kam es häufig vor, daß von der Zahl der mit dem Gute verkauften Leibeigenen der Koch, der Kutscher, die Magd ꝛc. ausgenommen wurden, die dann mit dem früheren Erbherrn als seine persönlichen Leibeigenen vom Gute fortzogen[12]. Als eine sehr seltene Ausnahme kam umgekehrt der Fall vor, daß der Erbherr einzelne Leibeigene ohne Land verkaufte. Das geschah aber weniger aus Geldinteresse, als gerade aus Rücksicht auf die verkauften Leibeigenen selbst, die dem Erbherrn in jahrelangem Dienst um seine Person oder bei seiner Familie besonders ans Herz gewachsen waren und denen er dadurch, daß er sie an einen wohlwollenden Herrn zu dessen persönlichem Dienst verkaufte, ein besseres Schicksal bereitete[13]. Ehen sind durch Verkauf eines der Ehegatten in Kurland niemals getrennt worden[14]. Die Criminal-Gerichtsbarkeit in schweren Verbrechen und Vergehen stand nicht dem Erbherrn, sondern dem Gerichte zu, ebenso wie das Recht der Aburtheilung über Leben und Tod des Leibeigenen[15]. Da die Gerichts- und Unterhaltungskosten beim ordentlichen Criminalgericht nicht unbedeutend waren, so wurde der Delinquent meistens nicht dorthin abgegeben, sondern vor das Patrimonialgericht gestellt, ohne welches er nicht abgeurtheilt werden durfte. Das Patrimonialgericht in Criminalsachen bestand aus sechs Edelleuten mit einem Präsidenten als siebentem Richter und konnte seine Urtheile zu herzoglicher Zeit nach geschehener Anzeige an die Obrigkeit, zu russischer Zeit erst nach der vom Oberhofgericht resp. dem Piltenschen Landrathscollegium erfolgten Bestätigung executiren. In kleineren Criminalvergehen, wie z. B. wegen Ungehorsams und dergleichen,

wurde der Schuldige gewöhnlich ohne Patrimonialgericht mit einer tüchtigen Tracht Prügel bestraft und die Sache dadurch als erledigt angesehen. In Civilsachen setzte sich das Patrimonialgericht je nach der Wichtigkeit der Sache aus drei bis fünf Richtern zusammen[16]. „Ob die Patrimonial-Richter in Criminal- und Civilsachen Rechtskenntniß hatten, danach fragte kein Mensch. Ihr Ruf als redliche Männer und daß keiner der Parten sie perhorrescirte, genügte, und sie entschieden auch als eine Art Jury nicht blos über das Factum, sondern auch über die Anwendung des Gesetzes in Criminal- und Civilsachen nach bestem Wissen und Gewissen[17]." Die Patrimonial-Gerichtsbarkeit war ein wichtiges, wenngleich auch durch die den Richtern dadurch entstehenden Kosten lästiges Privilegium des Adels, aber dadurch eingeschränkt, „daß ein jeder *in seinen Gütern* solch peinlich (Criminal-) Gericht wohl besetzen und recht gebrauchen, auch also die Gerechtigkeit pflegen und handhaben möge[18]." Die Folter ist in Kurland weder gesetzlich gestattet gewesen, noch auch arbiträr von den Richtern angewendet worden[19]. Stellte sich bei der gerichtlichen Verhandlung heraus, daß ein Leibeigener frech gelogen hatte, so bekam er gründliche Prügel, und die Verhandlung wurde, „nach wo gehörig rite applicirter Admonition, besser als geschehen die Wahrheit zu sagen", fortgesetzt[20].

Dem Erbherrn stand das Recht der Hauszucht zu, doch war es einerseits durch das allgemein gültige höchste Strafmaß von sechs Paar Ruthen und andererseits durch die gerichtliche Vorschrift beschränkt, welche nicht mehr als drei Hiebe per Ruthe gestattete[21]. Das höchste Strafmaß der Hauszucht betrug daher in der Regel nicht mehr als 36 Hiebe. Wer das Recht der Hauszucht mißbrauchte und seine Bauern schlecht oder grausam behandelte, was ausnahmsweise wohl vorgekommen ist[27], wurde solcher Excesse wegen von den Gerichten entweder ex officio oder auf Veranlassung der Nachbarn[22] oder auch auf directe Klage hin[23] belangt und, wie urtheilsmäßig feststeht, keineswegs milde bestraft[24]. „Zur Ehre des damaligen Adels kann mit Recht behauptet werden, daß die Annalen auch der früheren Zeit nur wenige Fälle nachweisen, wo eine kalte Grausamkeit die Folge solcher unbeschränkten Willkür und der Gegenstand richterlicher Bestrafung gewesen wäre." [25] [26] [27]

Für Streitigkeiten der Bauern unter einander existirten auf den größeren Gütern Bauerngerichte[28], deren Richter aus den besten Bauerwirthen vom Grundherrn gewählt waren.

Wie das übliche mündliche und summarische Verfahren bei Gericht[29] die Erhebung einer Klage erleichterte, so war es auch zur Durchführung seiner Klage dem Leibeigenen gestattet, einen Advocaten zum Rechtsbeistand zu nehmen, dem Advocaten aber war bei namhafter Strafe die Verpflichtung auferlegt, gegen Jeden ohne Unterschied der Person zu dienen[30]. Der Leib-

eigene durfte gegen seinen Erbherrn klagen[31] und erhielt, wenn seine Klage begründet war, Recht"[32]. „Ein strengeres Gericht liegt aber in der allgemeinen Verachtung des ganzen Landes, mit der man eine solche Herrschaft behandelt"[33], d. h. eine Herrschaft, die das Recht der Hauszucht mißbrauchte oder ihre Leibeigenen mißhandelte.

Das Verhältniß des Bauern zum Lande war gesetzlich nicht geregelt: weder war die Zeit des Nutznießungsrechts am Grund und Boden, noch die Größe oder die Qualität des Areals, noch die Höhe der Leistungen und Abgaben bestimmt. Fehlen aber auch das erbliche Nutzungsrecht des Bauern am Lande und die Normirung der Leistungen und Abgaben in den Gesetzen Kurlands, so scheinen sie doch dem traditionellen Gebrauche gemäß thatsächlich in Wirksamkeit gewesen zu sein. Wenn nicht Nachlässigkeit oder schlechte Wirthschaft den Grundherrn dazu nöthigte, so lag es wohl in seinem eigenen Interesse, möglichst selten die Gesindeswirthe zu wechseln und die Gesinde* möglichst lange in einer und derselben Bauernfamilie zu erhalten, denn durch häufiges Versetzen wurde der Bauer gerade darauf hingewiesen, sein Gesinde schlecht zu bewirthschaften, oder er fiel, wenn sein Erspartes durch die neue Wirthschaft aufgezehrt war, seinem Herrn zur Last. Es mag daher keine falsche Schätzung gewesen sein, wenn man annahm, daß zwei Drittel aller Bauerwirthe das Nutzungsrecht an ihren Gesinden als Erben ihrer Vorfahren überkommen hatten[34]. Auch die nicht normirten Leistungen und Frohnen waren keine drückenden. „Zur Herzoglichen Zeit . . . hatte die Frohne der leibeigenen Bauern ein so geringes Maß, daß, wenn gegenwärtig die Hofesknechte so wenig als die damaligen Hofesarbeiter und Gesindeswirthe arbeiten sollten, die ganze Wirthschaft untergehen müßte. Die Felder der Höfe waren klein, sie betrugen ein Viertel, höchstens ein Drittel der Aussaat, die die Wirthe in ihren Gesinden (jetzige Pächter in Bauerhöfen) hatten."[35] Daß die beiden genannten Momente thatsächlich ziemlich allgemein berücksichtigt sein müssen, geht aus dem Wohlstande der damaligen Bauern hervor, der bei häufigem Wechseln und übertrieben hohen Frohnleistungen der Bauerwirthe nicht möglich gewesen wäre[36].

Kurland hatte kein Bodenkataster, das eine Vergleichung verschieden großer Landstücke von verschiedener Qualität in Bezug auf ihren Ertrag ermöglicht hätte. Der althergebrachte, dem Namen nach wenigstens einheitliche Maßstab zur Beurtheilung des Werthes eines Gutes war der Haken. Die im Privilegium Sigismundi Augusti vom 28. November 1561 vor der Ab-

* Unter dem Ausdruck „Gesinde" wird in den drei baltischen Provinzen, abweichend vom Sprachgebrauch in Deutschland, nicht das Dienstpersonal eines Bauerwirths, sondern der dem Bauerwirth verpachtete oder eigenthümlich gehörige Bauerhof verstanden. D. Verf.

trennung Kurlands von der Ritterschaft im Artikel 13 ausgesprochene und zum Gesetz erhobene Bitte lautet: . . . „daß, wenn auf liefländischen Gütern Ländereyen des Adels und der Bauern zerstreut lägen, welche im Deutschen Streulande und Hakenlande genannt werden, selbige einem jeden, ganz ohne alle Verringerung oder sonstigen Verlust, nach dem gewöhnlichen Maße gelassen werden sollen; daß nemlich, nach der alten verordneten Vermessung, ein jeder Morgen Landes, welcher gemeinhin Haken heißt, sechsundsechzig Stricke oder Baste, deren jeder eben so viel Faden beträgt, in sich halte."[37] Durch das Privilegium des Herzogs Gotthard vom 20. Juni 1570 Punkt 5 ist diese Bestimmung bestätigt und im Punkt 10 der Roßdienst derart festgestellt worden, daß nach „altem Gebrauch" auf 20 Haken „ein reisig Pferd" kam. Nach der 1605 zu Tuckum aufgenommenen Kriegsmatrikel des Adels mußten alle Güter Kurlands zusammen ca. 400 Reiter stellen[38]. Aus dem Jahre 1594 stammt eine von einem Landmesser aufgestellte genauere Berechnung eines Hakens[38]. Darnach war der Haken ein Flächenmaß, das 66 Quadratstücke Land von je 68 Faden (2 Faden gehen auf Wege und Stege verloren, daher sind 68 statt 66 Faden gerechnet) oder 238 rigischen Ellen Seitenlänge, also 3,738,504 Quadrat-Ellen rigisch = 0,$_{94}$ Qu.-Werst[39] groß war. Die alte kurländische Lofstelle seit 1760 war eine Quadratfläche von 112½ Ellen rigisch[40] Seitenlänge, und hatte daher eine Ausdehnung von 12,656,$_{25}$ Qu.-Ellen rigisch, so daß 295,$_{38}$ dieser Lofstellen auf einen Haken vom Jahre 1594, den herrmeisterlichen oder großen Haken, kamen. (1 Qu.-Werst = 311,$_{17}$ Lofstellen.) Eine Lofstelle vom Jahre 1760 verhält sich zu der jetzt gebräuchlichen, wie 0,$_{334}$ Dessätinen zu 0,$_{343}$ Dessätinen sich verhalten. Später hat es Haken von sehr verschiedener Größe gegeben. Die Formula regiminis von 1617, die Regimentformel genannt, das kurländische Staatsrecht, erneuert nach § 34[41] die Bestimmung, daß auf je 20 Haken ein Reiter zu stellen sei, und ordnet laut § 35 eine Hakenrevision an, wahrscheinlich, weil der Haken schon damals keine constante Größe mehr war. Der Landtag von 1662 hat sich wiederum mit der Hakenrevision befaßt, denn es wird in seinem Abschied vom 5. August den Revisoren vorgeschrieben, „der Güter Nutzbarkeit fleißig zu erwegen, und was an Morästen, Gesträuche und Haide, zu nutzbar auszuschließen."[42] Bis 1714 hat die alte Hakenrechnung trotz aller, freilich nie zu Ende geführten Revisionen ihre Gültigkeit bewahrt[43], denn erst in diesem Jahre wurde ein neuer Modus eingeführt, 1717 jedoch wieder aufgegeben[44]. Die Commissariats-Decision von 1717 stellt einen «modus revisionis» als Instruction auf, durch welche laut Punkt 22 eine neue Hakenrechnung eingeführt wurde. Dieser Punkt lautet, aus dem Lateinischen übersetzt, dem Sinne nach: Nach den Zeugnissen der Revisoren sollen die Roßdienste angeordnet werden, dergestalt, daß der Werth

eines Gutes von achtzigtausend Floren einen Roßdienst ausmache, und die jährlichen Einkünfte, zu 6 Procent gerechnet, die Summe von tausendsechshundert Reichsthalern betragen[45]. In der Zeit um 1763 bis 1770 war die Hakenrevision beendet[46]. Von 1717 bis 1806 blieb der Haken à 80,000 Floren in Geltung, die kurländische Landtagsordnung und die Conferenzordnung vom 12. März 1806 bestimmten aber, daß ein Haken der Summe von 40,000 Fl. Alb. gleichzusetzen sei[47]. „. . . ein Gut, welches 20 Hehlhäker" (d. h. Ganzhäkner), „das ist, dergleichen leibeigene Bauerswirthe hat, die alle Woche einen Arbeiter zu Fuß und einen zu Pferde stellen, . . . hieß ein Gut von einem Haaken Roßdienst."[48] Dieser neuere oder Roßdiensthaken ist kein Flächenmaß, wie der herrmeisterliche Haken, sondern eine Bezeichnung für den Werth eines Gutes von 80,000 Fl., das, à 6 Procent gerechnet, 1600 Thlr. Revenuen trägt. Aus dem Flächenmaß ist ein Werthmesser geworden.

Ein Halbhäkner[49], die Bezeichnung für den Inhaber eines Gesindes von üblicher Größe, hatte drei Felder Ackerland von wenigstens je 12 Lof Aussaat[50], von denen er, der herrschenden Dreifelderwirthschaft entsprechend, jährlich zwei Felder besäete und eines brach liegen ließ. „Auf den wenigsten Gütern sind die Aecker geometrisch vermessen, und die Bauern besitzen durchweg ungemessene Aecker und schäzzen die Größe ihrer Felder bloß nach der Saat, die ein guter Säer auf einen Platz aussäen kann, und wenn sein Loof Saat ausgesäet ist, so sagt er: das ist eine Loofstelle, oder $^1/_8$ Dessetine. So viel Löfe er nun ausgesäet hat, so viel Loofstellen giebt er zu besitzen vor. Viel weniger sind Wiesen, Gärten und Wohnungsplätze ordentlich vermessen."[51] An Wiesen und Weiden hatte er so viel, daß er mindestens 7, aber auch bis 20 Pferde und die entsprechende Anzahl an Vieh halten konnte[52]. Bau- und Brennholz bekam er aus dem Walde des Grundherrn unentgeltlich, in Zeiten der Noth wurde er von diesem unterstützt[53] und war von allen Kronsabgaben befreit[54]. Dafür hatte er eine Woche um die andere einen Arbeiter zu Pferde und eine Magd[55], nach anderer Lesart eine Woche zu Pferde und die andere Woche zu Fuß einen Menschen[56 57] an den Hof zu schicken. Auf ein Halbhäkner-Gesinde rechnete man vier Männer[58], eben so viel Weiber und einige Kinder[59]. Mit diesem Personal mußte der Halbhäkner 4 bis 5 Lof Sommerkorn- und eben so viel Winterkorn-Aussaat bestellen, wozu er etwa 1 bis 2 Tage für jede Art der Aussaat brauchte, ferner eben so viel Zeit auf das Abernten und Einführen des Hofsgetreides, auf die Heuernte und 3 bis 5 Tage auf die Düngerfuhr verwenden. Im Winter hatte er 2 bis 3 Faden Holz anzuführen[60]. Diese Arbeitsleistungen sind nach damaligen Preisen auf 60 bis 80 Thlr. berechnet worden, da damals ein Tagelöhner den Sommer über nur 12 bis 15 Thlr. kostete[61].

Die Abgaben an den Hof bestanden in 16 Groschen jährlich baarem Gelde, in Flachs und Hühnern, während Roggen, Gerste, Hafer, Schafe, Butter und Heu in ganz Kurland von keinem einzigen Bauerwirth verlangt wurden[62]. Außer dieser Abgabe an den Hof war jeder Halbhäkner verpflichtet, an den Prediger 1/6 Lof Roggen und eben so viel an Gerste und Hafer, also im Ganzen 1/2 Lof Korn abzugeben[63]. Alle diese Abgaben zusammen machen nach damaligen Preisen incl. baares Geld zwei, höchstens drei Dukaten aus[64] oder ca. 6 1/3 Thlr. Alb. = 8 Rbl. 52 Kop. S. Der Ertrag eines Halbhäkner-Gesindes ist auf 300 Thlr. jährlich geschätzt worden[65]. Die Kornpreise im Jahre 1803—1804 betrugen für 1 Lof Weizen 6 Fl., Roggen 4 Fl., Gerste 3 Fl. und Hafer 2 Fl.[66]. Rechnet man 4 Fl. auf 1 Thlr. Alb.[67] = 135,41 Kop. S.[68], so kostete 1 Lof Weizen 203,10 Kop., Roggen 135,41 Kop., Gerste 101,55 Kop. und Hafer 67,70 Kop. S.

Die Gesinnung des kurländischen Adels seinen leibeigenen Bauern gegenüber zeigte sich deutlich, als im Jahre 1800 die Errichtung von Kornmagazinen auf allen Gütern angeordnet und anbefohlen wurde, daß jede männliche Seele jährlich ein Tschetwerik Roggen, ein Garnetz Gerste und ein Garnetz Grütze zu liefern habe, damit bei eintretender Noth die Bauern aus diesen Magazinen unterstützt würden. Es nahmen nämlich fast alle Höfe freiwillig die Verpflichtung auf sich, diese Magazinabgaben aus ihren Vorräthen zu leisten, aber — wie es scheint, einer stillschweigenden Uebereinkunft gemäß — nur zu Gunsten der arbeitsamen Wirthe und Knechte, während die unwirthschaftlichen ihre Magazinabgaben selbst aufzubringen hatten. Die Declaration dieser freiwilligen Selbstbesteuerung der Höfe zu Gunsten ihrer Bauern fand in der Weise statt, daß alle Hausväter zusammengerufen wurden, ihnen der Befehl verlesen und alsdann die Zusicherung der Entlastung von dieser Abgabe mit der erwähnten Clausel eröffnet ward[69]. Aus dieser Maßregel leuchtet nicht allein der humane Sinn, sondern auch die pädagogische Absicht der Grundherren, ihre Bauern durch diese Form einer Prämie auf Arbeitsamkeit zu größerer Wirthschaftlichkeit anzuspornen, hervor.

Als Resumé dieses kurzen Rückblicks auf die Stellung der Leibeigenen zum Grund- oder Erbherrn und zum Grund und Boden in Kurland ergiebt sich, daß, wie v. Ziegenhorn, ein wirklich unbefangener, kritischer Jurist[70], sich ausdrückt, „die curländischen Bauern nicht solche Mancipien, wie der Römer ihre Leibeigenen waren“[71]. Daher sind die Schlagworte „Sclaverei“ oder „Tyrannei“ nicht am Platz, wenn man von dem Verhältniß der Leibeigenen zu ihren Grundherren, wie es im vorigen oder in diesem Jahrhundert in Kurland bestand, spricht[72].

Um diese Zeit übten die Eingangs kurz skizzirten philosophischen und volkswirthschaftlichen Anschauungen einen so großen Einfluß aus, daß wohl

in erster Linie ihnen die Aufhebung der Leibeigenschaft in einer Reihe von Staaten zuzuschreiben ist[73]. Wie bekannt, stand Kaiser Alexander I. diesen Vorgängen nicht kalt gegenüber, sondern plante sogar die Aufhebung der Leibeigenschaft für seinen eigenen Staat. Nachdem 1802 und 1804 in Est- und Livland mit der Agrarreform begonnen war, ließ der Kaiser die Ritterschaften aller drei Provinzen davon verständigen, daß ihnen die Initiative bei der Bauernemancipation vorbehalten bleiben solle, und befahl, da man in Kurland mit der Inangriffnahme der Vorarbeiten zögerte, dem Marquis Paulucci, dem Generalgouverneur von Liv- und Kurland, „ein Comité aus dem kurländischen Adel niederzusetzen, dessen Glieder nach Vorstellung des Marquis vom Kaiser ernannt würden". Dieser Commission fiel die Aufgabe zu, auch in Kurland, wie es in den Schwesterprovinzen bereits geschehen, „über die Pflichten der kurländischen Bauern einen das Wohl derselben, sowie das der Gutsherren begründenden Plan zu entwerfen". Das von der Commission entworfene Project erhielt jedoch nicht die kaiserliche Bestätigung. In einem Schreiben vom December 1816 an den Marquis Paulucci äußert sich der Kaiser dahin, daß, obgleich er den nach dem Vorbilde der livländischen Bauerverordnung von 1804 entworfenen Plan „größtentheils dem Zwecke entsprechend gefunden habe", er dennoch der Ansicht sei, daß eine auf Grundlage der den Bauern zugetheilten Ländereien basirte Normirung der Leistungen ohne Messung und Graduirung der betreffenden Grundstücke nicht ausführbar sei. Der Kaiser befahl nun dem Marquis, dem Adel Kurlands bei Gelegenheit des nächsten Landtages aufzutragen, „sich über die Wahl zwischen dem von der Commission ausgearbeiteten, aber nach der angedeuteten Seite hin zu ergänzenden Project und der ehstländischen Bauerverfassung zu entscheiden"[74]. Auf dem Landtage von 1817 wählte der Adel mit 236 gegen 9 Stimmen die letztere, nach deren Grundsätzen die kurländische Bauerverordnung entworfen wurde, die am 25. August 1817 die Allerhöchste Bestätigung erhielt. Am 30. August 1818 ward die Proclamation der Bauernemancipation in Gegenwart des Kaisers, der seine Reise ins Ausland um einen Tag verschob, in Mitau feierlich begangen und am Georgitage des Jahres 1819 trat das Gesetz, dem Punkt IV. der allgemeinen Bestimmungen gemäß, in Kraft.

Mit dem Jahre 1819 beginnt für Kurland eine neue Epoche. Die seit diesem Jahre einen Zeitraum von 74 Jahren umfassende Entwickelung der Agrarverhältnisse hat vier durch charakteristische Merkmale gekennzeichnete Stadien durchlaufen, denen vier Hauptzeitabschnitte oder Perioden entsprechen[75]:

I. Die Periode des transitorischen Freiheitszustandes der Bauern von 1819 bis 1833, von ca. 1820 ab auch die „Concurszeit" genannt.

II. Die Periode der allmählichen Erstarkung des erschütterten öffentlichen Credits von 1833 bis ca. 1845.

III. Die Periode der Umwandlung des Frohnverhältnisses in das des Geldpachtsystems und des Platzgreifens einer rationellen Landwirthschaft, von ca. 1845 bis 1864.

IV. Die Periode des Bauerlandverkaufs von 1864 an bis auf die Gegenwart.

Bevor die Agrarzustände dieser ganzen Zeit näher beleuchtet werden, sei darauf hingewiesen, daß bis 1863 nur wenige, die Bauernverhältnisse betreffende Gesetze erlassen worden sind. Von 1817 bis 1845 ist thatsächlich kein einziges, auf die Agrarangelegenheiten der Bauern direct bezügliches, neue Bestimmungen enthaltendes Gesetz emanirt worden[16] und erst das Jahr 1848 brachte die wichtige Bestimmung, daß die Bauern auch in die Städte übersiedeln durften. Man kann daher mit Recht behaupten, daß die Entwickelung der Baueragrarverhältnisse Kurlands bis 1848 eine selbstthätige, freie war, und daß, was in dieser Zeit geschaffen wurde, von Niemandem auf Einflüsse der Gesetzgebung zurückgeführt werden kann, sondern auf Rechnung der Initiative des kurländischen Adels gesetzt werden muß. Damit soll jedoch nicht der Meinung, als ob die später erlassenen, durchgreifenden Gesetze gegen die Intentionen oder ohne die Initiative der Ritterschaft Kurlands erlassen wären, Ausdruck gegeben sein. Das wäre falsch, wie der Verlauf der späteren Entwickelung zeigen wird.

I. Die Periode des transitorischen Freiheitszustandes der Bauern von 1819 bis 1833, von ca. 1820 ab auch die „Concurszeit" genannt.

Die kurländische Bauerverordnung vom 25. August 1817 unterscheidet zwei Stadien des Freiheitszustandes, das des transitorischen oder Uebergangs- und das des definitiven Zustandes der Freiheit, und zerfällt demgemäß in das transitorische Gesetz und die Bauerverordnung für den definitiven Zustand. „Während 14 Jahren sollen alle bisher leibeigen gewesenen Bauern in Kurland nach und nach zum Genuß dieser Rechte", d. h. der Rechte eines freien Standes, „gelangen", bestimmt § 1 des transitorischen Gesetzes, und § 5 setzt fest, daß „der kurländische Bauer schon während des transitorischen Zustandes, weder allein, noch mit seiner Familie, noch auch ein Glied derselben verkauft, verschenkt, abgetreten, verpfändet oder sonst verbrieft werden" könne. „Bei dem Verkauf eines Grundstückes bleibt der Bauer bei demselben, bis ihn die Reihe der völligen Freilassung trifft." Mit dieser dem Bauern verliehenen persönlichen Freiheit war erst der kleinste Theil des ganzen Emancipationswerkes gethan, der schwierigere Theil bestand in der Regelung der Rechtsverhältnisse der verschiedenen Klassen der bäuerlichen

Bevölkerung zum Grund und Boden, die durch das transitorische Gesetz in der Weise vorgenommen wurde, daß die in drei Klassen, Wirthe, Dienstboten der Wirthe und Hofesleute, eingetheilten Bauern erst nach Ablauf bestimmter Fristen ihren Wohnort, resp. ihren Dienstherrn wechseln, aber auch diese letzteren erst nach Ablauf bestimmter Fristen ihren Wirthen, Dienstboten oder Hofesleuten auffagen konnten. Die ersten vier Jahre nach Emanirung des Gesetzes waren die sog. Vorbereitungsjahre. Im ersten Jahre dieser Vorbereitungszeit, also 1819, sollten die Bauergemeinden, die Bauergerichte und Polizeibehörden gebildet und die Inventarien der Bauergesinde taxirt werden, im zweiten waren die Gehorchstabellen anzufertigen, im dritten fand die Berichtigung und Beglaubigung dieser Tabellen statt und im vierten Jahre wurde die gesammte Bauerschaft Kurlands in die bereits erwähnten drei Klassen eingetheilt, welche sectionsweise vom fünften Jahre ab im Laufe der nächsten acht Jahre in den transitorischen Freiheitszustand übergingen, der alsdann noch zwei Jahre dauerte, bis nach Ablauf von 14 Jahren der definitive Freiheitszustand mit dem Jahre 1833 begann[77].

Einer der wichtigsten Punkte des transitorischen Gesetzes betraf die Normirung des von den einzelnen Bauergesinden zu leistenden Gehorchs. Da keine Wackenbücher, d. h. keine Gesetzesbestimmungen über die Höhe der Leistungen existirten und auch ein Bodenkataster fehlte, so wurde durch § 155 bestimmt, daß die Wirthe, Hofesleute und Dienstboten bis zum Beginn des definitiven Freiheitszustandes „zur Fortsetzung des Gehorchs und der Leistungen jeder Art an den Gutsherrn verpflichtet" seien, „welche ihnen bis zum Anfange des Jahres 1817 obgelegen haben", und durch § 156, daß die im vierten Jahre nach der Emanirung des Gesetzes gerichtlich beglaubigten und bestätigten Gehorchstabellen jedes Gutes resp. Bauergesindes „genau die bis zum Anfange des 1817. Jahres den Wirthen, Hofesleuten und Dienstboten obgelegenen Pflichten" zu enthalten hätten. Damit war das Urtheil über die von den Grundherren vor der Emancipation den Bauern auferlegten Frohnen und Abgaben gesprochen und die Höhe derselben gesetzlich als keine drückende anerkannt, sonst hätte man die Frohnen und Abgaben von 1817 nicht als maßgebend angesehen. Das vorhandene Inventar, zu welchem Pferde, dreijährige Füllen, Ochsen, Kühe, Bollen, Stärken, Kälber, Schafe, Wagen, Schlitten und Pflüge nach § 125 gerechnet wurden, durfte laut § 126 vom Grundherrn ohne directe Einwilligung des Wirthes nicht vermindert werden, blieb aber gemäß § 127 und § 131 Eigenthum des Grundherrn, während der Ueberschuß über das zu Anfang des Jahres 1817 nach den Bestimmungen des Grundherrn erforderlich gewesene Inventar ins Eigenthum des Wirthes überging, das Fehlende jedoch nach § 130 vom Gutsherrn beschafft werden mußte. Auch diese Bestimmungen in Betreff des

Inventars weisen eben so deutlich wie die über Frohne und Abgaben darauf hin, daß die Gesetzgebung die vor der Emancipation aus eigenster Initiative und Machtvollkommenheit der Grundherren geschaffene ökonomische Lage der leibeigenen Bauern doch wenigstens für so günstig hielt, daß sie nicht tabula rasa mit dem Bestehenden, aus historischer Entwickelung Hervorgegangenen machte, sondern am Zusammenhang mit der Vergangenheit festhielt und denselben grundherrlichen Einrichtungen, die bisher nur thatsächlich, nicht rechtlich, in Wirksamkeit gewesen waren, die gesetzliche Sanction ertheilte. Es ist das ein Beweis dafür, daß die Frohne und Abgaben der Leibeigenschaftsperiode in Kurland, wie schon hervorgehoben, keine drückenden waren, denn „nicht Güte, nicht Menschenliebe, sondern eigener Vortheil bürgt jedem Bauern hinlänglich dafür, daß ihm sein Herr nicht zu viele Arbeit auflege“ [78]. Drückend war, daß eine durchs Gesetz garantirte Stetigkeit den Frohnen und Abgaben fehlte.

Mit dem Jahre 1833 begann die Periode des definitiven Freiheitszustandes der Bauern und daher trat dann der zweite Theil des Gesetzes von 1817, die Bauerverordnung für den definitiven Zustand, allein in Kraft. Nun durften sich alle drei Klassen der bäuerlichen Bevölkerung innerhalb der Grenzen des ganzen Gouvernements auf dem platten Lande frei bewegen, Contracte schließen ꝛc., die Niederlassung in den Städten war jedoch ebenso, wie die in den anderen Gouvernements des Reiches verboten. Erst wenn die Zahl der männlichen Seelen auf dem Lande auf 200,000 angewachsen wäre, sollte den Bauern nach § 555 das Recht der Niederlassung in den Städten Kurlands eingeräumt werden. Wenn es auch den Bauern laut § 4 und § 93 der Bauerverordnung für den definitiven Zustand, unbewegliches Eigenthum zu erwerben, gestattet war, so war die Ausübung dieses Rechtes in Rücksicht des Landeigenthums laut § 4 doch nur in der Art möglich, „wie es die Landesgesetze den Nichteinzöglingen (non indigenae) gestatten“, d. h. der Bauer konnte besten Falles auf 50 Jahre Pfandbesitzer werden.

Als oberster Grundsatz gilt durch die Bauerverordnung des Jahres 1817 von 1833 ab die freie Vereinbarung, „so daß die aus der Leibeigenschaft entlassenen Bauern mit der Krone und den Privatgutsbesitzern künftig in keinen anderen Verhältnissen stehen werden, als solchen, die sich auf wechselseitige Verträge gründen und die nach Vorschrift der Gesetze zu beurtheilen sind“ [79]. Dieses Princip entsprach den damaligen Zeitideen. Die Frage, ob die Wahl derselben eine den kurländischen Agrarverhältnissen angemessene, glückliche gewesen ist, kann nicht a priori, sondern nur nach den Wirkungen, wie sie in den heutigen Agrarzuständen Kurlands zu Tage treten, entschieden werden.

Das sind in allgemeinen Zügen die wesentlichsten Bestimmungen der

kurländischen Bauerverordnung vom 25. August 1817. Der Bauer hatte die persönliche Freiheit erlangt, dafür aber das Recht auf Unterstützung des Grundherrn in Zeiten der Noth verloren und außerdem das persönliche Interesse desselben, formell wenigstens, eingebüßt. Wirthschaftlich war seine Lage dem Gesetze nach kaum verändert, da die Frohnen und Abgaben dieselben wie vor 1817 geblieben waren und für diese Periode bis 1833 ebenso wie vor 1817 geleistet werden mußten, thatsächlich aber hing sein Wohlergehen jetzt noch mehr vom Grundherrn ab, weil diesem von 1833 ab das Recht, Contracte auf eine beliebig kurze Zeit zu schließen, die Frohnpacht zu steigern oder zu kündigen, zustand. Dagegen konnte der Bauer freilich eine niedrigere Pacht in Vorschlag bringen und, wenn er damit nicht durchdrang, gleichfalls kündigen und wegziehen. Gleiches Recht hatten beide Theile, aber die Befähigung, dieses Recht geltend zu machen, war nicht die gleiche, der Bauer war der schwächere, der Gutsherr der stärkere Theil. Während der Bauer, um nicht brodlos zu werden, sich zu einem für ihn ungünstigeren Pachtcontract verstehen mußte, konnte der Gutsherr, ohne brodlos zu werden, einen zeitweiligen Verlust verschmerzen. Dazu kam, daß der Bauer seinen Erwerb nur auf dem platten Lande, nicht in den Städten, und auch nur innerhalb der Grenzen Kurlands suchen durfte und daher das Angebot der eine landwirthschaftliche Existenz suchenden Kräfte resp. die Nachfrage nach Pachtland von der Bevölkerungszahl des platten Landes einerseits und von der Menge des Pachtlandes andererseits abhängig war. Bei naturgemäß wachsender Bevölkerung und sich gleichbleibender Menge des Pachtlandes, noch mehr aber bei wachsender Bevölkerung und verminderter Menge des Pachtlandes konnte der Verpächter seine Anforderungen nach seinem Ermessen beliebig steigern und trotzdem dessen gewiß sein, daß irgend ein Pächter auf dieselben, mochten sie noch so hoch sein, eingehen würde, denn die Zahl der eine Pachtstelle Suchenden mußte mit zunehmender Bevölkerung wachsen, und doch durfte der Bauer das platte Land nicht verlassen. Außerdem hinderte dasselbe Gesetz, das dem Bauern die Freiheit gab, den Gutsbesitzer oder den Verpächter nicht, seinen Bauerwirthen oder Pächtern zu kündigen, ihre Ländereien zum Hofe zu schlagen und sie selbst zu bewirthschaften, d. h. nach dem terminus technicus Bauergesinde einzuziehen, wie es später mehrfach, wenn auch nicht allgemein, vorgekommen ist. Wo sollte der Bauer hin? Ehe er bei den damaligen schwerfälligen und ungenügenden Verkehrseinrichtungen, aufs Ungewisse hin seinen Contract kündigend, auf seiner Suche nach einer neuen Pachtstelle viel Zeit verschwendete, sein Erspartes verausgabte und doch dabei seine und seiner Familie Existenz aufs Spiel setzte, mußte er sich dazu verstehen, auch unter für ihn noch so ungünstigen Bedingungen einen neuen Pachtcontract abzuschließen, selbst wenn dieser nur

auf ein Jahr terminirt war, also eine weitere Steigerung der Anforderungen seitens des Verpächters schon nach einem Jahre eintreten konnte. Die früher vermißte Stetigkeit in den bäuerlichen Agrarzuständen herzustellen, war durch das neue Gesetz, mit dem Princip der freien Vereinbarung obenan, den contrahirenden Theilen überlassen, und doch konnte diese Stetigkeit bei einer naturgemäß wachsenden Bevölkerung und ihrer Beschränkung auf ein bestimmtes Territorium nur in der Stetigkeit der Preissteigerung in den Pachtbedingungen bestehen. Der Boden an sich ist kein Capital. Das Capital ist vielmehr das Product menschlicher Arbeit, welche durch Unterstützung von Seiten der Natnr in eine andere Form gebracht und in Gebrauchswerthen nutzbar gemacht wird; der Grund und Boden ist hingegen die Basis menschlicher Thätigkeit. Das Capital giebt eine Zinsrente nur durch Arbeit, der Boden jedoch giebt eine Boden- oder Grundrente auch ohne Arbeit, ohne das Hinzuthun oder das Verdienst des Einzelnen, einfach der relativen Seltenheit der besseren Bodenarten wegen und weil die Productivität des in der Landwirthschaft verwendeten Capitals und der Arbeit eine abnehmende ist. Gerade aus diesem letzteren Grunde ist der Verpächter genöthigt, den Pachtsatz in bestimmten Zeitabschnitten zu steigern. Wie das neu im Boden angelegte Capital, resp. die neu auf denselben verwendete Arbeit den Ertrag nicht in dem Verhältniß steigert, wie die neue Capital- resp. Arbeitsanlage zunimmt, so erhöht sich der Preis der Ländereien bei sinkendem Zinsfuß, und es müßte daher die Steigerung des Pachtsatzes dem Herabgehen des Zinsfußes parallel gehen. Eine Steigerung des Pachtsatzes an sich erscheint demnach, analog der herabgehenden Tendenz der Zinsbewegung, als berechtigt, aber auch nur in ähnlicher Weise und daher nicht in zu kurzen Zeiträumen. Da das Princip der freien Vereinbarung Bestimmungen über die Dauer der Pachtzeit und über die Umwandlung von Bauergesinden in Hofesland nicht zuließ, so existirte auch kein einziger, diese beiden Momente regulirender Gesetzespunkt, der den wirthschaftlich stärkeren Contrahenten, den schwächeren rücksichtslos auszunutzen und die Menge des Pachtlandes zu verringern, gehindert hätte. Wäre das in consequenter Weise geschehen, so hätte der Stand der Bauerwirthe dem der Knechte oder einem ländlichen Proletariat Platz machen müssen, und der Bauernstand wäre ruinirt gewesen.

Eine solche Perspective wurde durch die Bauerverordnung von 1817 für den definitiven Freiheitszustand eröffnet, und es gehörte eigentlich der bodenlose Optimismus der Turgot und Rousseau dazu, Besseres zu erwarten. Daß es zu diesen Consequenzen nicht gekommen ist, hat Kurland einzig und allein einem, in jenem Gesetze freilich nicht codificirten Umstande zu verdanken, nämlich den von Alters her überkommenen Grundanschauungen des Adels oder des Großgrundbesitzers, daß zu seinem eigenen Gedeihen ein

wirthschaftlich gut situirter Bauernstand erforderlich ist und „daß die öffentliche Meinung und Sitte, die Gewalt der Interessen, die Macht der Thatsachen einen heilsameren Einfluß auf die gedeihliche Entwickelung der Dinge ausüben, als Gesetze, die doch nur selten im Stande sind, allen möglichen zukünftigen Bedürfnissen Rechnung zu tragen". Alfons Baron Heyking hat mit diesen Worten[80] einer in Kurland geltenden Grundanschauung einen durchaus zutreffenden, klassischen Ausdruck verliehen, nachdem eine Seite derselben schon früher von einem anderen Kurländer in drastischer Form betont worden war. „Kurland," sagt C. von der Recke[81], „ist das Land der thatsächlichen Entwickelung," und in der That, die Anerkennung des, wenn auch nicht geschriebenen Rechtes des Thatsächlichen zieht sich wie ein rother Faden auch durch die fernere Entwickelung der kurländischen Agrarverhältnisse hindurch, ebenso wie sie vor der Emancipation schon zu herzoglichen Zeiten die wirthschaftliche Lage der leibeigenen Bauern günstig gestaltet hatte.

Die planmäßige Ein- und Durchführung des transitorischen Gesetzes war einer besonderen Commission, der sog. Einführungs-Commission übertragen worden, die nach Ablauf der transitorischen Zeit dem Allerhöchst bestätigten Reichsrathsgutachten vom 13. Oct. 1832 gemäß durch die permanente Commission in Sachen der Bauerverordnung, wie sie in dieser schon vorgesehen war, ersetzt wurde. Auch das Allerhöchst bestätigte Reichsrathsgutachten vom 29. November 1832 brachte keine neuen Bestimmungen, sondern bestätigte nur die Bestimmungen der Bauerverordnung über Standesveränderungen und Uebersiedelungen der Bauern in andere Gouvernements. Indirect berührte die Lage des Bauern, aber auch mehr nur theoretisch, das Allerhöchst bestätigte Reichsrathsgutachten vom 19. März 1830, insofern es festsetzte, daß Rittergüter Personen, die zum Besitze von Land nicht berechtigt waren, nur auf zehn Jahre verpfändet werden durften, und daß daher auch der Bauer nur unter dieser Bedingung Eigenthum am Lande erwerben konnte, weil er nach § 4 der Bauerverordnung „nur in der Art, wie es die Landesgesetze den Nichteinzöglingen (non indigenae) gestatten", Land zum erblichen Besitz erwerben durfte. Andere, den Gehorch, die Abgaben, Pacht ꝛc. betreffende Gesetze sind in dieser Periode von 1819 bis 1833 nicht emanirt worden.

Diese Periode ist, von ca. 1820 ab, auch die „Concurszeit" genannt worden, weil eine Menge[82] von Concursen den Gutsbesitzern die Existenz gänzlich zu untergraben drohte[83]. Während der Napoleonischen Kriege durch den Consum großer Heere und, nach eingetretenem Frieden, durch schwere Mißwachsjahre in Deutschland waren die Getreidepreise sehr stark gestiegen, womit ein Steigen der Güterpreise zu Ende des zweiten Decenniums unseres Jahrhunderts in engstem

Zusammenhang stand. An eine rückgängige Preisbewegung glaubte Niemand, und so kam es, daß man die von privaten Capitalisten aufgenommenen Gelder durchweg zu 6 pCt. verzinste. Als aber die Getreidepreise fielen und dieser hohe Zinssatz nicht mehr zu erschwingen war, da folgten die Concurse, da die Privatcapitalisten den Zinsfuß nicht erniedrigten und zugleich auf der Bezahlung der fälligen Zinsen bestanden, eventuell das Capital kündigten. Noch existirte der kurländische Creditverein nicht; der Geld- resp. Capitalumsatz war von der Höhe der localen, jährlich wechselnden Getreidepreise abhängig und hatte keine Basis in festen Grundsätzen des öffentlichen Credits, einheimische Werthpapiere, die man ohne Weiteres, unabhängig von den Getreidepreisen, hätte flüssig machen können, gab es in Kurland in den zwanziger Jahren nicht, die zu einem Zinsfuß von 5 pCt. emittirten livländischen Pfandbriefe hatten in einem Lande, wo der übliche Zinsfuß 6 pCt. betrug, selbstverständlich wenig Verbreitung gefunden, Staatspapiere kannte man nicht, ja, man wußte selbst in Mitau nicht, welchen Werth die Lombardbillete, die von einer Militärperson zu Anfang der dreißiger Jahre zur Abwickelung eines größeren Concursgeschäfts als Zahlungsmittel angeboten wurden, hatten[84], wodurch die Erledigung dieser Angelegenheit um mehrere Monate sich verzögerte, kurz, wer nicht baares Geld, den Erlös aus seiner Ernte, zur Disposition hatte, war zahlungsunfähig. Daher zog die Kündigung seitens eines einzigen Gläubigers diverse andere Kündigungen nach sich, so daß eine einzige Kündigung oft mehrere Concurse zur Folge hatte, weil eben „Niemand da war, der, ohne seinerseits eine hypothekarische Forderung einzuziehen, aushelfen konnte"[84]. Die Getreide- und Güterpreise waren enorm gesunken[85], der Bauer verarmte, die Bauervorrathsmagazine, schlecht gefüllt, konnten den gesteigerten Anforderungen an Vorschüsse nicht genügen, und so mußten die Höfe, trotzdem sie dazu nicht verpflichtet waren, den Bauern Vorschüsse machen, deren Wiedererstattung sehr zweifelhaft war und deren Höhe den Rest der eigenen Vorräthe, deren Gros zur Beschaffung des für die Deckung der Zinsen erforderlichen baaren Geldes verwandt worden war, bald aufbrauchte. Auch die Arrendatoren der Kronsgüter gaben „Bauervorschüsse" und mußten in der Regel bei ihrem Wegzuge nach Ablauf ihrer Arrenden auf eine Wiedererstattung verzichten. Es fanden sich daher keine Arrendatoren mehr, und die Kronsgüter wurden vom Finanzminister „auf den Zehnten" in Verwaltung gegeben. Diese ganze, trostlose, im letzten Grunde durch die rückgängige Bewegung der Getreide- und Güterpreise hervorgerufene Lage der Landwirthschaft, gekennzeichnet durch die vielen Concurse, wäre wohl nicht eingetreten, wenn die Capitalisten sich mit einem niedrigeren Zinsfuße begnügt und ihre Capitalien nicht gekündigt, sondern erst die Wirkung einer Herabsetzung des Zinsfußes abgewartet hätten. Die Nothlage zeigte deutlich, daß

der Grundbesitz die Anlage kündbaren Capitals, dessen Kündigung zudem noch leicht von den persönlichen Beziehungen des Gläubigers zum Schuldner abhängig sein kann, schwer verträgt, und daß es daher nothwendig war, für Kurland ein Institut zu schaffen, welches dem Großgrundbesitzer die Möglichkeit bot, die thatsächlich vorhandenen, nur nicht disponiblen Werthe seines Grund und Bodens, ohne zum Verkauf zu schreiten, in disponible Werthe umsetzen zu können. Da es vorkam, daß bei Concursen der öffentliche Ausbot aus Mangel an Umlaufsmitteln resultatlos verlief und die Gläubiger in Folge dessen trotz ihrer Kündigung sich gedulden mußten, so ist es leicht erklärlich, daß nicht allein die Schuldner, sondern auch die Gläubiger ein Institut herbeiwünschten, das die Unsicherheit beseitigte und Pfandbriefe auszugeben befugt war, die an die Stelle des baaren Geldes treten konnten und bei einer niedrigen Taxation der Güter außerdem noch Platz für den Privatcredit übrig ließen.

„Schon in den Jahren 1811 und 1820 wurden Reglements zur Verbesserung des Credits und Creirung von Pfandbriefen abgefaßt und bis zum Jahre 1823 in Betreff der Allerhöchsten Bestätigung unterhandelt, die jedoch im Jahre 1824 ausdrücklich abgelehnt wurde“ [86]. Das 1827 vorgestellte Reglement erhielt auch nicht die Bestätigung, 1828 war man durch den Türkenkrieg zu sehr in Anspruch genommen, um sich mit dem Statut eines kurländischen Creditvereins befassen zu können, 1829 fanden erneuerte Verhandlungen statt, und erst im Jahre 1830 gelang es, die Bestätigung zu erhalten. Da jedoch Fonds zur Deckung eventueller Kündigungen und selbst die Mittel zur ersten Einrichtung fehlten, so begann der kurländische Creditverein seine Thätigkeit erst im Jahre 1832. Diese kurze Vorgeschichte der Bestätigung des Creditvereins zeigt deutlich, daß die Constituirung dieses Instituts durchaus nothwendig war, weil man keinen anderen Ausweg mehr kannte und daher mit der Bitte um Bestätigung um so dringender wurde, je schwerer die finanzielle Krisis auf dem Lande lastete.

II. Die Periode der allmählichen Erstarkung des erschütterten öffentlichen Credits von 1833 bis ca. 1845.

Für diese Periode sind keine Agrargesetze zu verzeichnen. Der kurländische Creditverein wurde in der Weise organisirt, daß eine Anzahl von Gütern zusammentrat und solidarisch für alle von den Vereinsgliedern gemachten Schulden haftete, die als erste und privilegirte Hypothek in Obligationen oder Pfandbriefen bestanden und deren Höhe sich nach einer vom Verein vorgenommenen Taxation jedes demselben beigetretenen Gutes richtete. War das eine oder das andere Gut nicht in der Lage, seine Zinsen zu bezahlen, so wurden diese aus der Vereinskasse gedeckt, der Verein aber ließ

solche Güter entweder durch seine Beamten zeitweilig bewirthschaften, oder konnte sie schlimmsten Falles verkaufen. Waren die Pfandbriefe zuerst auch nur als kündbare ausgegeben werden, so brauchte der jeweilige Inhaber derselben, wenn er sie in baares Geld umsetzen wollte, doch nicht zu dem Mittel der Kündigung zu greifen, da die Pfandbriefe sehr bald im gewöhnlichen Geschäftsverkehr ebenso wie an den Börsen ein gesuchtes Umlaufsmittel wurden, das für die entsprechenden größeren Posten sogar vor dem baaren Gelde den Vorzug hatte. Der Anfangs auf 5 pCt. normirte Zinsfuß wurde wenige Jahre nach Begründung des Creditvereins auf 4 pCt. herabgesetzt und die dadurch seitens der Börsen und anderer Inhaber hervorgerufene Massenkündigung von nahezu einer Million Rbl. S. durch eine geschickte geschäftliche Manipulation befriedigt, indem man an Stelle der gekündigten Pfandbriefe neue, für eine Reihe von Jahren unkündbare ausgab, diese durch Vermittelung des Berliner Banquierhauses Mendelssohn auf den Markt brachte[87] und die gekündigten Pfandbriefe auskaufte.

Durch diese beiden Maßnahmen hatten zwei Lebensfragen der landwirthschaftlichen Production in Kurland eine sehr glückliche Lösung — wenn auch nicht für immer — gefunden: Zinsfuß und Capitalkündigung waren regulirt. Weil die Ertragsfähigkeit des Bodens in geringerem Verhältniß zunimmt, als das darauf verwendete Capital, so kann der Boden auch nicht eben so hohe Zinsen abwerfen, wie das industriell angelegte Capital, mit dessen Vermehrung der Ertrag proportional steigt, und daher war die Herabsetzung des Zinsfußes nicht allein praktisch, sondern auch theoretisch durchaus gerechtfertigt. Die kündbare Capitalanlage verträgt der Boden nicht, weil er keine Maschine ist, die heute wie morgen, Jahr aus Jahr ein, bis sie als leistungsunfähig brakirt werden muß, genau dieselbe Arbeit leistet, und weil er die auf ihn verwendeten Capital- und Arbeitsmengen nur sehr allmählich wirksam werden läßt.

Durch die Constituirung des Creditvereins, und speciell durch diese Maßnahmen, erstarkte der landwirthschaftliche und öffentliche Credit, das auf den Gütern lastende private Capital konnte durch Pfandbriefe abgelöst und dadurch der Gefahr der Concurse ein Ende gemacht werden, dem weiteren Sinken der damals für Kurland maßgebenden localen Getreidepreise wurde aber durch den Umstand, daß man sein Getreide nicht mehr zur Deckung hoher Zinsen oder Befriedigung von Capitalkündigungen à tout prix loszuschlagen gezwungen war und daß in Folge dessen das Angebot von Korn sich verminderte, Einhalt gethan. So lenkte denn das wirthschaftliche Leben in ruhigere Bahnen ein, die landwirthschaftlichen Verhältnisse gewannen an Festigkeit, der transitorische Zustand war in den definitiven übergegangen, und das Princip der freien Vereinbarung kam nun zu voller Geltung. Die im

transitorischen Freiheitszustande maßgebenden, gesetzlich anerkannten Gehorchs- und Inventartabellen hatten keine Bedeutung mehr, der frei zu vereinbarende Pachtcontract bestimmte jetzt die Lage, Größe und die Grenzen des Pachtobjects, die Benutzungsart, die Frist und Zeit der Verpachtung, Zustand und Inventar, Art und Maß der Leistungen des Pächters nebst Angabe der Zeit, wann sie zu prästiren waren, etwaige besondere Verpflichtungen des Verpächters, ob eine Caution und eine wie hohe zu stellen sei, endlich wer den durch Zufall entstandenen Schaden zu tragen habe[88]. Der Pachtcontract mußte entweder schriftlich abgefaßt und in solchem Falle dem Gemeindegericht vorstellig gemacht oder mündlich vor versammeltem Gemeindegericht abgeschlossen werden, in welch letzterem Falle dieses ein Protokoll aufzunehmen hatte. In beiden Fällen wurden die Contracte erst dann für beide Contrahenten verbindlich, wenn sie vom Gemeindegericht in das sog. Contractenbuch eingetragen waren und damit die Anerkennung, daß nichts Ungesetzliches vereinbart worden sei, erhalten hatten[89]. Alle auf andere Weise abgeschlossenen Pachtcontracte durften vor dem Gemeindegericht nicht einmal verhandelt werden[90]. Die Contracte galten von Georgi bis Georgi, je nach der Vereinbarung auf ein oder mehrere Jahre. Bei einjähriger Abmachung mußte sechs, bei mehrjähriger neun Monate vor Ablauf der Pachtzeit gekündigt werden, widrigenfalls der Contract als unter den bisherigen Bedingungen auf ein Jahr verlängert angesehen wurde[91]. Ein einigermaßen zuverlässiges Material bezüglich der Preisbewegung der Pachtsätze dürfte wohl in jenen Contractenbüchern der Gemeindegerichte enthalten sein, deren Mängel und Lücken in den einzelnen Fällen wahrscheinlich durch die große Menge der abgeschlossenen Contracte eine Correctur erfahren würden. Auch daß es häufig genug vorgekommen sein mag, daß Pachtcontracte weder schriftlich abgeschlossen, noch protokollirt waren, würde den Werth des Materials nicht allzu sehr beeinträchtigen, vorausgesetzt, daß es continuirliche Daten für eine Reihe von Jahren enthielte. Nach Angaben, die wohl nicht die Contractenbücher zur Grundlage haben, trotzdem jedoch wohlverbürgt zu sein scheinen[92], blieb in dieser Periode im Großen und Ganzen der altgewohnte Satz der Leistungen unverändert, ohne eine wesentliche Steigerung zu erfahren, was einerseits der durch die Begründung des Creditvereins verbesserten wirthschaftlichen Lage der Großgrundbesitzer, andererseits den oben erwähnten Grundanschauungen des kurländischen Adels zugeschrieben werden muß. Im Jahre 1835 wurden auf einen Halbhäkner vier arbeitsfähige Menschen männlichen Geschlechts von 15 bis 45 Jahren und selbstverständlich eine entsprechende Anzahl Weiber gerechnet. Er stellte $^1/_2$ Arbeiter wöchentlich, d. h. eine Woche um die andere einen Arbeiter mit Anspann und einen zu Fuß, und bearbeitete eine Ransche von 4 Lofstellen in jeder Lotte[93]. Da

ein Ganzhäkner an Abgaben 9 Lof Roggen-Getreide, 3 Rbl. Silbergeld, 1½ Lpfd. Honig, Hühner, 1 Schaf, 1 Gans, Flachs, Hanf und Hopfen zu liefern hatte[94], so werden die Abgaben des Halbhäkners wahrscheinlich die Hälfte betragen haben. Die Frohnen waren also dieselben geblieben, die Abgaben aber hatten seit der Leibeigenschaftszeit doch eine Steigerung, wenn auch keine sehr bedeutende erfahren.

War der Bauer auch in den zwanziger Jahren, wiewohl dieselben Gehorchsverhältnisse wie vor 1817 fortbestanden, während der schweren Concurszeit ebenso wie der Großgrundbesitzer wirthschaftlich zurückgegangen, so trat doch in den dreißiger Jahren für ihn eine Wendung zum Besseren ein, die ihn die Erhöhung der Abgaben leicht ertragen ließ, trotzdem viele Pachtcontracte auf die Dauer von nur einem Jahre abgeschlossen wurden. Daß einjährige Pachtcontracte wirthschaftlich nachtheilig sind, ist bekannt, sie sind es aber nur dann, wenn beide Contrahenten gleich zwei Krieg führenden Mächten sich feindlich gegenüberstehen. Wo das patriarchalische Verhältniß zwischen Gutsherren und Pächtern, auf gegenseitiges Vertrauen, nicht auf Gesetzesbestimmungen gegründet, noch existirte, haben die einjährigen, kurz terminirten Pachtcontracte thatsächlich keine schädliche Wirkung gehabt[95], weil der Gutsbesitzer vor einer beliebigen Kündigung oder Erhöhung der Pacht als einem Mißbrauch des in ihn gesetzten Vertrauens zurückscheute. Da jedoch der Mißbrauch nicht ausgeschlossen und der patriarchalische Zustand auf die Dauer nicht haltbar war, so ist in der Folgezeit der einjährige, überhaupt der kurz terminirte Pachtcontract abgeschafft worden. Obwohl durch die Einführung der freien Vereinbarung die Unterstützungspflicht des Gutsherrn in Wegfall gekommen war, so trat in dieser Hinsicht doch kaum eine Aenderung ein, denn der Gutsherr pflegte alle Staatssteuern für die Gemeinde zu zahlen und das Inventar auf seine Kosten zu erneuern. Es kam vor, daß untaugliche Pferde im Herbst todtgeschlagen und im nächsten Frühjahr vom Gutsherrn durch brauchbare Thiere ersetzt wurden[96]. Zu solchen Leistungen war der Gutsherr gesetzlich nicht verpflichtet. Daß er sie aber freiwillig übernahm, war damals in seinem wie des Bauern Interesse durchaus rationell.

Schon in dieser nur ca. zwölfjährigen Periode begann die durch Einführung besserer Ackergeräthe, des Kartoffel- und Kleebaues in größerem Maßstabe, durch Urbarmachung sonst wenig ertragsfähigen Bodens gewonnene praktische Erfahrung darauf hinzuweisen, daß in der Frohnewirthschaft die Arbeitskräfte vielfach vergeudet, die Arbeiten selbst lässig gethan und die Ackergeräthe vorzeitig abgenutzt wurden und daß auch der Bauer nicht recht prosperirte. Hatte es bis zum völligen Aufgeben der Frohnpacht auch noch gute Wege, so wurde doch in dieser Zeit der Frohne auf Grund der freien

Vereinbarung bei dem Steigen der Getreide- und Güterpreise und dem Erstarken des landwirthschaftlichen Credits die wirthschaftlich auskömmliche Basis geschaffen, ohne welche an die mit nicht unbedeutenden Kosten verbundene Einführung der Knechtswirthschaft und des Geldpachtsystems kaum gedacht werden konnte. Der Kartoffel- ebenso wie der Kleebau sind vereinzelt schon zu Anfang dieses Jahrhunderts, wie der Kleebau z. B. in Cabillen vom Pastor Dullo sogar schon seit 1795[97], cultivirt worden. Der Kartoffelbau, die Grundlage und der Ausgangspunkt der neueren Landwirthschaft, hatte ums Jahr 1845 ganz allgemein Eingang gefunden und die Bauern verkauften viel Kartoffeln[98]; der Kleebau aber griff viel tiefer in die Verhältnisse der alten Landwirthschaft ein und fand daher auch eine viel langsamere Verbreitung als der Kartoffelbau. Im Jahre 1845 war jedoch auch der Kleebau sogar bei den Bauern in Kurland selbst da ziemlich verbreitet, wo die neue Wirthschaft noch nicht vollständig eingerichtet war[99]. Der Anbau dieser beiden Culturpflanzen nöthigte zu einer intensiveren Bewirthschaftungsart und hatte daher den Uebergang zur Mehrfelder- und Geldpachtwirthschaft zur Folge. Im Jahre 1836 wurden auf Lub-Essern zwei Bauerhöfe auf sechs Jahre zu 60 Rbl. S. verpachtet. Der zunehmende Wohlstand dieser Bauern hatte die Wirkung, daß bis 1842 alle übrigen Wirthe, mit Ausnahme der Strandbauern, ihre Gesinde in Geldpacht nahmen. Die Pacht betrug für ein Gesinde, das 10 Lof Aussaat in jedem der drei Felder und 100 Fuder Heu hatte und wöchentlich einen Arbeiter und eine Magd stellte, 150 Rbl. S. Eben so günstige Resultate wurden in Postenden und Laidsen erzielt[100].

Auf dem Landtage von 1840 wies der damalige Landesbevollmächtigte von Kurland, Baron Hahn-Postenden, eindringlich darauf hin, daß die Frohnpacht durch die Geldpacht ersetzt werden müsse, erstens, weil die Feldarbeiten des Frohnpächters mit denen des Verpächters der Zeit nach, z. B. bei der Aussaat und Ernte, collidirten und deshalb der Bauer seine eigenen Arbeiten nicht zur richtigen Zeit machen könne, zweitens, weil der Frohnpächter durch die Wanderungen zur Bestellung der Hofsfelder viel Zeit verliere, und drittens, weil dem Frohnpächter seine Arbeitsleistungen theurer zu stehen kämen, als sie sich dem Gutsherrn rentirten. Die Geldpacht wäre daher im Interesse sowohl des Pächters wie des Verpächters der Frohnpacht vorzuziehen. Auf seinen Antrag führte die Ritterschaft auf einem ihrer Güter die Knechtswirthschaft und Geldpacht ein, und zwar mit so gutem Erfolge, daß bald alle Ritterschaftsgüter in derselben Weise bewirthschaftet wurden[101].

Noch war die Erkenntniß von der Nothwendigkeit, die Frohnpacht aufgeben zu müssen, nicht allgemein durchgedrungen, es gab aber schon 1845 viele hervorragende Landwirthe, die darin übereinstimmten, daß eine kurze

Zeitpacht mit Frohnleistungen nach freier Vereinbarung für beide Theile, Pächter wie Verpächter, die allernachtheiligste Bewirthschaftungsart sei[102]: „Das Gut des Herrn wird auf die elendeste Art bearbeitet, und eben so schlecht in den Nebentagen die Aecker des Bauern[103]."

So schließt denn diese zweite Periode damit ab, daß die Geldpacht nicht in Folge von Gesetzesbestimmungen, sondern in Folge der Initiative zuerst einzelner Glieder und sodann der kurländischen Ritterschaft als Körperschaft Eingang findet.

(Schluß folgt.)

Anmerkungen.

1. A. v. Richter. Geschichte der deutschen Ostseeprovinzen. Theil II, Band III, S. 236.

2. Christoph George von Ziegenhorn. Staatsrecht der Herzogthümer Curland und Semgallen. Königsberg, bey Johann Jacob Kanter 1772. § 128.

3. v. Ziegenhorn a. a. O. § 634 sagt wörtlich: „Da dieses Landrecht davon, worinnen der Herzog mit der Landschaft einig gewesen, zeuget, so ist, in Ermangelung eigentlicher Landesgesetze, die angezogene Verordnung" (bezügl. des Findens eines Schatzes) „als eine Observanz um so mehr anzunehmen, als sie auch den Lehngemeinen preußischen ..... Rechten mehrentheils gemäß ist", und § 144: „Im Jahr 1640 hatte er" (d. h. der Herzog) „sich mit dem Adel über ein neues und verbessertes Landrecht geeiniget, und wurde dessen Bestätigung in Polen nachgesuchet, aber, bis die Städte darüber auch gehöret seyn würden, ausgesetzet." Ferner § 660. Siehe Anm. 18.

4. v. Ziegenhorn a. a. O. § 634: „Wer seinem Erbunterthan" (d. h. Leibeigenen) „in Curland nicht unrecht thun will, muß wegen eines gefundenen Schatzes ihm gleiche Rechte, wie andern Fremden genießen lassen, indem auch ein Erbbauer sich selbst was erwerben kann."

5. Kurländische Statuten vom Jahre 1617, im Urtext: Statuta Curlandica. § 58, Ausgabe von 1804: „Wenn eines Herrn Leibeigener sich gegen den Leibeigenen eines Andern vergehen und der Herr desselben darüber Klage führen sollte, so soll die für ein solches Vergehen zuerkannte Geldstrafe nicht der Herr, sondern der Beleidigte erhalten."

6. v. Ziegenhorn a. a. O. § 661: „Was indessen ein adelicher oder fürstlicher Erbunterthan" (d. h. Leibeigener auf einem adeligen oder fürstlichen Gute) „nach abgezahlter Zinse oder Wacke erübriget oder sonst erwirbet, das ist sein Eigenthum, oder soll es wenigstens seyn."

7. Formula Regiminis oder Regierungs-Formel, auch Regimentsformel genannt, vom Jahre 1617 § 12, Ausgabe v. 1807: „Kein Edelmann, oder sonstiger Einwohner, soll ohne rechtliche Erkenntniß und ohne Urtheil und Recht seines Vermögens entsetzt werden."

8. Statuta Curlandica und v. Ziegenhorn a. a. O. § 662. In der Ausgabe der Kurländischen Statuten von 1804 mit der Uebersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche von Heinrich Ludwig Birkel fehlt der die Unterstützungspflicht

betreffende §. v. Ziegenhorn bespricht diese Angelegenheit a. a. O. § 662 eingehend: „Mit den Statuten hat es in diesem eben die Bewandniß, wie mit dem Erkauf adelicher Güter, nämlich, die damals dem Herzoge und der Landschaft von den Commissarien ausgegebenen Exemplare sind nicht gleichlautend. In dem Theile, so der Herzog erhalten, heißt es: „„Wer zur Zeit der Hungersnoth seine einbehörige Leute deseriret, soll, wenn diese sich anders wohin begeben, alles seines vorhin auf dieselben gehabten Rechts verlustig seyn.““ In dem Exemplar hingegen, so der Adel erhalten hat, stehet dieser § gar nicht. Zu Herzog Friedrichs Zeiten soll nach Inhalt einer alten Urkunde, die sich unter den Sammlungen anderer Landesrechte findet, vor deren Authenticität man aber nicht einstehen kann, abgemachet seyn, „„daß daferne in der Schmachtzeit jemand von seiner Erbherrschaft keinen Trost und Entsatz erlangen könnte, besondern aus Noth andere Herrschaft suchen müßte, er nicht wieder gefordert werden sollte.““ In dem verbesserten Landrecht ist fast eben dieses dergestalt eingeflossen: „„Die ihre leibeigene Leute in der kundbaren Theurung und Schmachtzeit, so das ganze Land betrifft, wenn sie sich bey ihnen den Erbherren angegeben, und um Entsatz angehalten, verlassen und nicht entsetzet, und sich deswegen anders wohin begeben müssen, die sollen alles Rechtens und an sie habenden Anspruchs verlustig seyn, und verbleiben in dessen Gewalt, der sie aufgenommen.““ (Verbessertes Landrecht libr. I. cl. 3 § 5). Auf gleiche Art heißet es in dem den Städten 1649 vom Könige Johann Casimir ertheilten und von den nachfolgenden Königen bestätigten Respons: „„Wenn Bauren, die in Hungersnoth, oder bey andern Calamitäten, von ihren Herren verlassen worden, nach die Städte fliehen, allda aufgenommen und mit Lebensunterhalt versorget werden, so ist es auch höchst billig, daß sie auch den Pacten und Statuten gemäß bey den Bürgern verbleiben.““ Bei der Commission von 1717 erhielte der Adel schlechterdings, daß alle adeliche Bauren, wenn sie auch wegen Hungersnoth entlaufen, ausgegeben werden müßten. Es waren hierüber, wie in anderen Stücken, blos die Oberräthe und der Adel, nicht aber der herzogliche Advocat, noch die Städte gehöret worden. Daß diese Decision, wenn sie so allgemein angenommen wird, den gemeinen und allen vorangeführten Rechten, ja selbst der gesunden Vernunft widerspreche, bedarf wohl keines Beweises, und anstatt, daß bey der letzten grausamen Hungersnoth in dem Jahre 1708 und 1709 die Städte mit großen Unkosten täglich eine Menge elender Personen an öffentlichen Tischen speisen lassen, und dadurch viele von einem instehenden jämmerlichen Tode gerettet haben; so würde, wenn solche unglückseelige Trübsale für das menschliche Geschlecht einst wieder kommen sollten, eine so unbillige Rechtslehre leichtlich auch eine unbarmherzige Austreibung solcher elenden adelichen Unterthanen veranlassen, indessen kann aus obigem rechtlich angenommen werden, daß wenn ein Erbherr in der Hungersnoth seinen Bauren gerne helfen wolle, aber weilen der Bauer sich nicht gemeldet, oder es ihm sonst ganz unmöglich gewesen, es nicht thun können, und dieses erweiset, ihm seine Unterthanen billig zu verabfolgen seyn, den Beweis aber müßte darum er führen, weilen die Vermuthung wider ihn anzunehmen ist, daß ein Bauer in Hungersnoth, wenn er es haben kann, sich nicht weigern wird, von seinem Herrn den Unterhalt anzunehmen, und daß Herrschaften für Geld die meiste Zeit wohl Brod schaffen können."

Aus dieser Darlegung Ziegenhorns geht hervor, daß der Bauer, wenn er, durch die Noth gedrängt, z. B. nicht in Kurland, sondern in Preußen sich seinen Lebensunterhalt suchte, da er nicht reclamirt werden konnte, frei war.

9. v. Ziegenhorn § 687: „zumalen das Heyrathen keiner Erbunterthanin gewehret werden kann."

10. Statuta Curlandica § 56: „Wenn eine Leibeigene Heirathshalber das Gebiet ihres Erbherrn verläßt und sich anders wohin begiebt, so soll sie nicht zurückgefordert werden können", und § 59 in Betreff der Wittwen-Specialbestimmung.

11. Ernst von Rechenberg-Linten. Zustände Kurlands im vorigen und diesem Jahrhundert. Mitau, 1858. S. 6.

12. v. Rechenberg-Linten. a. a. O. S. 7. — 13. Ebendaselbst S. 8.

14. Georg Friedrich von Fircks. Die Letten in Kurland. Leipzig in Commission bei J. B. Hirschfeldt. 1804. S. 195 u. 196. v. Rechenberg-Linten urtheilt in seinem citirten Werke S. 12 über Fircks doch etwas einseitig, wenn er ihm seine Jugend und den polemischen Charakter seiner Schrift zuguthalten zu müssen glaubt. Fircks' Werk ist, wie er selbst sagt, eine Vertheidigung seines Vaterlandes Kurland gegen die Angriffe von G. Merkel, und trägt daher selbstverständlich den Charakter einer polemischen Schrift. Daß er zu Gunsten seines Vaterlandes so spricht, wie er es gethan, kann ihm nur der verargen, der Merkels zügellose Angriffe nicht kennt oder mit ihnen sympathisirt. Sieht man von den polemischen Ausführungen ab, so muß man bei einer auf Grund von Ziegenhorns Staatsrecht vorgenommenen Prüfung der von Fircks angeführten Thatsachen zu der Ueberzeugung gelangen, daß seine Jugend — er studirte damals in Leipzig — ihn nicht daran gehindert hat, kritisch zu Werke zu gehen und nur zuverlässiges Material beizubringen. Das gilt auch in Bezug auf die von Fircks angeführten wirthschaftlichen Thatsachen, die in anderen Schriften ihre Bestätigung finden.

15. Statuta Curlandica § 62 und v. Ziegenhorn a. a. O. § 661: „Da der Adel seine Unterthanen ohne ein besetztes Criminalgericht nicht zum Tode verurtheilen kann; so folget daraus schon von selbsten, daß demselben das unmenschliche Recht über Leben und Tod, so die Römer über ihre leibeigenen Knechte ausübten, nicht zustehe."

16. v. Rechenberg-Linten a. a. O. S. 9. — 17. Ebendaselbst S. 10.

18. Privilegium des Herzogs Gotthard für den curländischen Adel vom 20. Junius 1570, Punkt 11. Beilage Nr. 76 zu Ziegenhorns Staatsrecht § 92. Dieses Privilegium kam auf dem Landtage von 1570, „zu welchem der Herzog alle und jede des Fürstenthums Curland und Semgallen Stände, geist- und weltliche, von Räthen, Ritterschaft, Städten und Mannschaften verschrieben hatte", in der Weise zu Stande, daß „einige fürstliche Räthe" und ein „Ausschuß von der Landschaft" dasselbe ausarbeiteten, „worauf der Herzog ein eigenes Diplom, das Privilegium des Herzogs Gotthardt genannt, darüber den 25sten Junii 1570 ausfertigen ließ." Siehe v. Ziegenhorn a. a. O. § 92. Die dem Adel durch das Privilegium des Herzogs Gotthardt, entsprechend dem Privilegium Sigismundi Augusti vom Jahre 1561, verliehene Criminal-Jurisdiction war durch die Worte „in seinen Gütern" eingeschränkt, da „er", d. h. der Adel, dieselbe nur „in seinen adelichen Gütern" anwenden und „in Städten oder in fürstlichen Domainen oder anderwärts nicht gebrauchen" konnte. Siehe v. Ziegenhorn a. a. O. § 660. In diesem § macht v. Ziegenhorn einen Unterschied zwischen dem Grund- und Erbherrn und beruft sich auf das entworfene neue Landrecht, „das, ob es gleich nicht die Kraft eines Gesetzes erreicht hat, doch immer davon zeuget, worinnen 1649 der Adel und der Herzog einig gewesen".

19. v. Rechenberg-Linten a. a. O. S. 11. Die Ausdrücke „Folter, Marter, Tortur" kommen in v. Ziegenhorns Staatsrecht gar nicht vor.

20. v. Rechenberg-Linten a. a. O. S. 11.

21. v. Fircks a. a. O. S. 201: „Daß man mit den Ruthen mehr als drey Hiebe gebe, ist um so weniger wahr, da selbst gerichtliche Observanz jene Vorschrift eingeführt hat."

22. v. Fircks a. a. O. S. 197.

23. v. Ziegenhorn a. a. O. § 687: „Es kann hiebey" (d. h. in Betreff der Jurisdiction des Erbherrn) „angemerket werden, daß zwar ein Erbunterthan, wenn der Erbherr mit unerträglicher Härte oder Grausamkeit gegen ihn verfähret, ihm das Seinige nimmet und dergleichen, nach den gemeinen Rechten, auf seine Freiheit provociren und deshalb bey der Landesherrschaft Schutz suchen könne, wovon die, so davon geschrieben, mit mehreren nachzusehen sind". v. Ziegenhorn citirt Mevius von der Abforderung der Bauren T. 3, § 59 f. u. 97.

24. v. Fircks a. a. O. S. 197 u. 198. Nach Hinweglassung der Namen lautet das angeführte Urtheil wörtlich: „Als wird Wohlgeboren" („Im Jahre 1684 gestand der Herzog Friedrich Casimir dem einheimischen Adel den Titel Wohlgeborener zu." v. Ziegenhorn § 571) „N. N. zu seiner Bestrafung und zur Besserung, und andern zum warnenden Beispiele, auch dem Publico zur Satisfaction, dahin verurtheilet, daß er seiner zu unmenschlichen Handlungen gemißbrauchten Jurisdiction über seine Unterthanen verlustig sey, und nach Kaiser Karls peinlicher Halsgerichtsordnung Artikel 176 und 195 pro Securitate publ. Zeitlebens in einem anständigen Personal-Arrest bleiben, auch aus seinem Vermögen, von welchem sein Erbgut N. N. in fundamento mehr erwähnten königl. Rescript, wenn zuvor die entflohenen und in königl. Schutz genommenen, N.schen Erbunterthanen gerichtlich in selbiges revindiciret worden, in Zukunft durch gerichtlich zu constituirende Curatoren administrirt werden sollen, den durch diesen Rechtsgang dem Public. geursachten Unkosten mit 988¼ Thlr. in Alb. (ohngefähr 1400 Thlr. Cour.) zu refundiren schuldig und gehalten seyn soll. V. R. W." Dieses Urtheil ist in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gefällt und publicirt worden.

25. v. Rechenberg-Linten a. a. O. S. 16.

26. v. Fircks a. a. O. S. 196 bestätigt, daß „die Hauszucht in den Händen der Gutsbesitzer wenig und selten überschritten" wurde.

27. v. Ziegenhorn a. a. O. § 661 thut „des harten Schicksals des Ackermanns in Curland, so er bey einigen wenigen ungerechten Herren erdulden muß", Erwähnung.

28. v. Fircks a. a. O. S. 256.

29. Formula Regiminis § 14: „In allen sowohl Kriminal- als Civilgerichten, es mögen Unter- oder Obergerichte seyn, sollen die Prozesse summarisch verhandelt werden, dergestalt, daß alle Vorträge mündlich, und nicht schriftlich geschehen."

30. v. Fircks a. a. O. S. 213 führt als Quelle die Commissar-Decisionen vom 20. April 1699 und vom 3. September 1718 an.

31. v. Ziegenhorn a. a. O. § 582 erläutert, daß es dem Herzog von Curland nach Landeshoheit obliege, solchen armen Leuten Schutz angedeihen zu lassen, die von ihren Erbherren mißhandelt wären oder eine Mißhandlung oder Beraubung des Lebens befürchten müßten, und hebt im § 660 besonders hervor, daß dem Bauern das Klagerecht zustehe. Bei Klagen des Bauern handelt der Adelige recht, „wenn er durch ein erbetenes unpartheyisches Gericht erkennen lässet. Versaget einer vom Adel dem Klagenden die Rechtspflege, so kann er wegen verweigerten Rechts, entweder aufs Interesse für die erste Instanz, oder wenn die Sachen darnach beschaffen, auch wohl fürs Criminalgericht belanget werden."

32. v. Fircks a. a. O. S. 213 u. 214, S. 197 u. 198.

33. Ebendaselbst S. 198. — 34. Desgl. S. 192 u. 193.

35. v. Rechenberg-Linten 1858 a. a. O. S. 13.

36. v. Fircks a. a. O. S. 169: „Es gehört kein besonders heller Verstand hierzu, um zu berechnen, wie nachtheilig es der Wirthschaft sey, wenn der Bauer in der Lage ist, Brod aus dem Hofe nehmen zu müssen; und in diesen Fall muß er kommen, wenn man ihm nicht gehörige Zeit läßt, seine Wirthschaft zu besorgen."

37. Privilegium Sigismundi Augusti vom 28. November 1561 mit deutscher Uebersetzung von Heinrich Ludwig Birkel. Mitau, 1807.

38. v. Ziegenhorn. Staatsrecht der Herzogthümer Curland und Semgallen. Königsberg, 1772. § 355 S. 125.

39. Dr. M. G. Baucker, Praktisches Rechenbuch für inländische Verhältnisse. Mitau, 1837. Zweites Heft. Mitau, 1836. S. 250 giebt eine Werst auf 1984½ rigische Ellen an = 3500 russischen oder englischen Fuß.

40. Dr. M. G. Baucker a. a. O. S. 251.

41. Formula Regiminis von 1617. Uebersetzt von Heinrich Ludwig Birkel. Mitau, 1807.

42. Jacob Johnson. Abhandlungen aus und zu der Veranschlagung der Bauerländereien in Liv- und Kurland. Mitau, 1835. S. 42 u. 43.

43. Jacob Johnson a. a. O. S. 42.

44. v. Ziegenhorn a. a. O. § 355 S. 125.

45. Ebendaselbst, Beilage 259 S. 315, lateinischer Text.

46. Jacob Johnson a. a. O. S. 49. — 47. Ebendaselbst S. 49 u. 50.

48. v. Ziegenhorn a. a. O. § 355 S. 125.

49. Ebendaselbst § 661 S. 278: „Sie (d. h. die Curen) mußten nicht allein der Herrschaft Zinse geben, so noch in Curland bis auf diesen Tag unter dem Namen von Zinse und Wacke" (auch Wecke genannt) „geschiehet, sondern auch gewisse Dienste leisten, so der Gehorch genannt wird. Dieser ist Theils nach der Größe und Güte des Landes, so ein solcher Bauerswirth besitzet, bestimmet, also daß, wer so viel Land inne hat, als zu einem ganzen Haaken" (dem herrmeisterlichen) „gerechnet wird, wöchentlich der Herrschaft einen Arbeiter zu Pferde und zu Fuß ohnentgeldlich stellen, wer aber weniger besitzet, nach solcher Verhältniß seinen Gehorch leisten muß, theils müssen sie auch unbestimmte oder Frohndienste thun, als zum Exempel, die gebaueten Crescentien, Holz und dergleichen verführen, der Herrschaft Vorspann geben und so weiter."

50. v. Fircks a. a. O. S. 165.

51. P. v. Keyserling und Ernst v. Derschau. Beschreibung der Provinz Kurland. Mitau, 1805. Gedruckt bei J. F. Steffenhagen und Sohn. S. 268 und 269: „In der ganzen Provinz ist die dreifeldrige Wirthschaft üblich; man kennt hier andere Eintheilungen gar nicht, und denkt sich das als das non plus ultra, wenn man ein Winterfeld, ein Sommerfeld und ein Brachfeld hat. Auf den wenigsten Gütern" ꝛc. ꝛc.

52. v. Fircks a. a. O. S. 165. — 53. Ebendaselbst S. 166.

54. Desgl. S. 183. — 55. Desgl. S. 166.

56. Hermann Friedrich Dullo, Pastor zu Cabillen. Die Kurländische Landwirthschaft. Mitau, 1804. I. Theil S. 27.

57. Alex. v. Hueck. Darstellung der landwirthschaftlichen Verhältnisse in Esth-, Liv- und Curland. Leipzig, Verlag von Otto Wiegand. 1845. S. 122.

58. Ebendaselbst S. 122. — 59. v. Fircks a. a. O. S. 165.

60. Ebendaselbst S. 166 u. 167. — **61.** Desgl. S. 167 u. 168.

62. Desgl. S. 182 u. 183. — **63.** Desgl. S. 183. — **64.** Desgl. S. 182.

65. Desgl. S. 168. — **66.** Dullo a. a. O. Theil I, S. 330 ff.

67. Ebendaselbst S. 328 u. 330.

68. Dr. M. G. Paucker a. a. O. Zweites Heft S. 115. Der Albertsthaler oder der Silberducat ist eine holländische Münze.

69. v. Fircks a. a. O. S. 206 bis 209.

70. v. Ziegenhorn a. a. O. § 661 S. 291: „Curland kam unter polnischen Schutz eben zu der Zeit, da der Adel alldort seine Rechte äußerst zu erweitern anfing und um, wie in der Staatsgeschichte schon angemerket worden, dem Adel zur unmittelbaren Unterwerfung an Polen einen Geschmack beyzubringen, wurde derselbe die meiste Zeit wider den Fürsten begünstiget. Die Macht des Adels blieb gegen die Macht, die ein Landesherr, wenn er Recht und Gerechtigkeit allen unpartheyisch handhaben soll, haben muß, nicht mehr im rechtmäßigen Verhältniß, und dieses erstreckete sich auch besonders auf die Bauerschaft." Diese Worte enthalten den Beweis, daß v. Ziegenhorn den kurländischen Zuständen unbefangen und kritisch gegenüberstand.

71. v. Ziegenhorn a. a. O. § 661 S. 290.

72. Wenn man von „Tyrannei", „Sclaverei" oder „barbarischer Behandlung" ꝛc. der Leibeigenen spricht, so paßt das nicht auf Kurland, wohl aber auf die Träger solcher Anschauungen, wie sie in der Läuflingsordnung für Livland 1719 Ausdruck finden. Das Patent des Generalgouverneurs Fürsten Koribut Golitzin vom 28. Februar 1719 in Betreff der Läuflingsordnung setzt u. A. fest: „man habe es, um dem Unwesen des Verlaufens der Bauern ein Ende zu machen, „„vor Ihro Zaarischen Majestät hohes Interesse vor unentbährlich geachtet . . . . eine gewisse Straffe vor (bäuerliche) Deserteurs und Läuflinge selbsten zu verordnen"". — Diese sollen nämlich, wann sie über die Grenze entwichen, nach Befinden der Gerichte, „„entweder an der Stirne gebrandmahlet oder die Nasen und Ohren ihnen abgeschnitten werden"". H. Baron Bruiningk, Baltische Monatsschrift Band XXVII, 1880 S. 259 „Apologetische Bemerkungen". Eine Gesetzesbestimmung, was mit entlaufenen, aber wieder eingefangenen Leibeigenen zu geschehen hatte, existirte in Kurland nicht. Der Erb- oder Grundherr sollte nach § 52 der Statuta Curlandica den entlaufenen Leibeigenen „männlichen Geschlechts" zurückerhalten und damit war die Sache nach dem Gesetz abgethan.

73. Baltische Monatsschrift Band XXVII, 1880, S. 103 ff: „Befreiung des Bauernstandes" von E. Loening. Nach diesen Angaben wurde die Leibeigenschaft aufgehoben: in Baden — 1783, in Schleswig-Holstein — 1805, in Schwedisch-Pommern — 1806, in Preußen — 1810 durch das Manifest König Friedrich Wilhelms III. vom 9. October 1807, in Oesterreich — 1782 durch Kaiser Joseph II.

74. Alexander Tobien. Baltische Monatsschrift XXVII, 1880, S. 283 und 284 „Zur Geschichte der Bauernemancipation in Livland". Eine fast übereinstimmende, aber doch ein wenig abweichende Darstellung dieser Vorgänge geben: Theodor von Bernhardi, „Geschichte Rußlands" 1877. III. Theil S. 108 u. 109, und Ernst von Rechenberg-Linten „Zustände Kurlands" 1858. S. 22.

75. Alfons Baron Heyking, „Statistische Studien" ꝛc. Mitau, 1862, S. 1 hat schon 1862 den Zeitraum von 1817 bis auf die damalige Gegenwart in drei Epochen eingetheilt. Diese Eintheilung ist, wenn auch mit etwas veränderter Bezeichnung der einzelnen Zeitabschnitte, als eine den Thatsachen entsprechende, zutreffende der v. Rechenbergschen („Zustände Kurlands" S. 23 u. 24) in zwei Perioden, bis 1858, vorgezogen worden.

76. А. А. Башмаковъ. „Учрежденіе о курляндскихъ крестьянъ." Либава 1892. Хронологическій указатель и т. д. S. 193 bis 203. Ueberſetzt: „Kurländiſche Bauerverordnung vom 25. Auguſt 1817 nebſt Veränderungen und Ergänzungen bis 1892." Libau 1892. Chronologiſcher Wegweiſer ꝛc. S. 193 bis 203.

77. Kurländiſche Bauerverordnung vom Jahre 1817. Tranſitoriſches Geſetz § 9 bis § 28.

78. v. Fircks a. a. O. S. 169.

79. Kurländiſche Bauerverordnung von 1817. Allg. Beſtimmungen, I.

80. Alfons Baron Heyking a. a. O. S. 20.

81. C. von der Recke. „Ein Wort zur Agrargeſetzgebung in Kurland." Baltiſche Monatsſchrift Band III, 1861, S. 333.

82. v. Rechenberg-Linten a. a. O. S. 136 giebt die Zahl der Concurſe auf ca. 80 an.

83. C. Neumann, „Rückblicke auf die Entwickelung der kurländiſchen bäuerlichen und Güterverhältniſſe ſeit 1817." Baltiſche Monatsſchrift Band II, 1860, S. 508 bis 517, hat in ſeiner Studie die traurigen Verhältniſſe der Concurszeit beſonders berückſichtigt und in knapper Form Urſachen, Verlauf und Ausgang der Finanzkriſis klar und überſichtlich dargelegt. Deshalb iſt dieſe Abhandlung der Beſprechung der Concurszeit vorwiegend zu Grunde gelegt worden, wenn auch v. Rechenbergs Angaben in ſeinem mehrfach citirten Werke nicht unberückſichtigt geblieben ſind.

84. C. Neumann a. a. O. S. 510.

85. v. Rechenberg-Linten a. a. O. S. 136: „In den Jahren 1826 bis 31 ſtand der Roggenpreis circa auf 80 bis 90 Kop. S.-M. per Loſ; Gerſte galt 65 bis 75 Kop.; Weizen 1 Rbl. 30 bis 40 Kop." Dullo a. a. O. (Anm. 56) S. 330 und 334 giebt die Preiſe für ſeine Zeit, d. h. 1803, in folgender Weiſe an: es koſtete 1 Loſ Weizen 6 Fl., Roggen 4 Fl., Gerſte 3 Fl. und Hafer 2 Fl. — Auf einen Thaler (Alberts) rechnet Dullo 4 Fl. und Dr. M. G. Baucker a. a. O. S. 115 zählt 135_{4289} Kopeken Silber (= $133^1/_2$ Kopeken Gold) auf einen holländiſchen oder Albertsthaler. Da die v. Rechenbergſchen Daten das Minimum und Maximum angeben, ſo wird in der nachfolgenden kleinen Tabelle der Maximalpreis gerechnet. Der Preis für Hafer fehlt bei v. Rechenberg und iſt daher proportional den Angaben von Dullo über Gerſte und Hafer ergänzt worden. Als einheitlicher Werthmeſſer gilt der Silberkopeken.

Getreidepreiſe
nach Dullo (1803) und v. Rechenberg (1826—31).

1 Loſ.	1803.	1826—31.
	Silberkopeken.	
Weizen	$203_{,19}$	140
Roggen	$135_{,42}$	90
Gerſte	$101_{,55}$	75
Hafer	$67_{,70}$	50

86. v. Rechenberg-Linten a. a. O. S. 138.

87. C. Neumann a. a. O. S. 512.

88. Kurländiſche Bauerverordnung von 1817 für den definitiven Zuſtand § 178.

89. Ebendaselbst §§ 175 u. 176. — 90. Desgl. § 177.
91. Desgl. § 185. — 92. Jacob Johnson a. a. O. S. 52 u. 53.
93. Ebendaselbst S. 53. — 94. (A. v. Hueck) a. a. O. S. 165.
95. Alfons Baron Heyking a. a. O. S. 21.
96. A. Lieventhal. Ein Blick auf die Agrargesetzgebung und den Bauerlandverkauf in Kurland bis zum Jahre 1872. „Baltische Monatsschrift" Bd. XXII 1873, S. 269.
97. Dullo a. a. O. Th. I, S. 109. — 98. (Alex. v. Hueck) a. a. O. S. 211.
99. Ebendaselbst S. 221. — 100. Desgl. S. 188 u. 189.
101. v. Rechenberg-Linten a. a. O. S. 24 und 25.
102. (Alex. v. Hueck) a. a. O. S. 183.
103. Ebendaselbst S. 171.

Bücherschau.

Briefwechsel Juri Samarins mit der Baronesse Edith Rahden. Moskau, 1893 (Переписка Ю. Ѳ. Самарина съ Баронессою Э. Ѳ. Раденъ. 1861—1876. Москва).

Das Buch, welches vor Kurzem unter dem vorstehenden Titel veröffentlicht worden, ist eine sehr merkwürdige Erscheinung. Es ist merkwürdig durch die Personen, zwischen denen die darin abgedruckten Briefe gewechselt werden, merkwürdig durch seinen Inhalt, bemerkenswerth auch durch seine Form. Zunächst die Personen. Wer Juri Samarin ist, weiß Jeder von uns, dagegen ist die Baronesse Edith v. Rahden, einst in der Petersburger hohen Gesellschaft allgemein bekannt und hoch geschätzt, auch jetzt dort noch nicht vergessen, bei uns nur in engeren Kreisen gekannt. Daher erklärt sich die große Wirkung, welche das Buch in Petersburg gehabt hat, während es bei uns zunächst nur ein begrenztes Interesse erwecken kann. Jedenfalls ist es der größten Beachtung werth, schon der Baronesse Rahden wegen, die eine ganz ungewöhnliche Persönlichkeit war und weiteren Kreisen bekannt zu werden in hohem Grade verdient. In Kurland geboren, ist Edith v. Rahden schon in früher Jugend mit ihrer Familie nach Petersburg übergesiedelt, wo sie besonders unter dem Einfluß einer liebenswürdigen und geistig sehr angeregten Mutter heranwuchs. Außerordentlich begabt wie ihr früh verstorbener Bruder Oscar, der Hauptverfasser der geschichtlichen Uebersicht des Provinzialrechts in den Ostseegouvernements, in nicht leichter Jugend früh gereift, eine stolze, ganz auf das Ideale gerichtete Natur, ist sie in jugendlichem Alter Hoffräulein bei der Großfürstin Helene Pawlowna geworden und in dieser Stellung bis zum Tode der Großfürstin im Januar 1873 geblieben. Der Salon der Großfürstin war der Mittelpunkt alles geistigen Lebens in Petersburg. Hier versammelten sich, namentlich in den Jahren

der Vorbereitung zu der Bauernemancipation die Wortführer der verschiedenen politischen Richtungen, Staatsmänner und Nationalökonomen ebenso wie Gelehrte, Schriftsteller und Künstler jeder Art. An diesem reichen geistigen Leben nahm die Baronesse Rahden lebhaften und nicht blos passiven Antheil, sie empfing nicht blos bedeutende Anregungen mannigfacher Art, sondern fesselte durch ihren Geist und ihr klares Urtheil auch hervorragende Gelehrte und Politiker. Allmählich bildete sich ein besonderer kleinerer Kreis um sie, dessen Angehörige, wie verschieden sie nach Geistesrichtung, Lebensstellung, Nationalität und Weltanschauung auch waren, sich in der Hochschätzung und Bewunderung ihrer lauteren, edlen, ebenso von der höchsten und feinsten Bildung, wie von der tiefsten Religiosität erfüllten Persönlichkeit vereinigten. Hier erschienen oft auch die bedeutendsten Männer aus den baltischen Provinzen, um sich über die Lage der Verhältnisse zu orientiren. Fräulein Edith v. Rahden war die regelmäßige Begleiterin der Großfürstin auf deren zahlreichen Reisen und lernte während des Aufenthalts in Deutschland, der Schweiz und Italien viele interessante und bedeutende Menschen kennen. Nach dem Tode der Großfürstin wurde sie Hoffräulein der Kaiserin Maria Feodorowna und erhielt die Oberaufsicht über die speciell unter dem Schutze der Kaiserin stehenden weiblichen Erziehungsanstalten. Mit der größten Pflichttreue und Energie, mit der ganzen selbstvergessenen Hingabe ihrer starken und hohen Seele hat sie das letzte Jahrzehnt ihres Lebens ganz diesem Berufe gewidmet. Von ihrer Correspondenz waren bisher nur die schönen und tiefen Briefe an Bischof Walter, die einen ergreifenden Einblick in ihr inneres Leben gewähren, bekannt geworden. Jetzt liegt ihr Briefwechsel mit Samarin vor. Man kann sich nicht leicht zwei verschiedenartigere Persönlichkeiten denken, und der Gegensatz zwischen ihnen scheint beim ersten Anblick so groß, daß man sich nähere persönliche Beziehungen kaum vorstellen kann. Auf der einen Seite Samarin, Russe mit Leib und Seele, einer der bedeutendsten Vertreter der slavophilen Richtung, ein treuer und begeisterter Anhänger der orthodoxen Kirche, der Feind alles fremdländischen Einflusses in Rußland, der heftige Widersacher und rücksichtslose Ankläger der Zustände in den baltischen Provinzen, eine herbe und scharfe Natur — auf der anderen Seite Edith von Rahden, deutsch nach Herkunft und Bildung, an ihrer baltischen Heimath treu und innig hängend, Protestantin von ganzer Seele und durchdrungen von dem Glauben der evangelischen Kirche, ganz erfüllt von abendländischer Bildung, entschiedene Gegnerin aller beschränkenden Exclusivität, durchaus abhold allem kirchlichen und nationalen Fanatismus, liebenswürdig und hochherzig — welchen Vereinigungspunkt konnte es für so grundverschiedene Naturen geben? Und doch gab es einen solchen. Die Freiheit des Gewissens war für Edith von Rahden das

köstlichste und edelste Gut des Menschen, und weil sie das auch in den Augen von Sgmarin war, bildete dieses Princip die Grundlage der Verständigung und der persönlichen Annäherung zwischen den beiden sonst so verschiedenen Persönlichkeiten. Dazu kam denn noch ein anderes Moment: selbst eine durchaus wahre Natur, hatte Fräulein v. Rahden, wie sie es einmal ausdrückt, eine wahre Leidenschaft zur Wahrheit, und in dem rückhaltlosen Streben nach Wahrheit sah sie eine der Hauptaufgaben des Menschen. Sie achtete ein solches Streben auch bei dem Gegner und fand dadurch eine Verständigung, ja persönliche Beziehung auch zu dem Vertreter eines dem ihrigen ganz entgegengesetzten Standpunktes möglich. Eine solche Wahrheitsliebe und ein solches Trachten nach Wahrheit glaubte sie bei Samarin zu finden und war sie immer mehr überzeugt, je länger sie in Beziehung zu ihm stand, bei ihm allezeit anzutreffen. Das gab ihr den festen Boden für eine dauernde Gemeinschaft und für eine aufrichtige Freundschaft mit ihm trotz aller der großen Verschiedenheiten, ja des Gegensatzes in ihrer Auffassung und Beurtheilung der wichtigsten Dinge. Wie alle edlen Naturen, fühlte Fräulein Rahden sich zur größten Unparteilichkeit und zur peinlichsten Gerechtigkeit gerade dem Gegner gegenüber verpflichtet. Ob sie darin nicht manchmal zu weit gegangen, ob sie dem Gegner und Freunde nicht zuweilen, um nur ja nicht ungerecht zu sein, zu viel zugestanden, das wollen wir unerörtert lassen. Allzu gerecht und allzu parteilos sein, ist ein Fehler, dessen nur vornehme und ideal angelegte Menschen sich schuldig machen, er gereicht ihnen eher zur Ehre als zum Vorwurf, aber ein Fehler bleibt er doch, denn es wird dadurch der Sache, die sie vertreten, etwas vergeben, und im letzten Grunde geschieht der Wahrheit damit doch ein Abbruch. Vollends im Widerstreite mächtiger Principien, im heftigen Kampfe des Lebens, im heißen Ringen mit den Vorkämpfern und Vertretern gewaltiger historischer Mächte ist eine solche erhabene Unparteilichkeit und streng abwägende Gerechtigkeit nicht am Platze, ja schädlich, denn sie würde, allgemein geübt, die zum Kampfe nothwendige angespannte Kraft und Entschlossenheit lähmen und Unsicherheit bewirken. Einzelnen wenigen, außerhalb des täglichen Gewühles und der Kämpfe des Lebens stehenden und von einem höheren Standpunkte den Verlauf der irdischen Dinge betrachtenden Seelen mögen diese Eigenschaften wohl anstehen, im Uebrigen kommen sie erst der Nachwelt, nicht der Gegenwart zu. Doch zurück zu unserem Gegenstande.

Für die Begründung und Befestigung der persönlichen Beziehungen Fräulein Rahdens zu Samarin kommen noch einige andere Umstände in Betracht. Samarin war unstreitig ein Mann von Geist und ungewöhnlicher Bildung, die ganz auf deutscher Grundlage beruhte; er hatte in Berlin auf das Eifrigste die Hegelsche Philosophie studirt. Er war ein scharf

ausgeprägter Charakter, der meist rücksichtslos seine Ansicht kundgab. Gerade der Contrast dieses seines Wesens mit der Charakterschwäche und Hohlheit so vieler Personen der vornehmen Gesellschaft, in der sie lebte und mit der sie verkehrte, zog Fräulein Rahden an und seine «rude franchise», wie er sie selbst bezeichnet, gewann viel mehr ihre Achtung, als daß sie sie abstieß. Es ist psychologisch sehr verständlich, daß gerade für eine edle, hochsinnige Frau wie Fräulein von Rahden es einen eigenen Reiz haben mußte, ja wie eine ihr gestellte Aufgabe erscheinen konnte, auf eine so eigenwillige, herbe Persönlichkeit wie Samarin Einfluß auszuüben, und zwar einen mäßigenden und besänftigenden. Endlich fühlte und glaubte sie sich in den höchsten Dingen, in dem Glauben an die ewigen Wahrheiten des Christenthums trotz der Verschiedenheit ihrer kirchlichen Stellung ganz einig mit ihm.

Aus dem Dargelegten erklärt und begreift es sich, daß, unbeschadet der großen zwischen ihnen bestehenden Gegensätze, doch freundschaftliche Beziehungen, und zwar in wachsendem Maße, zu Samarin für Fräulein Rahden möglich waren. Samarin seinerseits legte auf diese Freundschaft das größte Gewicht und war stolz auf sie. Nicht nur in persönlicher, sondern auch in sachlicher Beziehung war sie für ihn von der größten Bedeutung. Er galt als einer der prononcirten Vertreter einer extremen politischen Richtung, als abgesagter Feind der baltischen Provinzen. Wenn nun eine diesen Provinzen entstammende, von lebendiger Heimathsliebe beseelte, dem baltischen Adel angehörende und des Standesbewußtseins durchaus nicht entbehrende, durch die Festigkeit ihrer Ueberzeugungen und ihre vornehme Gesinnung bekannte Frau wie Fräulein Rahden trotz seines energischen Vorgehens gegen die Ostseeprovinzen mit ihm in freundschaftlichen Beziehungen stand und blieb, mußten da nicht seine Anklagen in den Augen, wenigstens der petersburger Gesellschaft, als doch nicht völlig des Grundes entbehrend erscheinen? Wir meinen natürlich nicht, daß solche und ähnliche Reflexionen bestimmende Motive seiner Freundschaft gewesen sind, durchaus nicht, aber als sich von selbst ergebendes Resultat derselben waren ihm solche Folgerungen gewiß nicht unangenehm. Es ist sehr charakteristisch und instructiv, wie er sich in seinen Briefen der Freundin gegenüber verhält. Er vergiebt seinen kirchlichen, nationalen und politischen Ansichten und Ueberzeugungen niemals das Geringste, aber er stellt sie in solche Beleuchtung, wie sie Fräulein Rahden am ehesten sympathisch oder wenigstens am mindesten unsympathisch erscheinen mußten. Er appellirt im Augenblicke des größten Zwiespaltes stets an ihr Herz, ihre edle Seele, ihre hohe Gerechtigkeitsliebe, und nie vergebens. Etwas, was an gewöhnliche Schmeichelei erinnert, findet sich fast nie in seinen Briefen, aber er kehrt ihr gegenüber seine liebenswürdigste Seite hervor und bei aller Unumwundenheit, mit der er seinen Ueberzeugungen Ausdruck

verleiht, sind seine Briefe doch stets auf einen Ton gestimmt, von dem er gewiß ist, daß er im Inneren der Freundin Anklang finden wird. In diesen Briefen an Fräulein Rahden und andererseits in den „Grenzmarken" kommen die beiden äußersten Pole seines Charakters und seiner schriftstellerischen Haltung zur Erscheinung; zur vollständigen Erkenntniß und Erfassung seines Wesens wäre es wünschenswerth und nothwendig, auch die mittlere Linie zwischen beiden kennen zu lernen, d. h. Briefe und vertrauliche Mittheilungen an Freunde und andere ihm nahestehende Personen vor uns zu haben. Dann erst würden wir ein vollständiges und wahres Bild von ihm erhalten. Ein Beispiel mag erläutern, was wir meinen. Ein sehr bekanntes und sehr lesenswürdiges Buch sind Wilhelm von Humboldts Briefe an eine Freundin. Indem wir dasselbe zur Vergleichung heranziehen, ist es natürlich nicht unsere Absicht, Samarin mit Humboldt und Edith von Rahden mit Charlotte Diede in Parallele zu setzen. Die Aehnlichkeit mit dem von uns besprochenen Briefwechsel besteht aber darin, daß Humboldt in seinen Briefen einen ganz bestimmten Ton festhält und seinen Gedanken einen stets auf die Freundin berechneten Ausdruck giebt. Auch werden darin nur gewisse Dinge behandelt, andere, von denen er weiß oder voraussetzt, daß sie seiner Correspondentin fremd oder unsympathisch sind, werden möglichst vermieden oder nur ganz kurz berührt. Wären die Briefe der Charlotte Diede erhalten, so würde der eigenthümliche Charakter dieser Correspondenz uns noch deutlicher vor Augen treten. Wer sich aus diesen Briefen allein ein Bild von Humboldts Wesen machen wollte, würde ein sehr unvollständiges gewinnen, denn sie zeigen uns seine Persönlichkeit nur von einer, in ganz bestimmter Absicht festgehaltener Seite. Diese Analogie mag zur Verdeutlichung genügen.

Aus den großen und mannigfachen Gegensätzen, die zwischen den beiden Correspondenten bestehen, erklärt es sich, daß ihr Briefwechsel eigentlich ein beständiger Kampf ist. Volle Einigkeit herrscht nur selten; immer von Neuem tauchen Zweifel an der rückhaltlosen Aufrichtigkeit, an dem unbegrenzten Vertrauen des Einen zum Anderen auf, und kommen zu lebhaftem Ausdruck. Besonders Samarin spricht immer wieder die Empfindung aus, daß die Freundin ihm nicht völlig vertraue, daß sie nicht unbedingt an seine Aufrichtigkeit glaube. In immer neuen Wendungen kommt dieses Ringen nach völligem Zutrauen, nach zweifelloser Gewißheit der gegenseitigen Freundschaft bei ihm zur Sprache. Fräulein von Rahden ist durchweg mehr zum Glauben an ihn geneigt, aber bisweilen tauchen auch in ihr Zweifel auf. Doch alle Bedenken, alle scheinbaren Zeichen von Mißtrauen, alle Zweifel werden von beiden Seiten immer wieder hinweggeräumt, aber bald kehren sie wieder, erst in der letzten Zeit treten sie zurück. Durch dieses ununterbrochene Ringen in der Freundschaft erhält der Briefwechsel einen wahrhaft

dramatischen Charakter. Samarin huldigt Fräulein Rahden in einer Weise, die gerade bei seiner rücksichtslosen und sarkastischen Natur außerordentlich erscheinen muß und für die Macht der Persönlichkeit und des Charakters von Fräulein Rahden das glänzendste Zeugniß ablegt. Sie ist ihm die Stimme des Gewissens, sie macht ihm seine eigenen Gedanken und Empfindungen klar, sie erkennt er als die Richterin seiner Handlungen an, er verlangt oft geradezu nach einer Zurechtweisung von ihr, er schaut zu ihr auf in Verehrung wie sonst zu keinem Menschen, und vor ihr allein hat er Furcht. In den mannigfaltigsten Wendungen giebt Samarin diesen seinen Gedanken und Empfindungen Ausdruck, bald in der Form des Dankes, bald in lebhafter Freude und dann wieder in wehmüthiger Trauer und im Tone des Vorwurfs, wenn er sich von der Freundin verkannt glaubt. Welcher Mensch, und vollends welche Frau, auch wenn sie über die Anwandlungen gewöhnlicher Eitelkeit völlig erhaben ist, wäre im Stande, solchen Huldigungen, solchen gerade durch die Beimischung von Mißmuth und Klage um so aufrichtiger und überzeugender erscheinenden Ausdrücken wärmster Verehrung zu widerstehen, zumal, wenn sie von einem principiellen Gegner kommen, der für gewöhnlich sich nicht durch übergroße Liebenswürdigkeit, sondern durch Hartheit des Charakters auszeichnet? Daher fühlt sich Fräulein Rahden gerade Samarin gegenüber, der ihr vertrauensvoller Freund und zugleich ihr grundsätzlicher Gegner ist, zur peinlichsten Gerechtigkeit verpflichtet. Es entspricht ganz ihrer edlen, hochherzigen Natur, daß sie, wenn sie ihm einmal Unrecht gethan zu haben glaubt, es nicht nur unumwunden sogleich eingesteht, sondern sich dann noch mehr freundschaftlich ihm verbunden fühlt. Sie geht in ihrer Gerechtigkeitsliebe bisweilen sehr weit. Als er von einzelnen ihrer Landsleute heftig angegriffen wurde, trat sie lebhaft für ihn ein. Sie übersetzt und veröffentlicht seine Abhandlung über Chomjakow gerade in der Zeit der heftigsten Erregung, um den politischen und nationalen Gegnern Samarins ehrenwerthen Charakter zu zeigen. Wie sehr sie auch persönlich Gegnerin seiner Principien ist und die Art seines Vorgehens mißbilligt, daß die Motive seines Handelns edle und gute sind, dafür tritt sie lebhaft ein. Wie sollte da Samarin ihr nicht dankbar und zugethan sein? Es erscheint manchmal so, als wäre sie dem Leben und Empfinden ihrer Heimath etwas entfremdet, sie macht dem Freunde und Gegner mitunter Zugeständnisse, die auffallen können, und Samarin vergißt keines derselben, im geeigneten Augenblicke erinnert er sie an das von ihr früher Eingeräumte. Doch wo es sich um die Grundfragen, um die eigentlichen Principien handelt, da ist Edith von Rahden immer ganz sie selbst, da verleugnet sich nie der Adel und die Tiefe ihrer Natur, und sie verleiht dann ihren Gedanken und Empfindungen einen wirklich bewundernswürdigen Ausdruck. Eine Hofdame wie sie hat es wohl

in Jahrhunderten nicht gegeben. Völlig frei von jeder Kleinlichkeit und Ehrsucht, wunderbar klar in ihrem Denken, von seltener Schärfe und Feinheit der Auffassung und Beobachtung, mit einer ganz auf das Ideale gerichteten Seele, im Besitz echter und umfassender Bildung, dazu mit der Fähigkeit ausgestattet, für ihre Gedanken stets die vollkommen entsprechende Form zu finden, mußte diese seltene Frau Eindruck auf Jeden machen, der mit ihr in Berührung kam, wenn auch die ganze Tiefe und Macht ihres Wesens sich nur einzelnen ihr näherstehenden Personen offenbarte. Daß Samarin zu diesen gehörte, darauf war er mit Grund stolz, und er schätzte seinen brieflichen Gedankenaustausch mit Fräulein von Rahden sehr hoch. „Viele Aeußerungen und Stellen in Ihren Briefen habe ich so oft gelesen, daß ich sie auswendig weiß," schreibt er ihr einmal. Als er nicht lange vor seinem Tode ihre Briefe geordnet und noch einmal gelesen hatte, da fühlte er sich zu lebhaftem Danke für alle Beweise ihrer Freundschaft bewegt.

Die Veröffentlichung dieses Briefwechsels hat zweifellos in erster Linie den Zweck, ein Ehrendenkmal für Juri Samarin zu sein. Daß die baltische Baronesse und eifrige Protestantin, wie der Herausgeber nachdrücklich betont, durch den kirchlichen und nationalen Gegensatz nicht gehindert wurde, mit Samarin bis an seinen Tod in aufrichtiger, treuer Freundschaft zu verharren, muß natürlich ein glänzendes Zeugniß für die Bedeutung und den Werth seiner Persönlichkeit ablegen. Aber läßt diese Freundschaft nicht auch seine politische Thätigkeit, die Gerechtigkeit seines Vorgehens in günstigem Lichte erscheinen? Ist der Zweck dieser Veröffentlichung nicht eben so sehr ein politischer, wie er ein persönlicher ist, nämlich einen Beitrag zum Verständniß von Samarins Wesen und Charakter zu liefern? Doch wir lassen diese Fragen auf sich beruhen. Für die Kenntniß von Fräulein von Rahdens Persönlichkeit sind diese Briefe natürlich ebenfalls von großem Werth; aber es tritt hier doch nur mehr diese und jene Seite derselben hervor. Erst wenn auch noch andere Briefe von ihr, namentlich aus früherer Zeit und in ihrem „geliebten Deutsch" geschrieben, veröffentlicht sein werden, wird ihr Wesen in seiner vollen Unmittelbarkeit zur Geltung kommen.

In dem Briefwechsel werden die höchsten und tiefsten Fragen von zwei scharfblickenden, mit Ernst um ihre Lösung sich bemühenden Personen erörtert. Mit offenem Freimuth werden alle Dinge besprochen; von Intrigue und Médisance, die in den Salons der großen Welt so sehr herrschen, findet sich hier nicht die leiseste Spur, und doch wird Niemand den Briefwechsel ohne Interesse und Spannung zu Ende lesen. Samarin war Fräulein Rahden in der Zeit, da er als Mitglied der Redactionscommission für die Bauernemancipation in den Jahren 1859 bis 1861 häufig im Salon der Großfürstin erschien, bekannt geworden. Aber damals mißfiel er ihr sehr,

wie sie ihm selbst später schreibt; die ersten Briefe tragen daher auch mehr geschäftsmäßigen Charakter. Erst im September 1864 beginnt der eigentliche Briefwechsel mit einem langen Schreiben von Samarin. Die Veranlassung zu demselben hatte die Unterhaltung zwischen ihm und Fräulein Rahden über seine Stellung zu den baltischen Provinzen gegeben. Auf die Vorwürfe von Fräulein Rahden zu antworten, war er durch den Eintritt der Großfürstin verhindert worden. In diesem Schreiben nun legt er ihr seine bekannte Auffassung der Verhältnisse in den baltischen Provinzen dar. Es ist, wie er selbst bemerkt, ganz der Standpunkt seiner Briefe aus Riga vom Jahre 1848; seitdem war nach seiner Meinung offenbar nichts anders geworden. Es wird von ihm Anklage gegen die Privilegien als Hinderniß jeder Verbesserung und jedes Fortschritts, gegen die Ritterschaften, die städtischen Verwaltungen, die Zünfte erhoben und Beschwerde über die Unterdrückung der Bauern geführt. Fräulein Rahdens Antwort ist sehr fein und geistreich; sie erklärt ihm, seine Offenheit flöße ihr vollkommenes Vertrauen ein, geht aber auf die einzelnen Punkte in seinem Briefe nicht weiter ein, da sie dieselben nicht genau kennt und der Streit darüber daher erfolglos sein würde. Ihre Erwiderung hält sich im Allgemeinen, sie bemerkt, das von ihm entworfene Porträt möge ähnlich sein, aber es fehle ihm Eins, das Leben. Und nun entwirft sie eine Charakteristik ihrer Landsleute, die nichts weniger als geschmeichelt und parteiisch ist; sie betont, was sie sind und was sie sein können, aber ebenso, was sie nicht sein können. Samarin macht in seiner Antwort die eben so treffende, als wahre Bemerkung: Man versteht den Geist und das Wesen einer Gesellschaft, einer Institution, einer Person nur, wenn man sie liebt und so weit man sie liebt, und gesteht, Fräulein Rahden habe ihn die eigentliche Lebenskraft der Institutionen in den baltischen Provinzen verstehen gelehrt, aber, fährt er fort, bekehrt habe sie ihn nicht, was er dann des Weiteren ausführt. Damit endigte zunächst dieses Vorspiel zu dem eigentlichen Kampf. Dieser und damit die schwerste Probe für die freundschaftlichen Beziehungen der beiden Correspondenten trat 1868 ein, als Samarin Fräulein Rahden die beiden ersten Lieferungen seiner „Grenzmarken" mit der Erklärung zuschickte, er habe mit deren Veröffentlichung nicht nur eine Pflicht gegen sein Vaterland überhaupt, sondern auch gegen die baltischen Provinzen erfüllt. Ihre in heftiger Erregung geschriebene Antwort wird Niemand ohne Bewegung lesen. Der Bruch zwischen Beiden schien unvermeidlich, Edith v. Rahden selbst sah ihn als sicher an, und dennoch trat er nicht ein. Wie geschah das? Samarins Erwiderung auf den leidenschaftlichen Ausbruch einer edlen Seele ist ein wahres Meisterstück. Er nimmt nichts von dem zurück, was er geschrieben, auch nicht ein Wort, sein Gewissen ist ruhig und macht ihm keine Vorwürfe, er sieht ihr offen ins

Gesicht wie früher. Er vertheidigt sich überhaupt nicht, vielmehr er klagt Fräulein Rahden an: sie habe Unrecht, sie verkenne die Redlichkeit seiner Absichten und leugne die offenbare Wahrheit. Dann wendet er sich an ihre Hochherzigkeit. Er werde vielleicht bald schweigen müssen, ihm drohe Verbannung an einen entfernten Ort, dann werde ihre Partei über einen Wehrlosen triumphiren. Wenn aber das Schwere über ihn hereinbreche, dann werde sie ihr Unrecht erkennen und ihren falschen Eifer gegen ihn bereuen. Er liebe sie wie ein Bruder, er liebe an ihr selbst ihre nationalen und ihre Standesvorurtheile, seine Gesinnung gegen sie werde er eben so wenig je ändern, als seine Ueberzeugungen. Schließlich erklärt er: Die Wahrheit vor Allem und kein Compromiß mit ihr. Ich werde kommen, wenn Sie mich rufen. Dieser Brief erreichte seinen Zweck vollkommen, es kam nicht zum Bruche, Samarin hatte gesiegt. Fräulein Rahden bedauert ihre Heftigkeit, sie ist jetzt von der Ehrlichkeit seiner Absichten überzeugt und bittet ihn, ihr zu verzeihen, daß sie einen Augenblick daran gezweifelt. Sie werde ebenso stets in ihren Ueberzeugungen seine unversöhnliche Gegnerin sein, wie sie persönlich seine Freundin bleibe; in der Stunde der Gefahr werde sie ihn nicht verlassen. Samarin war über diesen Brief und die darin enthaltene Ehrenerklärung natürlich voll jubelnder Freude. An seinen Anschauungen wurde dadurch nichts geändert; er bezeichnet in demselben Briefe Jung Stillings Schrift: Statistisches Material zur Beleuchtung der livländischen Bauerverhältnisse, welche Fräulein Rahden ihm geschickt hatte, als einen Roman in Zahlen. In einem späteren Briefe präcisirt und begründet Fräulein Rahden noch einmal ihren Standpunkt und charakterisirt sein Verfahren höchst geistreich; sie spricht ein anderes Mal mit feiner Ironie von seinem „grimmigen Wohlwollen und seinem vorsorglichen Hasse für uns", und bemerkt: Meine Landsleute erfreuen sich nicht Ihrer Unterhaltung wie ich, sondern nur Ihrer Bücher. Samarin bleibt dagegen bei der Ueberzeugung, sie werde früher oder später einsehen, daß sie sich getäuscht und er Recht gehabt. Sie war jetzt so fest überzeugt von seiner Ehrlichkeit und seiner Aufrichtigkeit, daß sie später einmal äußert, sie habe oft den Wunsch, Samarin möchte Generalgouverneur der baltischen Provinzen werden, was er dann mit einiger Ironie aufnimmt. Doch wir brechen von diesem Gegenstande ab, um noch einiges Andere aus dem reichen Inhalte der Correspondenz zu berühren.

Wundervoll ist der Brief, den Edith Rahden unter dem Eindrucke der großen Ereignisse des Sommers 1870 geschrieben hat. Sie sieht Gott selbst zu Gericht sitzen, und durch alle Siege und Erfolge der Deutschen klingt ihr das Lied: Eine feste Burg ist unser Gott. Moralische Siege müssen den äußeren und inneren Eroberungen vorausgehen, bemerkt sie mit

Bezug auf Preußen. Samarin stimmt ihrer begeisterten Auffassung der Ereignisse nicht recht bei, er sieht die Anbetung der Gewalt das Uebergewicht erlangen über den Cultus der Freiheit. Das alte Deutschland, das wir lieben, schließt er, wird zu Ende gehen, und zuletzt werden nur noch zwei echte Deutsche nachbleiben, Sie und ich! Die Urtheile und Beobachtungen Samarins über die Zustände und das geistige Leben in Deutschland, besonders in Berlin, wo er sich mehrmals längere Zeit aufhielt, geben Zeugniß von seiner scharfen Auffassung und seinem richtigen Blicke. Sehr treffend ist z. B. seine Bemerkung vom Juni 1871: „Nachdem Deutschland Frankreich besiegt und vernichtet hat und eine große politische Macht geworden ist, unterwirft es sich in seltsamen Contrasten damit Frankreich und England auf dem Gebiete des Gedankens, auf seinem eigenen Grund und Boden. Es herrscht dort jetzt unbeschränkt der Positivismus, den A. Comte begründet und Stuart Mill und Andere popularisirt haben, und damit die absolute Verneinung des religiösen Glaubens. Was haben Kant, Schelling, Hegel und die große philosophische Schule genützt?" Auch seine Schilderung der Berliner Gesellschaft und der dortigen socialen Zustände vom Jahre 1876 ist sehr interessant und nur allzu wahr. Er findet überall das Judenthum in voller Herrschaft, Berlin ist Neu-Jerusalem, welches aber deutsch spricht. Dagegen ist seine Charakteristik der politischen Parteien in Deutschland einseitig, wenn sie auch manches Richtige enthält. Sehr merkwürdig ist seine Schilderung, wie er sich einmal wieder in Schillers ideale Welt versenkt. Welch reiche Blüthe und welche Harmonie des geistigen Lebens war doch in Deutschland am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts! ruft er aus.

Dann aber sind es besonders Angelegenheiten des kirchlichen Lebens und der christlichen Liebesthätigkeit, Fragen des religiösen Glaubens, welche in dem Briefwechsel behandelt werden. Die Gewissensfreiheit bildet den Mittelpunkt dieser Erörterungen, und in der Hochschätzung dieses großen Princips begegnen sich immer wieder Samarin und Edith v. Rahden. Mehrfach finden sich in Samarins Briefen Auseinandersetzungen über die Verschiedenheit und den Charakter der morgenländischen und der katholischen Kirche, sowie über den Protestantismus, ferner über die Prädestination u. A., die von großem Interesse sind und seinen religiösen und kirchlichen Standpunkt eigenthümlich beleuchten. Daß es auch auf diesem Gebiete zwischen den Correspondenten nicht an Verschiedenheit der Auffassung und der Ueberzeugungen fehlen konnte, ist selbstverständlich. Aber da sie auf dem religiösen Gebiete nicht in schroffem Gegensatze zu einander standen, so konnte es hier auch nicht zu so starken Conflicten kommen wie auf dem nationalen und politischen. Fräulein Rahdens wahrhaft christliche Weltanschauung und ihr tief religiöses Bewußtsein kommen in ihren Briefen zu schönem und oft ergreifendem

Ausdruck. Von einfacher Erhabenheit ist die Aeußerung, die sie einmal über sich selbst thut: Das Christenthum ist für mich eine persönliche Erfahrung, ich spreche mit dem Blinden im Evangelium: eines weiß ich wohl, daß ich blind war und bin nun sehend. Obgleich sie mit innerster Herzensüberzeugung zum evangelischen Glauben sich bekennt, ist sie doch weit entfernt von jeder kirchlichen Engherzigkeit und Ausschließlichkeit; es entspricht ganz ihrer religiösen Stellung, wenn sie einmal sagt: Alles, was christlich ist, hat Anspruch auf meine wärmste Sympathie. So achtet und schätzt sie auch die morgenländische Kirche, obschon Samarin ihr mehr als einmal erklärt: Sie sind durch und durch protestantisch. Was Fräulein Rahden über den Gottesdienst in der Muttersprache sagt, ist sehr schön; charakteristisch ist auch ihre Aeußerung, es widerstehe ihr, die Worte der Bibel französisch, in der Sprache der Conversation, anzuführen. Ueber die Bedeutung des religiösen Lebens in der Gegenwart trotz allen Unglaubens und aller Skepsis macht sie sehr tiefe Aeußerungen und schließt mit dem Gedanken: Das christliche Leben ist eine reale Thatsache, deren Evidenz sich Niemand entziehen kann, es wird die Grundlage einer allgemeinen Erneuerung der Christenheit werden. Diese wenigen Beispiele mögen als Belege für den Ernst und die Tiefe der religiösen Auffassung Edith v. Rahdens genügen.

Die Form der Briefe ist ganz kosmopolitisch. Die meisten sind französisch, einige auch deutsch, wieder andere halb französisch, halb deutsch, einige von Samarin halb französisch, halb deutsch und zuletzt russisch geschrieben. Beide Correspondenten beherrschen das Französische in hohem Grade; Samarins deutsche Briefe sind nicht frei von einzelnen Fehlern, aber gewandt und mit Kenntniß der feineren Nuancen des Sprachgebrauchs geschrieben. Mehrfach dringt Samarin in die Freundin, ihm doch einmal auch in seiner Muttersprache, die sie, wie er wohl wisse, ganz in ihrer Gewalt habe, zu schreiben; sie hat diesen Wunsch niemals erfüllt. Wie gewandt und fein Edith v. Rahden auch französisch schreibt, am schönsten kommen ihre Gedanken doch in der Muttersprache zum Ausdruck; sie weiß das selbst, denn sie sagt einmal höchst bezeichnend: Mein Herz drückt sich am besten in der Sprache aus, in der ich bete. Ihrer schriftstellerischen Begabung zollt Samarin die höchste Bewunderung. Er kann es nicht begreifen, daß sie, die im Besitze aller stilistischen Hilfsmittel ist, die so vorzüglich, so klar und lebendig schreibt, nicht die schriftstellerische Laufbahn eingeschlagen hat. Als sie ihm ihre Uebersetzung seiner Abhandlung über Chomjakow zur Durchsicht übergiebt, schreibt er ihr: Ihre Uebersetzung drückt meine Gedanken besser aus, als das Original. Kurz, sie ist in seinen Augen zur Schriftstellerin geboren. Ihre Schilderung des Lebens und der Gesellschaft in Libau im Jahre 1873 bezeichnet er als ein kleines Meisterstück.

Man wird ihm darin, sowie in dem allgemeinen Urtheil über Fräulein Rahdens schriftstellerische Befähigung durchaus zustimmen müssen. Wie aber nahm sie Samarins Bewunderung und Aufforderung zu literärischer Thätigkeit auf? Sie verhielt sich dazu durchaus ablehnend. Sie nennt ihn einen ernsthaften Schmeichler und erklärt, die Selbsterkenntniß werde sie immer abhalten, seinem Drängen Folge zu leisten. Ich habe die Hand an den Pflug gelegt, schließt sie, die Arbeit im Verborgenen ziemt sich allein für mich. Möchten doch viele unserer unberufenen Schriftstellerinnen sich die Bescheidenheit und Zurückhaltung dieser wahrhaft berufenen zu Herzen nehmen!

Fassen wir die einzelnen Züge ihres Charakters, wie sie in den Briefen zur Erscheinung kommen, kurz zusammen. Edith v. Rahden ist eine vornehme Natur mit echt aristokratischem Empfinden. In den Volksküchen für die arme Bevölkerung Petersburgs fühlt sie sich von den Gewohnheiten der Leute heftig abgestoßen und angewidert, aber, fügt sie hinzu, ich klagte mich selbst des Mangels an christlicher Liebe an. Es giebt gewisse Dinge, gegen die ich mich nie vertheidigen werde, erklärt sie einmal Samarin. Ihr Charakter ist leidenschaftlich und energisch. Ich verstehe nichts halb zu thun, ich vermag nicht mit lauer und kluger Mäßigung zu lieben, bemerkt sie, und nennt die Sanftmuth eine der untergeordnetsten Eigenschaften ihrer Natur. Aufrichtigkeit und Wahrheit sind ihr in so hohem Maße eigen, daß ein Mensch ohne strengen Wahrheitssinn in ihren Augen nur geringen Werth hat. Alle diese Eigenschaften, wie ihr von Natur hoher und edler Geist wurden durch das Christenthum geadelt und vertieft; die christliche Liebe wurde mehr und mehr das Princip ihres Lebens. Daß eine so geartete, stets an sich arbeitende ideale Persönlichkeit in der Petersburger höheren Gesellschaft sich sehr vereinsamt fühlen mußte, ist natürlich. Sie spricht mehrmals von ihrer Eremitenexistenz, und daß sie die Nothwendigkeit, das Beste und Tiefste ihrer Seele und ihres Geistes in sich zu verschließen, manchmal doch schmerzlich empfand, das zeigen die Worte, in denen einmal ihre Stimmung ausbricht: Einsamkeit ist mir lieb, und ich habe mich an sie wie an eine zweite Natur gewöhnt, aber in manchen Augenblicken empfinde ich die völlige Isolirung in meinen besten und höchsten Ueberzeugungen doch wie einen physischen Schmerz. Um so fester hält sie an der Freundschaft mit denen, welchen sie einmal ihr Vertrauen geschenkt hat; zu ihnen gehört vor allen auch Samarin. Sie denkt oft an ihn und weiß, daß er ihr viel ist, sie sehnt sich nach seiner aufrichtigen und geraden Unterhaltung und freut sich immer, ihn wieder zu sehen. Erregen seine Aeußerungen oder seine Ansichten ihre Unzufriedenheit, dann kreuzt sie die Arme über der Brust oder zuckt leicht die Schultern, nimmt auch, wenn ihr etwas nahe geht, eine kalte Miene an; doch das vergeht bald wieder, und ihre herzgewinnende

Liebenswürdigkeit tritt von Neuem hervor. So hat Samarin sie oft gesehen. Samarin war in seinen letzten Lebensjahren mit einer Geschichte der livländischen Bauernemancipation von 1797—1819 beschäftigt und erbat sich über einzelne dabei betheiligte Personen Auskünfte von der Freundin. Sie gewährte ihm dieselben nicht nur bereitwillig, so weit sie es vermochte, sondern richtete in seinem Interesse auch Anfragen an ihre Bekannten und Freunde in Livland. In diesem Zusammenhange wird dann auch der Name des Mannes genannt, mit dem Edith v. Rahden lange Jahre in innigster Freundschaft verbunden gewesen ist, mit dem sie zuerst in persönlichem und dann schriftlichem Gedankenaustausch fortwährend gestanden hat, der Name unseres unvergeßlichen Georg Berkholz. Seine eigenartige Persönlichkeit, sein idealer Sinn, die Genialität seines Geistes und die Tiefe seines Wesens hatten Fräulein Rahdens verwandte Natur nothwendig anziehen und fesseln müssen. Waren die freundschaftlichen Beziehungen auch in späterer Zeit etwas lockerer geworden, gelöst sind sie nie, und in der gegenseitigen Werthschätzung blieben beide sich immer gleich. Doch über dieses Freundschaftsverhältniß eingehender zu sprechen, wird sich ein anderes Mal die Gelegenheit bieten.

Ihre Stellung über den streitenden und sich bekämpfenden Parteien hat Fräulein Rahden bis zum Ende festgehalten. Es konnte nicht anders sein, als daß sie von den Einen als Feindin mit Mißtrauen angesehen, von den Anderen als Abtrünnige angeklagt und bedauert wurde. Sie hat diese Wirkungen ihrer Haltung in den wichtigsten irdischen Fragen nicht selten bitter und schmerzlich empfunden, aber sie konnte daran nichts ändern; nach ihrer ganzen Entwickelung und Lebensführung, wie nach ihrer innersten Ueberzeugung vermochte sie keine andere Stellung einzunehmen. In diesem Zwiespalt, den die Ereignisse der Zeit in ihr inneres Leben und Empfinden bringen, liegt die Tragik dieses edlen Lebens. Neun Jahre hat Fräulein Rahden Samarin überlebt, dann ist sie, durch schwere Leiden geprüft und geläutert, am 9. September 1885 zu dem Reiche des ewigen Friedens eingegangen, jenes Friedens, nach dem sie allezeit getrachtet und dessen Anhauch sie schon hienieden immer stärker empfunden. Sie war in Wahrheit das, was Goethe eine schöne Seele nennt. Die Mängel und Schwächen, die ihr als Menschen und als Frau anhafteten, wird die Zeit in Vergessenheit versenken, und ihre edle, hohe Gestalt wird der Nachwelt in immer hellerem und reinerem Lichte erscheinen. Die Heimath aber soll ihr Gedächtniß dauernd hoch und in Ehren halten, denn sie hat wenige Frauen hervorgebracht, die an Hoheit des Geistes, an idealem Sinne und an Tiefe der Seele Eith Rahden gleichstehen.

H. Diederichs.

Berichtigung.

S. 291, Zeile 14 v. o. lies: Waldhauer statt Waldbauer.

Herausgeber: Arnold v. Tideböhl. Für die Redaction verantwortlich: N. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 2-го Іюня 1893 г.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Aus dem Leben und Wirken des Deutschen Ritterordens.

(Ein Vortrag.)

Mit mittelalterlichen Dingen ein modernes Publicum unterhalten zu wollen, erscheint fast als ein Wagnis. „Mittelalterlich" klingt heute gleichbedeutend mit „veraltet, überlebt". Sehr bezeichnend sind dafür die Verse eines anonymen „Freidenkers", die derselbe an den Berliner Jünglingsverein richtete:

„Für „Mörderei" und „Frömmigkeit"
War einst im Mittelalter Zeit.
Die Gegenwart, von Licht erhellt,
Hat beff're Ziele uns gestellt."

Möglicherweise sind diese zeitgenössischen Worte ernst gemeint. Gewiß ernst gemeint ist aber der Dank gegen Gott, den jedes protestantische Herz empfindet, wenn es der Befreiungsthat unseres Martin Luther gedenkt, der das babylonische Gefängniß, in dem die mittelalterliche Kirche festgehalten wurde, zerbrach. Wir empfinden auch etwas wie Helligkeit, wenn wir uns der dunklen Zeiten der päpstlichen Herrschaft erinnern. Viele Lutheraner gehen noch weiter. Sie finden es zwar nicht mehr passend, Heiligenbilder zu zerschlagen und silberne Weihrauchfässer in die Tasche zu schieben, aber sie greifen nicht nur das babylonische Gefängniß, sondern die Kirche selbst als etwas Mittelalterliches an und halten es für zeitgemäß, jeden Einzelnen nach seiner Façon selig werden zu lassen. Wer da glaubt, daß Luther dazu hat den Anstoß geben wollen, befindet sich selbst in einem babylonischen Gefängniß des Irrthums. Luther war eine durchaus conservative Natur, und es hat ihn blutige Thränen und Kämpfe fast bis zur Selbstvernichtung gekostet, bis er zu dem Entschluß kam, auf die offenbaren Schäden in der

mittelalterlichen Kirche hinzuweisen und sich von der übermäßigen Verehrung des Papstes und der Heiligen loszumachen. Gern hat er sich noch in späteren Jahren mit den Schriften und Thaten des heiligen Augustin und des heiligen Bernhard beschäftigt. Nur gegen die mittelalterliche Anbetung der Heiligen wandte er sich mit der ganzen Kraft seiner glaubenseifrigen, oft stürmisch angreifenden Beredtsamkeit. Ebenso entschieden, vielleicht noch heftiger hat er das mittelalterliche Mönchswesen bekämpft. Damit im Zusammenhange steht auch seine Feindschaft gegen die Regel des Deutschen Ordens. Er nennt sie geradezu „albern und verkehrt". Auch die heutige katholische Kirche hat es längst aufgegeben, derartige Institutionen wie die mittelalterlichen Ritterorden wiedererwecken zu wollen. Die Sache scheint also abgethan. Der Deutsche Ritterorden war ein verfehltes Unternehmen; war werth, daß er zu Grunde ging. Sollen wir heute noch etwa um ihn trauern?

Sehen wir uns doch die Sache genauer an, zunächst, was denn Luther über die Mönchsorden sagt. Er verwirft die Klostergelübde nicht etwa, wie ihm von seinen Gegnern vorgeworfen worden ist, weil er freiwillige Armuth, Keuschheit und Gehorsam geringschätzt. Im Gegentheil hält er den von Gott begnadet, der diese Tugenden übt. Nur wußte er aus reichster Erfahrung, daß in den damaligen Klöstern ganz allgemein die Gelübde gebrochen wurden und Mönche und Nonnen dennoch für Gott näher stehend, als die Laien gehalten wurden und sich selbst hielten. Hierüber ist er gerechtermaßen entrüstet und spricht es geradezu aus, daß man überall besser die in den Gelübden versprochenen Eigenschaften erweisen und bewahren könne, als in den Klöstern. „Der allmächtige Gott," sagt er, „wollte gnädiglichen erleuchten alle Freunde derer, so mit Fahr und Unlust in Klöstern sind, daß sie ihnen getreulich heraushelfen." Dann fährt er fort: „Welche aber geistbegnadet sind, und Klösterei nützlich wissen zu brauchen und gern drinnen sind, die lasse man bleiben im Namen Gottes."

Und in seiner berühmten Schrift: „An die Herren Deutsches Ordens, daß sie falsche Keuschheit meiden" stellt er die Worte voran: „Euer Orden fürwahr ein seltsamer Orden ist, derhalben am Meisten, daß er zu Streitführen wider die Ungläubigen gestiftet ist, darum er muß das weltliche Schwert führen und weltlich sein und soll doch zugleich auch geistlich sein, Keuschheit, Armuth und Gehorsam geloben und halten, wie andere Mönche. Wie sich das zusammen reime, lehret täglich die Erfahrung und Vernunft allzu wohl."

Hier ist es also besonders die Vermischung von weltlichen und geistlichen Tendenzen, die Luther verdammt. In beiden Fällen aber wendet er sich hauptsächlich gegen die innere Unwahrheit dieser mittelalterlichen Einrichtungen. Er deckt den unlösbaren Widerspruch schonungslos, mit oft

derben Worten auf, der in der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur und dem heiligen Versprechen, vollkommen nicht sein zu wollen, sondern zu sein, liegt. Und Niemand wird zweifeln, daß damit die Hauptursache bezeichnet ist, warum der Deutsche Ritterorden trotz aller ernst gemeinten Reformversuche den Todeskeim, den er von Anfang an in sich trug, nicht ersticken konnte, und in einer Zeit, wo das wahre Evangelium von der Erlösung durch die Gnade, nicht durch die Werke, gleichsam von allen Dächern gepredigt wurde, fast ohne Kampf dahinsinken mußte.

Andererseits wissen wir doch aus der Geschichte, daß sowohl die Mönche, als auch die Johanniter, Templer und Deutschherren Großartiges geleistet haben zur Ausbreitung der Cultur, der Kunde von Landwirthschaft und Handel, der Kunst, besonders der Baukunst, nicht zuletzt auch christlichen Lebens in weiten heidnischen Ländergebieten; daß sittlich hervorragende und von Gott gesegnete Männer mit Begeisterung ihr Leben in den Dienst des Ordens gestellt haben. Wir stehen also vor einem geschichtlichen Problem, das der genaueren Untersuchung wohl werth ist. Der erste Schritt dazu wäre natürlich, sich eine deutliche Vorstellung von dem zu machen, was ein Ordensritter für Pflichten übernahm, wie er seinen Tag zubrachte, wie es in seinen Klosterfestungen aussah, und wie er selbst über alle diese Dinge dachte.

Man lebt vielfach der Vorstellung, daß die mittelalterlichen Menschen etwas Starres und Stumpfes an sich hatten, daß ihre Interessen sich auf primitiven Feldbau oder grausames Dreinhauen richteten; daß kleinliche Kirchthurmspolitik ihren Horizont einschränkte und daß ein moderner Weltbürger, der, mit den Galoschen des Glückes behaftet, sich plötzlich in eine mittelalterliche Stadt versetzt fände, tödtliche Langeweile empfinden müßte. Ein wenig Wahrheit liegt in diesen Vorstellungen freilich nur, wenn man den Ausgang des Mittelalters in Betracht zieht, wo eine überhand nehmende Kritik — ganz gefehlt hat sie nie — an fast allen, lange Zeit in unantastbarem Ansehen stehenden, Institutionen zu rütteln begann. In der Blüthezeit des Mittelalters war das ganz anders. Da tritt uns Nüchternheit oder Starrheit oder gar, was man heute Blasirtheit nennt, selten entgegen. Im Gegentheil, die Gefühle des Herzens sprechen sich lebhafter als heute aus. Die Chroniken vergessen nie zu erwähnen, wo ein Fürst oder sonst ein hervorragender Mann Thränen der Rührung vergossen hat; denn starke Aeußerungen der Gefühle werden eben von den Helden der Zeit verlangt. Konrad II. und sein Vetter Konrad sitzen vor der Königswahl, bei der sie rivalisiren, auf einer Bank bei einander, versprechen einander nach der Wahl dem Gewählten die gebührende Ehre zu erweisen und vergießen in ihrer edlen Empfindung unendliche Thränen. Aehnliche Beispiele des Thränen-

ergusses könnte Jeder, der die Chroniken des 11. bis 13. Jahrhunderts gelesen hat, in Menge anführen. Gewaltig sind die schlimmen Leidenschaften: Haß, Verrath, Jähzorn, Eifersucht. Wir kennen sie aus dem großartigen Epos, das das deutsche Volk im Mittelalter geschaffen hat. Und wiederum nichts Köstlicheres und Männlicheres, als die Treue des mittelalterlichen Lehnsmanns; nichts Innigeres und Zarteres als die ritterliche Minne, wie sie Walter von der Vogelweide preist. Dabei der Blick auf die Welt nicht eingeschränkt durch Stadtmauer und Burgwall, sondern weit hinaus gerichtet über die Alpen nach dem goldenen Rom und der lieblichen, den Deutschen frohnenden Italia. Und von noch viel weiteren Wundern fabelt der fahrende Spielmann aus dem Mohrenland, schwatzt der Hausirer aus der Constantinsstadt. Der Rittersmann aber, der heilige Reliquien aus den Stätten mitgebracht, wo der Heiland selbst gewandelt, reiht erzählend Abenteuer an Abenteuer und erregt die Zuhörer zur thatfreudigen Begeisterung für den Kampf ums heilige Grab und zur vollen Hingabe an den Herrn des Himmels.

Und was für Männer sind die obersten des Volkes! Kaiser Friedrich, der, nachdem er die europäische Welt in Bewegung gesetzt, als Greis dort vor dem kleinasiatischen Iconium mit dem Rufe: Christus lebt, Christus siegt! unter die Feinde stürzt, und bei dessen Tode zahllose Ritter sich selbst entleiben, weil der Gedanke unerträglich, zu leben ohne ihn!

Und um diesen schaaren sich die stattlichsten Fürsten; der geistesgewaltige Kanzler des Reiches, Erzbischof Rainald von Dassel, Erzbischof Christian von Mainz, der wohl auch das weltliche Schwert ergreift zum Schutze seines Kaisers, die großen Recken des Nordens, Heinrich der Löwe, Albrecht der Bär, der Askanier Bernhard, die in Brandenburg und an der Meeresküste das Fundament legten zu christlicher Cultur und deutscher Macht im Osten.

Das geistige Leben der Nation in glänzender Entfaltung; Volksepos und Minnelied in der Blüthe; die Baukunst auf vielleicht nie wieder zu erreichender Höhe.

Auch liegt die Kirche keineswegs in Erstarrung; ihre Diener von hinreißender Beredtsamkeit, ihre Politik weltumfassend, ihre Päpste erfüllt von Reformeifer, gehoben durch die Kreuzzugsbewegung, auf dem Wege zur höchsten Höhe, die je eine geistige Macht erreicht.

Diese kurzen Striche werden genügen, um die Erinnerung an das ganze Bild der Stauferzeit zu wecken.

In dieses große Gemälde versuche ich ein kleines Idyll hineinzuzeichnen.

Es war unter dem zweiten christlichen Könige von Jerusalem Balduin I. (1100—1118), als ein Deutscher, welcher sich mit seiner Ehefrau in der heil. Stadt aufhielt, daselbst aus eigenen Mitteln ein Haus errichtete zur

Aufnahme armer und kranker Pilger deutscher Abkunft. Da in diesem Hause nicht nur arme, sondern auch reichere Pilger aus Deutschland wegen Unkenntniß der Landessprachen sich einfanden, so baute der Stifter mit Zustimmung des Patriarchen von Jerusalem daneben ein Bethaus zu Ehren der Jungfrau Maria. Das Spital der Deutschen lag im südöstlichen Theile der Stadt in der Nähe des Tempels und erwarb durch Schenkung bald stattliche Besitzungen außerhalb der Mauern.

Als 1187 nach der Schlacht bei Hittin Jerusalem von Saladin erobert wurde, fand das deutsche Hospital sein Ende, um erst während der Belagerung von Accon, im Herbst 1190, im Lager der Kreuzfahrer wieder neu zu erstehen. Bürger von Bremen und Lübeck errichteten unter dem Segel eines Schiffes hinter dem Lager auf dem St. Nicolai-Kirchhofe ein Zelt zur Aufnahme erkrankter deutscher Pilger, das nach der Ankunft des Herzogs Friedrich von Schwaben unter seiner Mitwirkung in ein Hospital verwandelt wurde. Vor ihrer Rückkehr in die Heimath überwiesen die Bremer und Lübecker dem Capellan Konrad und dem Kämmerer Burchard die nöthigen Mittel zum weiteren Unterhalt: Konrad und Burchard traten an die Spitze der neuen Stiftung und nannten sie das Spital der h. Maria der Deutschen in Jerusalem, in der Hoffnung, sie in die heilige Stadt überführen zu können.

So erzählt der älteste Bericht über die Anfänge des Deutschen Ordens. Die neue Gemeinschaft gewann bald Besitzungen nicht nur in Syrien, sondern auch in Europa, wo Kaiser Heinrich VI. ihr 1197 die Spitäler zu Barletta und zu Palermo verlieh. Der frühe Tod dieses Herrschers im Herbst 1197 wurde für die Stiftung seines verstorbenen Bruders Friedrich von Schwaben von der einschneidendsten Bedeutung: der große Kreuzzug, der in diesem Jahre geplant war, wurde auf die Kunde vom Tode des Kaisers aufgegeben. Bevor aber die in Accon zahlreich versammelten deutschen Fürsten nach Deutschland absegelten, beschlossen sie das deutsche Hospital zu einem Ritterorden zu erheben, indem ihm zu der Regel der Johanniter, die es bisher für Kranke und Arme gehabt hatte, noch die Regel des Tempelordens für Ritter, Geistliche und andere Brüder verliehen wurde.

Im Hause der Templer übergab der Meister dieses Ordens, Gilbert Horal, dem Vorsteher des Deutschen Hauses, Hermann Walpota, die Regel des Tempelordens. In derselben feierlichen Versammlung im März 1198 trat ein edler Deutscher, Hermann von Kirchheim, in den neuen Ritterorden und erhielt von dem Großmeister der Templer als Ordenstracht den weißen Mantel der Templer. Die ganze Versammlung, an der 12 syrische und 13 deutsche Fürsten Theil nahmen, ordnete aus ihrer Mitte den Bischof Wolfgar von Passau und den Meister Hermann Walpota an den neugewählten Papst Innocenz III. ab, welcher am 29. Febr. 1199 den Brüdern

des Deutschen Hauses „die Einrichtung in Betreff der Geistlichen und Ritter nach dem Muster der Templer, hinsichtlich der Armen und Kranken nach dem Vorbild der Johanniter" bestätigte. Damit war der Uebergang des Spitals zu einem geistlichen Ritterorden vollzogen.

Unter dem kaisertreuen Hochmeister Hermann von Salza wurde dem Orden die Aufgabe zu Theil, an der er bis zu seinem Verfall mit beneidenswerthem Erfolge gearbeitet hat. Preußen und Livland eroberte er und unterwarf diese Länder dem Christenthum, wie dem Deutschthum. Beim Tode Salzas 1239 reichte das Ordensgebiet von Pommern bis zum finnischen Meerbusen. Hier, an der südöstlichen Ecke der Ostsee, spielt sich das eigentliche Leben und Wirken des Deutschen Ritterordens ab. Hier, im Lande der Preußen, Litauer und Esten errichtete der Bruder vom Deutschen Hause seine Burgen, seine Spitäler, seine Kirchen; hier verspritzte er sein Blut im Kampf mit den Ungläubigen und den russischen Ketzern.

Wenden wir uns nun den Gesetzen zu, nach denen der Mönchsritter sein tägliches Leben einzurichten hatte. Leider muß ich darauf verzichten, die ganze Regel in dem treuherzigen Klang des Niederdeutschen mitzutheilen, und mich auf einen Auszug der 37 Paragraphen beschränken.

Nur den ersten Paragraph der Regel erlaube ich mir wörtlich anzuführen. Es heißt da:

Hier begint die regele der broeder des spetaels zente Marien des Duutschen huus van Jherusalem.

Dit fis van cuusheden (Keuschheit) ende van hoersamheden ende sonder eyghenscap (Eigenthum) te leven ende zint ghebot.

Ten love der heiligher drivoldicheit begint die regele der broeder van dien spetale zinte Marien des Duutschen huus van Jherusalem. Drie dinghe zijn, die grontvestinghe zijn eens igelics geestelics levens, ende zijn gheboden in deser regelen. Teerste is cuusheit ewelic, tander is vertien egens willen, dat is ghehorsam te zijn want in den doet, dat derde is ontheiten armoede, dat hi sonder eyghenscap leve, so wie ontfalt dese oerden. Dese drie dinghe beelden ende gheliken den begheven mensche na onsen here Jhesu Christo, die kuusch was ende rene ende bleef an dien moede ende an dien live, die ywet armoede an ziere boert auehoef, so dat menne bewant mit cranken doeken. Die armoede volgede hem ol zijn leven mede, want hi naket henc doer ons an den cruce. Hi heved ons oec beelde der ghehorsamheit ghegheven, want hi sinem vader ghesorsam was want in den doet. . . .

An desen drien dinghen, cuusheit, ghehorsamheit, te leven sonder eyghenscap, licht deser regel eracht zo ganselike ende blijft also onbeweglic, dat te hogemeester des oerdens negeen wont en hevet ieman oerlof te gheven weder dese drie dinc, want manre een tebreke, so waer die regel al tebroken.

Gleich der nächste Paragraph giebt eine einschränkende Erklärung der Armuth. Der Einzelne darf zwar kein Eigenthum haben, aber die Brüder insgesammt dürfen Länder, Weingärten, Mühlen, Städte und Burgen, sogar Menschen als Leibeigene besitzen.

§ 3 befreit die Brüder von weltlicher Gerichtsbarkeit und stellt sie unter die des Papstes.

§ 4. Das Haupthaus soll stets ein Hospital haben, die übrigen Burgen ausnahmsweise.

§ 5. Kranke, welche man in das Hospital aufnimmt, sollen, bevor sie zu Bett gebracht werden, beichten, event. das Abendmahl nehmen. Sie sollen von ihrem Gelde etwas zum Besten des Hospitals opfern.

§ 6. Der Aufgenommene soll nach bestem Wissen des Brüder-Vorstehers des Hospitals verpflegt werden. Die Brüder sollen, bevor sie zum Frühstück gehen, die Kranken erquicken, am Sonntag ihnen Episteln und Evangelien vorlesen und sie mit Weihwasser besprengen. Aerzte sollen nach Möglichkeit gehalten werden. In der Nacht soll stets eine Lampe brennen. In der Regel soll man die vor der Vesper Verstorbenen sofort beerdigen, die anderen am anderen Tage. Bei der Krankenpflege lässige Brüder sollen streng bestraft werden, denn der Orden verlange nicht weniger die Krankenpflege als den Ritterdienst.

§ 7. Zur Aufbringung der Kosten für die Krankenpflege können auf Anordnung des Meisters Geistliche zur Sammlung von Almosen ausgesandt werden.

§ 8. Die Brüder, sowohl die Priester als die Laien, sollen Tag und Nacht den Gottesdienst besuchen, bei der Frühmesse 13 Vaterunser beten, zu den anderen Horen 7 oder 9. Gewisse Gebete halten sie stehend nach vorn gebeugt. Nur wer anderen Dienst hat, ist vom Gottesdienst befreit.

§ 9. Der Bruder soll mindestens 7 Mal im Jahre communiciren.

§ 10. Für lebende und todte Brüder, Freunde und Gönner des Ordens sind bis 30 Vaterunser täglich vorgeschrieben. Das beste Kleid eines verstorbenen Bruders soll den Armen gegeben werden.

§ 11 handelt von der Kleidung. Die Brüder dürfen aus Lein Hemde und Unterkleider, Mäntel und Laken und Bettzeug ꝛc. haben. Oberkleider müssen von geistlicher Farbe sein. Die Ritterbrüder sollen weiße Mäntel tragen zum Zeichen ihrer Ritterschaft. An Mantel, Capuze und Waffenrock soll das schwarze Ordenskreuz zu sehen sein. Pelze und Pelzstücke sollen nur von Schaffell sein, ausnahmsweise von Widderfell. Ihre Schuhe sollen ohne Schnüre, Schnallen und Schnäbel sein, die Kleidung anständig, nicht zu lang, nicht zu kurz, nicht zu eng und nicht zu weit. An Bettzeug sei ein Kissen, ein Sack, ein Laken, ein Pfühl in der Regel genug. Vertragene Sachen sollen den Armen gegeben werden.

§ 12. Die Ritterbrüder sollen Haar und Bart verhältnißmäßig kurz halten, daß man sie als Geistliche erkenne. Die Priester sollen nicht zu kleine Tonsuren haben.

§ 13. Wenn die Brüder zum Essen kommen, sollen die Priester den üblichen Segen sprechen, die Laien ein Vaterunser und ein Ave Maria. Am Dienstag, Donnerstag und Sonntag dürfen sie Fleisch essen, an den anderen 3 Tagen mögen sie Käse und Eier essen, am Freitag Fastenspeise. Alle bekommen gleiches Essen unter Berücksichtigung von Krankheit und Schwäche von Einzelnen. Man möchte sich darüber einander nicht beneiden, sondern sich in Frieden vertragen. In den Ordenshäusern essen je zwei Brüder zusammen, außer Gemüse. Jeder trinkt für sich besonders. In jedem Conventshause, wo 12 Brüder und ein Comthur sein sollen nach der Zahl der Jünger Christi, wird bei Tisch aus der Bibel vorgelesen, damit nicht nur der Mund, sondern auch das Ohr gespeist würde. Während des Essens herrscht Schweigen. Nach der Mahlzeit sprechen die Priester ihr Gebet, die Laien 2 Vaterunser und 2 Ave Maria, dann gehen sie zur Kirche. Die ganzen Brote werden aufbewahrt, die angebrochenen den Armen gegeben.

§ 14. Den 10. Theil des Brotes, das man in den Häusern backt, soll man den Armen geben, oder man gebe ihnen 3 Mal die Woche Almosen.

§ 15. Die Fasten sind zu vorgeschriebenen Zeiten zu beobachten.

§ 16. An allen Tagen, wo man fastet, sollen die Brüder eine Collacie, einen gemeinsamen Trunk, halten. Die Collacie soll nach der Vesper, vor der Complete gehalten werden. Dabei dürfen die Brüder sich unterhalten, aber nur von ehrbaren Dingen, und sie sollen sofort auf das gegebene Glockenzeichen aufstehen und zur Complete gehen.

§ 17. Die Brüder sollen, wo möglich, alle in einen Raum und halb angekleidet schlafen. Während der Nacht brennt eine Lampe.

§ 18. Von der Abend-Complete bis zur Prima am anderen Morgen beobachten die Brüder Stillschweigen, nur wenn Diebe kommen und Feuer ausbricht, oder sie sonst einen Dienst haben, darf das Schweigen gebrochen werden.

§ 19. Kein Bruder soll außer denen, welche sich von Amtswegen der Siegel bedienen, einen Brief schreiben, noch empfangen, ohne Erlaubniß seines Vorgesetzten, in dessen Gegenwart die Briefe gelesen werden.

§ 20. Die Sachen, die die Brüder vom Comthur erhalten, dürfen sie weder weggeben, noch unter einander wechseln.

§ 21. Die Brüder sollen keine verschließbaren Behälter haben außer auf Reisen.

Alle die hier ausgezogenen Bestimmungen sind solche, welche sich auch so oder ähnlich in den Statuten der übrigen Mönchsorden finden. Das

steht also voran. Vom Ritterdienst und der specielleren Organisation des Deutschen Ordens handelt die zweite kürzere Gruppe der Regeln.

§ 22. Da der Orden gestiftet ist, um überall, in verschiedenen Ländern mit den Feinden Christi zu kämpfen, soll die Art des Kampfes den einzelnen Comthuren im Allgemeinen überlassen sein, auch die Art der Waffen. Nur sollen Sättel, Zügel, Schilde wo möglich nicht mit Gold, Silber oder Farben geschmückt sein, auch nicht mit Decken verziert. Geschliffene Lanzen dürfen bedeckt werden. Bei Austheilung von Rossen und Waffen sollen alle mit dem zufrieden sein, was sie bekommen. Der Vorgesetzte wechselt damit, um die Brüder daran zu erinnern, daß ihnen nichts zu Eigenthum gehört.

§ 23. Treibjagden und Falkenbeize sollen die Brüder nicht mitmachen. Wenn sie aber waldreiches und solches Terrain besitzen, wo sie an Wild und Häuten großen Nutzen ziehen können, so mögen sie Jäger halten. Diese mögen sie, um sie gegen Räuber und Ungläubige zu schützen, begleiten, doch sollen sie nicht mit Vorbedacht ein Geschoß ergreifen und durch den Wald oder über Feld gehen, um dem Wilde nachzueilen. Es ist ihnen auch erlaubt, Wölfe, Luchse, Bären und Löwen ohne Jagdhunde zu tödten, nicht zur Kurzweil, sondern zum gemeinen Besten. Vögel mögen sie zur Uebung mit dem Pfeil erlegen.

§ 24 und 25 ermahnen zur liebevollen Verpflegung von alten und kranken Brüdern.

Im § 26 wird Liebe und Eintracht unter den Brüdern eingeschärft, „dat men billike von hem moghe spreken; woe goet ende woe geestlike ende woe vrolik is der brodere woenen onder een, dat is eendrechtelic". Böser Rath, Afterrede, Schelten, Lügen soll aus eines Bruders Munde nicht ausgehen. Wenn sie aber Streit unter einander haben, so sollen sie sich möglichst bald in christlicher Liebe versöhnen.

§ 27. Wenn Land verkauft oder über die Statuten verhandelt oder ein neuer Bruder aufgenommen werden soll, so soll der Meister die gegenwärtigen Brüder zusammenberufen zu einem Convent. Unwichtigere Geschäfte kann der Meister selbst erledigen.

§ 28. Die Brüder, die auf der Reise sind, oder gegen den Feind ziehen oder sonst ein Geschäft außerhalb der Burg haben, sollen sich des schwarzen Kreuzes würdig benehmen.

Von den Messen und Horen sind die Brüder auf der Reise und auf dem Feldzuge entbunden, auch von dem Nachtgottesdienste nach solchen Reisen. Hochzeiten, ritterliche Versammlungen und andere Gesellschaft, wo weltliche Hoffahrt zu des Teufels Dienst vorherrscht, besonders aber Unterhaltungen mit jungen Frauen sollen sie meiden, nicht einmal Mutter und Schwester küssen.

§ 29. Jeder neu Eingetretene macht eine Probezeit durch, damit er die Härte der Ordensregel erproben und andererseits seine sittliche Haltung geprüft werden kann. Es soll ihm der Meister, und wo er nicht da ist, ein Priester den Mantel mit dem Kreuze geben, der gesegnet und mit Weihwasser besprengt sei.

§ 30. Vor dem 14. Jahre solle man keine Brüder aufnehmen.

§ 31. Weil Frauen zum Krankendienst oft geschickter sind als Männer, so soll man mit Erlaubniß des Comthurs Frauen zu Halbschwestern aufnehmen dürfen, doch sollen sie außerhalb des Conventes wohnen.

§ 32. Auch Ehegatten können in den Orden aufgenommen werden, sie stehen unter dem Regiment des Ordens und tragen auch Kleider von geistlicher Farbe, nur mit dem halben Kreuz. Ihr Vermögen fällt nach ihrem Tode dem Orden zu.

§ 33. Die aus Liebe oder für Geld dem Orden Dienste leisten, können auch dem Orden affiliirt werden, je nachdem der Comthur es bestimmt. Die Dienenden dürfen von keinem Bruder schlecht behandelt oder gar geschlagen werden, höchstens von Vorgesetzten.

Auch diese, die Affiliirten, haben wie die Halbbrüder und Halbschwestern einen Anspruch auf Fürbitte des Ordens nach ihrem Tode.

§ 34. Im Archiv liegen die Ruthe und das Wort Gottes zum Zeichen, daß der Meister die schwachen Brüder mit dem Worte aufrichten, die widerspenstigen züchtigen soll.

§ 35. Ein Bruder soll den anderen ermahnen, seine Sünden zu bekennen.

§ 36. Kleinere Sünden sollen leichter gebüßt werden. Große und nicht gebeichtete, aber entdeckte sollen härter bestraft werden.

§ 37. Von allen Uebungen und Strafen kann der Meister den Bruder unter Umständen dispensiren, nur nicht von Keuschheit, Armuth und Gehorsam.

Damit schließt die alte Ordensregel. Bald kamen Gesetze und sog. Gewohnheiten hinzu, die nicht wesentlich Neues enthielten; sondern die kurzen ursprünglichen Paragraphen weiter ausführten, z. B. Genaueres über die Ceremonie der Aufnahme, über die dabei zu haltenden Gebete, den Wortlaut des Eides und dergl. bestimmten.

Es war nichts Geringes, was der Jüngling gelobte, wenn er den weißen Mantel empfing. Alles, was er besaß, übergab er dem Orden, für immer verzichtete er auf weltliche Freuden, Spiel und Tanz, auf das schönste Glück, das alle Dichter aller Zeiten gepriesen, die Liebe, denn auch die ehrbarste war ihm Sünde. Die einzige Unterhaltung auf dem stillen Conventshause war ein kühler Abendtrunk am Fastentage, auch dieser streng bemessen.

Dabei Tag und Nacht in der Kirche oder am Krankenbett, die übrige Zeit auf dem Burghof in Kampfesübung und Zielschießen. Der Ausritt zum Krieg mit dem heimtückischen Litauer der einzige Lichtblick. Fast sicher ein baldiger Tod durch Feindeshand. In der Schlacht bei Saule 1236 fielen 28 Ritter, alle, die sich am Kampfe betheiligt hatten, bei Durben 24 Jahre später 50. Die Mehrzahl der Hochmeister und Landmeister des 13. Jahrhunderts blieb auf der Wahlstatt.

Der Jüngling von heute schaudert vielleicht, wenn er daran denkt.

Was war es denn, das den Zeitgenossen des Kaisers Rothbart bewog, die Welt zu verlassen und sich dem Herrn des Himmels mit Leib und Seele zu ergeben? Warum übte in jener Zeit der weiße Mantel und das schwarze Kreuz eine fast magische Wirkung aus auf so viele jugendliche Seelen? — Nun — es lag eben ganz im Geiste jener romantischen, auf das Lebhafteste bewegten Zeit, wo die ideelle Richtung in der Menschenbrust einmal ein Uebergewicht bekam über die materiellen Tendenzen. Die erschütternde Predigt der Sündenschuld, die glühende Schilderung des himmlischen Lohnes wirkte auf die damaligen, leichter entzündbaren Gemüther mit unwiderstehlicher Gewalt. Sehr lehrreich ist dafür die Scene, wo König Konrad III. das Kreuz nimmt.

Es gab so manchen Geistlichen, auch in der Umgebung des Königs, der die Kreuzzugsidee verwarf oder gar verspottete, und Konrad war fest entschlossen, den Bitten Bernhards von Clairveaux nicht nachzugeben. Da geschieht es, daß der König in Frankfurt zum Gottesdienste erscheint; die Kirche ist gedrängt voll. Bernhard ergreift plötzlich mitten im Gottesdienst das Wort und weiß nicht nur die Menge, sondern den König zu erschüttern, indem er Allen ihre Sünden vorhält, den König aber vor aller Welt als den obersten Sünder bezeichnet, weil er die heilige Fahrt hindere, so daß der König alsbald den Kreuzzug gelobt.

Aehnlich mag es Vielen gegangen sein, die in ihrer Sündennoth den Priester anhörten, der den Ablaß des Papstes versprach und das Verdienst des Kampfes mit den Ungläubigen pries. So Mancher wurde vom heiligen Eifer erfaßt, endlich nach allem irdischen Kampf in das Reich des ewigen Friedens einzugehen.

Wie aber die Stauferzeit nur eine kurze Blüthezeit war, der bald ein Welken folgte, so war es auch mit der ideellen, begeisterten Verehrung für den Orden bald aus. Schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts, also um die Zeit, wo der letzte Staufer in Italien sein tragisches Ende fand, schmilzt der Orden derart zusammen, daß die Päpste außerordentliche Maßregeln ergreifen müssen, um Mitglieder zu werben. Man predigte das Kreuz wider die Litauer; man versprach den Kreuzfahrern in Preußen denselben

Ablaß, wie denen im h. Lande; man erlaubte den Eintritt in den Orden ohne Probezeit; wer, einmal eingetreten, sich dem Orden wieder entzog, wurde mit dem Banne belegt. Andererseits versprach der Papst Allen, die er wegen ihrer staufischen Gesinnung in den Bann gethan hatte, Befreiung, wenn sie in den Orden treten wollten. Ferner suchte er solchen, welche vor Eintritt in den Orden Raub und Brand geübt, und nun nach Eingeständniß ihrer Sünde den Orden verlassen wollten, um sich besonderen Büßungen zu unterwerfen, die Gewissen zu beruhigen und sie dem Orden zu erhalten. Vergehen und Beleidigungen gegen Ordensbrüder wurden mit besonders harten Kirchenstrafen bedroht u. A. m.

Diese Bemühungen hatten in der That Erfolg. Zahlreiche Pilger kamen nach Preußen und Livland, und ließen sich in den Orden einkleiden, die Herrschaft der Deutschen wurde gesichert, die Kirche gewann immer größere Gebiete, die Zeitgenossen priesen die Macht des Stellvertreters Christi, die Erfolge der Predigt.

Diente nun alles Dieses wirklich den wahren Zwecken des Ordens oder zur Vertiefung der Frömmigkeit, der Demuth und Läuterung der Seele? Oder etwa zur Reinigung der Lehre, zur Verinnerlichung des Glaubens?

Bei Manchem vielleicht wohl. Er hielt den Blick auf den himmlischen Lohn gerichtet in aller Qual der Entbehrungs- und der Todesgefahr des Kampfes. Aber bei der Mehrzahl der Brüder wurden bald die Aeußerlichkeiten die Hauptsache. Hader und Streit in der Genossenschaft, Habgier und Härte gegen die Eingeborenen des Landes, Eifersucht auf die geistliche Macht des Erzbischofs von Riga, dem die preußischen meist von Ordenspriestern besetzten Bisthümer unterthan waren, konnten trotz aller Reformversuche immer nur auf kurze Zeit unterdrückt werden. Immer wieder machte sich die unheilvolle Vermischung von Weltlichem und Geistlichem, wie es Luther so hart tadelte, geltend. So mußte endlich die Auflösung erfolgen, als das Licht der Reformation die inneren Schäden grell beleuchtete und vor aller Welt aufdeckte. Der Nutzen und der Glanz, den die Ordensherrschaft jener Gebiete gebracht hat, hat mit der Seelsorge und der geistlichen Verpflegung viel weniger zu thun, als mit den Errungenschaften des Ordens auf ganz anderen weltlichen Gebieten.

Vor Allem übertraf der Ordensstaat mit seiner straffen Organisation des Gehorsams an Ordnung und Wohlstand bald alle Nachbarn, die Verwaltung der Ordensfinanzen war musterhaft, der Handel der Ordensschaffer erstreckte sich bis weit über die Ostsee hinaus, in manchen Usancen, namentlich des Speditionsgeschäfts, hat der Orden neue Bahnen eingeschlagen. Im Festungsbau wie in der Ausbildung der Artillerie war er ein Vorbild für halb Europa. Alles dies hat dem Orden hohen Ruhm erworben, und es

wäre kleinlich, ihn schmälern zu wollen. Aber vergessen wir es nicht! Nicht die mittelalterliche Begeisterung der Staufenzeit, nicht die unzähligen Vaterunser und anderen Vorschriften einer kirchlichen Zucht haben das zuwege gebracht, sondern hier wirkte die staatsmännische Kunst einzelner hervorragender Persönlichkeiten, vor Allem die den Slaven überlegenen Eigenschaften der deutschen Nation.

Joseph Girgensohn.

Die Alterthümer der ehstländischen Landkirchen.

Auf Veranlassung der Ehstländischen Literärischen Gesellschaft wurde vor einiger Zeit vom Ehstländischen Evangelisch-Lutherischen Consistorium eine Enquête über die in oder bei den Landkirchen Ehstlands vorhandenen kirchlichen Alterthümer und Baudenkmäler veranstaltet. Das Ergebniß dieser von den Pastoren ausgeführten Enquête erscheint interessant genug, um die nachstehende Veröffentlichung derselben zu rechtfertigen. Dabei hat es, was gleich von vornherein bemerkt sein mag, dem Herausgeber lediglich daran gelegen, das schätzbare Material der Vergessenheit zu entziehen — eine kritische Würdigung des Werthes der Alterthümer muß er als Laie füglich einer berufenen Feder überlassen.

Der besseren Uebersicht wegen folge zunächst ein chronologisches Verzeichniß der in Frage kommenden Landkirchen, zu denen wir auch die Kirchen der kleinen Städte und Flecken zählen. Ihrer Entstehungszeit nach lassen sie sich in folgende drei Gruppen theilen[1]:

I. Die Kirchen (resp. Kirchspiele) aus der ältesten historischen Zeit, deren Erbauungsjahre jedoch nicht nachweisbar sind: Röthel oder St. Mariae auch Rutala oder Rotala genannt, soll der Sage nach die älteste Kirche im Lande sein. Dafür spricht allerdings die massive Bauart und auch der Glockenthurm, der sich an der Südseite der Kirche an dieselbe anlehnt und das Kirchendach überragt; Karusen oder St. Margarethae und Hanehl oder St. Pauli stammen unzweifelhaft aus der ältesten katholischen Zeit, die ihre Bauart, namentlich die der Hanehlschen Kirche deutlich erkennen läßt; Poenal oder St. Nicolai; Pühalep oder St. Laurenti; Roicks,

[1] Die betreffenden Daten sind dem Werke von H. R. Paucker „Ehstlands Geistlichkeit", Reval 1849, entnommen.

auch Röhkis oder Rockoe genannt, war ursprünglich eine Filiale von Keinis, bis sie 1627 eine selbständige Kirche wurde; St. Michaelis oder Soontacken, schon 1593 fehlen Nachweise über das Erbauungsjahr; Merjama, Marjama, auch Märjemah genannt; Kreuz oder St. Crucis, zu Anfang des 17. Jahrhunderts mit St. Matthiae vereinigt; Ampel oder Groß-Marien; St. Johannis in Jerwen, auch Keiting oder Koiting genannt; St. Matthaei oder Goldenberg; St. Marien-Magdalenen oder Koikera, auch Koire genannt; St. Petri oder Emmern, wird bei der im Jahre 1596 von Dubberch vorgenommenen Visitation „ein herrlich Gebäu" genannt; Weißenstein oder St. Crucis; St. Annen wird in der Kirchenvisitations-Acte von 1690 als eine alte, ja ältere Kirche als St. Petri bezeichnet; Turgel oder St. Mariae; Kirrefer oder St. Nicolai; Goldenbeck oder St. Johannis, im Jahre 1573 von Clas Akeson mit dem Dorfe Sallentack belehnt; Fickel oder St. Mariae; endlich die Kapelle St. Petri oder Lagena, angeblich vor undenklichen Zeiten von einem holländischen Kaufmann erbaut.

II. Die Kirchen (resp. Kirchspiele) aus der Zeit vor 1254, oder aus der dänischen Zeit von 1219 bis 1254: Rappel, Rappalen oder auch Rapal genannt, gehörte in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zum Kirchspiele Hakroz oder Haggers; Haggers oder St. Lamberti, auch Hakroz oder Hackeris genannt; Kegel oder St. Michaelis; St. Matthiae; Kusal oder St. Laurenti, wahrscheinlich um die Mitte des 13. Jahrhunderts aus Ueberresten des nach Kolka verlegten Klosters Gudswal erbaut; Jegelecht oder St. Marien. Ein in der Kirche befindlicher Leichenstein trägt die Jahreszahl 1305. Die zu Jegelecht gehörige Kapelle Saage, genau auf der Hälfte des Weges zwischen den Kirchen Jegelecht und St. Jürgens gelegen, ist eine zur Zeit noch ziemlich gut erhaltene Ruine und soll erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts von dänischen Kaufleuten, die aus großer Seegefahr errettet wurden, bei einem mächtigen, vom Meere aus weithin sichtbaren Eichenbaume erbaut worden sein. Nach einer anderen Ueberlieferung soll diese Kapelle sogar älter als die Stadt Reval sein; St. Jürgens oder Waschill, Waskjall, auch St. Georgi genannt; Jörden oder St. Michaelis; Kosch oder St. Nicolai; Luggenhusen oder St. Johannis Baptistae; Maholm oder St. Nicolai. Etwa eine Werst von der Kirche entfernt stehen die Ruinen der Marienkapelle; Jewe oder St. Michaelis; Wesenberg oder St. Trinitatis; Haljall oder St. Mauritii; St. Katharinen oder Tristfer; St. Simonis oder Katküll; Leal oder St. Elisabeth, gegründet ca. 1213 bis 1219; Schloßkirche zu Hapsal, 1228 vom Ordensmeister Volquin Schenk von Winterstädt erbaut, in neuerer Zeit geschmackvoll renovirt und am 15. Oct. 1889 von Neuem eingeweiht; Wormsoe oder

St. Olai soll 1219 vom Könige Waldemar II. von Dänemark erbaut worden sein.

III. Die Kirchen (resp. Kirchspiele) aus der Zeit nach 1254: Klein-St. Marien oder Neukirchen wurde 1346 vom Könige Waldemar III. von Dänemark erbaut und 1497 von Hans Wrangell renovirt; St. Johannis in Harrien oder Saientacken. Ein Leichenstein mit der Jahreszahl 1400 läßt darauf schließen, daß die Kirche im 14. Jahrhundert entstanden ist; Ruckoe oder St. Catharinae, wahrscheinlich 1391 vom Bischof von Oesel und der Wiek, Winrich von Kniprode, erbaut; St. Jacobi oder Kohhal stammt einem Donationsbriefe vom Jahre 1473 zufolge aus dem 15. Jahrhundert, wurde im Kriege durch Iwan Wassiljewitsch zerstört, 1639 aber wieder aufgebaut; Keinis oder St. Martini ist zu Ende des 15. Jahrhunderts vom Bischof Johann III. Orgies von Oesel erbaut worden; St. Martens oder Ummern verdankt seine Entstehung zu Ende des 15. Jahrhunderts gleichfalls dem Bischof Johann III. Orgies von Oesel; Nissi oder St. Mariae ist im Jahre 1501 von demselben Johann Uexküll zu Riesenberg, der 1535 in Reval enthauptet wurde, erbaut worden; Werpel oder St. Urban entstand 1638; Waiwara 1744; Pühhajöggi-Kapelle unbekannt wann; Isaak 1845; Baltischport oder St. Nicolai am 24. October 1842 eingeweiht; Emmast ist im Jahre 1867 und Joachimsthal bei Narva 1884 erbaut worden.

Die Enquête erstreckt sich im Ganzen auf 53 Landkirchen Ehstlands. Um die Alterthümer derselben nach einheitlichen Gesichtspunkten verzeichnen zu können, hatte die Ehstländische Literärische Gesellschaft eine Liste derjenigen Gegenstände anfertigen lassen, denen die Aufmerksamkeit der Pastoren zugewandt werden sollte und deren Vorkommen in oder bei den Kirchen erwartet werden durfte. Diese Liste enthielt in alphabetischer Anordnung folgende Gegenstände: Altardecken, Altarleuchter, Altarschreine mit Schnitzwerk oder Malerei; Altartische, Altarzeug, wie: Weinkannen, Kelche, Oblatenteller, Schachteln; Bänke oder Gestühle mit Schnitzwerk oder Malerei; Beichtstühle; Bilder, gemalte; Bücher, Bibeln, Kirchenchroniken, Acten, alte Noten ꝛc., Chorschränke und Chorthüren; Crucifixe; Epitaphien d. h. Erinnerungstafeln für Verstorbene mit Inschriften, Schnitzwerk oder Malerei; Fahnen oder Fahnenstangen; Figuren, freistehende, aus Holz geschnitzte; Gitterwerk, aus Metall, Holz, z. B. vor Eingängen zu Kapellen; Glasmalereien; Glocken, mit oder ohne Ornamente und Inschriften; Herrschaftsstühle, verzierte (Pulpitorien); historische Gegenstände im strengsten Sinne, an welche sich eine bestimmte historische Begebenheit knüpft, sowie Gegenstände, an welche sich Sagen knüpfen; Kapitäle oder Sockel von Säulen; Kelche und Leichenbahren, geschnitzte; Leichensteine mit Figuren oder Inschriften oder Spuren von

solchen; Leuchter, Kronleuchter, Wandleuchter, besondere Einrichtungen für Beleuchtung, Malereien an Bänken, Panelen, Thüren, Treppen ꝛc.; Monstranzen und Gehäuse dazu; Monumente (größere, den Verstorbenen gewidmete Denkmäler); Patenen (conf. Altarzeug); Platten von Särgen mit Inschriften; Pulte zum Auflegen der Bücher; Reliquienkästchen (aus Blei) in Altartischen eingemauert; Reliquienschränke; Rüstungen, Schwerter und anderes Kriegsgeräth; Schiffe, hängende; Schränke zum Aufbewahren heiliger Gefäße ꝛc.; Siegelstempel; Stundengläser; Tafeln mit Berichten, Geschlechtsregistern ꝛc.; Taufbecken aus Metall; Taufsteine aus Stein, Eisen, Holz mit Schnitzwerk; Thüren mit Inschriften oder Ornamenten in Holz oder aufgelegtem Eisen; Tische (in der Sacristei); Wappen aus Holz oder Metall; Weihwasserbecken aus Stein (beim Eingange zur Kirche); Weihwasserkessel aus Metall.

Auf Grund dieser Liste sind die nachstehenden Aufzeichnungen der Herren Pastoren, die in zuvorkommendster Weise sich der oft sehr mühsamen Arbeit unterzogen haben, angefertigt worden[1].

Propstei West-Harrien.

In der Kirche Rappel (II) sind keine Alterthümer vorhanden, weil sie im Nordischen Kriege bis auf das Mauerwerk abbrannte und auch das Pastorat 1774 durch eine Feuersbrunst mit dem ganzen Kirchenarchiv zerstört wurde. Die Kirche in Baltischport (III) weist ebenfalls nichts Bemerkenswerthes auf.

Für Haggers (II) sind zu verzeichnen: ein geschnitzter Altarschrein von 1731, Armleuchter, Kelche; ein massives Taufbecken; Leichensteine; eine Platte und mehrere Grabsteine ohne Jahreszahl; „Der Haggersschen Kirche Kirchenbuch" von 1713 und 1738; ein Rechnungsbuch der Haggersschen Kirche von 1659—1799; Kirchenvisitations-Protokolle von 1716; Inventarlisten von 1738; drei Gruppen von Figuren ohne Jahreszahl. Daß für Haggers nicht mehr Gegenstände zu notiren sind, wird wohl dem Umstande zuzuschreiben sein, daß das Pastorat 1703 und die Kirche 1710 abbrannten.

Kreuz (I). Diese Kirche entstammt, wohl wenig verändert, der ältesten katholischen Zeit, wie schon die Bauart vermuthen läßt. Es befindet sich z. B. im Altarraum ca. 3 Fuß über dem Fußboden in der Mauer eine Nische, die mit einer etwa ¾ Fuß messenden, halbkreisförmigen Vertiefung in der Mitte in einen Spitzbogen ausläuft. Solche Vertiefungen in Nischen dienten zur Aufbewahrung gottesdienstlicher Geräthe zu katholischen Zeiten, wie z. B. des Weihwasserbeckens ꝛc. Erwähnt werden folgende Gegenstände:

[1] Die eingeklammerten römischen Ziffern weisen darauf hin, zu welcher der Eingangs aufgeführten 3 Altersgruppen die betr. Kirche gehört.

2 gravirte messingene Altarleuchter; ein von Anna Rossenkranz im Jahre 1610 geschenkter, mit Malerei verzierter Altarschrein; eine Weinkanne aus Zinn vom Jahre 1725; ein Kelch, Oblatenteller und eine Schachtel, alle drei aus Silber und mit der Jahreszahl 1730 versehen; eine alte Bilderbibel; ein Crucifix, Figuren der Maria und Josephs über Lebensgröße, aus Holz geschnitzt; ein Kreuz mit der Inschrift: „Hier ward Soso Tönnis geskaten 13. Dcbr. 1610"; vor dem Altar, durch diesen theils verdeckt, zwei Leichensteine ohne erkennbare Jahreszahl; 2 Wandleuchter aus Messing; eine unansehnliche Thür vom Jahre 1652 und ein sehr defectes Wappen aus Holz; die Abschrift eines schwedischen Amuletbriefes, wie er noch heutzutage von einigen Seeleuten getragen wird.

In Nissi (III) finden sich: ein silberner Altarkelch vom Jahre 1677 mit der Inschrift: Ewert Gustav Ulrich auf Laitz item Gertruda von Helwig; ein vergoldeter Kelch ohne Inschrift, auf dessen Boden nur ein «N» eingravirt ist; ein kleiner vergoldeter Kelch nebst Oblatenteller mit der Inschrift: Anna Sophie von Treiden; eine silberne Oblatenschachtel mit der Inschrift: Johanna Dorothea von Adam; eine Glocke von Friedrich von Baranoff von Kursel nebst Gemahlin Johanna Catharina von Tiesenhausen anno 1739, an deren Rand man den Namen des Glockengießers Johann Christian Berger lesen kann; ein Kronleuchter aus Messing mit der Inschrift: „1669 den 10. October Herr Wilhelm Ulrich"; ein Kronleuchter aus Messing mit der Inschrift: „Herr Heinrich von Klugen; Frau Gertruda von Toll, anno 1783 d. 4. Januarii;" ein Taufbecken aus Messing mit der Inschrift: „S. E. Hippius. Anno 1739 von Mademoiselle Sophie Elisabeth Hippius am 22. Dcbr. 1739 der Kirche geschenkt." Die im Jahre 1501 erbaute Kirche Nissi ist 1873 durch eine neue ersetzt worden.

Für St. Matthiae (I) sind aufgegeben worden: ein Paar, über 3 Fuß hohe, versilberte, sehr künstlich und schön gearbeitete Altarleuchter aus Messing, die am 7. October 1767 vom General-Major Fürsten Sergei Trubetzkoi der Kirche geschenkt worden sind; ein Beichtstuhl, der offenbar zu Privat-Communionen benutzt worden ist; ein in 3 Abtheilungen auf Holz gemaltes Altarbild aus dem Jahre 1631; ein kleines Bild, dessen Alter sich nicht mehr bestimmen läßt; eine Glocke, 6 Lpfd. 14 Pfd. schwer vom Jahre 1597; eine große, glossirte Bibel mit interessanten Illustrationen, z. B. einer Abbildung des Simon Magus, dem ein großer Ketzerbaum, auf dessen Blättern die Namen zahlloser Ketzereien verzeichnet sind, aus der Brust hervorwächst, nebst einer seitenlangen Beschreibung dieser Ketzereien. Obwohl dieser Bibel das Titelblatt fehlt, so ist man doch berechtigt, die Drucklegung in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts zu verlegen; eine Concordanz von ungeheurem Umfange mit einem Portrait des Herzogs Ernst von Sachsen, 1677 zu

Leipzig gedruckt; ein Band der Schriften Luthers, gedruckt zu Jena 1557; Kirchenvisitations-Protokolle aus den Jahren 1694 und 1728.

Die Kirche Kegel (II) ist in der Zeit von 1219 bis 1254 erbaut und am 25. Mai 1346 vom Dänenkönige Woldemar III. mit denselben Rechten und Einkünften, wie sie der bischöflichen Kathedrale in Reval zustanden, ausgestattet worden. Aus dem Kirchenvisitations-Protokolle Dubberchs vom 29. Juli 1593 geht hervor, daß alle Kirchenurkunden Kegels zusammen mit denen Hapsals durch den Canonicus Teuffel auf der königlichen Feste Arensburg, wo sich auch alle Fundationsurkunden und Matrikeln der Wiek befanden, deponirt waren. Später sind alle Documente ins geheime Archiv zu Kopenhagen übergeführt worden, wo sie noch jetzt aufbewahrt werden. Die auf Kegel bezüglichen Urkunden und Schriftstücke reichen daher nur bis zum Jahre 1593 zurück. — Ein Altarschrein, vom Landrath Bernhard von Scharenberg 1632 gestiftet, ist in Composition wie Ausführung künstlerisch schön. Er reicht vom Altartische bis nahe an das Gewölbe der Chorkirche hinauf, ist etwa zwei Faden hoch und besteht aus viereckigen, über einander liegenden Fächern, die nach oben hin an Breite abnehmen, so daß sich das Ganze nach oben zu verjüngt und in eine Spitze ausläuft, auf welcher ein Engel steht. Die Fächer weisen Bilder auf: unten drei niedrige, breite Bilder, die Geburt Jesu und die Jünger von Emmaus an den Seiten, und in der Mitte das Abendmahl von Leonardo de Vinci darstellend. Ueber diesen Bildern ist ein in neuerer Zeit gemaltes Bild an Stelle der ursprünglichen alten Bilder angebracht; neben den Bildern stehen auf jeder Seite zwei Säulen, zwischen welchen auf der einen Seite die Figur des Apostels Petrus und auf der anderen die des Apostels Paulus sichtbar sind. Unter dem Apostel Paulus zwischen den Säulen befinden sich noch drei Bilder: ein kleines viereckiges mit der Grablegung Christi, darüber die Himmelfahrt Christi und über diesem Bilde eine Taube, als Symbol des heiligen Geistes. Alle diese Bilder sind auf Holz gemalt und sehr alt. Auf den Ecken der Fächer stehen Figuren von Engeln, je drei auf jeder Seite des Schreines und einer — der siebente — oben auf der Spitze. Unten, rechts und links neben dem Altarschreine, stehen die Porträts der Stifter Bernhard von Scharenberg und seiner Frau Anna, geb. von Rosen. Eine vollkommene und sachverständige Renovirung hat im Jahre 1889 stattgefunden. Ferner sind zu erwähnen: das aus Silber schön und kunstvoll hergestellte Altargeräth, aber aus neuerer Zeit stammend; ein altes, ca. drei Quadratfuß großes Bild, etwa aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, stellt den Tod dar, der eine schlafende Frau abrufen will, aber von einer höheren Hand an der Ausführung seiner Absicht verhindert wird; ein auf einem Querbalken bei der Kanzel angebrachtes Crucifix, wahrscheinlich wie

die Kanzel aus dem Jahre 1632 stammend, und neben demselben vier kleine, aus Holz geschnitzte Figuren; fünf Holzfiguren in den Feldern der Kanzel, wohl Apostel darstellend, sind recht gut geschnitzt; eine Glocke mit der Inschrift: „Kapitän Georg Gustav von Klugen, Erbherr von Lodensee, hat diese Glocke von 20 Lpfd. an die Kegelsche Kirche gegeben Anno 1744"; die Kanzel und der Himmel über derselben mit dem Heidemannschen Wappen darin ist im Jahre 1632 von Jürgen Heidemann von Lodensee gestiftet worden; vier in der Kirche befindliche Leichensteine etwa aus dem 17. Jahrhundert sind fast ganz abgerieben und ihre Inschriften unleserlich; neun steinerne Grabkreuze aus Kalkstein von runder Form mit einem in der Mitte ausgehauenen Kreuz stammen gleichfalls aus dem 17. Jahrhundert; ein Kronleuchter vom Jahre 1659 mit folgender Inschrift: „Als Anthonius Heidrich Revalicuris Hi Priester Wart Anno 1659 Hat Kohna Jahn Weges tes von ihm unver-Hoffentlich Entleibten Lambaph Jüri Gegenwärtige Krone in diese Kegelsche oder Michaelis-Kirche geben müssen, Gott zu Ehren und dem Entleibten zum Andenken"; ferner ein Kronleuchter vom Jahre 1668, von Hans von Klugen und seiner Frau Agnete Elisabeth Wartmann geschenkt; eine eiserne Thür zum Wandschrank in der Mauer unweit des Altars vom Jahre 1696; sechs Wappen der Familien Taube, Klugen, Wartmann, Heidemann, Knorring (?) und Koskull, alle aus Holz, meist aus der Mitte des 17. Jahrhunderts; Kirchenbücher, deren ältestes mit dem Jahre 1613 beginnt; eine Menge kirchenhistorischer Documente aus der Mitte des 17. Jahrhunderts.

Propstei Ost-Harrien.

Die Kirche Kusal (II) besitzt eine aus Eichenholz geschnitzte Tafel mit dem Wrangellschen Wappen, wahrscheinlich aus dem Jahre 1631; Henricus Stehls Leyen-Spiegel von 1641; einige alte Metall-Crucifixe; einen Wandleuchter von 1698; drei Leuchter aus Zinn von 1617; einen Kronleuchter mit einem Wappen; einen im alten Altar gefundenen Reliquienkasten aus Blei, rohester Arbeit, mit Knochensplittern; sechs mehr oder weniger zerfallene Wappen, von denen das des Georg von Risingen aus dem Jahre 1695 datirt.

In St. Johannis in Harrien (II) sind folgende Gegenstände namhaft gemacht: zwei silberne Armleuchter von getriebener Arbeit mit der Inschrift: „G. F. H. M. L. H. Fabian Ernst Stael von Holstein. Gertrude Margarethe Fock 1730"; ein silberner, vergoldeter Kelch mit der Umschrift: «JESUHS» und zwei Figuren am Fuße nebst einem silbernen, vergoldeten Oblatenteller, Geschenke von Johannes Chemnik vom 24. Majus 1660; ein Bruchstück eines alten Kirchenbuches Anno 1689 und im Jahre 1713 vom

Superintendenten Wrede begonnene und fortlaufend weitergeführte Kirchenbücher; ein aus alter Zeit stammender Kronleuchter aus Messing, ohne Angabe des Jahres; ein gleichfalls sehr altes Taufbecken, den Sündenfall in getriebener Arbeit darstellend, mit einer nicht mehr entzifferbaren Umschrift. An Baudenkmälern ist nichts mehr vorhanden, da die alte Kirche 1863 durch eine neue ersetzt wurde.

Für die im Jahre 1878 renovirte Kirche Jegelecht (II) nennt H. R. Paucker in seinem Werke „Ehstlands Geistlichkeit" einen Leichenstein aus dem Jahre 1305. Außerdem existiren in derselben: zwei 2½ Fuß hohe, aus massivem Kupfer gearbeitete Altarleuchter von 1674; ein uralter, mit schönem Schnitzwerk und prachtvollen Säulen versehener Altarschrein, leider ohne Jahresangabe; zwei Kelche vom Jahre 1689, ein Geschenk des Freiherrn Johann Fersen; zwei Kelche von 1726, ein Geschenk des Herrn Wolter Stackelberg; ein altes, 1728 renovirtes Altarbild, jetzt außer Gebrauch gesetzt; eine Chronik von 1725; eine Glocke mit der Inschrift: „Johann Taube zu Saage haben diese Glocke Maria zu Jegelecht zu Gottes ern geben im Jahre 1596", und mit der Umschrift um den Umlauf: «darti fan Plettenberch»; ein Kronleuchter aus Messing von 1651; ein sehr alter Siegelstempel ohne Jahreszahl, die Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde auf dem Schoße darstellend; die Kanzel nebst Kanzelthür aus Holz mit grobem Schnitzwerk versehen, ein 1639 von einem Herrn von Dreyen „zu Gottes ern" dargebrachtes Geschenk.

Für die Kirche Jörden (II), 1847 renovirt und mit einem neuen Thurme ausgestattet, werden aufgeführt: zwei massive Messingleuchter ohne Jahreszahl; eine silberne, wappengeschmückte Weinkanne aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts; ein Altarkelch von 1698; ein Oblatenteller von 1739; eine runde Schachtel von 1653 und eine wappengeschmückte ovale von 1778; ein aus Holz geschnitzter Kanzelfuß; eine kleine, mit einem Wappen versehene Glocke von 1598; ein mit Figuren geschmückter Himmel über der Kanzel; ein als Dielenplatte dienender Leichenstein in dem Thurmeingang mit einer halbverwischten Figur; ein alter Kronleuchter aus Messing ohne Jahreszahl; eine silberne Patene von 1739; ein alter Taufstein; ein in Silber gearbeitetes Wappen der Familien von Staal und von Helffreich; eine Anzahl cultur- und kirchengeschichtlicher Acten von 1627 ab.

In Kosch (II), in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts renovirt, giebt es nur wenige Gegenstände von historischem Interesse: eine alte rothtuchene Altardecke von 1753; einen alten silbernen Altarkelch nebst einer alten silbernen Patene und zwei inwendig vergoldeten Ciborien; eine kleine Glocke aus dem 17. Jahrhundert; zwei unversehrte Steinkreuze und ein zerschlagenes, auch aus dem 17. Jahrhundert; einen Leichenstein bei der Kirche mit Figuren,

jedoch unleserlicher Inschrift; eine Urkunde über die Hölzungsgerechtigkeit des Pastorats vom Jahre 1653; zwei alte, renovirte Kronleuchter aus Messing; ein altes Taufbecken gleichfalls aus Messing.

Es werden für St. Jürgens (II), eine vor noch nicht ganz einem Jahrzehnt erbaute neue Kirche, die nachstehend genannten Alterthümer aufgezählt: ein Leuchter aus Messing, ein Geschenk von Elisabeth Uexküll von 1690; zwei versilberte Altarleuchter, im Jahre 1775 vom Bürgermeister Höppener geschenkt; an Altarzeug eine große Weinkanne aus Silber, von Jürgen Treiden auf Cournal und seiner Ehefrau Margarethe Nieroth dargebracht und 1697 aus Kirchenmitteln neugemacht; eine silberne vergoldete Weinkanne, ein Geschenk des Landraths Otto Fabian von Wrangell auf Cournal und Höbbet anno 1718 (hat wahrscheinlich früher profanen Zwecken gedient und stammt aus dem Ende des 16., resp. dem Anfange des 17. Jahrhunderts); ein in künstlerischer Hinsicht werthvoller, vergoldeter, einst mit Rubinen geschmückter Kelch mit dem Wappen von Bernhard Scharenberg und Elisabeth Dücker anno 1596; eine ovale Oblatenschachtel mit dem Wappen von Jürgen Treiden und Margarethe Nieroth, anno 1662; an Büchern und Documenten werden aufgezählt eine Kirchenchronik von 1658 bis 1681 und von 1683 bis 1687; Rechnungsbücher von 1660 bis 1666, von 1684 bis 1708 und von 1678 bis 1709; Kirchenvisitations-Protokolle aus den Jahren 1690, 1693 und 1694; Resolutionen bezüglich der Grenzen der Pastoratsländereien von 1627 bis 1700; eine Karte der Pastoratsländereien von 1697; ein Extract der Propositionen des Generalgouverneurs an die Ritterschaft hinsichtlich des Kirchenwesens, wohl aus den letzten Decennien des 17. Jahrhunderts; eine Kirchenchronik von 1713 bis 1730 und von 1749 bis 1754; Kirchengerichtsurtheile von 1749 bis 1775; Conventsbeschlüsse von 1755 bis 1765; Visitationsprotokolle von 1740 bis 1780 ꝛc.; eine geographisch-historische Beschreibung des St. Jürgensschen Kirchspiels, etwa anno 1760; Wappen und Namen der Bürgermeister und Rathsherren von Reval in Glas eingeätzt, um 1720 geschenkt und in den Fenstern der alten Kirchen angebracht; eine Glocke als Geschenk von Bernhard Scharenberg und Elisabeth Dücker mit Beider Wappen, anno 1599; eine silberne Taufschale aus dem 17. Jahrhundert mit dem Wappen der Familie v. Wrangell; ein Leichenstein aus demselben Jahrhundert.

Propstei Wierland.

An Stelle der bald nach 1220 erbauten St. Trinitatiskirche zu Wesenberg (II), von dem Herrmeister Wolter von Plettenberg im Jahre 1495 mit einem großen Stück Landes beschenkt, entstand eine neue, am 3. Juli 1698 durch den Bischof Dr. Salemann eingeweihte Kirche, die aber im

Nordischen Kriege zum größten Theile zerstört wurde. Hierdurch und durch den Brand des Pastorates vom Jahre 1770 mag viel Werthvolles vernichtet worden sein. Trotzdem sind doch noch folgende Gegenstände vorhanden: zwei Altarleuchter, jeder mit der Inschrift Jakob Johann von Tiesenhausen und Wilhelmina Gerdrutha von Bistram, anno 1733; ein Altarleuchter ohne Inschrift; ein Altarleuchter mit der Aufschrift: «perdite vixi misere mei. Theodor Budde Pastor. Vota mea tribua ac reddam domino in atriis domus domini. Ps. 115. Deus protector meus et in ipso speravi. Ps. 144. 1599»; der fünfte Altarleuchter trägt die Aufschrift: „Christus ist mein Leben, sterben mein Gewinn. Dirich Frones."; Altar und Kanzel, 1730 errichtet und 1858 renovirt, bieten wenig Beachtenswerthes; an Altarzeug existirt ein silberner, vergoldeter Abendmahlskelch mit dem v. Tiesenhausenschen Wappen, nebst einem Oblatenteller und einer Schachtel, Anno 1772; alte Bilder und Crucifixe ohne Angabe der Jahreszahl; Epitaphien von 1693; aus Holz geschnitzte Figuren an Altar und Kanzel; eine alte Glocke mit den Inschriften: „Hans Heinrich von Tiesenhausen zu Ehrla, Tolks und Borkholm Erbgesessen — Anna Assari. Haec campana est fusa folmiae apud Mag. Georjum Putensem anno domini 1641» und «Gloria in excelsis Deo et in terra pax, in hominibus bonae volun:»; eine andere Glocke mit der Inschrift: „Me fecit J. A. Hetzel in Riga, anno 1783"; zwei vor dem Altar als Dielenplatten eingemauerte Leichensteine, von denen der eine mit der Inschrift versehen ist: „Dieser Stein und Begräbnis gehört Franz Heinrich Sendenhurst und seinen Erben anno 1693 6./9. December", der andere aber fast vollständig abgenutzt ist und einen Bischof mit Hirtenstab und Inful darzustellen scheint; ein Kronleuchter vor dem Altar trägt den Namen Abraham Lang und die Jahreszahl 1685; ein Kronleuchter bei der Kanzel zeigt die Inschrift: Jakob Johann von Tiesenhausen anno 19. April 1771; ein dritter Kronleuchter führt die Jahreszahl 1652; ein vierter Kronleuchter, rechts bei der Kanzel, hat die Inschrift: «E. V. 1648.»; ein fünfter Kronleuchter, links unter dem Chor, weist die Inschrift: „Es hat der ehrenvester : u : mannhafter herr Hans von Gülken diese Chron zu Gottes Ehren und der Kirchen S. Michaeli zu Wesenberg zur Zier gegeben aufhengen lassen anno 1653 den 26. Marzi."; endlich ist ein Kronleuchter, der sechste, unter dem Chor angebracht, mit der Aufschrift versehen: «Anno 1748 d. 17. Mer. Jakob Johann von Tiesenhausen Landt-Rat."

Die Kirche St. Jacobi (III) ist von den Herrmeistern Johann von Mengden 1453, Johann Wolthus von Heerse 1473, Bernd von der Borg 1482 und Wolter von Plettenberg 1504 mit Ländereien beschenkt worden. In dem Kriege unter Iwan Wassiljewitsch II. wurde sie gänzlich zerstört,

erst 1639 wieder aufgebaut, und in den Jahren 1877 und 1878 gründlich renovirt. Sie besitzt eine Reihe von Donationsbriefen aus der Zeit von 1459 an, das Visitationsprotokoll von 1596, Kelchs Kirchenbuch von 1697 und Kelchs bei J. Lossius abgedruckte Chronik.

Die Kirche St. Simonis (II) hatte im Jahre 1831 Dach und Thüren durch einen Brand eingebüßt und ist 1885 bedeutend vergrößert und umgebaut worden, so daß von ihrer ursprünglichen Gestalt wenig übrig geblieben ist. Außerdem waren 1869 bei einem Einbruchsdiebstahle aus dem Pastorate mehrere daselbst aufbewahrte kirchliche Gegenstände von historischem und künstlerischem Werthe gestohlen worden. Was noch vorhanden ist, besteht in Folgendem: ein kunstvoll geschnitzter, 1684 angefertigter Altarschrein; die gleichfalls kunstvoll geschnitzte Kanzel aus dem Jahre 1724 mit dem Himmel darüber, der mit den Wappen derer v. Schulmann und v. Uexküll verziert ist; zwei Leichensteine mit nicht mehr entzifferbaren Jahreszahlen, von denen der eine die Figur eines Ritters aus dem Ende des 16. Jahrhunderts und die Inschrift „Hinrich Mor" trägt; eine Nürnberger Bilderbibel von 1700; eine mit dem Jahre 1526 beginnende Kirchenchronik; eine Reihe von Visitationsprotokollen aus dem 16. und 17. Jahrhundert.

In der Kirche Haljall (II), die ihre Ländereien 1485 unter dem Herrmeister Freitag von Loringhoven vom Stifte zu Wesenberg geschenkt erhielt, werden genannt: eine Brocat-Altardecke; zwei Brocat-Kelchtücher; zwei versilberte Leuchter aus Messing, anno 1656 von Gust. Adol. Clodt geschenkt; eine silberne Weinkanne mit einem das heilige Abendmahl darstellenden Relief und auf dem Deckel mit einem eine Fahne haltenden Lamm, ein Geschenk von Hans Wrangell 1651; ein silberner Kelch mit dem Wappen der Familie Wrangell anno 1651; eine zapfenförmige Kanne von Pastor Balecke 1753 geschenkt; ein silberner Oblatenteller mit dem Wappen der Familie Wrangell anno 1651; ein silberner Oblatenteller mit Blumen und Blättern in Reliefarbeit; zwei silberne Schachteln, beide mit dem Wappen der Familie Wrangell anno 1651 versehen; ein Crucifix mit zwei freistehenden Figuren, ein Geschenk des Cap. Carl v. Taube 1730; Kanzel und Himmel darüber von sehr altem Schnitzwerk mit den Gestalten einiger Apostel und eines Engels mit einer Posaune oben auf der Spitze des Kanzelhimmels, der gleichfalls das Wappen der Familie Wrangell trägt; ein Leichenstein vor dem Altar, gut erhalten, mit der Inschrift: „Johann Hastfer und Helene Taube anno 1657." und Gestalten in Lebensgröße von ausgezeichneter Arbeit; zwei hölzerne Wappen der Familien v. Wrangell und v. Helffreich; in der Nähe der Kirche auf einem Hügel eine Fließplatte mit einer alten marmornen Urne; Documente über den Besitzstand der Kirche von 1485 an; Kirchenbücher, deren ältestes mit dem Jahre 1643 beginnt.

Die Kirche Klein-St. Marien (III) ist 1497 von dem damaligen Kirchenvorsteher Hans Wrangell und später im Jahre 1873 noch einmal umgebaut und renovirt worden. Es sind für diese Kirche verzeichnet: ein Kelch aus dem 18. Jahrhundert, ohne besonderen künstlerischen Werth; ein Foliant mit Nachrichten über die Fundirung der Kirche; chronologische Aufzeichnungen des Pastors Joh. Engelbrecht Bender von 1648 bis 1695; ein Leichenstein dient als Dielenplatte und zeigt zwischen zwei Säulen zwei Wappen und unter denselben zwei Schilder mit Inschriften über einander. Die Inschrift des unteren Schildes ist leider fast ganz abgeschliffen, die des oberen ließ vor einiger Zeit noch Folgendes erkennen: „Dieser Stein und BEGREBNUS Gehört dem Hoch EDLEN geboren Herrn Magnus Ernst Strieken ihr Königl. Maiest. Schweden wol bedienten Majoren und die hochedelgeborne Fraw Anna von Stackelbersche anno 1668."

In St. Katharinen (II) werden erwähnt: eine silberne Oblatendose, verziert mit dem Doppelwappen der Familien Tiesenhausen-Pahlen; eine silberne Patene mit der Aufschrift „Fabian v. Tiesenhausen - Gertrud Taube", umgearbeitet 1753; eine Abendmahlskanne und ein Abendmahlskelch, beide mit dem Doppelwappen Tiesenhausen - Taube, aber ohne Jahreszahl; zwei Steinkreuze auf dem Kirchhofe, das eine ohne, das andere mit der Inschrift: „Nicolaus Meaz(s) ist gewesen 63 Jahr alt † MDCLXXV."

Propstei Allentacken.

In Maholm (II): eine silberne Weinkanne vom Jahre 1575; zwei silberne, vergoldete Kelche; eine silberne Schachtel von 1680; ein silberner, vergoldeter Oblatenteller von 1663; eine sehr reichhaltiges Pfarrarchiv vom Ende des 16. Jahrhunderts an; culturhistorische Notizen von Werth in den Kirchenbüchern zerstreut.

Für die Kirche Luggenhusen (II) sind verzeichnet worden: der Altar, 1673 errichtet; das Altarbild, auf Holz gemalt, auch von 1673, stellt das heilige Abendmahl dar; die Kanzel nebst Schalldecke, auch aus dem Jahre 1673; ein kleiner silberner Altarkelch von 1745; ein Wappen der Familie Wrangell mit Inschrift aus dem Jahre 1746; Schenkungsurkunden von 1636 und 1638; eine Kirchenchronik von Closius, begonnen 1601.

Die Kirche Jewe (II) ist 1728 an Stelle der alten Kirche erbaut und in den siebziger Jahren unseres Jahrhunderts umgebaut und renovirt worden. Hier werden namhaft gemacht: zwei silberne Altarleuchter vom Jahre 1779, ein Geschenk von Cath. von Schwebs; ein aus Stein gemauerter Altartisch; ein großer silber-vergoldeter Kelch vom Jahre 1652; ein kleinerer Kelch ohne Jahreszahl, gezeichnet mit «K. J.»; eine silberne Schachtel,

geschenkt 1532 von Magd. Belling; das Altargemälde, Christus mit der Dornenkrone darstellend, ohne Jahreszahl, gezeichnet mit «K. J.»; die Figuren der Apostel Petrus und Paulus neben dem Altargemälde; drei Leichensteine aus schwedischer Zeit mit unleserlicher Inschrift; ein Stein mit einem eingehauenen Kreuz, an welchen sich die Sage knüpft, ein Bruder habe den anderen im Streite erschlagen und zur Sühne des Brudermordes die Kirche erbauen müssen; zwei Wappen aus Holz der Familien von Belling und von Poykül; ein Degen und ein Ritterhut, unbekannt, aus welcher Zeit.

Die Kirche Waiwara (III), erst 1776 erbaut, besitzt keine Alterthümer, desgl. die Capelle St. Peter (III), die 1806 erbaut wurde.

Die Kirche Isaak (III), im Jahre 1893 ein Raub der Flammen geworden, hat einige Gegenstände von historischem Werthe gerettet: ein silbervergoldeter Kelch, mit der Aufschrift: «G. O. B.; S. H. W.; W. U. L.; den 15. Merz 1738.» und Oblatenteller; ein kleines Altarbild, Petrus im Kerker darstellend; eine deutsche Bilderbibel mit Erläuterungen, gedruckt in Tübingen 1729; ein hölzernes Crucifix ohne Jahreszahl; eine Glocke mit der Inschrift: «Soli Deo Gloria./Johann Christoph Meler anno 1671 fudit Revaliae.

Die erst 1884 eingeweihte Kirche Joachimsthal (III) bei Narva weist keine Alterthümer oder Gegenstände von historischem Interesse auf.

Propstei Jerwen.

Da St. Petri (I) mehrfach von größeren Bränden, zuletzt den 10. Juni 1876, heimgesucht worden ist, so sind viele ältere Gegenstände vernichtet worden und die kirchlichen Inventarstücke meistens neueren und neuesten Datums. Dinge von historischem oder künstlerisch-alterthümlichem Werthe finden sich wenig. Die Kirche selbst, eine der ältesten des Landes, gehört mit zu den schönsten Bauwerken; über die Begründung derselben ist jedoch nichts bekannt. Sie ist in gothischem Stil erbaut, dreischiffig; sechs massive Pfeiler tragen hohe Spitzbögen von schönen Verhältnissen und Dimensionen. Die Fenster, ursprünglich ganz schmal, sind später breiter gemacht worden, auch hat der Thurm keine unwesentliche Veränderung durch eine nicht unbeträchtliche Erhöhung im Jahre 1868 erfahren, und das ganze Innere der Kirche ist dem Stil entsprechend 1872 renovirt worden. In Folge der neuen Altarausstattung sind die alten auf Holz gemalten Bilder wohl außer Gebrauch gesetzt, aber doch aufbewahrt worden. Das größere, mit Schnitzwerk an den Seiten, ist dreitheilig: in der Mitte die Kreuzigung, an den Seiten in halbrunden Nischen kleinere Bilder mit Unterschriften, leider aber ohne Jahreszahlen; — links oben ein Engel und eine menschliche

Figur mit der Unterschrift: „Gleich und Gleich gesellt sich gern"; — unten der Heiland und die Samariterin am Jacobsbrunnen, mit der Unterschrift: „Die Liebe tränket, komm nur her, so wird Dich dürsten nimmermehr!" — rechts oben: eine menschliche Figur, welche die Gesetzestafeln einem Engel übergiebt, mit unleserlicher Unterschrift; — unten eine männliche Figur mit Heiligenschein und gegenüber eine weibliche, vielleicht der Heiland und Maria am Ostermorgen, mit der Unterschrift: „Süß ist der Geruch der Liebe, o, daß man sich ihrer übe!" Ein anderes größeres Bild enthält eine Darstellung des Abendmahles, ein kleineres die der Auferstehung; beide, auf Holz gemalt, haben weder Jahreszahl noch Inschrift. Ferner sind zu erwähnen zwei Altarleuchter aus Messing mit Wappen und der Inschrift: „Johann von Üxküll und Anna von Rosen; anno 1599." und eine alte silberne Oblatendose mit der Inschrift: „Justina Lanting", jedoch ohne Jahreszahl. Vor dem Altar befanden sich früher zwei Grabsteine, die 1872 unter dem Orgelchor untergebracht wurden. Der erste zeigt einen Ritter in voller Rüstung mit Lanze — rechts unten einen Helm, links einen Todtenkopf. In den vier Ecken sind kreisrunde Bilder mit Emblemen angebracht: links oben ein Stier, links unten ein Greif; rechts oben ein Engel, rechts unten ein Adler. An jeder Seite befindet sich ein Wappen mit Unterschriften, die jedoch fast ganz unleserlich sind; — links oben ist nichts mehr zu entziffern; — links unten steht: DER WEDB . . . . .; — rechts oben: DER . . . S. E. N., — unten: DER POLLEN. Die Unterschrift oben lautet: HIR LYCHT ONDER BOGRAWEN BRWN DROLSSHAGEN SOEN OLDEN BRWN DROLSSHAG; — und unten die Schrift: GESTORWEN JN JAR M. 55 VI DEM GOT GNEDJG SJ.

Der andere Stein enthält als Umschrift den Spruch: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Die Mitte bildet ein glattes Feld mit einem kreisrunden Wappen im Centrum. Die Schrift oben lautet: „Dis Grabstein und Erbst. . . . gehört dem Hochedelgeborenen gestrengen . . . und mannhaften Herren Peter Storm Kranz Erbherr auf Kois und Hatenlax. Ihrer Königlichen Majestät zu Schweden wohlverdienten Obrist Leutenant und seinen Erben." — die Schrift unten: «Anno 1669 den 12 Februar starb der Hochedelgeborene gestrenge und mannhafte Hobrist Leutenant NAJPT Peter Storm Kranz." In einer unteren Abtheilung stehen die Worte: «Anno 16— (folgt eine nicht fortgearbeitete, rohe Steinmasse, offenbar für einen späteren Nachtrag reservirt) den (wieder eine Steinmasse) starb der Hochedelgeborenen und tugendsamen Fraue Gertrude Frederiken derer Seelen Got genedig sei."

Außerdem sind noch vorhanden: eine alte goldene oder silber-vergoldete Patene mit der Inschrift: „1762 C. F. v. Drenteln. An Petri Kirche verehrt"; mehrere Sargplatten; zwei defecte Holz-Wappen, deren größeres im oberen Felde anscheinend drei Kegel und im unteren einen Halbmond zwischen zwei Sternen führt.

In Ampel (I), einer schönen, in gothischem Stil erbauten Kirche, ist vor Allem das aus zwei Theilen bestehende alte Altarbild hervorzuheben. Der untere, besser erhaltene Theil hat seinen Platz an einer Seitenwand des Altarchores und stellt das heilige Abendmahl dar. Der Rahmen erweckt besonderes Interesse durch die in demselben angebrachten, ca. 1½ bis 2 Arschin hohen Holzfiguren des alttestamentlichen und neutestamentlichen Hohenpriesters, die in eigenartiger künstlerischer Auffassung, ungefähr im Stile des 16. Jahrhunderts, wiedergegeben sind. Die obere, weniger gut erhaltene Hälfte des Altarbildes, die Taufe darstellend, ist in der Kirchencapelle placirt. Beide Bilder, Taufe sowohl, wie Abendmahl, sind in Oel auf glatte Bretter gemalt und recht gut erhalten, auch mit biblischen Inschriften, leider aber nicht mit Jahreszahlen versehen. Nächst dem Altarbilde sind von Alterthümern zu nennen: zwei alte, silberne Altarleuchter ohne Jahreszahl; eine silberne Weinkanne von 1653; zwei ältere silberne Kelche; ein kleiner Kelch aus dem Jahre 1722; ein kleiner Oblatenteller von 1722: ein größerer Oblatenteller vom Jahre 1749 mit Inschrift und Wappen; zwei Ciborien ohne Jahreszahl; eine kleine Schachtel von 1722; Bänke und Gestühle sind mit Schnitzwerk, Basreliefarabesken, verziert; ein Neues Testament aus dem Jahre 1715; Acten und Noten aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert, unter welchen eine Pergamentnote von der Hand Wolter von Plettenbergs besonders hervorzuheben ist, die, in der Form von Großoctav, viermal gefaltet ist und an ihrer unteren Seite einen doppelten Einschnitt zur Befestigung der leider fehlenden Siegelkapsel hat. Der Inhalt der Schrift konnte vom Berichterstatter nicht entziffert werden; — ein altes silbernes Crucifix ohne Jahreszahl; fünf kleinere, aus Holz geschnitzte Apostelfiguren; ein Doppelwappen mit einer darüber befindlichen Holzfigur, den Engel des Gerichts mit angesetzter Posaune darstellend; sechs Säulencapitäle in Basrelief, jedes eigenartig gezeichnet und dem schönen gothischen Baustil der Kirche angemessen; vier Leichensteine beim Kircheneingang, von denen zwei gut erhalten sind; einer von ihnen trägt eine sehr sauber angefertigte gothische Inschrift.

Die Kirche St. Johannis in Jerwen (I) ist in einfachem gothischen Stil ohne Kreuzgewölbe oder Säulen erbaut, war aber ohne Thurm, bis sie im Jahre 1881 einen neuen, in gleichem Stil errichteten Thurm erhielt. Obgleich das Erbauungsjahr der Kirche unbekannt ist, weiß man doch, daß sie sehr alt ist. Von Alterthümern werden genannt: zwei ca. 2 Fuß hohe

messingene Leuchter aus dem 17. Jahrhundert; zwei silberne Kelche aus derselben Zeit; zwei alte, einfache Oblatenteller aus Silber; eine ziemlich alte silberne Schachtel; ein mit gutem Schnitzwerk versehenes Altarblatt, ein Geschenk von Bog. Rosen; ein altes Altarbild; das Porträt eines Pastors, bei der Kanzel; ein aus Holz geschnitztes Crucifix; eine alte geschnitzte Kanzel nebst Himmel; ein Klingbeutel aus Sammet, aus dem 18. Jahrhundert; die Kirchenordnung von 1686; mehrere Leichensteine aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert mit diversen Inschriften, einer mit Innungszeichen; eine in die Mauern an der Südseite zum Gedächtniß an den 1779 verstorbenen Carl von Schilling eingelassene Steinplatte; ein einfacher Taufstein; eine von Bogislaus Rosen geschenkte Glocke; eine zweite Glocke, die 1851 oder 1852 zufällig im Johannisschen Bache gefunden wurde und wahrscheinlich während des Nordischen Krieges von den Russen versenkt worden war. Beiläufig bemerkt, wurde der damalige Pastor Laurentius im Jahre 1704 von den Russen erschlagen; Documente, den Kirchenbesitz betreffend, von 1554 an.

Auch die Kirche St. Matthäi (I) ist in gothischem Stil, mit drei hohen gerippten Kreuzgewölben erbaut, von denen das eine den Altarraum, die beiden anderen das Schiff der Kirche überwölben. Schmale, aber hohe Fenster gewähren dem Lichte freien Eingang, zwei an jeder Seite des Schiffes, eines an der Südseite des Altarraumes, ein großes Fenster von doppelter Breite hinter dem Altar und endlich ein kleineres an der Nordseite der Absis. Im Jahre 1858 erhielt die Kirche einen neuen Thurm. Es werden hier folgende Gegenstände hervorgehoben: vier Altarkelche, drei ohne und einer mit der Jahreszahl 1607; fünf silberne, vergoldete Oblatenteller; eine alte silberne Schachtel ohne Jahreszahl, auf dem Deckel das Lamm mit der Fahne und an den Seiten Blumen in erhabener, getriebener Arbeit; drei Holzfiguren zieren die Altarwand, in der Mitte der Heiland, die Schlange zertretend, die Siegesfahne in der Hand, zu beiden Seiten Engel in frohlockender Stellung; die Kanzel ist offenbar aus ältester Zeit und zeigt auf jeder der sechs Wandflächen in einer Vertiefung eine Holzfigur: in der Mitte, an der vorspringenden Wand steht der Heiland mit der Weltkugel in der Linken, zur Rechten zunächst Moses mit den Gesetzestafeln, dann Lucas mit dem Stier, — zur Linken Johannes mit dem Adler und weiter Marcus mit dem Löwen, und auf dem letzten Felde Matthäus, Christi Kniee wie ein Kind umfassend; der Himmel über der Kanzel ist mit einer Figur gekrönt, die in der Rechten ein Schwert und in der Linken eine Waage hält; über der Kanzelthür ist ein Holzwappen mit zwei Feldern sichtbar, von denen das eine zwei Tatzen, das andere einen Baum mit zwei Zweigen, an jedem Zweige ein Blatt führt und der Familie Löscher-Herzfeld, die früher Orgmetz besessen hat, angehören soll; ein altes Bild, die drei Kreuze, an der Rückwand

der Kanzel; das Wappen der Familie Vietinghoff, in Stein gemeißelt und in die Rückwand im Altarraume eingelassen, neuesten Ursprunges; ein Leichenstein mit den ausgemeißelten Gestalten einer männlichen und einer weiblichen Figur in liegenden Stellungen mit gefaltenen Händen, nebst der Umschrift: „Off. 2, 10: Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben" und „Off. 2, 17: Wer überwindet, der wird alles erwerben". Die Schriftzeichen sind die des großen lateinischen Alphabets, ebenso wie die der Inschrift: „Dem wohledlen gestrengen mannhaften und Ehrenhaften Herrn Adam Schrapfer auf Alpa West Sant Lauwenstein und Kotiper erbgesessen Ihrer Königlichen Majestät zu Schweden Kriegs-Commissario und Stadthalter wie auch Präsident zu Dorpat anno 1630"; drei Holzfiguren, in der Mitte Christus am Kreuz, zu jeder Seite eine Frauengestalt, alle drei in bunten Farben, sind in dem den Altarraum überspannenden Gewölbe hoch oben befestigt (sie standen früher auf einem Balken im freien Raume des Gewölbes und wurden auf Veranlassung des Kirchenvorstandes dislocirt); vier silber-vergoldete Kelche, von denen nur einer mit Jahreszahl und Inschrift versehen ist: „1607. Adam Serapfers hinterlassene Wittwe Anna", das eingravirte Wappen ist kaum mehr erkennbar.

Da das Pastorat im Jahre 1735 abbrannte und bei dem Brande auch fast das ganze Archiv zu Grunde gegangen ist, so beginnen die Kirchenbücher erst mit dem Jahre 1736. An älteren Documenten sind noch erhalten: ein in schwedischer Sprache abgefaßtes, «Carolus» unterzeichnetes, mit der Jahreszahl 1693 versehenes Document; eine von dem Ehstländischen Consistorio ausgefertigte Abschrift von einem Verzeichnisse der Einkünfte des Pastors und des Küsters zu St. Matthiae, das, vom Pastor Wolmar Poncow am 21. April 1696 zusammengestellt, dem Revisionsbuche der in Jerwen und im Weißensteinschen Lehen befindlichen königlichen Comptur einverleibt war; eine Schenkungsurkunde des Barons Wrangell über den Heuschlag Wolgasar vom 20. April 1739. An Büchern existirt ein Exemplar „Kirchengesetz und Ordnung", von Karl XI. im Jahre 1686 erlassen und 1687 zu Stockholm bei Joh. G. Ebert gedruckt. Eingelegt in dieses Buch ist eine Abschrift von der von Karl XI. 1692 erlassenen Ergänzung auf dero getreuen Ritter- und Priesterschaft in Ehstland durch den Bischof Dr. Heinrich Gerthum vorgetragene fragliche Punkte und Erinnerungen.

Die Kirche zu Weißenstein (I) ist 1845 an Stelle der alten abgebrannten erbaut. Hier sind zu verzeichnen: ein silberner Kelch von mittlerer Größe, innen vergoldet, nebst Patene, an der oberen Seite vergoldet, datirt vom Jahre 1708; ein kleiner silberner Kelch ohne Fuß, innen vergoldet, nebst Patene aus Silber und an der oberen Seite vergoldet, mit der Inschrift auf dem Kelche: „Zur Ehre Gottes. An das Regiment von der

estnischen Adelsfahne geschenkt H. Johann Martens Ritt-Meister. D. 14 Juny A. 1708"; eine Oblatenschachtel aus Silber, auf dem Deckel die Inschrift: „Jobst Baumgarten 1685" und ein groß ausgeführtes Wappen tragend; eine alte Revalsche Agende in Quartformat, deutsche Ausgabe von 1740, ehstnische von 1699; eine geschriebene deutsche Agende von 1788, auch in Quartformat; Kirchengesetz und Ordnung Karls XI. von 1686; Declaration der Kirchenordnung von 1699; die heilige Schrift in Folioformat, Zurckauer-Ausgabe von 1737, mit vergoldeten Verzierungen auf dem Deckel; ein ehstnisches Neues Testament von 1715; eine deutsch-griechisch-hebräische Concordanz-Bibel von Reinenius in Folio von 1718; Copien von elf Urkunden zur Geschichte des Emancipationsstreites Weißensteins mit dem Gute Merjhof aus schwedischer Zeit; eine Copie von drei Urkunden aus der Ordenszeit, verfaßt vom Pastor Glanström; zwei Urkunden mit Angabe der Abgaben Weißensteins und Merjhofs; zwei Urkunden zur allgemeinen Geschichte Weißensteins; acht Urkunden zur Geschichte des Grundbesitzes in Weißenstein.

Die Kirche St. Annen (I) soll in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts von der Wittwe des Obristen Burt erbaut worden sein. Sie steht auf Noistferschem Grunde. Zu erwähnen sind hier: ein Kronleuchter aus Messing mit der Jahreszahl 1664; ein anderer Kronleuchter mit der Aufschrift „Andreas Dilling"; ein „Kurtzer Bericht Von dem Tode des Weltkundigen Johann Reinhold Von Patkull und wie Er sich zum Tode selbsten bereitet hat" von Mag. Lorentz Hagen, Regim. Pastor, Casimir d. 20. Oct. 1707; ein eigenhändiger Brief Johann Reinholds von Patkull; eine starke Mappe verschiedener Schriften, die sich auf die Wiedergewinnung der von J. R. Patkull in einer Bank zu Venedig deponirten fünf Tonnen Goldes beziehen.

Für die Kirche Turgel (I) werden verzeichnet: Visitationsprotokoll vom Jahre 1727; ex prot. inquis. von 1686; verschiedene Acten von 1695 bis 1795; ein Leichenstein aus dem 17. Jahrhundert mit vielen Namen und der ausgemeißelten Gestalt eines Ritters, in die Wand der Kirche eingemauert; ein Metallwappen der Familie Uexküll aus dem 17. Jahrhundert.

In St. Marien-Magdalenen (I) ist wohl Alles, was von Interesse hätte sein können, bei dem Brande von 1726 vernichtet worden.

Propstei Land-Wiek.

In der alterthümlichen Kirche Merjama (I) sind an bemerkenswerthen Gegenständen vorhanden: zwei Altarleuchter von 1718; zwei Altarleuchter von 1724; ein silberner und ein Zink-Oblatenteller aus dem Jahre 1700; eine wappengeschmückte silberne Oblatenschachtel von 1781 mit der Aufschrift: „Wilhelm Heinrich von Brümmer"; ein versilbertes Crucifix von 1761;

zwei Zinkkelche von 1680; eine ehstnische Bibel vom Jahre 1739; „Rechte des Fürstenthums Ehsten" aus dem 17. Jahrhundert; gerichtliche Rescripte und Urtheile von 1671 bis 1790; Chorbilder von 1689 mit Abbildungen der Apostel, Propheten, Könige ꝛc.; ein silbernes Taufbecken aus dem Jahre 1733 mit dem Wappen der Familie Wrangell und den Buchstaben „M. E. W."; acht Wappen aus Holz, etwa vom Jahre 1600, darunter die Wappen der Familien Uexküll (mit Stammbaum), Vietinghoff, Rehbinder, Taube und Budberg, während die übrigen drei außer der Jahreszahl 1600 nichts mehr erkennen lassen; drei eiserne Rüstungen, die von Herrn v. Wetter-Rosenthal auf Rosenthal aufbewahrt werden; drei Leichensteine mit Abbildungen von Rittern nebst Spuren von Wappen und Inschriften, jedoch ohne Jahreszahl; ein Leichenstein hat drei Wappen und die Jahreszahl 1682; der fünfte Leichenstein trägt die Wappen der Familien Vietinghof und Bühl mit der Unterschrift: „Bernhard von Vietinghoff und Elisabeth von Bühl" und der kreuzähnlich gestalteten Umschrift um diese Namen: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken"; sieben Steinkreuze mit den Aufschriften: 1) «DIRIKSON Anno 1603" (erhabene Schrift), 2) «RINGOTTO JÜRGEN, RINGOTTO JÜRGEN; RINGOTTO JOHAN; RINGOTTO MART» und «RINGOTTO CLAS.», 3) MOSEKULLVETTE TONNES JHAN JURGEN Anno 1647», 4) «KIESA JHAN VON DELLISTAIST ALT 39 JAHR HANS HANSEN SOHN IST NAHME JURGEN ANNO 1692.», 5) „1646", sonst nichts mehr zu entziffern, 6) «MATS JURGEN», 7) ganz unleserliche Schrift.

Die Kirche Goldenbeck (I) erinnert durch ihre schönen gothischen Kreuzgewölbe an die Bauart der Schloßkirche Hapsal, ist jedoch in kleineren Dimensionen erbaut. Es werden für diese Kirche namhaft gemacht: zwei kleine silberne Altarleuchter von 1686 in getriebener Arbeit; ein silberner Teller aus dem 17. Jahrhundert; eine ovale Oblatenschachtel aus Silber in getriebener Arbeit, schon 1691 vorhanden gewesen; ein großes Crucifix mit zwei Nebenfiguren vom Jahre 1682; ein Kronleuchter von 1691; ein Bild, die Familie des P. Heinrich Goeseken († 1681) darstellend, mit den Figuren von Luther und Melanchthon in dem geschnitzten Rahmen; sieben alte Schwerter; ein Stundenglas; ein schadhafter hölzerner Taufstein; Holz-Wappen der Familien Berg, Liven, Henninkhusen, Maydell, Kleist, Romanowitsch, Raß, Loewen; die mit Malereien (Christus und die Apostel) verzierte Kanzel ist im Jahre 1626 von Gerhard Henninkhusen geschenkt worden; der Leichenstein der 1788 auf Schloß Lohde verstorbenen Prinzessin Augusta Carolina, Gemahlin des Herzogs Friedr. Wilh. Carl (von Württemberg), liegt unter der Kanzel, von einem eisernen Gitter umgeben; die

Kapitäle an den Eckpfeilern der Kirche; Kirchengesetz und Ordnung Karls XI. von 1687; „Revalsches Kirchenbuch von 1740"; eine ehstnische Bibel vom Jahre 1739; ein ehstnisches Neues Testament von 1729; eine geschriebene Kirchenvorsteher-Instruction vom Jahre 1699 (4½ Folioseiten); Convents-, Kirchengerichts- und Visitations-Protokolle von 1712 an.

Die Kirche Fickel (I). Da das Pastorat Fickel vielmals abgebrannt ist, so ist auch die Ausbeute an Alterthümern eine verhältnißmäßig geringe, auch fehlt es an einer Kirchenchronik, durch die etwaige Auskünfte zu erhalten wären. Vorhanden sind folgende Gegenstände: ein silberner Altarleuchter vom Jahre 1701; eine silberne, reich mit Gravirungen verzierte Weinkanne mit Deckel, doch ohne Jahreszahl; ein silber-vergoldeter Kelch, am Fuß mit der Inschrift: «O Jesu Christe, Fili Dei. Viri qui passus es pro nobis, miserere mei. A. J. U. 1703" und einem silbernen, erhabenen Crucifix mit Figuren der Maria und des Johannes; ein Oblatenteller vom Jahre 1703 mit der Inschrift: «Jesus vitae mei Scopus. A. J. U.»; der andere Oblatenteller trägt die Inschrift: «Reparirt Anno 1719 Da M. J. Rotte hier Pastor wahr zu Fickel»; eine silber-vergoldete Oblatenschachtel vom Jahre 1703 mit dem Wappen der Familie Uexküll; sechs alte Bilder, fünf auf Holz und eines auf Leinewand gemalt; Altar, Kanzel und Kanzel- oder Schalldecke sind reich mit geschnitzten Holzfiguren, Säulen und Ornamenten verziert; die Wappen der Familien Uexküll und Derfelden sind am Altar, die der Familien Uexküll und Fischbach an der Kanzel angebracht.

In der Kirche Leal (II), in gothischem Stil erst 1874 an Stelle der alten St. Elisabethskirche erbaut, und in der Kirche Kirrefer (I) ist die Ausbeute an Antiquitäten eine nur geringe. Leal hat eine Glocke vom Jahre 1745, einen Kronleuchter von 1766 und einen alten Taufstein, Kirrefer einen Oblatenteller mit der Inschrift: «KERRE — VERSCHE — WIGT 13 lot» ohne Jahreszahl, und eine Glocke von 1762.

Aus St. Michaelis (I) wird so gut wie garnichts über vorhandene Alterthümer berichtet. Es sollen dort vorhanden sein: Kelche, Oblatenteller und Schachtel aus dem 17. Jahrhundert; eine alte Kirchenglocke; ein altes Stundenglas; drei alte Taufbecken und ein unförmlicher alter Taufstein.

Propstei Strand-Wiek.

Die Kirche Karusen (I) ist ihrer Bauart nach eine der ältesten in Ehstland. Am 23. November 1705 wurde der Kirchenthurm, ebenso wie in St. Martens, von einem außerordentlich starken Orkan abgebrochen und zertrümmert, der, im Zusammenhang mit einer großen Ueberschwemmung, von Hapsal bis Riga großen Schaden angerichtet haben soll. Trotz des hohen Alters der Kirche Karusen sind für dieselbe doch nur nachstehende Gegenstände

zu verzeichnen: ein Ciborium aus Silber, in getriebener Arbeit, ohne Jahreszahl; ein Holzwappen von 1601; die Kanzel mit Schnitzwerk und den Figuren des Heilandes, der Apostel Matthäus, Marcus, Lucas, Petrus und Paulus geschmückt, trägt die Jahreszahl 1697; von den fünf Grabkreuzen des Kirchhofes, die sonst recht gut erhalten sind, tragen nur drei Inschriften: 1) «Fabian Schmidt und sein Son Jurgen Schmidt der Junker», 2) I. N. R. I. KILKE IHAN anno 1623», 3) «REPSJACKREPSGORRJES.»; ein Grabstein läßt keine Inschrift, wohl aber ein Horn, etwa in der Form eines Jagdhornes, erkennen; ein reichhaltiges Kirchenarchiv von 1593 ab.

Die Kirche Hanehl (I) hat, abgesehen von den in späteren Jahren vorgenommenen Renovirungen, noch ganz ihr altes Aussehen behalten. Sie ist im gothischen Stil mit hohen Kreuzgewölben gebaut, hat sechs Fuß dicke Mauern und hohe, schmale Spitzbogenfenster. Die schon bei der Kirche Kreuz erwähnten und für ein hohes Alter charakteristischen offenen, tiefen Nischen in der Mauer des Altarraumes sind auch hier vorhanden und haben offenbar als Orte zur Aufbewahrung von Kirchengeräthen gedient. Für Hanehl werden folgende Gegenstände genannt: Reste einer schönen Altardecke mit Silber- und Goldstickereien, die vier Wappen, zwei Kreuzesinitialen und die Jahreszahl 1647 erkennen lassen; ein silber-vergoldeter Kelch, eine Patene aus Silber und ein Ciborium aus Zinn, alle drei Sachen aus dem Jahre 1641; ein Krankenbesteck aus Silber von 1740; Altar und Kanzel stammen aus dem Jahre 1710; ein gut erhaltener Leichenstein des Johann Uexkull von Padenorm und seiner Frau stellt Ersteren in voller Rüstung dar und ist neben der Kanzel eingemauert; ein alter, ca. 2 Fuß hoher Taufstein aus Granit; ein altes Kreuz und ein Leichenstein auf dem Kirchhofe, mit nicht mehr entzifferbarer Inschrift und Jahreszahl; Kirchendocumente vom Jahre 1593 ab.

Die Kirche St. Martens (III) ist mehrmals durch Blitzschlag niedergebrannt und besitzt daher nicht viele der Erwähnung werthe Gegenstände. Hervorzuheben sind: drei Altarleuchter aus Messing «von Licibet Mactdel in de Kerke Tho Ummern 1595 geben»; eine silberne Weinkanne von Friedrich von Hunninghausen und Anna von Nasakin der Kirche geschenkt, ohne Jahreszahl; eine Oblatenschachtel von Klas Johann Baranoff und Anna Elisabeth Uexkull geschenkt und anno 1694 umgearbeitet.

Die Kirche Poenal (I) besitzt einen aus Eichenholz geschnitzten, mit Malereien verzierten Altarschrein von 1598 und mit den Figuren der Jungfrau Maria mit dem Jesuskindlein, eines Papstes (wahrscheinlich Nicolaus) und einer dritten, nicht zu erkennenden Persönlichkeit ausgeschmückt; ein sehr kunstvoll gearbeiteter Abendmahlskelch von 1596; eine Bibelübersetzung von Johannes Piscator anno 1684.

Die Kirche Röthel (I) läßt ihrem ganzen Aussehen nach auf ein sehr hohes Alter schließen. Das alte, gothische Portal des Haupteinganges hat hervorragenden künstlerischen Werth. Durch eine Art Säulenportal mit einem Hauptdurchgange in der Mitte und zwei Nebendurchgängen zu beiden Seiten ist das Schiff der Kirche vom Altarraume getrennt. Ueber den Nebendurchgängen, die übrigens nicht offen stehen, sind die Inschriften: «Pax intrantibus» und «salus exeuntibus» angebracht. Oben auf dem Querbalken sind ein Crucifix, neben diesem zu beiden Seiten zwei Figuren und weiterhin zwei Wappen sichtbar, Alles geschnitzt und bemalt. Ferner sind bemerkenswerth: drei silberne Altarleuchter von 1783; ein großer Altaraufsatz mit Schnitzwerk und Malerei; eine Steinplatte als Altartisch, ohne Jahresangabe; eine große und eine kleine Kanne ohne Jahreszahlen; zwei Patenen ohne Jahresangaben; ein Altarkelch von 1701 und einer ohne Jahreszahl; das Altarbild, die Kreuzigung Christi darstellend, trägt die Jahreszahl 1697; Gegenstände ohne Jahreszahl: ein sechszehnarmiger Kronleuchter, ein Leichenstein mit Reliefs im Altarraum, ein platirtes Crucifix, zwei silberne Platten mit den Wappen der Familien Kursell und Buxhoewden, drei große und vier kleinere Holzwappen; eine größere Glocke von 1692; eine kleinere Glocke von 1706; die Kirchenordnung von 1687; eine Donationsurkunde Gustav Adolfs von 1621; eine Gedenktafel mit der Inschrift: «ad memoriam Reinholdi de Ungern Sternberg, qui obsignavit pactum Harkianum 1710», erst neuerdings in der Kirche aufgestellt; einige Monumente auf dem Kirchhofe, deren Alter und Bedeutung noch nicht festgestellt ist.

Für die Stadtkirche zu Hapsal (II) sind zu verzeichnen: ein Altarleuchter von 1662; ein aus Stein gemeißeltes Altarbild mit Umrahmung von 1630; eine Glocke mit der Jahreszahl 1590; ein sehr alter Kronleuchter, leider ohne Jahresangabe; ein Kronleuchter von 1667 und einer von 1779; die Kanzel datirt aus dem Jahre 1707; ein altes Taufbecken aus Messing ohne Jahreszahl; ein Taufstein vom Jahre 1634 aus Stein; das sehr reichhaltige Kirchenarchiv beginnt mit dem Jahre 1593.

Propstei Insular-Wiek.

In der Kirche Ruckoe (III) ist außer einem Altarleuchter, einem Geschenk des Baron Gustav Taube zu Rickholtz anno 1714, und einem alten steinernen Taufstein ohne Jahreszahl nur noch das vom Pastor Winter für sich und seine verstorbene Frau errichtete Epitaphium vom Jahre 1630 zu nennen. Das Kirchenarchiv ist sehr reichhaltig, auch an culturhistorischen werthvollen Documenten, und beginnt mit dem Jahre 1596. In der Kapellkirche Odinsholm wird ein hängendes Schiff aufbewahrt.

In der Kirche Emmast (III), 1867 eingeweiht, giebt es gar keine Alterthümer.

Für die Kirche Pühalep (I) ist verhältnißmäßig viel namhaft gemacht worden und zwar: drei alte stilvoll gearbeitete Altarleuchter; ein ca. 5 Fuß hoher und 3½ Fuß breiter, aus Holz geschnitzter und bunt bemalter Altarschrein mit einer Darstellung der Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde; ein silber-vergoldeter, glatt gearbeiteter Altarkelch, ein Geschenk des Magisters Eylert Weltring vom Jahre 1770 nebst einem Oblatenteller aus derselben Zeit; ein Crucifix aus Bronze und Malachit; zwei Fahnen von ca. 1630 nebst zwei Fahnenstangen; zwei reich verzierte Pulpitorien; die Kanzel ist aus gelblich-weißem Sandstein und ein Geschenk des Erbherrn auf Hienhof Thomas Gentschin und seiner Gemahlin Anna Magdalena, geb. von Hoffe, anno 1636. Mit reichen Sculpturen verziert, von einer Gestalt aus Stein getragen, zeigt die Kanzel fünf Felder mit folgenden Darstellungen: 1) zwei Wappen und Schilder des Stifters der Kanzel und seiner Gemahlin, 2) St. Jacobus minor, 3) Salvator mundi, 4) St. Simon und 5) eine Vase mit Blumen; ein Leichenstein in die Wand neben dem Altar eingemauert, mit zum größten Theil unleserlichen Inschriften, weist die wohlerhaltenen Gestalten des Thomas Gentschin und seiner Gemahlin in Lebensgröße nebst ihren Wappen auf; ein halber Brustharnisch; zwei alte Degen; Helm, Brustharnisch, Arm- und Beinschienen und Schwert des Thomas Gentschin; ein großes, aus Holz geschnitztes Wappen Thomas Gentschins vom Jahre 1630; vier alte aus Holz geschnitzte, kleinere Wappenschilder; ein schön gearbeiteter Kronleuchter aus Messing mit eingravirtem Wappen und der Jahreszahl 1672; ein Reliquienbehälter mit Knochensplittern (wurde eingemauert in dem Altar gefunden); ein altes, aus einem goldglänzenden Compositionsmetall in schöner, getriebener Arbeit hergestelltes Taufbecken ohne Jahreszahl; Kirchenrechnungen von 1603 ab; die Kirchenchronik erst von 1741 an.

Die Kirche Keinis (III) wurde 1859 renovirt und durch einen Umbau vergrößert. Außer der Kanzel vom Jahre 1629 besitzt sie nur noch einen alten Priesterrock, ein Wappen und ein kleines Schwert.

In und bei der Kirche Roicks (I) sollen gar keine Alterthümer oder Kunstgegenstände existiren.

Für die Kirche Wormsoe (II), erbaut 1632, sind folgende Gegenstände zu nennen: ein silber-vergoldeter Kelch mit einer eben solchen Patene vom Jahre 1719; ein kleinerer Kelch von 1741; ein silberner Klingbeutel von 1741; ein Kronleuchter aus Messing von 1751; ein in Oel gemaltes Brustbild des Pastors Siegfried Georgi von 1660; Acten seit 1646; Kirchenvisitations-Protokolle von David Dubberch von 1596 und Matthias

Porten anno 1694; die mit Schnitzwerk verzierte Kanzel aus dem Jahre 1660; Maria mit dem Jesuskinde, in Holz geschnitzt; das auf ein Fenster gemalte Wappen der Familie Stenbock; der Leichenstein des Pastors Siegfried Georgi Forsius († 1599); ein Leichenstein mit einigen Spuren von Inschriften; die Holzwappen der Familien Delagardie, Königsmarck, Kursell und Weber[1].

Das von den Herren Pastoren gesammelte und in diesen Blättern nur kurz registrirte Material erscheint weniger reichhaltig, als man bei dem hohen Alter vieler Kirchen hätte erwarten dürfen[2]. Da aber unsere Herren Pastoren gewiß nur ausnahmsweise archäologische Fachkenntnisse besitzen und so manchem Gegenstande, über dessen Entstehungszeit sich keine Angaben finden ließen, eine geringere Bedeutung beigelegt haben mögen, als ihm wirklich zukam, so erscheint die Annahme wohl berechtigt, daß an der Hand dieser Vorarbeit noch Vieles an werthvollen Alterthümern, und zwar gerade aus der ältesten Zeit entdeckt werden kann. Hoffentlich gelingt es der Ehstländischen Literärischen Gesellschaft oder der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde in den Ostseeprovinzen, berufene Personen zur Inangriffnahme dieser voraussichtlich lohnenden Untersuchung zu veranlassen. A. R.

[1] In der Filialkirche Werpel (Neubau vom J. 1860) befinden sich lediglich ein paar alte Bilder und Holzfiguren.

[2] Wie aus dem Vorhergehenden ersichtlich, sind z. B. aus dem 16 Jahrhundert bei der Enquête blos folgende 18 Gegenstände, deren Alter feststeht, ermittelt worden: 1526 St. Simonis: Kirchenchronik, mit dem Jahre 1526 beginnend. 1532 Jewe: eine silberne Oblatenschachtel, geschenkt von Magd. Belling. 1557 St. Matthiae: ein Band der Schriften Luthers, gedruckt zu Jena 1557. 1575 Maholm: eine silberne Weinkanne. 1590 Hapsal: eine Glocke. 1595 St. Martens: drei Altarleuchter aus Messing «von Licibet Mactdel in de Kerke Tho Ummern 1595 geben». 1596 St. Jacobi: Kirchenvisitations-Protokoll von 1596. 1596 Jegelecht: eine Glocke, geschenkt von Johann Taube zu Saage. 1596 St. Jürgens: ein vergoldeter Kelch mit dem Wappen Bernhard Scharenbergs und Elisabeth Dückers. 1596 Ruckoe: Kirchenarchiv mit dem Jahre 1596 beginnend. 1596 Poenal: ein Abendmahlskelch, sehr kunstvoll gearbeitet. 1596 Wormsoe: Kirchenvisitations-Protokoll David Dubberchs von 1596. 1597 St. Matthias: eine Glocke von 6 Lpfd. 14 Pfd. Gewicht. 1598 Jörden: eine kleine Glocke mit einem Wappen. 1598 Poenal: ein Altarschrein aus Eichenholz mit reichen Schnitzereien und Figuren. 1599 St. Jürgens: eine Glocke mit dem Wappen Bernhard Scharenbergs und Elisabeth Dückers. 1599 St. Trinitatis-Wesenberg: ein Altarleuchter mit der Aufschrift: perdite vixi misere mei. Theodor Budde etc.» 1599 St. Petri: zwei Altarleuchter aus Messing mit Wappen und der Inschrift „Johann von Üxküll ꝛc.".

Gebet um Troſt und Hilfe

in Zeiten ſchwerer Anfechtung.

Der Du barmherzig biſt ohn' Ende,
Herr Gott, verlaß uns Armen nicht!
Zu Dir erheben wir die Hände,
Weil uns das Herz vor Angſt zerbricht.
Herr Gott, bei Dir, bei Dir allein
Kann Troſt für unſer Elend ſein.

Herr, ſieh', wie uns die Hand ermattet,
Der Fuß nicht ſicher ſteht und feſt,
Das Aug', vom Sorgenflor beſchattet,
Die müde Wimper ſinken läßt!
Ach Herr, Herr Gott, nur Du allein
Kannſt unſ're Kraft und Stärke ſein.

Sieh', Finſterniß uns rings umbräuet,
Vergebens rufen wir nach Licht,
Kein Menſchenarm uns je befreiet
Aus dieſer Nacht, ſo ſchwer und dicht;
Herr unſer Gott, nur Du allein
Kannſt Licht in unſerm Dunkel ſein.

So hilf denn, Helfer, hilf in Gnaden,
Sei unſer Held und Führer Du,
Führ' uns hinaus aus Schand' und Schaden
Ins Land des Friedens und der Ruh'!
Du kannſt, ja, Herr, nur Du allein,
Uns Troſt, Kraft, Licht und Rettung ſein.

W. K.

Lenz' Stellung zu Lavaters Physiognomik.

Nebst ungedruckten Briefen von Lenz.

„Lavaters Werk (die physiognomischen Fragmente) ist trotz allen Spottes, der seit 110 Jahren darüber ausgeschüttet ist und den es zum Theil verdient, eine bedeutende Schöpfung genialer Menschen, und man könnte es mit einem Worte des jungen Goethe als einen vortrefflichen Text zu Allem bezeichnen, was sich über das Geistesleben unseres achtzehnten Jahrhunderts sagen und empfinden läßt. Diesen Ruhm muß das große Werk behalten, so lange jene kräftig treibende Zeit die Menschen der Zukunft einladen wird zum Forschen und Erkennen, zum Lernen und Nacheifern" — mit diesen Worten schließt Eduard von der Hellen seine treffliche Untersuchung über „Goethes Antheil an Lavaters physiognomischen Fragmenten" 1888. Im Gegensatz zu Goethes eigenen Aeußerungen hierüber in der „Campagne in Frankreich", in Eckermanns „Gesprächen" und in dem 18. Buche von „Dichtung und Wahrheit" weist v. d. Hellen mit unwiderleglicher Gründlichkeit nach, einen wie hervorragenden Antheil der Altmeister der deutschen Dichtung in seinen Jugendjahren an dem epochemachenden Werke des ihm damals eng befreundeten Gottesmannes von Zürich gehabt und wie geflissentlich er später diese „Jugendsünde" vergessen zu machen gesucht habe.

Doch nicht blos Goethe, auch sein unglücklicher Rivale und Doppelgänger Lenz, ja die ganze Geisteswelt der Sturm- und Drangzeit des vorigen Jahrhunderts lauschte mit hoffendem, harrendem Herzen der Offenbarung einer neuen Wissenschaft, die eine wunderbare Erkenntniß des menschlichen Herzens in Aussicht stellte.

Von Zürich, der lieblichen Schweizerstadt, die seit Klopstocks und Wielands Zeiten der Zielpunkt der Sehnsucht und des Wanderstabes so

manches deutschen Poeten geworden, ging die neue Offenbarung aus, und ihr begeisterter Prophet war Johann Kaspar Lavater, der überschwängliche Freund und Bruder der jugendlichen Feuerköpfe deutscher Dichtung.

Schon von seinem 25. Jahre an hatte er, dem seine pfarramtliche Thätigkeit am Waisenhause reichlich Gelegenheit dazu bot, physiognomische Studien getrieben[1], im Jahre 1772 darüber einen Vortrag in der naturforschenden Gesellschaft zu Zürich gehalten, den Zimmermann ohne sein Vorwissen veröffentlichte, und war von da ab, ermuntert und angespornt durch begeisterten Beifall, wie durch kühl warnende Kritik gereizt, unablässig bemüht, das ihm von allen Seiten zuströmende Material zu ordnen und zu sichten, an befreundeten und fremden Gelehrten und Künstlern Mitarbeiter zu gewinnen, und unter ungeheuren Mühen und Kosten die Frucht dieser Studien: „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe 1775—78 in vier Foliobänden mit einer großen Anzahl von Kupfern" zum Evangelium der neuen Wissenschaft zu machen.

Das Werk, dessen einzelne Bände namhaften deutschen Fürsten (der 1. Band dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden-Durlach, der 2. der Herzogin Louise von Weimar, der 3. dem Landgrafen Fr. Ludw. Wilh. von Hessen-Homburg, der 4. dem Fürsten und der Fürstin von Dessau) gewidmet waren, erregte allgemeines Aufsehen, und schwärmerisch überboten die überzeugten Anhänger der neuen Lehre in lauter Begeisterung ihren verzückten Meister. Uns kühlere Kinder moderner Weltanschauung befremden diese überschwänglichen Hymnen auf eine längst abgethane Irrlehre ganz eigenartig durch das Mißverhältniß zwischen den hochfliegenden Hoffnungen und der Kärglichkeit der gewonnenen Resultate.

Zur besseren Würdigung der damaligen Begeisterung folge eine kleine Auslese[2] der Urtheile der bedeutendsten Zeitgenossen dieser meteorartig auftauchenden und verschwindenden Erscheinung:

Der Philosoph Zimmermann schreibt am 17. April 1775: „Lavater! . . . denk an nichts als an Deine Physiognomik, die ein göttliches Werk ist," am 13. Mai: „ich glaube an ein einziges Wunder, das Du wirklich gethan hast, dieses Wunder ist Deine Physiognomik," und am 11. December: „Hundsfötter schimpfen auf Dich und die Physiognomik, und stehen doch gerne drin."

Wieland am 7. September 1775: „Mein zukünftiger Freund; Seitdem ich angefangen habe, Ihre Fragmente von Physiognomik zu studiren,

[1] s. Physiognomische Fragmente I, 9 f.

[2] Nach U. Hegners Beiträgen zur näheren Kenntniß und wahren Darstellung Johann Kaspar Lavaters. Aus Briefen seiner Freunde an ihn, und nach persönlichem Umgang. 1836.

habe ich mir vorgesetzt, mein übrig Leben lang daran zu studiren. Ich kann Ihnen nicht sagen, in welchem Grade ich Sie verehre, seitdem ich durch dieß große Werk Sie besser kennen zu lernen glaube ... Sie sind ein zu weiser, zu vollkommener Mann für mich; ich kann Sie verehren, aber lieben kann man nur seines Gleichen." Und am 25. December: „Mein Verlangen nach dem zweyten Theile der physiognomischen Fragmente ist unsäglich, um mein Selbst und um der guten Sache willen. Den Obtrectatoren, den Schiefköpfen, den Sophisten, den Witzlingen, den mikroskopischen Seelen, und wie die Klassen weiter heißen, soll und wird Lavater nie anders antworten, als daß er seinen großen, einsamen Weg fortgeht." Am 25. Mai 1776 schreibt er: „Ihre neuen Offenbarungen[1] — das ist das eigentliche Wort für das, was Ihre physiognomischen Fragmente mir sind." — Etwas kühler lautet schon der Brief vom 21. Juni: „In Ihrem zweyten Theil der physiogn. Fragmente ist viel Göttliches und viel Menschliches. Für das erste ist Gott zu danken; das andere kann und soll nicht anders seyn. Welcher Mensch kann sich verdrießen lassen, daß Lavater ein Mensch ist?

Und doch, wenn Sie, ohne darum weniger zu empfinden und wahr zu seyn, das ist, zu sagen, was Sie empfinden, sich die ewigen Superlativs[2] abgewöhnen könnten! Ich habe einen unsäglichen Pik darauf. — Erfahrung hat mich auf den Positivum zurückgesetzt. Aber freylich — Ihre Superlativi hangen mit Ihrer Theorie von der Hoheit der menschlichen Natur zusammen, und da divergiren wir! — Auch dieß kann und soll nicht anders seyn."

Herder schreibt am 4. Oct. 1775: „Bey Deiner Physiognomik bin ich herzlich mit Dir, in Dir gewesen, habe mit Deinen Augen gesehen und mit Deinem Herzen empfunden. Deine Grundsätze, wie ich sie Dir mit heiligem Spähen abahnde, sind (für mich!) außerordentlich wahr, treffend, weckend, oft himmlisch gewesen. Rechte Seherblicke dessen, was im Menschen liigt, was, wenn er's nicht ist, er werden kann, des Gewächses der Ewigkeit u. s. w. Aber der Ausdruck ist ewige Apologie, oder unbestimmte Ausschüttung, die umherwirbelt. Zwey, drey Worte hätten da stehen sollen, wie in Linnäus oder Buffon charakteristisch. Doch Du hast populär seyn wollen, und bist's unnennbar weit geworden. ... — Du, mein Freund, bist ein lieber Gottesschwätzer."

Auch Goethe, dessen Theilnahme an dem Werke vom 3. Bande an sichtlich erlahmte, schrieb noch am 8. Jannar 1777 (s. Hellen S. 252):

---

[1] „Etwa Mitte Mai 1776 war der Druck des zweiten Bandes beendigt. Alles ging durch Goethes Hand." Hellen 124.

[2] Vgl. das von Hegner S. 304 angeführte Distichon:

Weise sein Positiv, sein Comparativ ist voll Scharfsinn,
In's ätherische Blau fliegt er im Superlativ.

„Es sind herrliche Sachen drinne, die mir wohl gemacht haben. Wenn mir nur nicht der Lavaterianismus: das Hezzen, Trümpfe drauf sezzen, Schimpfen, Angstlichkeit, mit Wolcken fechten, mir gleich wieder den guten Eindruck verschunden hätten. Ausgestrichen hab ich die Anzeige was von mir sey, ich weis gar nicht was es bedeuten soll." . . . Und am 10. März: „Ich hatte gehofft, mich würdest du heraus lassen, da ich dich so höflich drum gebeten hatte, indeß da es ein Gericht ist, das über mehr ehrliche Kerls ergeht, mags denn seyn.[1] Herder wird dir auch den Hals voll schelten über sein polirtes Milchgesicht und den Colofonien Bliz[2] des Fragments dazu. Adieu. Behalt mich im Herzen." . . .

So wendeten sich im Laufe der Zeit und beim weiteren Fortschreiten des Werkes, dem zahlreiche Irrthümer und Mystificationen nicht erspart blieben, die ehemals begeisterten Adepten unwillig und enttäuscht von ihrem Meister ab. Herder nannte die Physiognomik Lavaters „eine Schädelstätte seiner Freunde". Zimmermann schreibt: „Das Schattenbild . . . in welches Du alles hineindachtest, was Du von Sturz[3] gelesen hattest, und in welches Du wirklich alles dieses hineindenkbar fandest — war das Schattenbild eines Fanatikers, eines Imbecile und eines Narren" . . .

Außerdem hatte Lavater entschiedenes Unglück mit der Verherrlichung Kaufmanns und Basedows: Ersteren hatte Lavater (III, 158—61) als „Jüngling, der Mann ist", als Angehörigen „des innersten Kreises seiner Geliebten" unter der Devise: „Man kann, was man will, und man will, was man kann" in seiner überschwänglichen Weise gefeiert; Letzteren, „den Denker Basedow, den Mann voll Anstrengung, einsamer Ausdaurung, That — Würksamkeit — Verbesserungseifer" — Zwingli zum Gesellschafter gegeben (II, 271ff.) — und Beide hatten sich mittlerweile als Schwindler entpuppt und waren, Kaufmann[4] durch seine mystischen Charlatanerien als „Kraft-

[1] Im III. Bande der phys. Fragm. heißt es S. 224 am Schlusse des „großen, an feinen und treffenden Urtheilen reichen Abschnittes" über Goethe: „Und nun — verzeihe, edler Mann, gekannter und nicht gekannter — daß ich alles dieß von dir, ohne dein Wissen — hinstammle. Du weißt allein, was ich unterdrücken muß und will." —

[2] Der „Colofonien Bliz" (III, 263 f. „blitzleuchtendes Genie", „das Licht ist Blitz" s. unten) ist von Lenz, dessen Freundschaft mit Goethe kurz vorher am 1. Dec. 1776 in Weimar ein jähes Ende gefunden hatte.

[3] H. P. Sturz (1736—79), ein geistvoller Schriftsteller jener Zeit.

[4] Ueber diese merkwürdige Erscheinung des Goethe-Lenz-Lavaterschen Kreises sind jüngst interessante Mittheilungen erschienen, nämlich: „Chr. Kaufmann, der Apostel der Geniezeit" von H. Düntzer, 1882 und Nachträge dazu von J. Bachtold im XV. Bande (1887) des Schnorrschen Archivs für Literaturgeschichte, S. 161—93. „Bei Kaufmann fand Lenz 1777 Aufnahme in Winterthur, nachdem er das Philanthropin in Marschlins besucht hatte; er ward dort irrsinnig, jedoch bald wieder hergestellt.

apostel und Gottes Spürhund", Basedow durch das verkrachte Philantropin in Dessau zum Gegenstande des allgemeinen Gelächters geworden.

Nur Wenige urtheilten so mild wie Jacobi in einem Briefe vom 13. Juni 1778: „Ueber Ihr Werk im Ganzen sage ich Ihnen heute nur das: ich halte es für eins der herrlichsten und nützlichsten, wenn auch an eigentlicher Physiognomik, oder vielmehr an wissenschaftlicher, kein wahres Wort sein sollte."

Goethe äußert am 24. Juli 1780: „Seitdem ich keine physiognomische Prätension mehr mache, wird mein Sinn sehr scharf und lieblich; ich weiß fast in der ersten Minute, wie ich mit den Leuten daran bin."

Einer der begeistertsten Anhänger und Förderer der Physiognomik Lavaters war Lenz, welcher mit ihm in treuer Freundschaft verbunden war. Lavater hatte Lenz 1774 in Straßburg besucht, und dem bei dieser Gelegenheit befestigten Bunde verdanken wir eine ganze Reihe prächtiger, geistesfrischer, freilich immer unordentlich genialer Briefe[1] (leider meist ohne Datum), die sich vorwiegend mit physiognomischen Fragen beschäftigen. — Im Jahre 1777 besuchte Lenz, dessen fernerer Aufenthalt in Weimar seit dem 1. Dec. 1776 unmöglich geworden war, seinen Freund in Zürich und wohnte bei

---

Wahrscheinlich blieb damals in Kaufmanns Besitz eine Kiste mit Büchern, Aufsätzen und Kleidern von Lenz, welche dieser, wie wir aus einem Briefe Hamanns an den Buchhändler Hartknoch in Riga sehen, noch im Juli 1780 nicht losgeworden war. Auch Kaufmanns Freund, Eberhard Gaupp in Schaffhausen, besaß noch 1784 einige Kisten, die Lenz zurückgelassen hatte, und wollte sie diesem zurückstellen, wozu Hamann des Buchhändlers Hartknoch Hilfe in Anspruch nahm." Düntzer 123. Am 2. Febr. 1778 sollte Lenz Trauzeuge bei Kaufmanns Hochzeit sein, war aber durch einen Anfall von Wahnsinn gehindert und wurde ins Steinthal zum Pfarrer Oberlin geschickt. — „Als Goethe mit dem Herzoge von Weimar gegen den 8. Dec. 1779 an Glarisegg, unterhalb Steckborn am Untersee, dem Schlosse Kaufmanns, vorbeifuhr, konnte er sich nicht enthalten, in übermüthiger Laune auf Kaufmann zu spotten:

Ich hab' als Gottesspürhund frei
Mein Schelmenleben stets getrieben:
Die Gottesspur ist nun vorbei
Und nur der Hund ist nachgeblieben." Düntzer 144.

Kaufmann starb nach einem wechselvollen Leben 1795 als Arzt in Herrnhut.

[2] 22 derselben sind veröffentlicht in: J. M. R. Lenz und seine Schriften. Nachträge zu der Ausgabe von L. Tieck und ihren Ergänzungen. Von Edward Dorer-Egloff. 1857, S. 179—207. — Die Originale sammt den Antworten Lavaters befinden sich im Besitze des Urenkels Lavaters, des H. Dr. Georg Finsler, Antistes am Großmünster zu Zürich, dessen Liebenswürdigkeit ich die Veröffentlichung der drei letzten von Dorer-Egloff nicht mitgetheilten Briefe von Lenz verdanke.

ihm im Hause zum „Waldries", in welchem, wie eine Marmortafel am Hause besagt, auch Goethe 1775 gewohnt hatte.

Von hier aus sind Lenzens Briefe an J. Sarasin und dessen Gattin in Basel vom 11. Mai und 2. Juni datirt. Am 3. Juni trat er seine Reise in die „wilden Cantons" an, von wo er am 14. Juni aus dem „Ursenerthal an der Matt" an Lavater, aus Bern „in einem theuern Wirthshause (zur „Krone") und ohne Geld" am 7. August an Lavater und am 9. August ebenfalls in Geldangelegenheiten an Sarasin schrieb. Im September ist er wieder in Zürich „an La-Vaters Tisch" und auf Schloß Hegi bei Kaufmann, im October in Marschlins (Graubündten) bei H. v. Salis, im Glarnerland, dann auf „einer kleinen Streifferei an dem Bodensee, durch St. Gallen nach Appenzell", im December in Winterthur und auf Schloß Hegi bei Kaufmann, der sich ebenso wie Lavater bemüht, dem „äußerlich sehr reducirten Dichter wieder etwas auf die Beine zu helfen". Elisabeth Kaufmann schreibt nämlich am 29. November 1777 (s. Büchtold 167 f.) an den Kaufmann Gaupp in Schaffhausen: „Lenz ist gestern nach St. Gallen gereist — nun sahen wir seine Sachen durch — sezten diese Liste auf — und dachten sie einigen unserer nächsten, still handelnden und wandelnden Freunden zu senden, was wir nicht ganz thun können, sie bestmöglich dazu verhelfen — Wer den Edlen, guten Jüngling kennt und liebt, trägt gewiß gern etwas zu seiner Ruhe bey — so ist er noch immer gedrükt, daß in die läng' auch sein Moralischer Character sehr darunter litte — und sie werden sehen, wie Ruhe und stille Befreiung von sorgen Herrliche Wirkungen in ihm hervorbringen.

„Thun sie, lieber Gaupp, in stillster stille, was sie können — für sich für einen Edeln bekannten — bey andern für einen Edeln unbekannten — Gott ist und Dank und Lohn. Lenz soll nicht das Mindeste Erfahren — um aller Liebe willen still. Adieu. Lieber Gaupp —"

In einer Beilage folgt, von Kaufmanns Hand geschrieben, das Inventar der defecten Lenzischen Garderobe, nach welchem freilich so ziemlich alles mangelt. Darauf heißt es weiter: „Beiläufig 300 fl. Geld zur Tilgung alter Schulden, welche aus Noth und mehr für andere als für sich gemacht worden.

„Sowie fast alles hier verzeichnete mangelbar ist: so mangelt alles übrige, was ein ehrlicher poetischer Kerl sonst noch bedarf. Auch ist nichts von einer Uhr, silbernen Schnallen, Degen oder Hirschfänger ꝛc. vorhanden.

„Wer Lenz kennt, muß ihn lieben, und wer das sieht, muß mit mir fühlen, daß es für ihn beständige Folter, nagender und zerstörender Gram ist, daß er ohne stille Hülfe nicht leben kann. Zuletzt kanns gänzliche Zernichtung des edeln Jünglings werden.

„Wer den Verlust fühlt, der helfe, viel oder wenig, so viel und wie er kann: mir selbst, Lenzen für immer vollkommen unbekannt. Wer helfen will, der helfe bald mit edler Stille."

Und Lavater schrieb im December 1777 an J. Sarasin in Basel:

„Lenzen müssen wir nun Ruhe schaffen, es ist das einzige Mittel ihn zu retten, ihm alle Schulden abzunehmen und ihn zu kleiden."[1]

Lenz wurde, wie oben bemerkt, ins Steinthal zu Oberlin gebracht, von da nach Straßburg geschickt, wo er augenblickliche Herstellung fand und war dann zu Schlosser nach Emmendingen gegangen. Hier wurde er von noch ärgerer Raserei befallen. Die Berichtigung der in Straßburg zu zahlenden Kosten sollte Kaufmann durch Ehrmann besorgen, wie Lavater den 3. April 1778 an Lenz' Freund in Straßburg, Röderer, schrieb (Düntzer 131). Erst im Juni 1779 wurde der unglückliche Dichter von seinem Bruder Karl Heinrich Gottlieb nach Riga abgeholt, wo sein Vater Pastor war (s. Stöber, Alsatia, 1873. S. 69 u. 94. Froitzheim, Lenz, Goethe und Cleophe Fibich 1888, 15 ff.)

Doch gehen wir von dieser biographischen Abschweifung, welche eben nur die Stellung Lavaters und der Schweizer Freunde zu dem unglücklichen Lenz im Jahre 1777 nach erst kürzlich bekannt gewordenen Quellen skizziren sollte, zum physiognomischen Briefwechsel der Beiden über. Derselbe hebt mit folgenden, bisher ebenfalls noch ungedruckten Schreiben von Lenz aus Straßburg an:

„Hören Sie liebster Papa[2]! ich habe eine Schrift von Ihnen gelesen, die den Tittel führt. . . . keine Versöhnung geschieht ohne Blutvergießen . . . ich sag Ihnen nichts von den schönen Sachen, die ich drinn gefunden — selbst die Hauptidee, die vielleicht manchen kalten Grübler erwärmen . . . aber mir gefällt es nicht, daß Sie unsern Gott wollen sterben lassen, weil es so seyn muß und in dem ganzen Naturreich alles Leben durch Tod eines andern erhalten werden muß.

„Wie wär es, wenn wir den Tod Christi vielmehr als ein Symbol

[1] Schon am 29. Mai 1776 hatte Lavater an Röderer geschrieben: „Dank für deine Nachrichten von Lenz. Bis der gute Junge fixe Stelle und täglich Brod hat, bin ich an ihm und seinen Freunden." s. „Röderer und seine Freunde" von A. Stöber in der „Alsatia" 1873, S. 91.

[2] Zwischen Lenz und Röderer einer- und Lavater andererseits scheint im Anfange ihrer Bekanntschaft dieser Ton üblich gewesen zu sein. Wenigstens schreibt Lavater am 10. Mai 1774 an Lenz (nicht Lenke, wie Stöber meint): O ihr gute Kinder — nicht meine — Gottes!! Kinder, denn wir alle sind Brüder, — wie gewinn' ich euch so lieb!" . . . Dabei kündigt Lavater seinen Besuch in Straßburg für den Sommer an, der denn auch im Juni stattfand. S. „A. Stöber „Alsatia" 1873, S. 74 und 79 f.

und Vorbild von den Erfolgen unsrer Mor. . . . oder Immoralität ansähen? Die Idee ist apostolisch, das weis ich, zweyten Thessalonicher lesen Sie nur. Christus war Gesetzgeber mehr durch sein Leben und Thaten als durch seine Worte. Er heilte Kranke mit seinem Athem, mit seinem Anrühren (hier kommen Sie mir zu Hülfe) alles symbolisch, ich bin der Herr dein Arzt nennt er sich im 2. Buch Mose und ιησους in den Evangelisten. Heißt: folgt ihr meinen Gesetzen voll Liebe, so verlieren sich, verschwinden alle Krankheiten Cörpers und Geistes (merken Sie wohl die unsaubern Geister) jenachdem ihr meinem Cörper homogen werdt (siehe Lavater).

„Das ist gelallt. Übersetzen Sie es in Männersprache.

„Ich küsse Ihnen die Hand für den Februar[1] und bitte um weiteres.

„Adieu, adieu. J. M. R. Lenz."

„Das Gesicht von Deinem verklärten Vater (derselbe war am 7. Mai 1774 gestorben) hab ich alleweile vor mir und kann mich nicht satt daran sehen. Ich wünscht ich könnte den Kopf in mein innerstes Herz hineinzeichnen, damit er mir zu allen Stunden und Augenblicken gegenwärtig wäre. Solche Köpfe können nur in einer Republik gebildet werden, das sind Züge, die in keinem monarchischen Staat gesehen noch empfunden werden können. Ach daß er lebte! Hat er uns doch seinen Sohn gelassen und ein Brutusherz in ihm! Lebe wohl!"

Unterdessen war Lavater in Straßburg gewesen, hatte bei Lenz gewohnt und alle entzückt.

Am 18. Juni schreibt Lenz in einer Nachschrift zu Röderers Brief: „Lies Röderers Gedanken[2] (über Physiognomik) und schreib ihm zurück darüber. Meine Hausleute wollten ihren Augen nicht trauen, daß Du sie grüßtest und danken mit Thränen und Enthusiasmus."

In einem späteren Briefe heißt es:

„Ich höre, du willst nach Straßburg kommen, Lavater! Kupfer zu deiner Physiognomik hier stechen zu lassen. Ich seegne diesen Vorsatz und wünschte ihn in die Zeit hinaus, da Goethe gleichfalls sich vorgenommen, hiedurch zu seiner Schwester zu reisen, wohin ich ihn begleiten könnte. . . .

„Ich imaginire mir deine Physiognomischen Beschäftigungen in der Stille so reitzend daß ich daran nicht denken kann ohne in Feuer zu gerathen. Du wirst bald den Herzog von Weymar sprechen, in dessen Gefolg ein Mann

---

[1] Lavater hatte am 26. März den „Februar" (Monatsgedanken) „für Lenzen, Röderer und Fränkel" geschickt. Stöber, S. 78. Am 22. April sandte er den „März". „April ist noch nicht gemacht".

[2] Noch am 7. October 1775 will Lavater von Röderer „auch pensées détachées wie von Lenz über Physiognomie", s. Stöber, Alsatia 1873, S. 89.

ist, der außerordentlich von dieser Gesichtsschwärmerey auch angesteckt ist und dessen Bekanntschaft überhaupt dich freuen muß.

„Hier ein Paar meiner Gesichtsanmerkungen wieder, über die, wie über die vorigen du mir deine Meinung mündlich sagen magst:

„Alle Linien die heraufgehen zeigen Vergnügen, alle die hinuntergehen, Verdruß und Traurigkeit an. Es scheint, der Himmel hat den Menschen auf die Gesichter zeichnen wollen, wo der Sitz der Freuden zu suchen wäre.

„Je kleiner der Mund, desto unschuldiger das Herz: je größer, desto erfahrener."

Am 8. April 1775 schreibt Lenz an „seinen theuern Eiferer":

„Wie sehr wünscht' ich nur einen Tag bei dir zu seyn, wenn du Physiognomik arbeitest. Ich freute mich schon im Geiste, dich vielleicht mit einem Exemplar hier zu sehen, doch werd ich das Buch wohl zu sehen bekommen, nur des Verfassers Erläuterungen fehlen." . . .

„Melde mir doch auf's eheste, ob der Herzog von Weimar mit unter den Subscribenten auf deine Physiognomik ist. Und für wie viel Exemplare?[1] . . .

In einem späteren Briefe heißt es:

„Deine Physiognomik — Lieber! der Wunsch, mir ein Exemplar geben zu können! was geb' ich dir dafür? Mein ganzes Herz — mehr hat mir der Himmel nicht gelassen[2]. Ich glaube aber dennoch, ich glaube, ich werde, sobald es heraus ist, hier eines zu Gesicht bekommen, und das ist ja alles, was ich wünsche. . . .

„Leb wohl! Hier ist ein Physiognomischer Gedanke, der mir durch den Kopf gezogen ist und über den ich deine Meynung zu hören wünschte. Es ist manchmal gut allerley anzuhören, wenn man über gewisse Sachen nachdenkt — also wirst du mir mein Gelall und Gestammel nicht übel nehmen" . . .

„In unsern Tagen ist eine gewisse Faulheit und Niedergeschlagenheit, besonders in monarchischen Ländern, so häufig anzutreffen, daß die Gesichtszüge daher fast alle auf eins hinauslaufen und von keiner Bedeutung sind. Die zu geläuterten Religionsbegriffe, die übermäßige Verfeinerung in den Künsten und Zweiffel und Ungewißheit in den Wissenschaften geben ganz andere Gesichter und ganz andern Ausdruck der Empfindungen als ehemals. Das Feuer sitzt bey uns in den Augen, bey den Alten aber in allen Mienen

[1] Der Erbprinz von Weimar Carl August, sowie die Herzogin sind unter den Subscribenten am Schlusse des I. Bandes mit je einem Exemplar angeführt.

[2] Die vier Bände physiognomische Fragmente kamen auf 100 Thaler (130 fl. netto), eine unerschwingliche Summe für den armen Lenz, der „den ganzen Tag wie ein Postpferd herumlaufen und Lectionen geben" mußte. s. bei Dorer-Egloff S. 193 den Brief an Lavater.

und der Stellung derselben. Überhaupt scheinen mir alle heutige bedeutende Gesichter nur aufgeschürzt; das heißt die heruntergesunknen Lineamente mit Mühe wieder emporgearbeitet — da die Alten das zu wilde Emporsteigen der Mienen vielmehr zu hemmen und zu mäßigen suchen mußten. Das waren gesammelte Gesichter, bey uns sind es angestrengte. Derselbe Unterscheid, der zwischen einem berittenen wilden Hengst und einem mit Sporn und Kurierpeitsche in Galopp gebrachten Karrengaul ist."

In einem anderen Briefe schreibt Lenz: „Leb wohl und erfreue mich bald durchs Anschauen deines 2ten Theils Physiognomik. Ich warte sehnlichst auf Nachrichten aus Liefland." Er hatte nach „Liefland geschrieben, Subscribenten zur Physiognomik anzuwerben", freilich damit keinen Erfolg erzielt; denn in den Subscriptionslisten, welche den einzelnen Bänden der physiognomischen Fragmente angefügt sind, finden wir keine Namen aus Livland; die drei Subscribenten aus Mitau (die akademische Bibliothek, Reichsgräfin von der Recke und Hofgerichtsadvocat Tetsch) sind dem Einflusse Hartmanns, des jungen, mit Lavater befreundeten Professors an der 1775 gegründeten Academia Petrina zuzuschreiben (s. darüber meinen Artikel: G. D. Hartmann. Ein Vertreter der Sturm- und Drangperiode in Mitau, 1775").

Eine Hauptrolle in dem weiteren physiognomischen Briefwechsel zwischen Lenz und Lavater spielt Fräulein von Waldner, eine junge, schöne Dame, in welche Lenz, wie es seine Art war, leidenschaftlich verliebt war, die aber von seinen Gefühlen nichts geahnt zu haben scheint[1] und sich im Frühjahr 1776 mit einem Baron von Oberkirch vermählte.

„Lavater! möchtest du ein Bild in deine Physiognomik, mit dem du das Ideal weiblicher Vollkommenheit ausgedruckt bekommst? Von einem erhabenen Stande, durch persöhnliche Eigenschaften unendlich weit über denselben erhoben, die Gelassenheit, die Bescheidenheit, die Aquiescenz in alles was die ihr gewiß innig vertraute Gottheit über sie verhängt — mit allem Feuer des ungewöhnlichsten erhabensten Genies den scharfen Blick durch das Innerste aller Sachen, das Eigenthümliche, das unumstößlich Feste, das weitumfassende aller ihrer Urtheile, die Kenntniß der Welt, die sich nicht allein auf die Denkungsart der Großen, deren Herzen sie alle wie in Händen hat, sondern bis auf das Fassungs- und Empfindungsvermögen des Allergeringsten ausdehnt, so daß alle ihre Befehle und Aufträge an ihre Untergebenen aus den

[1] Wenigstens erwähnt sie in ihren Memoiren (herausgegeben von ihrem Enkel, dem Grafen Monbrison, Paris, 1869), nicht einmal den Namen des Dichters. Nach Froitzheim, Lenz, Goethe und Cleophe Fibich von Straßburg 1888, S. 80 „erhaschte Lenz im Winter 1775 bei Frl. König geistreiche Briefe des Frl. Henriette Waldner von Freundstein, die in ihm eine neue Schwärmerei entzündeten".

Wünschen derselben hervorgeholt scheinen, so daß sie eine Welt regieren könnte, ohne daß sie es inne würde — alles dieses, alles, alles — und mehr — willst du sie — bethe! —

„Durch verborgene Wirkungen höherer Mächte muß sie dazu gebracht werden — denn es ist nicht falsche Bescheidenheit — es ist das zärteste Gefühl weiblicher Schüchternheit, das sie so gänzlich abgeneigt macht, irgend einem Menschlichen Anhalten ihren Schattenriß mitzutheilen[1]. Gott, welche Seele mahlt sich in dem Profil, welch ein Meisterstück von edler Erziehung unter den Großen, mit alledem verbunden, was ein unauslöschlicher Durst nach allem, was vollkommen ist, was Kenntniß heißt und das Herz eröfnet, aus uns selber machen kann. Und denn alle die Hülfsmittel, die Constellation aller äußern Umstände — auf dem Lande gepflanzt, erzogen, an einem Hofe zur Reiffe gebracht und jetzt in seiner ganzen Liebenswürdigkeit vollendet, um Tausend Elend und Einen zu einem Gott zu machen.

„Verzeih mir Lavater! die Romantische Sprache. Ists Idololatrie, so kann sie mir Gott nicht zurechnen; es ist sein Geschöpf: sein Bild. In einem Jahr reis' ich wohl nach Italien, um alles das an den todten Werken der Kunst zu vergessen zu suchen. Noch ist mein Reisegefärth zu sehr an Straßb. geheftet. Vorher komm ich aber gewiß noch zu Dir und lasse mich

---

[1] Lavater erhielt durch Röderer das Bild, war aber über dasselbe einigermaßen betroffen. Wenigstens schreibt er demselben am 26. Mai 1776: „Dank? für die Silhouette? der Oberkirch — wenn das die Waldner ist, erschreck' ich, oder die Silhouette ist falsch? — oder: Ich bin kein Physiognomist." Stöber, Alsatia 1873, S. 91.

An Lenz schrieb Lavater am 23. März 1776: „Ich habe ein Bild von der Waldern, nicht zwey erhalten. Das von Baly — leicht und schlecht gemahlt — übrigens noch so, daß ich all dein Zittern und Sehnen verstehʼ und natürlich finde. Es ist unmöglich, daß ich dir izt was drüber sage. Es ist Samstag, und ich kann nicht aufsehn. Das Engelsbild kam erst vorgestern. Hätt' aber lieber eine bloße Silhouette gehabt. Das muß ein ganz ander Gesicht seyn, in der Wahrheit. Das Bild ist, wie sehr man's kenntlich nennen mag, abscheülich verschwemmt; der groß göttliche Umriß so zaghaft unbestimmt herabgepinselt, daß ich über den Mahler recht unwillig wurde — unmöglich ists, Lieber, daß ich dir das Bild mit der ersten Landkutsche zurückſende. Ich habe nur Eines. Dieß laß ich sogleich, so gut, als möglich kopieren. Ich erhielts erst Mittwoch Abends. Donnerstag ließ ichs anfangen. Soll ichs dir senden, das Original, als dein oder mein Eigenthum Hat's die W. dir oder mir geschenkt? — Thut nichts; Es ist immer dein, nur daß ich, des Dankens wegen, es wisse. Hierauf deutliche bestimmte Antwort.

„Vorläufig werd' ich Ihr schreiben. Ihr Brief ist entsezlich kalt, recht so ein Fürstenstyl — das thut aber nichts. Ihr Gesicht ist tausendmal besser, als Ihr Brief. Die Nase allein ist mehr werth, als tausendmal andere Gesichter, obwohl auch diese verzeichnet ist. . . . Alles, was izt schreiben kann. Lebe und liebe. Amen.

Lavater."

heilen, weyhen und stärken Ob zu Leben oder Tod, ist hier nicht nöthig zu fragen, Euripides sagt: Vielleicht ist das Leben ein Tod und der Tod das Leben. — Sey glücklich, lieber Herzensforscher, und antworte mir, ob du das Bild möchtest. Dein Glaube erzwingt dies gewiß. Immerweg und ewig dein Lenz."

In einem anderen Briefe heißt es: „Hier ist der Brief von der Waldner . . . kannst du mir's verzeyhen, daß ich, der vielleicht bald von hier reist, ihn erbrochen und mit meinem Siegel wieder zugesiegelt? Ich weiß wie innig sie dich hochschätzt und ich wollte doch gern den Ausdruck davon lesen. Du mußt wissen, daß sie alle ihre Briefe französisch schreibt und ihr daher ein deutscher Brief an dich nicht wenig Müh gekostet. Doch auch hier wirst du ihre ganze schöne Seele finden, die eben durch die für dich so mühsam aufgesuchten Ausdrücke durchscheint, es ist die Sprache, die nicht mit Worten redet, Lavater, die Sprache, die zwey befreundete Seelen stammeln, die nicht von einer Nation sind. Ach, wenn du sie kennteſt!" . . .

Auf der Reise nach Weimar, wo Lenz vom 1. April bis 1. December 1776 lebte, „einige Stunden hinter Frankfurt" erhält der Dichter „mitten auf seinem Wege den Todesstreich, die Nachricht, daß Fräulein von Waldner Braut ist mit einem Menschen, der sie nicht verdient, nicht zu schätzen weiß, ohne Nerven für schön und gut, blos eigennützig, vielleicht unter der Maske der Liebe. Mein Schicksal ist nun bestimmt, ich bin dem Tode geweyhet, will aber rühmlich sterben, daß weder meine Freunde, noch der Himmel darüber erröthen soll. Aber sie — sie in den **Armen eines andern** und **unglücklich** — zu wissen, das ist ein **verdammender** Gedanke. Strecke aus Deine Hand, Knecht Gottes, und rette nicht mich — sie — damit ich ruhig gehen kann . . . Lavater, rette, wenn Schönheit mit allen Eigenschaften der Seele vergesellschaftet je Anspruch auf Mitleid und Enthusiasmus machten. . . . Ach Lavater! wenn du je eine edle That gethan hast, so ist es diese, ein Sterbender bittet Dich darum, ein Sterbender, der Dir lieb war, dem Du Beurtheilung und Vernunft zutrauſt, selbst wenn er dem unerträglichen Gewicht seiner Schmerzen erliegt. . . . Red' ihr als Geistlicher — als ihr Freund an das Herz.

„Ich habe Deinen Abraham[1] an die Prinzessin Louise mitgenommen. Wie glücklich wäre meine Reise, wenn ich nicht die Hölle im Herzen trüge! Mit welchem Gesicht werde ich bey Hofe erscheinen! Herder kommt auch dahin, wird dort die Probepredigt halten. Goethes Eltern grüßen Dich zärtlich, auch Merk. — Schick mir doch das Bild bald, damit ich nicht untergehe, durch Röderer oder lieber gerade. Lenz.

„Ihr Bild oder ich sinke, eh' alles gethan ist."

[1] Abraham und Isaac. Ein religiöses Drama. 1776.

Das Bild kam dem ungeduldigen, verzweifelten Dichter noch immer nicht zu.

„Wie es zugeht, lieber Lavater! daß ich das bewußte Bild[1] noch nicht erhalte, da du es doch Röderer für mich zugeschickt haben willst, begreife ich nicht, macht mir aber viele Herzensqual. Das einzige, worinn ich auf dieser Welt (außer meiner Freundschaft) einen Werth setze, das einzige, das mich in einer selbstgewählten Einsamkeit von der ganzen Welt vergessen, erhalten sollte, zum Besten manches guten Menschen erhalten — soll ich denn durchaus aufs äußerste gebracht seyn. Ich verlange nichts fordere nichts als einen Schatten — einen Schatten, der mich allein an diese Welt binden kann, die mich in allen meinen Verhältnissen peinigt. Ich will nicht müßig gehen in meiner Einöde, aber ich muß etwas haben, das meine Kräfte aufrecht erhält, das mich dem großen Ziele entgegenspornt, um deswillen ich nur noch lebe. Ich weiß sehr wohl daß dies Schatten, daß es ein Traum, daß es Betrug ist, aber laß — wenn es nur seine Wirkung thut und wenn die vorherbestimmten Schläge durch die unsichtbaren Mächte, die mich brauchen wollen, geschehen sind, was ist darnach an dem Instrument gelegen!

„Ich habe deinen 2ten Theil Physiognomik nur flüchtig mit dem Herzog durchlaufen können, ihn bey manchen Stellen aufmerksam gemacht, ihm vorgelesen und mich gefreut. Sobald ich Ruhe finde gehe ich es mit geweyhter Seele durch, jetzt bin ich auch selbst dazu unfähig. Du bist der Einzige, dem ich diese Art meiner Existenz klagen kann, und nicht einmal darin finde ich Trost. Eine gänzliche Taubheit meiner Nerven, die nur wenn ich arbeite, mich alle Stacheln des Schmerzens fühlen lassen . . . O Schmerzen, Schmerzen! Mann Gottes, nicht Trost ist mein Bedürfniß. Diese Taubheit allein kann ich nicht ertragen." . . .

Endlich, endlich erhielt Lenz das so schmerzlich ersehnte Bild und — war enttäuscht, doch offenbar beruhigter. Er schreibt am 14. April:

„Bester Lavater! dein Kupferstecher (Holzhalb) hat sich an Fräulein Waldner versündigt. Wenn hatte sie den Mund (den auch Balay — der Maler — schon gemißhandelt)? Daß ich dir ihren Mund malen könnte und

---

[1] Vgl. die schönen Verse Lenzens:

An Henriette.

Von Gram und Taumel fortgerissen,
Verzweiflungsvoll dein Bild zu küssen,
Ach, alles, was mir übrig ist.
Dies Bild will ich am Munde halten,
Wenn alles an mir wird erkalten
Und du mir selbst nicht denkbar bist.

Tieckſche Ausgabe III, 251.

all die Güte, die in ihm wohnt. Das gezwungene Lächeln ist ganz und gar außer ihrem Charakter.

„Ebenso ist der Schatten, der ihre Wange umschreibt, ganz entstellend, auch B.(alay) hat ihn viel zu grob gemacht um den Zug von Menschenliebe auszudrücken der drauf wohnt. Das sagt auch der Herzog und Goethe.

„Wäre es denn nicht möglich, das zu ändern, zu bessern Lavater ich will gern das Bild noch ein Jahr lang missen, so sauer mir's ankommt. Hab' ich doch ihr Bild im Herzen. Aber wenn du mich liebst schickst du mir's, sobald du kannst." . . .

„Deine Physiognomik hab ich mit einem der herrlichsten Geschöpfe auf Gottes Erdboden durchblättert, der Frau von Stein Goethens großen Freundin. Aber auch nur durchblättert, darum kann ich dir nichts darüber sagen. Wenn du doch hier wärst!"

Lavater brachte das Bild des Fräulein von Waldner auch wirklich erst im III. Bande (1777) im XIX. Fragmente „Ein Frauenzimmer im Profile", Balay pinx., Holzhalb sculps. mit folgendem Texte, den wir als charakteristische Probe des merkwürdigen Buches ganz unverändert anführen:

„Weg den Blick von dem hohen, unnatürlichen, unwürdigen, entstellenden, durch seine eigne Last sich erdrückenden — Haargeflechte — weg von dem, was Kunst anflickte — und hin zu der Natur! der hohen, herrlichen, erhabenen, vollen, allgewaltig redenden . . . Was? Natur? So ein Gesicht, wie's in der Natur seyn muß, sollte das Bleystift, der Miniaturpinsel, der Grabstichel erreichen? Copieen eines solchen Gesichtes sollten noch Natur heißen können? . . . Ich habe sie nicht gesehen, die Natur — Aber die Copie hat sichtbare Fehler und muß noch mehr haben, die für mich noch unsichtbar sind — und dennoch, und dennoch — wer freut sich auch in diesem Nachhall nur, der Menschheit nicht? der Physiognomik nicht? Größe — wer kann sie in diesem Gesichte übersehen? Dieser hohen — nicht schönen, aber männlichen Heldenstirne? (wo jedoch der Einschnitt beynah übertrieben scheint) dieser von aller weiblichen Kleinheit so reinen Nase — dem möglichsten Kontraste und Widerspruche gegen die Unnatur des Kopfgerüstes? Wahrlich, eine Nase, wie sie nur gekrönte Häupter haben sollten! Aber wer sieht dann nicht zugleich das Nasenloch im Miniaturstyl? O ihr Zeichner und Mahler, wann wollt ihr klug werden? wann mit Augen sehen? wann mit Ohren hören? So ein Nasenlöchelgen zu einer solchen Nase, so unmöglich ist's — als ein Kindesfuß an einem Riesen!

«C'est un néz, fait pour renverser ou gouverner un royaume!» — würde der Franzose sagen.

„Und dieser Blick? dieser Mund? — ganz Natur ist er gewiß nicht? Harmonie ganz gewiß nicht! Nicht Ein und derselbe Moment! Aber auch so noch — nicht aus der kleinen Welt — nicht von unten her — wie fern erblickend, ergreifend, bezaubernd — — die Augenbraune — vermuthlich nicht genug vorwärtsgehend! — Doch auch so nicht gemein!

Nichts mehr, als noch die Bitte — „Neige dich, erhabene Seele, vor dem, der dich schuf! Du bekleidest dich inwendig, bekleide dich auch auswendig mit der Demuth — und sey, was Du seyn kannst." — —"

Von dem Werthe der Physiognomik war Lenz so tief überzeugt, daß er Lavater schrieb:

„Noch einmal, es ist die Rede eines Sterbenden: deine Physiognomik ist das Werk deiner Werke und der Zweck, auf den du losgehst, der, den nur die erhabenste Seele sich vorsetzen konnte. Du weißt es vielleicht selbst so nicht. Auch das kann ich Gottlob noch fühlen. Nochmals Dank für Goethens Silhouette, und nun leb wohl."

Ja, er richtete an Lavater „bei der Lesung der Physiognomik" folgendes Gedicht:

„Dank, Lavater, Freude und Dank,
Meine Erwartung übertroffen!
Welch' eine Gottes Aussicht offen!
O das Herz, das nicht versank
Bey dem Hohnlachen, Dräuen, Schmähn,
Wie wirds nun getröstet sich sehn!
Ganze Geschlechter, Völker Alter
Mischen Dich schon in ihren Psalter,
Oder knirschen dem Gericht,
Dem rächenden, unwillkommnen Licht.
Dank, Lavater, Freude und Dank
Thränen schwärmen in meinem Gesang,
Denn ich sehe vom Ost zum Belt
Schon die neue selige Welt."

Auch in den Tagen, da der Wahnsinn schon seinen Geist in Fesseln geschlagen, schrieb er von seinem Aufenthaltsorte bei Oberlin, aus Waldersbach 28. Jenner 1778:

„Sehr begierig wäre ich, dein Urtheil über verschiedene der Silhouetten zu hören, die der Ueberbringer dieser Zeilen dir mitbringen wird, die aber wie alle Schattenrisse so unendlich verschieden von den Originalen sind."

Einige von Lenzens Bemerkungen haben auch in den „physiognomischen Fragmenten" Aufnahme gefunden.

Im III. Bande (1777) S. 98 finden wir, mit Zusätzen Lavaters untermengt:

„Vermischte Beobachtungen eines bekannten Dichters."

1.

„Alle häufig wiederkommende Bewegungen des Zornes äußern sich bey dem, der denselben ausgesetzt ist, in ungewöhnlich dicken und aufgeschwollenen Augenbraunen." — Nicht so — sondern dicke und aufgeschwollene Augenbraunen — oder eigentlicher Muskeln in der Gegend der Augenbraunen — sind ein Zeichen der Zornmüthigkeit. Denn unzählig heftige Zornausbrüche haben dieß Zeichen nicht.

2.

„Aller Hochmuth dehnt das Gesicht und die Muskeln desselben in die Länge" (oder spannt sie, oder preßt sie auch zusammen. Dehnt sie, wo flache Eitelkeit mitspielt — zieht sie zusammen, wo leidenschaftliche Planheit sich in den Stolz mit eindrängt) — „die Freude und das Gefühl von Gleichheit bringen sie wieder in gewisse Rundung."

3[1].

„Es ist mir besonders, daß die Juden das Zeichen ihres Vaterlandes, des Orients, in alle vier Welttheile mit sich herumtragen; ich meyne die kurzen schwarzen krausen Haare und die braune Gesichtsfarbe. Die geschwinde Sprache; das Hurtige und Kurzabgebrochene in allen ihren Handlungen. Ich glaube, daß die Juden überhaupt mehr Galle haben, als andere Menschen."

4.

„Wenn aus den Bewegungen und dem Gange des Menschen ein Schluß zu machen ist, so wollte ich hundert gegen Eins wetten, daß ein wackelnder Gang auf Trägheit und eine große Dosis Zufriedenheit mit sich selber schließen läßt. Besonders wenn der Kopf mitwackelt."

5.

„Ich liebe nun einmal Falten in der Wange beym Lachen. Mir

[1] Bemerkung Nr. 3 kehrt im IV. Bd. S. 272 der phys. Fragm., ausdrücklich als „Eine Bemerkung von Lenz" bezeichnet, noch einmal wieder. Dies war sowohl Virchow (Goethe als Naturforscher S. 94) als auch L. Hirzel, Goethes Antheil an Lavaters Physiognomik, Ztschr. f. deutsche Alterth. 21, 254. Im neuen Reich 1878. II, 597, entgangen, die beide die sechs „Beobachtungen eines bekannten Dichters" Goethe zuschrieben. Durch die ausdrückliche Bezeichnung im IV. Bande ist die Autorschaft von Lenz gesichert. Auch Dorer-Egloff S. 135 hat diesen Zusammenhang nicht erkannt und erst v. d. Hellen S. 231 darauf aufmerksam gemacht. — Bekanntlich haben nicht nur zu Goethes und Lenzens Lebzeiten, sondern bis auf unsere Tage über die Autorschaft mehrerer Schriften und Dichtungen, so z. B. der Seesenheimer Lieder, Zweifel und Streitigkeiten bestanden. Vgl. Loepers Bemerkungen in Goethes Dichtung und Wahrheit III, 245 und Gödeke, Grundriß IV, 639 f.

scheinen das mit die moralischsten Züge, die der Mensch nur haben kann. Sie sind aber von mancherley Art. Je mehr sie sich einem halben Zirkel nähern, der sich gegen den Mund zuschleußt, desto mehr scheinen sie mir Eigenliebe anzudeuten, und werden unangenehm. Wenn sie aber wellenförmig und schlangenartig laufen, sind sie höchst angenehm."

6.

„Die Eröffnung des Mundes kann nie genug studirt werden. In ihr, deucht mich, steckt die höchste Charakteristik des ganzen Menschen. Alles Naive, Zärtliche, Männliche der ganzen Seele drückt sich da aus. Von diesem verschiedenen Ausdrucke ließen sich Folianten schreiben, und ist das etwas, das dem unmittelbaren Gefühle des, der einen Menschen studirt, überlassen werden muß." (Und dennoch von einem künftigen physiognomischen Zeichner gewiß nahe an bestimmt werden wird.) „Die Muskeln um den Mund herum sind, deucht mich, dem Sitze der Seele am nächsten, da kann sich der Mensch am wenigsten verstellen. Daher das häßlichste Gesicht angenehm wird, wenn es noch gute Züge am Mund übrig behalten hat, und einem wohl organisirten Menschen nichts in der Natur so widrige Empfindungen erregen kann, als ein verzogenes Maul." — Sehr wahr, und dennoch ist im Munde der Hauptsitz der Verstellung! das heißt: wo will der Mensch Verstellung anbringen, als im Munde? dem einzigen so leicht, so mannichfaltig beweglichen Theile des Gesichtes, der mehr, wie jeder andere, aller Leidenschaften empfänglich ist?

Nach E. v. d. Hellen S. 31 ist Lenz ferner der Verfasser des Schlußwortes für den Text zu Herders Bild III, 263 f. Dort heißt es nämlich:

Nun noch zur Ergänzung, Berichtigung oder Bestätigung einige Gedanken eines Freundes von ihm (Herder), und mir, den ich bat, etwas über den Mann oder dieß Bild hinzuschreiben.

„Das Bild eines erhöhtesten und erniedrigtesten Mannes unsers Jahrhunderts."

„Ein litterarischer Geschichtsschreiber des kommenden Jahrhunderts mag das Bild mit seinen Schriften paralleliſiren, und die eigentliche Stufe bestimmen, auf welcher der Mann mit seiner Würkung und seinen Talenten stand — dann wird, wie ich hoffe, noch viel anders geschichtet werden, als in unserm."

„Ein hochfliegendes, tiefdringendes, in Wolken schwebendes, mit Wolken sich umhüllendes, Blitzleuchtendes, theologischreligiöses Genie."

„Wo in heillosen Moräſten sich tausende um Goldkörner, deren keines da ist, ermüdend herumzanken, fliegt er allein über den Moraſt weg — und

läßt sich nieder am lieblichen Ufer, wo Bäume schönster Blüthe voll, den Müden beschatten — oder vorm Eingang einer schauerlichen Höhle voll prophetischer Blätter — Folg' ihm — du wirst's sehen — und dich freuen, dem Fluge nachgeflogen zu seyn. — Aber siehe! eh du dich deß versiehst — verschwunden ist der Führer." —

„Mit Einem Blicke blickt er Licht in die Nacht hin — Aber das Licht ist Blitz."

„Er kömmt, und schlägt Feuer — aber ohne Lampe und Öl . . . Was hilft dir der entschlagne, allenfalls auch aufgefaßte Funke?"

„Er baute sich selber einen Standpunkt, das vielfarbige, Gruppenreiche Gemählde des Lebens zu überschauen mit Seherblick, und giebt's dir nach verjüngtem Maaßstab als vertraute Beylage auf den Tag der Zukunft, in Bild und Gleichniß."

„In dieser Stirne wohnen und wälzen sich lebendig die schnell umfaßten Gestalten moralisch politischer und metaphysischer Welten — bald Schatten, bald Licht, unter dem umwölkten Zepter des Sohnes Gottes; wohnet und reihet sich der Reichthum von Prophetenbildern und Apostelgleichnissen. Was ist vom Aufgange bis zum Niedergange, von den Glanzbergen Albordi bis zu den beeisten Gipfeln Helvetiens, woher diese Stirne nicht Bild und Gleichniß nehme, das sie nicht in ihr allweites, majestätisches Religionsgebäude hineindränge — oder vielmehr aus dem heraus beleuchte und erwärme? Der Mund, als ob er hier ungern geschlossen sey, sich Augenblicke öffnen wollte — wozu? Voll Gefühl seiner selbst, voll treffenden Spottes über die kleinen erbärmliche Seichtigkeiten gewisser Theologaster und Philosophaster." —

Dr. Fr. Waldmann.

(Fortsetzung folgt.)

Die Statistischen Jahrbücher der Stadt Riga.

Alexander Tobien. Statistisches Jahrbuch der Stadt Riga. I. Riga, 1891. 131 Seiten. II. Riga, 1892. 227 Seiten.

Seit dem Ende des vorigen Jahres liegen uns aus der Feder des verdienten Directors der communalstatistischen Bureaux Livlands Alexander Tobien bereits zwei Bände eines Statistischen Jahrbuchs der Stadt Riga vor, welche, abweichend von dem sonst üblichen Verfahren der statistischen Bureaux, neben tabellarischen Uebersichten durch eine textliche Ausführung den trockenen Stoff der Statistik auch für Laien genießbar zu machen suchen. Wenn diese sehr werthvollen Arbeiten in dieser Zeitschrift bis jetzt nicht näher besprochen sind, so soll es unser Bestreben sein, für die durch Zufälligkeiten veranlaßte Versäumniß jetzt einigermaßen Ersatz zu bieten. Bei dem reichen Inhalt dieser Bände können wir uns aber dabei nur auf eine gedrängte übersichtliche Darstellung beschränken, um diejenigen, welchen die Arbeiten unbekannt waren, zur näheren Kenntnißnahme derselben anzuregen.

Im Allgemeinen können wir nur sagen, daß alle die einzelnen Abhandlungen, die uns in dem Werke vorgeführt werden, auf außerordentlich sorgfältigen, umfassenden Studien beruhen, welche mit Benutzung der neuesten betreffenden Literatur die Ergebnisse kritisch abwägen, ehe sie das Facit ziehen. Und dabei versteht es der Verfasser, den Leser durch eine sehr ansprechende Sprache über alle die dürren Ziffern leicht hinüberzuführen.

Der erste Band beginnt mit einem sehr anziehenden, Friedrich von Jung-Stilling betitelten Capitel über alle in das Gebiet der livländischen Statistik hineinschlagenden Arbeiten seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bis zum Tode jenes für die betreffende Disciplin so bedeutenden Mannes (1888). Eingehend werden zunächst die Schriften des trefflichen

A. W. Hupel besprochen, der noch ganz auf dem Boden der Achenwall-Schlözerschen Schule stand, die beschreibende Darstellung bevorzugte und der Ziffer blos die zweite Stelle in seinen Berichten anwies. Mehr der jetzigen statistischen Darstellungsweise entsprechend waren dann die Arbeiten von Friedrich Eckardt, Wilh. Chr. Friebe und Balthasar Freiherr von Campenhausen. Auf diese folgte, sie überragend, der Akademiker Heinr. Storch. Er gehört bereits der Süßmilchschen, späteren Queteletschen Richtung an, welche aus den systematischen Massenbeobachtungen über Vorgänge im Leben des Menschen die natürlichen Gesetze der Bevölkerungsbewegung abzuleiten suchte. Auch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat es Livland nicht an Bemühungen gefehlt, über Land und Leute der Provinz nähere wissenschaftliche Kunde zu bringen; wir erinnern nur an die von der Ritterschaft ins Leben gerufenen und veröffentlichten Katasterarbeiten, an des berühmten Astronomen F. H. W. Struve astronomisch-trigonometrische Vermessung, an C. G. Rueckers Specialkarte, an die in Dr. F. G. Bunges „Inland" der Statistik gewidmeten Aufsätze und an Dr. A. von Huecks vortreffliche „Darstellung der landwirthschaftlichen Verhältnisse in Ehst-, Liv- und Kurland". Diese werthvollen Arbeiten betrafen aber doch nur einzelne Gebiete der Landeskunde, waren mehr zufälliger Natur und boten keine regelmäßig und systematisch fortgeführte, das Land nach allen Seiten statistisch durchdringende Forschung. Erst in den 60er Jahren erhält die Statistik in Livland einen ganz neuen Aufschwung, einmal durch die Reorganisation der statistischen Comités der einzelnen Gouvernements Rußlands, die statt der früheren „nichtigen Kanzleischreibereien und nutzlosen Formalitäten" zu einer nutzbringenden „administrativ gelehrten" Thätigkeit verpflichtet werden und dann durch die von den Professoren Carl Schirren und Theodor Graß in Dorpat ausgehende wissenschaftliche Anregung. Und da fand sich denn auch in ihrem Schüler Friedrich von Jung-Stilling, der im Jahre 1863 als erster berufsmäßiger Secretär und technischer Leiter des livländischen Gouvernements- statistischen Comités angestellt wurde, die rechte Kraft, um für die Statistik in Livland einen neuen sicheren Grund zu legen und ihr während seiner 25jährigen unermüdlichen Thätigkeit zu ihrem Fortbestehen stets frisches Leben einzuflößen. Was Jung-Stilling in heißer Liebe für seine Heimath im Einzelnen auf diesem Gebiete geleistet, das wird nun von Tobien in einer sehr ausführlichen, warm und doch dabei objectiv und kritisch gehaltenen Biographie uns vorgeführt. Wir können hier nur auf das Wesentlichste hinweisen, auf die Anregung, welche Jung-Stilling bei den Gebildeten des Landes zu wecken verstand, die er zu eifriger Mitarbeit und zu anderen Opfern mit sich fortriß, auf sein organisatorisches Talent bei Gründung des „statistischen Comités der Stadt Riga", der „Section des Rigaer Börsen-

Comités für Handelsstatistik" (beide im Jahre 1866 eröffnet) und der „statistischen Abtheilung der Ritterschafts-Kanzlei" (1869), welche drei Institute unter seiner technischen Leitung standen, auf seine vorzüglichen Arbeiten in der Handels- und Agrarstatistik und auf seine rastlosen und mit Erfolg gekrönten Bemühungen zur Ausführung einer wissenschaftlichen Volkszählung in Riga (1867) und darauf, gleichzeitig mit den beiden anderen baltischen Provinzen, in ganz Livland (1881). Alles, was in der Weise geschaffen wurde, auch während Jung-Stillings Wirksamkeit als Secretär des Gouvernements- Statistischen Comités (bis zum Jahre 1869), ging nur aus communalen Mitteln hervor ohne die geringste allgemein staatliche Unterstützung.

Dem Capitel über Jung-Stilling folgt im ersten Bande des Jahrbuches eine sehr sorgfältige, nach Kategorien geordnete Uebersicht über die statistische Literatur Livlands bis zum Jahre 1891 mit Aufzählung von im Ganzen 219 verschiedenen Publicationen.

Das dritte Capitel enthält eine Abhandlung über „das Wachsthum Rigas in den Jahren 1882—1886". Die erste Volkszählung der Stadt am 3. März 1867 hatte eine factische Bevölkerung von 102,590 Personen ergeben, die zweite am 29. December 1881 eine solche von 169,329, somit in 15 Jahren einen Zuwachs von 66,739 Bewohnern. Tobien führt die Gründe an, welche diese starke Steigerung erklären, und sucht, da eine dritte wissenschaftliche Volkszählung später in Riga nicht stattgefunden hat, einen Anhaltspunkt zur Feststellung der Einwohnerzahl zu Beginn des Jahres 1889 in einer nach den Quartierbüchern der Rigaschen Polizeiverwaltung am 1. Februar 1889 ermittelten Zahl von 199,472 Personen. Der Verfasser des Jahrbuches schenkt dieser Ziffer freilich nur bedingtes Vertrauen, nimmt an ihr einige Correcturen vor und kommt schließlich zum Resultat, daß annähernd als Zahl der Bewohner Rigas im territorialen Umfange des Jahres 1881 pro 1. Februar 1889: 195,668 Personen anzunehmen seien. Hieran werden dann verschiedene Vergleiche mit früheren Perioden in Bezug auf Geburten, Sterbefälle, Eheschließungen ꝛc. geknüpft. Es ist freilich schlimm, wenn die Noth Einen dazu zwingt, zu solchen approximativen Zahlen zu greifen, und leider ist die Statistik bei uns öfter zu einem solchen Nothbehelfe gezwungen, das Studium von detaillirten Folgerungen auf wenig sicherer Grundlage aber kann nicht voll befriedigen.

Der letzte Theil des ersten Jahrbuches enthält eine große Zahl von Tabellen über 1) die Bevölkerung Rigas vorzugsweise nach der Volkszählung vom Jahre 1881, 2) die Grundstücke und Gebäude der Stadt Riga für verschiedene Jahre, 3) die Wohnungen und Haushaltungen in Riga und in anderen Städten nach der Volkszählung im Jahre 1881, 4) das Gewerbe der Stadt Riga nach der Gewerbezählung von 1884, 5) den Handel und

Verkehr der Stadt Riga im Vergleich zu anderen baltischen Hafenplätzen (1885—1889). Die Ergebnisse der Volkszählung vom Jahre 1881 sind mit Recht in das Jahrbuch wieder aufgenommen, weil für einige Gebiete der Statistik keine neuen sicheren Daten vorhanden sind und die alten nur in einem nicht recht übersichtlichen und handlichen Quellenwerke zur Veröffentlichung gelangt sind.

Im zweiten sehr stattlichen Bande des Statistischen Jahrbuchs bringt Tobien in der Hauptsache eine Darstellung der natürlichen Bevölkerungsbewegung Rigas in den Jahren 1886—1890, wobei er häufig zum Vergleich auf die vorhergehende Zeit bis zum Jahre 1871 zurückgeht. In dem ersten einleitenden Capitel, „Die Beschaffenheit und Verwerthung des Materials", bietet der Verfasser eine mit sorgfältiger Kritik verfaßte interessante Uebersicht über die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Livland übliche Registrirung der Bevölkerungsbewegung nach den sechs verschiedenen Glaubensbekenntnissen der Protestanten, Griechisch Orthodoxen (die Eingläubigen eingeschlossen), Katholiken, Juden, Baptisten und Sectirer (Altgläubige). Er weist auf die verschiedenen unzureichenden Quellen hin, denen man das betr. Material zu entnehmen hatte, indem theils Kirchenbücher verschiedener Form aus verschiedener Zeit neben administrativ geführten Registern, die unter einander nicht zusammenstimmten, die Grundlage zur Kenntnißnahme vom Werden und Vergehen der Rigaer Bevölkerung bildeten. Im Jahre 1881 gelang es Jung-Stilling, mit den Geistlichen aller Confessionen Rigas eine neue Organisation der Erhebung jener Daten zu vereinbaren, welche die Bevölkerungsbewegung zur Anschauung bringen. Im Wesentlichen besteht diese Neuerung darin, daß von den sämmtlichen Geistlichen aller Confessionen für jede einzelne Geburt, für jeden einzelnen Sterbefall und für jede einzelne geschlossene Ehe in ihrer Gemeinde eine Zählkarte nach den Ausweisen der Kirchenbücher ausgefüllt und aufbewahrt wird, bis allmonatlich diese Karten durch den Amtsboten der statistischen Commission der Stadt Riga abgeholt werden. So war ein Fortschritt gewonnen, der aber, so lange die Aufzeichnung der Daten in Rußland der geistlichen Registerführung anvertraut ist, noch lange nicht der von der Wissenschaft geforderten Genauigkeit und Ausführlichkeit entspricht und entsprechen kann, die der westeuropäischen Aufzeichnung durch besondere territorial begrenzte Standesbeamte zu Gute kommen. Und hierzu füge man noch die im Westen üblichen in regelmäßigen Zwischenräumen erfolgenden Volkszählungen, die erst die rechte Basis für genauere Procentualberechnungen bieten. Nur durch weitläufige Palliativmittel kann man diesen Uebelständen einigermaßen entgegentreten. Alle die zwischen dem Westen und unserem Osten in dieser Beziehung bestehenden Unterschiede werden von Tobien genau nachgewiesen.

Aus den drei folgenden Capiteln über Eheschließungen, Geburten und Sterbefälle in Riga können wir hier nur einzelne Facta verzeichnen, ohne in die einzelnen Details und speciell auf die versuchten Erklärungsgründe für die wechselnden Erscheinungen weiter einzugehen. Die allgemeine Heirathsziffer (d. h. die durchschnittliche jährliche Zahl der Eheschließungen auf 1000 Köpfe der Bevölkerung) hat in Riga von 1871—1890 constant abgenommen, während sie in den meisten deutschen Städten, schon an und für sich höher, eine steigende Frequenz aufweist. Beim Vergleich der beiden Pentaden 1881—1885 und 1886—1890 ergiebt sich, daß der Antheil der Ehen, die von Protestanten geschlossen wurden, relativ, d. h. von der Gesammtzahl der Ehen, abgenommen, dagegen derjenige der Griechisch-Orthodoxen und Katholiken zugenommen hat. Die Zahl der confessionellen Mischehen, die in der Zeit von 1881—1890 im Allgemeinen die hohe Ziffer von 12—13 pCt. sämmtlicher Ehen betrug (bei den griechisch-orthodoxen Eheschließungen bildeten die Mischehen durchgängig mehr als die Hälfte) ist beim Vergleich der beiden Pentaden im Ganzen ein wenig gestiegen, dagegen im Besonderen bei den Griechisch-Orthodoxen von $52{,}_{98}$ pCt. auf $50{,}_{62}$ pCt. gefallen. Die Männer heiratheten vorherrschend im Alter von 26—31, die Frauen in dem von 21—26 Jahren; diese beiden Altersklassen ergaben bei beiden Geschlechtern in der Zeit von 1871—1890 eine procentualiter steigende Frequenz.

In Betreff der Geborenen Rigas treffen wir im Verhältniß zur Einwohnerzahl, ebenso wie bei den Heirathenden, seit dem Jahre 1881 im Allgemeinen eine Abnahme. Hinsichtlich der einzelnen Confessionen aber hat der Antheil der Geborenen an der Gesammtzahl von Seiten der Griechisch-Orthodoxen theils wegen des vermehrten Zuzuges von Bekennern dieses Glaubens, theils wegen des im Jahre 1885 wieder in volle Wirksamkeit getretenen Reichsgesetzes in Betreff der Mischehen zugenommen, während bei den Protestanten sowohl dieser Antheil, als auch die absolute Zahl der Geborenen sich gemindert hat. Die außereheliche Progenitur hat im Allgemeinen in der zweiten Pentade nachgelassen, zeigte sich aber ungewöhnlich stark bei den Griechisch-Orthodoxen (von 100 Geborenen waren bei den Griechisch-Orthodoxen $15{,}_{0}$, bei den Katholiken $8{,}_{80}$, Protestanten $6{,}_{65}$, Baptisten $0{,}_{93}$ und Juden $0{,}_{65}$ uneheliche). Der Knabenüberschuß war in Riga (1871 bis 1890), gleichwie in allen Städten Livlands, in denen auf 100 Mädchen 107—108 Knaben entfielen, ein verhältnißmäßig hoher. Im Gegensatz zu den meisten Ländern hat sich in Livland, wie in Ehstland, in den Städten ein höherer Knabenüberschuß herausgestellt, als auf dem flachen Lande. Tobien findet den Grund hiervon, wie er dies auch nachweist, in dem Umstande, daß in den hiesigen Städten diejenigen Nationalitäten stark

vertreten sind, die einen bedeutenden Knabenüberschuß aufzuweisen pflegen: Juden, Russen und Polen.

Die allgemeine Sterbeziffer, d. h. die auf 1000 in der Mitte des Jahres lebende Personen entfallende Anzahl der Gestorbenen, ist seit dem Jahre 1881 gesunken (was zum Theil wohl auch mit der gleichzeitig geringeren Anzahl der Geborenen, in Berücksichtigung der großen Säuglingssterblichkeit, in Verbindung stehen mag). Die höchste Ziffer während des gesammten zwanzig Jahre umfassenden Zeitraumes (1871—1890) fand sich im Jahre 1873 zur Zeit einer bösartigen Pockenepidemie. Dem Alter nach gehörten von 100 Gestorbenen (ohne die Todtgeborenen) in der Zeit von 1881—1890 mehr als ein Viertel dem Säuglingsalter, d. h. dem Alter bis zu einem Jahre, an, was den bezüglichen Verhältnissen der Gesammtbevölkerung einiger Staaten des Westens gegenüber keine ungünstige Ziffer ist, doch hat beim Vergleich der beiden letzten Pentaden unter je 1000 Lebendgeborenen die Säuglingssterblichkeit in Riga etwas zugenommen; der ihnen verderblichste Monat ist der Juli, während es für die übrigen Altersklassen vor Allem der December ist. Von je 1000 Lebendgeborenen starben mehr als doppelt so viel außereheliche, als eheliche.

Um den Leser nicht zu ermüden, müssen wir uns auf dieses Referat beschränken. Die übrigen Arbeiten des zweiten Bandes behandeln: 1) die Statistik der Infectionskrankheiten für die Zeit 1888—1890, 2) die in den Jahren 1886—1890 eines gewaltsamen und plötzlichen Todes Verstorbenen und Verunglückten, 3) die im Jahrzehnt 1881—1890 zur griechisch-orthodoxen Kirche Uebergetretenen, 4) die in den Jahren 1881—1890 vollzogenen Scheidungen protestantischer, sowie jüdischer Ehen (die letzte Arbeit stammt aus der Feder des cand. oec. pol. Bruno Reichberg). Den letzten Theil des Werkes bilden sehr zahlreiche zur Erläuterung des Textes veröffentlichte statistische Tabellen.

Wir können nur mit dem Wunsche schließen, daß das so tüchtige, der Communal-Statistik Rigas zur Ehre gereichende Werk Alexander Tobiens, das zur Kenntnißnahme der bestehenden Verhältnisse Rigas so wichtige Bausteine liefert, in den heimischen Kreisen möglichste Verbreitung finde, um den Verfasser zu baldiger Fortsetzung desselben anzuspornen.

P. J.

Im 6. Heft dieses Bandes sind zu berichtigen:

S. 310 Z. 12 v. u. l. Pawar statt Pawer.
„ 316 „ 9 v. o. l. Schleppfuß statt Schlappfuß.
„ 316 „ 21 v. o. l. Bidder statt Bedder.
„ 319 „ 5 v. o. l Klockmann statt Klackmann.
„ 373 „ 19 v. o. l. Herbheit statt Hartheit.
„ 377 „ 11 v. o. l. in seltsamem Contraste statt in seltsamen Contrasten.
„ 380 „ 2 v. u. l. Edith statt Eith.

Herausgeber und Redacteur:
Arnold v. Tideböhl.

Für die Redaction verantwortlich:
N. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 30-го Іюня 1893 г.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Ліндфорса въ Ревелѣ.

Der Galleriekatalog.

Studien zu den Werken der vlämischen und holländischen Meister in der Gemäldesammlung zu Riga.

Die Geschichtsforschung und Geschichtsliteratur unserer Heimath hat, seitdem sie nicht, wie bisher, sich ausschließlich der Archäologie und der politischen Geschichte widmete, sondern auch das weite Gebiet der Kunstgeschichte des Landes in ihren Bereich zu ziehen wußte, eine merkliche Erweiterung und Vertiefung erfahren, und ist dadurch auch im großen Publicum eine gesteigerte Theilnahme an diesen Arbeiten wachgerufen. Die mühevolle Arbeit der Quellenforschung mußte allerdings vorausgehen, wenn auch für die Kunstgeschichte der Boden geebnet werden sollte, auf dem sie zu erblühen allein im Stande ist, denn diese ist und kann nur ein Theil der allgemeinen Geschichte sein, nach deren wissenschaftlichen Principien auch sie sich aufbaut. Die eine Fülle von Geist und Arbeit beanspruchenden Publicationen der historischen Quellenerschließung traten jedoch nur selten aus dem Kreise der Gelehrten hinaus; Pionierarbeiten dieser Art sind eben für die große Menge keine mundgerechten Bissen. Mit um so größerer Freude ist dagegen das Vorgehen unserer Gelehrten Gesellschaften begrüßt worden, als von ihnen eine Reihe glänzender Publicationen ins Leben gerufen wurde, die zugleich ein großes Gewicht auf würdevolle illustrative Ausstattung legten und in ihren begleitenden Texten die oft mühevolle Arbeit nicht ahnen ließen. Kunst bringt Gunst! Das ist ein wahres Wort, und mit Freuden ist zu constatiren, daß der Same, der hier gestreut wurde, auf fruchtbaren Boden fiel, denn eine größere Hinneigung zur Kunst, ein tieferes Verlangen nach der Erkenntniß des Schönen ist zu bemerken. Es ist eine angenehme Aufgabe die Feder ansetzen zu dürfen, um solche Erfolge zu verzeichnen. Doch ist damit das Ende noch keineswegs erreicht, es bleibt auch jetzt noch des Guten viel zu thun übrig, auch werden immer noch Stimmen laut, die über Mangel

an Kunstsinn im Publicum klagen. Sollte aber der Fehler allein auf dieser Seite zu suchen sein? Sollte er nicht vielmehr noch auf der anderen Seite liegen? „In einer Zeit, wo die Bildung nicht, wie sie soll, vom Publicum ausgeht," sagte in Bezug auf die Baukunst der berühmte Baukünstler K. F. Schinkel im ersten Viertel des Jahrhunderts, an dessen Ende wir jetzt stehen, „muß Alles aufgeboten werden, dasselbe zu erleuchten und ihm fühlbar zu machen, was Formen in der Baukunst zu bedeuten haben." Dasselbe gilt in vollem Maße auch von den anderen Künsten. Es gilt darnach zu streben, daß die Kunst nicht die Domäne einiger Auserwählten bleibe, sondern daß sie ihre erwärmenden Strahlen bis in die letzten Schichten des Volks trage. „Die Kunst ist eine Blume," sagt Herman Riegel in seinem Grundriß der bildenden Künste, „die gepflegt sein will, nicht wie eine Treibhauspflanze, sondern allen zur Lust und Freude muß unter dem blauen Himmel der Heimath sie erblühen. Der Boden, in dem die Kunst steht, ist das Volk, ihre Nahrung die Poesie, der goldene Tag, der sie zur Blüthe zeitigt, ist die Begeisterung, und ihr Hüter und Pfleger wiederum das Volk in seinen verschiedenen höheren Organisationen." Was unserem Publicum vornehmlich als Mangel an Kunstsinn ausgelegt wird, ist der angeblich geringe Besuch, dessen sich unsere Gemäldegallerien von ihm zu erfreuen haben. Aber, fragen wir, sind denn auch alle diejenigen Bedingungen erfüllt, die den Besuch dieser Sammlungen zu einem wahren Genuß machen, einem Genuß, der veredelnd und bildend zugleich wirkt? Museen sollen Pflegstätten sein der Kunst und der Belehrung zugleich. Sie sind, wie schon ihr Name andeutet, die wahren Tempel der Kunst, und im Rahmen des modernen Lebens eines der wichtigsten öffentlichen Bildungsmittel. Das in ihnen zur Aufstellung gelangende Einzelne soll in möglichst nahe Beziehungen zum Ganzen seiner Umgebung gesetzt werden, und wie das große Ganze soll auch das Einzelne in ihm zu künstlerischer Geltung und Wirkung kommen. Wo diese Bedingung nicht erfüllt ist, behält der „Deutsche" in seinem „Rembrandt als Erzieher" Recht, wenn er die Museen „methodisch geordnete Rumpelkammern" nennt. Doch nicht in dieser Hinsicht allein wird dem erhabenen Zwecke der Museen, Volkslehrmittel zu sein, genügt; es bedarf auch eines geeigneten Führers durch dieselben. Es ist daher, um auch dieser Anforderung gerecht werden zu können, ein Hauptgewicht auf die Herstellung eines guten Katalogs zu legen, denn gerade dieser ist einer der Eckpfeiler, auf den sich der Bau wissenschaftlicher und künstlerischer Volksbildung durch die Museen stützen soll. Aus ihm sollen wir z. B. bei der Betrachtung eines Gemäldes nicht nur erfahren, wer dessen Schöpfer sei, die Daten der Geburt und des Todes desselben, sondern auch, soweit die Forschung dieses festzustellen vermochte, Mittheilungen aus dem Leben des Meisters, wenn diese für die Erkenntniß

seines Bildungsganges, seines Schaffens von Einfluß sind, ohne daß dabei diese biographischen Skizzen zu Lexicaartikeln anzuschwellen brauchten. Auf diese Weise tritt uns des Künstlers Person näher; er tritt aus dem Rahmen seines Bildes hervor und spricht in Farbentönen zu uns. Im Vergleiche seines Werkes mit dem seines Nachbarn erkennen wir die Individualität eines Jeden, und können ermessen, wie ein Jeder von ihnen den göttlichen Funken der Kunst, der in seine Brust gelegt war, zur leuchtenden Flamme zu entfachen wußte, dieser mit größerem, jener mit geringerem Geschick. So empfinden wir im Kunstgenuß Freude und Belehrung zugleich.

Doch auch ein zweiter, hochwichtiger Zweck liegt in dem wissenschaftlich bearbeiteten Katalog. Er soll auch der Kunstgeschichte, der Bilderkunde, dienen. Dazu ist erforderlich, daß eine präcise, möglichst erschöpfende Beschreibung eines jeden Gemäldes in ihm aufgenommen werde, die alle wesentlichen Merkmale desselben klar hervorhebt, so daß das Bild, auch ohne vom Kunstforscher gesehen zu werden, leicht von einem anderen unterschieden werden kann. Dadurch werden nicht nur oft unangenehme Verwechselungen vermieden, es wird gleichzeitig auch eine schätzbare Inventarsicherheit gewonnen. Man wird hier vielleicht einwenden, daß eine in solchem Maße weitgehende Beschreibung der Gemälde den Rahmen eines Führers überschreite und das Büchlein für den allgemeinen Gebrauch unhandlich mache. Um dem zu begegnen, möchte ich mich, was zunächst den Werth eingehender Beschreibung anbelangt, auf einige Beispiele berufen, die u. A. durch Professor Dr. Fr. Schlie, Director des großherzoglichen Museums zu Schwerin, im Repertorium für Kunstwissenschaft Band VIII, Heft 2 in seinem Aufsatze „Der Berliner Gemäldekatalog und die Katalogfrage im Allgemeinen" angeführt sind. Schlie führt hier eben mehrere Fälle an, wie durch den Mangel eingehender Beschreibung verschiedene Malerwerke einer völlig falschen Beurtheilung unterliegen konnten. Es möge hier noch ein anderes Beispiel erwähnt werden. Wem ist nicht, der je die Münchener ältere Pinakothek besuchte, das kleine, unter dem Namen des Adam Elsheimer gehende Bild (auch die Brederlosche Gallerie besitzt ein kleines schönes Bild dieses bedeutenden Meisters), das sog. Contento, die Jagd nach dem Glück, aufgefallen? Auf die flüchtige Beschreibung hin, die der Maler und Kunstschriftsteller Joachim Sandrart in seiner „teutschen Academie" von diesem Bilde gab, war dasselbe dem Elsheimer zugeschrieben worden, und hatte sich diese Bezeichnung durch alle Studien über den Maler bis in die neueste Zeit hinein fortgezogen. Erst durch die eingehende Beschreibung eines ähnlichen Gemäldes in der Gallerie zu Schwerin (Nr. 567), dessen authentischer Schöpfer der Leipziger Nicolaus Knupfer (geb. 1603) ist, und das dem Jahre 1651 entstammt, vermochte jüngst der Beweis erbracht zu werden, daß Sandrart

sich geirrt und das Contento der Münchener Pinakothek nicht eine Arbeit Elsheimers, sondern eine frühere, denselben Gegenstand behandelnde, aber noch nicht völlig ausgereifte Arbeit Knupfers sei. (Vgl. darüber den Aufsatz von Prof. Schlie in den Mecklenbg. Nachrichten. 29./11. 1892.)

An eine durch die umständliche Beschreibung der Gemälde hervorgerufene Unhandlichkeit des Katalogs wird wohl kaum Jemand ernstlich glauben, wenn er nur an die unter diesen Anschauungen entstandenen neuen Kataloge der großen Museen denkt, die doch, mit wenigen Ausnahmen, immer noch das Maß eines kleinen Handbuches innehalten. Wo diese Werke in den großen Gemäldegallerien zu sehr an Umfang gewonnen haben, hat man zu dem Auskunftsmittel gegriffen, sie öffentlich auszulegen und sie der Benutzung durch das Publicum freizugeben, während ein kleinerer in gedrängter Kürze gehaltener Katalog als oberflächlicher Führer dient.

Neben den genauen Beschreibungen der Gemälde sind aber auch die Bezeichnungen derselben durch ihre Schöpfer, seien diese Bezeichnungen nun volle Namenszüge oder nur Monogramme, in Facsimile wiederzugeben, da durch diese nicht nur sehr viel zur Constatirung der Echtheit oder Unechtheit eines Bildes beigetragen wird, sondern zugleich auch Anhaltspunkte für die Zeit und den Ort der Thätigkeit eines Meisters abgeleitet werden können und selbst dann, wenn die Jahreszahlen fehlen. So lassen sich beispielsweise bei Adriaan van Ostade fünf verschiedene Bezeichnungen nachweisen, die er im Laufe seiner Thätigkeit zur Anwendung brachte und nach denen sich die Zeit der Entstehung seiner Bilder mit ziemlicher Sicherheit bestimmen läßt. (Vgl. W. Bode. Studien zur Gesch. d. holländ. Malerei S. 208.) Der Maler Quirijn Brekelenkam, von dem auch die Brederlosche Gallerie ein inschriftlich bezeichnetes Bild besitzt, zeichnet sich in den früheren Jahren seiner Thätigkeit stets Brekelenkamp.

Diese Bezeichnungen im Verein mit der Beschreibung der Gemälde haben für die neuere Kunstgeschichte genau denselben Zweck, den die Inschriftenkunde in der klassischen Archäologie besitzt. Ebenso ist, wo dieses erforderlich wird, auf die Kunstkritik Rücksicht zu nehmen und dieser ein Platz im wissenschaftlichen Katalog zu gönnen.

Der doppelte Werth in dieser Weise durchgeführter Galleriekataloge ist längst erkannt, und in Anerkennung dieses Werthes sind in jüngster Zeit Werke entstanden, die als die Klassiker dieses Zweiges der Kunstliteratur angesehen zu werden verdienen. Holland und Belgien zeigten hierin zunächst die Wege. Die Gallerien im Haag, in Antwerpen und Brüssel sahen die ersten wissenschaftlichen Kataloge, und Deutschland folgte schnell dem hier gegebenen Beispiele. In den Katalogen der großherzoglichen Gallerie zu Schwerin von Fr. Schlie, der kgl. Gemäldesammlung zu Berlin von W. Bode, der kgl.

Gallerie zu Cassel von O. Eisenmann, der kgl. Gallerie zu Dresden von K. Wörmann ꝛc. ꝛc. besitzen wir mustergiltige Arbeiten. Für ihre Gemälde der italienischen und spanischen Schulen besitzt die Eremitage zu St. Petersburg einen von Baron E. Bruiningk und A. Somow bearbeiteten Katalog, erschienen 1891, der, ausgestattet mit einem Plan des Museums, einer Geschichte desselben und einer Anzahl vortrefflicher Reproductionen der bedeutendsten Gemälde in Lichtdruck, zu dem Vorzüglichsten gehört, was auf diesem Gebiete der Kunstliteratur geschaffen worden ist.

Auch wir haben bei unseren kleinen Gallerien allen Grund, diesem Beispiel zu folgen, und der Erfolg wird ein lohnender sein. Die fröhliche Zeit der stammesverwandten niederländischen Kunst des 17. Jahrhunderts sehen wir in vielen Meisterwerken in unseren rigaschen Gemäldesammlungen vertreten. Welche Fülle von Kunstsinn ist doch in ihnen niedergelegt. Mit sicherer Hand und keckem Muth griffen ihre Schöpfer in den reichen Schatz der sie umgebenden Natur und des alltäglichen Lebens, und schufen so in ihren Gemälden eine farbenfreudige Geschichte ihres Landes und ihrer Zeit. Wie viel feiner Formen- und Farbensinn ist selbst aus den Bauernbildern eines Brouwer, Ostade und Teniers zu schöpfen, und wie viel anmuthige Capitel Culturgeschichte lesen wir aus ihnen! Welches Selbstbewußtsein, welch männlicher Stolz spricht aus den vielen Bildnissen dieser Zeit! Ein jeder dieser Conterfeiten ist ein ganzer Mann vom Scheitel bis zur Sohle, der die Hände nicht müßig im Schoße ruhen ließ, als es galt, die alte Freiheit vom spanischen Joch zu erkämpfen.

Mit demselben Eifer, den man bis dahin der Erforschung der antiken und der Renaissancekunst entgegenbrachte, hat man sich in den letzten Jahren der Erforschung der Kunst in den Niederlanden zugewandt, und durch rührige Hände ist bereits ein so vielfältiges Material zusammengebracht worden, daß es bald nicht mehr schwer fallen dürfte, ein abgerundetes Bild dieses umfassenden Kunstschaffens entstehen zu lassen. Neben den großen Fachblättern sind es aber vor Allem die Specialkataloge der einzelnen Gemäldesammlungen, die dazu berufen sind, zur Durchführung und zum Ausbau dieses großen Werkes mitzuhelfen und um so mehr, wenn wir erwägen, daß Gemäldegallerien nicht nur dazu da sind, um auf einzelne Besucher ihre Wirkungen auszuüben, sondern auch den Zweck haben, mit ihren Werken, als eigenartigen Denkmälern, den Aufgaben der Kunst- und Culturgeschichte zu dienen.

Betrachten wir nun einmal den neuesten Katalog (erschienen im Jahre 1892), den unsere städtische Gemäldegallerie uns in die Hand giebt. Wir dürfen allerdings mit Freude bekennen, daß er seinem Vorgänger von 1887 an Richtigkeit schon bedeutend überlegen ist; die Namensschreibung hat schon mehrfache Berichtigung gefunden, stellenweise sind auch die Geburts- und

Sterbedaten der Meister einer Revision unterzogen worden. Dennoch mangelt in beiden Beziehungen noch viel. Die neueren archivalischen Forschungen zur Kenntniß der niederländischen Kunst, mit der wir uns hier, als einem in sich abgeschlossenen Thema, zu beschäftigen gedenken, die uns namentlich durch die Zeitschrift Oud-Holland und das von Fr. D. O. Obreen herausgegebene Archief voor Nederlandsche Kunstgeschiedenis vermittelt wurden, hat der Verfasser offenbar nicht gekannt, ebenso wenig das Werk von J. Immerzeel, De Levens en werken der holl. en vlam. kunstschilders, wie die Fortsetzung desselben von Christiaen Kramm, ganz abgesehen von den älteren Schriftstellern, einem Karel van Mander, Arnold Houbraken, dessen Fortsetzer Johan van Gool u. a. Dagegen scheinen das vor dreißig Jahren erschienene Handbuch der deutschen und niederländischen Malerschulen von G. F. Waagen, sowie die Künstlerlexica von Füßli und Nagler fleißig benutzt zu sein. — Die biographischen Skizzen beschränken sich auf die Angabe des Namens der Meister, sowie auf die des Jahres der Geburt und des Todes, dabei sind die Namensschreibung wie die Daten doch noch vielfach unrichtig geblieben. Die Beschreibung der Bilder ist bis auf diejenige des Bildes Nr. 169 ungenügend. Die so werthvollen Malerbezeichnungen in Facsimile wiederzugeben, hat man unterlassen und sich mit einer Wiedergabe in Typendruck begnügt. Ueber die einzelnen Schulen ist der Verfasser sich augenscheinlich nicht klar, da man sehr häufig der Verwechselung zwischen niederländischer, vlämischer und holländischer Schule begegnet, und wo Zweifel obwalten, welcher Schule dieser oder jener Meister angehört, ist die Bezeichnung einfach unterlassen. So sehen wir z. B. das Bild Nr. 140 im alten Katalog der niederländischen, im neuen Katalog unter Nr. 129 der holländischen Schule zugewiesen. Rubens wird der niederländischen Schule zugetheilt, während wir ihn doch als den Hauptmeister der vlämischen Schule kennen, wie Rembrandt derjenige der holländischen Schule ist. Ein früher dem Adriaen Brouwer zugeschriebenes Werk (Alter Katalog Nr. 287) geht im neuen Katalog unter Nr. 254 als „alte Niederländische Schule". Der Sprung von der vlämischen zur „alten" niederländischen Schule ist denn doch etwas sehr groß. Wenn man auch die Bezeichnung „niederländische Schulen" als Gesammtbezeichnung beibehalten hat, so hat man sich doch, feinerer Unterscheidung halber, daran gewöhnt, als „alte niederländische Schule" die Malerwerke aus der Zeit von den van Eycks bis zum Eindringen der italienisirenden Richtung unter Jan Gossaert und Barend van Orley in Flandern und Jan Scorel in Holland zu betrachten, wenn es gleich im Allgemeinen üblich ist, die ganze Zeit bis zu dem nach dem jahrelangen blutigen Befreiungskriege der Provinzen geschlossenen Waffenstillstande von 1609 als die der „niederländischen Schule" zu bezeichnen. Seit jener Zeit,

innerhalb welcher sich die politische Trennung der nördlichen von den südlichen Provinzen vollzog, vollzog sich auch eine aus dem Charakter der Bewohner heraus wachsende Spaltung der Malerschule, die wir für den Süden des Landes als die „vlämische", für den Norden als die „holländische" kennen.

Dem Laien wie dem Kunstforscher wird also auch in dem neuen Katalog wenig mehr geboten. Der Wunsch, in ihm etwas Besseres, Vollkommeneres zu geben, als bisher vorhanden war, liegt klar zu Tage; warum aber hat man sich nicht bemüht, etwas noch Vollkommeneres zu geben, als man gab? Eine geringe Mehrarbeit und geringe Mehrausgaben an Papier und Druckkosten hätten uns die Annehmlichkeit eines vollkommenen Katalogs gesichert. Wo es sich um Volkslehrmittel wie um wissenschaftliche Förderung handelt, ist das Beste immer der Feind des Guten.

Sehen wir uns den Katalog der rigaschen Gemäldesammlung etwas näher an, so lesen wir: „Wouwermann, Philipp, Holländische Schule, geb. 1629, gest. 1668 Harlem" und sollten doch lesen: Wouwerman Philips, getauft zu Haarlem am 24. Mai 1619, gest. daselbst am 19. Mai 1668. Angenehm wäre es nun, wenn wir erführen, daß er ein Schüler seines Vaters Paulus Joosten und des Jan Wijnants gewesen, daß er sich später unter dem Einflusse des Pieter de Laar weiter gebildet habe und 1640 Mitglied der Lucasgilde zu Haarlem geworden sei. Auch wer seine Schüler gewesen sind, ist von großem Interesse. Als solche bezeichnet er 1641 Kort Witholt aus Schweden, 1642 Nicolaas Ficke und Jacob Warnaas, 1646 den Antonij de Haen; außerdem werden als seine Schüler genannt seine jüngeren Brüder Pieter und Jan, ferner E. Murant, M. Scheits, Jan van der Bent, Barent Gaal u. A. Einer solchen kleinen Skizze hätte dann die Beschreibung des Bildes folgen sollen, die hier in nicht ganz correcter Weise als „Falkenjagd", „Abritt zur Jagd", „Hirschjagd" abgemacht ist. Der Beschreibung haben dann die Angabe des Malgrundes, die Abmessungen des Bildes und schließlich das Facsimile der Künstlerbezeichnung zu folgen mit Angabe der Stelle derselben auf dem Bilde.

Ferner lesen wir: „Cuyp, Albert; geb. 1606; gest. 1691 Dortrecht", statt Cuijp, Aalbert, geb. zu Dordrecht im Oktober 1620, gest. daselbst 15. November 1691. Schüler seines Vaters Gerritsz Cuijp.

Weiter: „Ruysdael, Jacob, geb. zu Harlem 1625, gest. 1681". Sein Geburtsjahr ist unbestimmt; es liegt zwischen 1628 und 1629; ebenso ungenau ist es, sein Todesjahr mit 1681 anzugeben. Er starb nach den neuesten archivalischen Forschungen am 14. Mai 1682, und zwar in sehr dürftigen Verhältnissen im „Aalmozenierhuis" zu Haarlem, in das er auf ein vom 28. October 1681 datirtes Gesuch seiner Glaubensgenossen, der Mennoniten in Antwerpen, auf Beschluß des Magistrats seiner Vaterstadt

aufgenommen worden war. Die in Typendruck wiedergegebene Bezeichnung des Malers auf dem Rigaer Bilde ist unrichtig. Ruisdael schrieb seinen Namen nie mit y, selten mit ij, sondern fast immer und wie auch auf unserem Bilde deutlich zu sehen mit i, dabei nie ohne das v (van) vor dem Namen.

Paul Potter ist richtiger Paulus zu schreiben, da er sich auf seinen Bildern, auch auf dem Rigaer Bilde Nr. 106 so zeichnet. Zu seinem Geburtsjahr hätte das Datum, der 20. November, hinzugefügt werden können, auch daß er zu Enkhuizen geboren wurde. Er starb am 17. Januar 1654 zu Antwerpen.

„Jan Both, geb. Utrecht 1610; gest. Venedig 1650, Schüler des Bloemart". Jan Dirksz Both wurde um 1610 zu Utrecht geboren und ist auch daselbst am 9. August 1652 gestorben, nicht zu Venedig, wie unser Katalog meldet. Zu Venedig verlor sein Bruder Andries um 1644 das Leben durch einen Sturz ins Wasser. Da der Katalog erwähnt, Jan sei ein Schüler des Bloemaert gewesen, und zwar wie hinzugefügt hätte sein sollen, des Abraham Bloemaert zum Unterschiede von Hendrik B., so hätte auch angeführt werden müssen, da dieses für die Beurtheilung seiner Werke von großer Wichtigkeit ist, daß er sich erst in Italien unter dem Einflusse des Claude Lorrain zum Landschafter ausbildete und daß seine Bilder zum größten Theile von seinem Bruder, später auch von Cornelis Poelenburg staffirt wurden. Hätte man diesen Lehrgang des Jan Both im Auge behalten, so würde man kaum dazu gekommen sein, das Landschaftsbild Nr. 108 mit der Darstellung des Todes des Adonis diesem Meister zuzuschreiben. Es ist für Both viel zu wenig gehaltvoll und erinnert weit mehr an einen späteren Maler in der Art des Aalbert Meyering. Nach dem alten Katalog ging das Bild unter der Bezeichnung des Frederik Moucheron.

Die große Reihe der als „unbekannt" aufgeführten Gemälde hätte, ohne einfach als Werke aus der „Niederländischen und holländischen Schule" abgemacht zu werden, eine genauere Beurtheilung und Registrirung erhalten müssen. Die Art des einen oder anderen Meisters ist doch immer wieder darin zu erkennen, wenigstens hätten die Schulbezeichnungen als niederländische, vlämische und holländische Schule für jedes einzelne Bild ohne Schwierigkeit aus einander gehalten werden können. So entspricht das Bild Nr. 116 mit der aus dem weinblattumrankten Fenster schauenden Frau der Art des Dominicus van Tol, der ein Schüler des Geraert Dou war. Nr. 129, Fische und Austern auf einer Tischplatte, möchte ich für eine Arbeit des Antwerpner Alexander Adriaensen halten, von dem sich mit dem hiesigen übereinstimmende Bilder in Cassel und Darmstadt befinden. Nr. 130 zeigt sehr viel Verwandtschaftliches mit den bekannten Werken des Jan

Davidsz de Heem; jedenfalls dürfte diesem Meister das Bild mit mehr Recht zugesprochen werden als die verhältnißmäßig schwache Arbeit Nr. 132 dem Cornelis de Heem, dem Sohne des Ersteren, der als der tüchtigste Nachfolger der väterlichen Kunst bekannt ist. Als zur Schule des Jan Davidsz gehörig ist das erstere Bild unzweifelhaft zu betrachten. Unter den beiden dem Jan van Huijsum zugeschriebenen Bildern Nr. 128 und Nr. 135 könnte das erstere allenfalls für eine eigenhändige Arbeit des Meisters gelten, obgleich das Bild nicht die schwungvolle bekannte Bezeichnung des Malers trägt, die sonst auf keinem seiner Bilder zu fehlen pflegt. Nr. 135 ist ihm entschieden abzusprechen. Auch möchte ich das erstere Bild weit mehr für eine Arbeit des Michiel van Huijsum ansprechen, der in seinen Werken seinem Bruder Jan oft sehr nahe kommt.

Der A. Molyn des Bildes Nr. 121, den der Katalog ohne weitere Angaben der niederländischen Schule zuweist, ist zweifelhaft; ich lese J. Molijn. Ein Maler A. Molyn kommt auch meines Wissens nirgend vor, dagegen kennen wir eine Reihe anderer Maler des Namens Molijn, und zwar die beiden Haarlemer: Pieter, den älteren, den Landschafter, und Pieter, den jüngeren, genannt cavaliere Tempesta, sowie die beiden Delfter Maler Jacob und dessen Sohn Jan. Christiaen Kramm nennt ferner in De Levens en werken der holl. en vlam. kunstschilders nach Nagler noch einen Zeichner C. Molijn. Im Meisterbuche der St. Lucasgilde zu Delft (Obreens Archief I) wird beim Jahre 1644 ebenfalls Jan Molijn aufgeführt; beim Jahre 1618 Gerrit Jacobsz Molijn, vielleicht ein Bruder des Jan. Ueber die Delfter Molijns — denn für eine Arbeit des Jan Jacobsz (d. i. Jakobs Sohn) halte ich das übrigens recht schwache Bild unserer Gallerie — verdanke ich dem Director des Mauritshuis im Haag, Herrn Dr. A. Bredius, eine Reihe archivalischer Notizen, aus denen hervorgeht, daß Jan um 1620 geboren wurde, denn «in een acte (zu Delft) van 20. Dec. 1638 komt voor Jan Jacobsz Molijn Schilder oud 18 jaar». Am 9. Mai 1650 wird derselbe Maler zu Delft als «Stadts-schilder» genannt. Er muß sich dann einige Zeit in Leiden aufgehalten haben, da er in einem Notariats-Protokoll vom 31. Januar 1652 als «Jan du Molijn, Schilder binnen Leyden» aufgeführt wird, doch ist er 1658 schon wieder in Delft nachweisbar, wo er am 23. Januar als «Noortzyde Choorstraet» wohnend erwähnt wird. Am 24. Januar 1664 machen er und seine Frau Grietje van Leeuwenhoeck zu Delft ein Testament, das noch am 27. November 1686 von ihm durch ein Codicill vervollständigt wird. — Mir sind außer dem Bilde in der Stadtgallerie, das während seines Leidener Aufenthalts entstanden sein muß, da es 1652 bezeichnet ist, keine Werke dieses Malers zu Gesicht gekommen.

„Wynants, Jan, geb. Harlem 1600, gest. Amsterdam 1679". Das Geburtsjahr des Jan Wijnants ist bisher ebenso wenig festgestellt wie sein Geburtsort; auch das Todesjahr ist zweifelhaft; nur auf seinen Bildern hat 1679 als spätestes Datum nachgewiesen werden können. Mit Unrecht ist ihm übrigens das Bild Nr. 123 zugeschrieben, obgleich es den Namen des Malers trägt. Die dünnere blonde Behandlung sowohl, wie der Namenszug gehören nicht Jan Wijnants an. Ich habe eine ganze Reihe beglaubigter Werke des Meisters verglichen und finde überall die gleiche Schreibart, wie sie das Bild Nr. 122 trägt, mit dem charakteristischen W. Außer in München findet man ihn in zwei vortrefflichen Stücken im Städelschen Museum zu Frankfurt a. M.

Das kleine Bild Nr. 124 ist als ein Werk des Theodor Rombouts aufgeführt. Die Reste einer Bezeichnung lassen sich allerdings erkennen, doch möchte ich diese nicht als die Bezeichnung des Theodor Rombouts ansehen, auch entspricht die Mache nicht den mir bekannten und beglaubigten Werken dieses Meisters; es herrscht vielmehr Uebereinstimmung vor mit den Arbeiten des Salamon Rombouts, der außer Landschaften auch derartige Scenen malte, mehr noch mit den Werken des David Rijckaert III.

„Verbruggen, Peter Caspar, geb. Antwerpen 1664, gest. 1730". Der Maler zeichnet sich auf seinen Bildern gewöhnlich cas (oder gasper) p. Verbrüggen; auch auf dem unsrigen. Er wurde am 11. April 1664 zu Antwerpen getauft und starb daselbst am 14. März 1730. Er war ein Schüler seines gleichnamigen Vaters.

„Heem, Cornelius de, geb. Utrecht 1630, gest. Antwerpen 1695". Cornelis de Heem wurde nicht 1630 zu Utrecht geboren, sondern am 8. April 1631 zu Leiden und starb am 17. Mai 1695 zu Antwerpen. Den 12. Mai 1695 machte er sein Testament. (Vgl. J. van den Branden. Gesch. der Antwerpener Malerschule S. 820 ff.)

Daß der Ewert van Aelst (Nr. 138) ein Willem van Aelst oder Aalst ist, will mir wahrscheinlicher erscheinen. Es gingen bis vor kurzer Zeit noch die meisten Bilder des Letzteren unter dem Namen des Onkels. Ewert starb nach Houbraken (Grote Schouburgh der Nedderlantsche Kunstschilders en schilderessen, Amsterdam 1718) bereits 1658 — nicht 1659, wie in unserem Katalog angegeben. Die neuesten Forschungen haben seinen Todestag genau ermittelt. Es ist der 19. Februar 1657.

Das Geburts- und Todesjahr des ehemaligen Directors der Antwerpener Malerakademie Peeters van Bloemen ist im Katatog genau um hundert Jahre zu spät angegeben; er wurde am 17. Januar 1651 zu Antwerpen geboren — nicht 1751 — und begraben daselbst am 6. März 1720 — nicht 1820.

Jacob Toorenvliet, dessen Schweineschlachtung Nr. 151 sich als eine recht rohe Arbeit kennzeichnet und der durch Nr. 152 weit würdiger vertreten ist, als durch dieses handwerksmäßig ausgeführte Bild, ist übrigens nicht 1636, sondern 1641 zu Leiden geboren.

Des Weiteren lesen wir beim Bilde Nr. 154: «Lairesse, Gerard (richtiger Geraert de Lairesse), geb. Littich 1641, gest. 1711, Niederländische Schule". Der Maler gehört der Zeit des Ausgangs der holländischen Schule an, war zunächst Schüler seines Vaters Reinier und des Bertholet Flémalle in Lüttich, folgte später aber der Richtung des N. Poussin. Dieses anzuführen ist für die Erkenntniß der Malweise des Meisters nicht unwichtig. Am besten vertreten findet er sich in Braunschweig. Er starb zu Amsterdam am 21. Juli 1711.

Jan van Goijen starb nicht 1666 im Haag, sondern bereits Ende 1656. Letzteres nach Houbraken, dessen Angaben durch den bekannten holländischen Kunstgelehrten Abraham Bredius im Haag auf Grund urkundlicher Nachweise erhärtet sind. Nach Bredius verkaufte die Wittwe des Jan Goijen am 27. September 1656 die hinterlassenen Bilder ihres Mannes für 2415 Gulden.

Bei dem Maler des Bildes Nr. 156, Godfried Schalcken, begegnet man richtigen Angaben der Geburts- und Todesdaten, doch möge hinzugefügt werden, daß er nicht in Dordrecht, sondern zu Made bei Gertruidenberg geboren wurde. Er starb im Haag am 16. November 1706. Daß er ein Schüler des Samuel van Hoogstraten war und sich in seinen Nachtbildern den Gerard Dou zum Vorbild nahm, hätte erwähnt sein sollen.

Bei dem Maler Berchem wäre die Rechtschreibung des Vornamens Nicolaus in die richtigere Claes Pietersz zu ändern.

Peter van Breda (1661—1700) ist unrichtig. Dieser Maler wurde am 19. Juli 1629 zu Antwerpen getauft und daselbst am 9. März 1719 begraben. Doch ist nicht er, der vornehmlich Landschafter war, der Maler unseres Bildes, sondern der Schlachtenmaler Jan Frans van Breda (oder Bredael). Er wurde nach J. B. Decamps (la vie des Peintres flamands, allemands et hollandois etc. Paris 1753), was auch neuere Forscher bestätigen, am 19. März 1683 zu Antwerpen geboren und starb daselbst am 19. Februar 1750. Er bildete sich nach Brueghel und Philips Wouwerman, hielt sich dann längere Zeit in England auf und verheirathete sich daselbst 1723. Im Jahre 1725 ist er wieder in Antwerpen.

Beim Bilde Nr. 169 finden wir die einzige ausreichende Beschreibung, auch finden wir hier die vollen richtigen Daten für Geburt und Tod des Malers. Beiläufig mag erwähnt sein, daß der Streit, ob Siegen als Geburtsort Rubens' anzunehmen ist, oder Antwerpen, trotz der schlagenden

Beweisführung für Siegen, die Herman Riegel in seinen Beiträgen zur holländischen Kunstgeschichte Bd. I lieferte, immer noch nicht ausgefochten zu sein scheint. Neuere holländische Kunstforscher, wie van den Branden und Rooses treten wieder für Antwerpen ein. Uebrigens darf das Bild nicht Rubens selbst zugeschrieben werden; es hat doch zu wenig von seiner Hand und ist für den Meister zu kleinlich. Als eine Schülerarbeit aus der Werkstatt des Rubens mag es Geltung haben. Die ihm oder seiner Schule zugeschriebene Farbenskizze Nr. 170 erinnert an den Zeitgenossen Rubens', an Jacob Jordaens.

Johann Rottenhammer ist keineswegs ein unmittelbarer Schüler des Tintoretto gewesen, wie uns der Katalog glauben machen will, er bildete sich nachgewiesenermaßen nur nach ihm während seines Aufenthalts in Venedig. Dagegen war er ein Schüler seines Vaters Thomas und seit 1582 der des Johann Donauer in München. Er starb 1623 zu Augsburg. Daß er häufig die Bilder Brueghels und Brils staffirte, wäre zu erwähnen gewesen.

Gerard oder Gerrit Dou starb am 9. Februar 1675, nicht 1680.

Als Maler des kleinen Bildes Nr. 177 wird „Peter Nedek", geb. zu Amsterdam 1616 genannt. Das Bild trägt links unten die miniaturartige Bezeichnung N. fecit 1641. Decamps nennt in seinem Werke über die holländischen und vlämischen Meister allerdings einen Meister Pierre Nedeck, der zu Amsterdam geboren sein soll, ein Zeitgenosse des Govaert Flinck und ein Schüler des Pieter Lastman war und fügt hinzu: Son talent étoit le Paysage, bekennt aber weiter: Je n'ai rien vu de ce Peintre. An diesen Maler kann also nicht gedacht werden, da unserem Bilde nichts ferner steht, als der Einfluß eines Lastman, der seine Ausbildung vornehmlich in Italien unter dem Einflusse des Adam Elsheimer und auch des Caravaggio erfahren hatte. In der Zeitschrift Oud-Holland finde ich unter den beim Jahre 1672 in der Entscheidung einer Streitsache über italienische Bilder zwischen dem Bilderhändler Gerrit Uijlenburgh und dem Kurfürsten von Brandenburg berufenen Experten einen Maler, namens Pieter Pietersz Niedeck, von dem aber keinerlei Werke meines Wissens bekannt sind. Das Richtige trifft dagegen eine Mittheilung, die mir Herr Dr. Abraham Bredius kürzlich machte, nachdem ich ihm eine eingehende Beschreibung des Bildes hatte zugehen lassen. Derselbe schreibt mir, daß sich ein ganz ähnliches Bild im Besitze des Herrn Victor de Stuers im Haag befinde, ebenso bezeichnet und in derselben kleinlichen, miniaturartigen Weise ausgeführt. Der Maler dieses Bildes, der auch in der Zeitschrift Oud-Holland vor einiger Zeit Erwähnung fand, ist Laurence de Neter, ein Danziger. Das Bild des Herrn de Stuers war 1881 im Haag unter Nr. 228 ausgestellt als

„Dansparty" von Laurence Neter 1635. In Gotha sah Bredius ein Bild desselben Malers im Vorrath mit dem verschlungenen Monogramm LDN, d. i. Laurence de Neter. Diesem Meister wird daher auch unser Bild zuzuschreiben sein.

„Veen, Marten van, genannt Heems Kerk, geb. Heems Kerk 1498, gest. 1574. Holländische Schule". Der hier gemeinte Meister Maerten Jacobsz van Heemskerck scheint den Namen van Veen nie geführt zu haben, da er sich auf seinen Bildern nie so zeichnete. Sein Vater Jacob Willemsz nannte sich van Veen. Maerten starb am 10. October 1544 zu Haarlem. Ihn der holländischen Schule zuzuweisen ist unrichtig, er gehört noch der niederländischen Schule an.

Gerard Terborchs Geburtsjahr fällt zwischen 1613 und 1617. 1617 ist vielleicht zu spät gesetzt, da auf einer Handzeichnung bereits das Jahr 1627 vorkommt. Ob aber diese Handzeichnung ihm oder seinem Vater zuzuschreiben ist, scheint noch nicht entschieden zu sein. Neuere Forscher treten für 1617 ein. Ueber die bisher sehr dunklen Lebensverhältnisse des Malers ist durch die zufällige Entdeckung einer aus über tausend Nummern bestehenden Terborchsammlung durch Dr. A. Bredius neues Licht verbreitet (s. Zeitschrift für bild. Kunst 1883, und W. Bode im Jahrbuch der Kgl. Preuß. Kunstsammlungen II.).

Bartholomeus van der Helst ist nach dem Katalog als 1612 in Haarlem geboren aufgeführt, während doch mit größerer Sicherheit feststeht, daß Dordrecht sein Geburtsort und 1613 sein Geburtsjahr ist. Begraben wurde er zu Amsterdam am 16. December 1670. Er ist einer der Begründer der St. Lucasgilde zu Amsterdam (1653).

Das Bild Nr. 189 wird uns als eine Copie nach Mierevelt bezeichnet. Nur aus den Daten der Geburt und des Todes erfährt der Kenner, daß hier der ältere Mierevelt, Michiel Jansz, gemeint ist. Wo befindet sich das Original des Bildes? Nach den zahlreichen vortrefflichen Stichen nach ihm ist es am Ende nicht schwer, den Nachweis zu liefern. Ist doch auch beim Bilde Nr. 263 der Nachweis gegeben, wo das Original befindlich ist, doch möchte ich hier bemerken, daß wir nur ein Bruchstück des betreffenden Dresdener Gemäldes vor uns haben und daß die Daten zu van der Meer „geb. Harlem 1646" sehr unzureichend sind. Jan van der Meer (oder Vermer de jonge) ward am 29. November 1656 zu Haarlem getauft und starb daselbst am 28. Mai 1705.

Die Namensschreibung des Malers Gerbrand van den Eeckhout ist unrichtig wiedergegeben, ebenso ist der Name des Malers des Bildes Nr. 191 nicht Jan van Hugtenberg, sondern Jan van Hugtenburgh. Ferner wäre beim Bilde Nr. 192 zu erwähnen, daß der Meister sich Melchior d' Hondecoeter schrieb.

Bei David Teniers dem Jüngeren wäre zu ergänzen gewesen, da ihn der Katalog als den Schüler seines Vaters aufführt, daß er sich später unter dem Einflusse von Rubens und vornehmlich von Brouwer weiter gebildet habe. Er gehört der vlämischen Schule an, was im Katalog nicht angegeben ist. Thätig war er vornehmlich zu Brüssel, wo er sich zwischen 1648 und 1652 niederließ.

A(braham) van Beerstraten wird im Katalog als 1622 zu Amsterdam geboren und als 1666 gestorben aufgeführt, obgleich doch über die Lebensverhältnisse dieses Malers bisher nichts Genaues hat ermittelt werden können. Der Maler unseres Bildes ist, wie ein Vergleich mit seinen vielfach vorkommenden Arbeiten zeigt und wie auch die alte Bezeichnung auf der Rückseite der Tafel beweist, Jan Abrahamsz Beerstraten, der nach den Forschungen von H. Havards (L'art et les artistes hollandais) am 31. Mai 1622 zu Amsterdam getauft wurde, sich daselbst den 30. August 1642 verheirathete und 1665 als Wittwer aufgeführt wird. Er war thätig zu Amsterdam und starb vermuthlich 1666. Havards Ansicht, daß Abraham und Jan van Beerstraten identisch seien, wird von neueren Forschern wohl mit Recht bestritten. So sah auch ich bei Dr. W. Bode in Berlin eine Winterlandschaft mit der deutlichen Bezeichnung des Abraham van Beerstraten.

Als Schluß unserer Betrachtung möge noch angemerkt werden, daß der Name des Malers des Bildes Nr. 306 nicht Paul Brill, sondern Pauwel oder Paulus Bril zu schreiben ist, daß der Meister nicht 1550, sondern 1554 zu Antwerpen geboren wurde, am 7. October 1626 zu Rom starb, wie seine Grabschrift in S. Maria dell' Anima daselbst meldet und schließlich, daß er nicht der niederländischen, sondern der vlämischen Schule angehört. An diesen Meister, der als einer der ältesten vlämischen Landschafter bekannt ist und neben seinem früh verstorbenen Bruder Mathaeus als einer derjenigen Meister gilt, die, in der Landschaft die italienisirende Richtung befördernd, die mittelalterliche Behandlung derselben überwanden, kann jedoch bei der kritischen Betrachtung unseres Bildes nicht gedacht werden. Diesem fehlt die für diese Richtung so ganz eigenartige, aus drei Tönen gebildete Farbenstimmung, die sich lange in der vlämischen Schule hielt und an den Bildern des Jan Brueghel, sowie dem des Joos de Momper in der Brederloschen Gallerie trefflich studirt werden kann, völlig. Wir haben es hier mit einem holländischen Meister zu thun, der unter dem Einflusse des Adam Elsheimer und des Claude Lorrain arbeitete und aller Wahrscheinlichkeit nach mit Harmen van Swanevelt.

Die städtische Gallerie, wie die mit ersterer vereinigte Sammlung des Kunstvereins und, nicht zu vergessen, die F. W. Brederlosche Gallerie (über

welch letztere ich im 39. Bande der „Balt. Monatsschrift" berichtete) bergen eine Reihe äußerst werthvoller Stücke der niederländischen Schulen, die einer verbreiteteren Kenntniß wohl werth sind. Eine genaue Durchsicht und Prüfung der einzelnen Gemälde auf wissenschaftlicher Grundlage, wäre eben so nothwendig, wie die Ausarbeitung eines den Anforderungen der heutigen Zeit entsprechenden Katalogs. Bei dem Aufschwunge, dessen sich die Wissenschaft der Kunstgeschichte auch bei uns erfreut, wird es vielleicht nur des Hinweises bedürfen, um auch auf diesem Gebiete auf der Höhe der Zeit zu erscheinen.

Dr. W. Neumann.

Kurlands Agrarverhältnisse.

(Schluß.)

III. Die Periode der Umwandlung des Frohnverhältnisses in das des Geldpachtsystems und des Platzgreifens einer rationellen Landwirthschaft, von ca. 1845 bis 1864.

Die in dieser Periode erlassenen, die Bauerverhältnisse betreffenden Gesetze sind folgende[104]:

1. Das Provinzialrecht der Ostseeprovinzen. Theil I und II. Behördenverfassung und Ständerecht. Codificirt 1845. Dieses Gesetzbuch berührt die bäuerlichen Agrarverhältnisse nur indirect, hat jedoch für die kurländischen Agrarverhältnisse in so fern eine hervorragende Bedeutung, als es laut Art. 876 Theil II nur den indigenen, örtlich immatriculirten Erbadeligen gestattet wurde, Rittergüter mit vollem Eigenthumsrecht zu besitzen. Dadurch war der vielfach angestrittene § 105[105] der kurländischen Statuten vom Jahre 1617 bestätigt worden.

2. Das Allerhöchst bestätigte Reichsrathsgutachten vom 1. Juni 1845 untersagte den Bauern der Ostseeprovinzen das Arrendiren von Krons- und Rittergütern.

3. Der Allerhöchst bestätigte Beschluß des Ministercomités vom 30. November 1848 gab den kurländischen Bauern das Recht zur Uebersiedelung in die Städte des ganzen Reiches, nicht allein Kurlands, und gestattete ihnen, die den städtischen Ständen zukommenden Rechte zu erwerben.

4. Der Allerhöchst bestätigte Beschluß des Ostseecomités vom 29. Nov. 1857 verordnete, daß alle solche Contracte (mit Gesindeswirthen), welche sich beim Uebergang eines Gutes entweder durch Kauf oder Erbschaft oder auf sonst eine andere Weise in andere Hände noch in Kraft befanden, von

dem neuen Besitzer ebenso angesehen werden sollen, als ob sie von ihm selbst abgeschlossen wären, d. h. Kauf bricht nicht mehr den Bauerpachtcontract.

5. Der Allerhöchst bestätigte Beschluß des Ministercomités vom 15. Juli 1858 gestattete den kurländischen Bauern die freie Bewegung im ganzen russischen Reich, und gab ihnen die Erlaubniß, sich bei den Bauergemeinden aller Gouvernements anschreiben zu lassen.

6. Der Allerhöchst bestätigte Ukas des Dirigirenden Senats vom 7. August (9. Juli) 1863 bestimmt, daß die zeitweilig, d. h. bis zu drei Jahren abwesenden Glieder der kurländischen Bauergemeinden für die Zeit ihrer Abwesenheit den Unterhalt ihrer nächsten, eventuell armen Verwandten sicher zu stellen haben und die Art der Controle.

7. Der Ukas Sr. Majestät des Kaisers vom 6. September 1863, erlassen durch den Senat an den kurländischen Civilgouverneur, giebt Bauern und in zweiter Linie Personen aller Stände das Recht, abgetheilte Arrendestellen, d. h. Gesinde von Rittergütern zum Eigenthum zu erwerben, und verfügt, daß Pachtcontracte auf nicht weniger als 12 Jahre abgeschlossen werden können und daß die Frohne binnen vier Jahren aufzuhören habe. Dieses Gesetz ist unter dem Namen der „Agrarregeln" bekannt.

In dieser Reihe von Gesetzen sind, abgesehen vom Provinzialgesetzbuch, für die kurländischen Agrarzustände von besonderer Bedeutung das Gesetz von 1848 mit dem den Bauern eingeräumten Rechte der Niederlassung in den Städten, das Gesetz von 1857, das mit dem Grundsatz „Kauf bricht Miethe" in seiner Anwendung auf die Pachtcontracte brach, das 1858 erlassene Gesetz über die Freizügigkeit der Bauern und endlich das Gesetz von 1863 mit den „Agrarregeln". Schon 1845 hatte der kurländische Landtag den Beschluß, einen Gesetzesantrag auf Gewährung der Freizügigkeit an die kurländischen Bauern einzubringen, gefaßt und denselben ausgeführt. Darauf wurde den Bauern 1848 das Uebersiedelungsrecht in die Städte und erst 1858 gänzliche Freizügigkeit gewährt. Das Gesetz von 1848 nimmt ausdrücklich auf den Beschluß des kurländischen Landtages vom Jahre 1845 Bezug. „Als vor wenig Jahren Fälle vorgekommen waren, daß die Anwendung des Grundsatzes „Kauf bricht Miethe" die Geldpächter in Nachtheil und Gefahren brachte, war es die Ritterschaft, welche sofort die Initiative zur Aufhebung dieser Regel für den ländlichen Pachtvertrag ergriff"[106] und laut Landtagsbeschluß vom Jahre 1854 einen desbezüglichen Gesetzesantrag einbrachte, der allerdings erst 1857 zum Gesetz erhoben wurde. Auch in diesem Gesetze wird auf den Antrag der kurländischen Ritterschaft hingewiesen. Zu dem Gesetz mit den Agrarregeln über die Freigabe des Bauerlandverkaufs hat die Regierung die Initiative ergriffen, aber nicht gegen die Intentionen der kurländischen Ritterschaft, wie unten näher dargelegt werden wird.

Es ist noch ein Beschluß der kurländischen Ritterschaft zu erwähnen, der laut Landtagsschluß vom Jahre 1848 § 44 allen Großgrundbesitzern die Verpflichtung auferlegte, bei Einführung der Geldpachten denjenigen arbeitsfähigen Leuten, die kein Dienstunterkommen fänden, durch Arbeit ihre Subsistenz zu vermitteln; Wohnung sollten sie in der Gemeinde bekommen[107]. Dieser Beschluß wurde durch die Befürchtung, daß bei zunehmender Geldpacht Arbeitskräfte unbeschäftigt übrig bleiben würden, veranlaßt und weil man sich für verpflichtet hielt, die dem Bauern etwa nachtheiligen Folgen der neuen Wirthschaftsmethode, an deren Einführung er ja keinen Theil hatte, zu paralysiren. Es erwies sich aber, daß die überschüssigen Arbeitskräfte in Folge des den Bauern in demselben Jahre gewährten Rechtes der Uebersiedelung in die Städte hinreichende und zwar sehr lohnende Beschäftigung in den Städten fanden. So war dieser Beschluß der Ritterschaft nur ein Beweis für ihre wohlwollende Gesinnung den Bauern gegenüber, ohne jede praktische Bedeutung.

Die ersten Jahre dieser dritten Periode, von 1845 bis 1847, waren weiteren wirthschaftlichen Reformen nicht günstig, weil sie Mißernten zu verzeichnen hatten, übten jedoch einen großen Einfluß auf eine Beschleunigung der Einführung des Geldpachtsystems, der Knechts- und Mehrfelderwirthschaft aus. In diesen schlechten Jahren waren die Gutsbesitzer wieder genöthigt, den Bauern bedeutende Vorschüsse an Korn zu geben, wodurch sie in so fühlbarer Weise an die Mangelhaftigkeit der Frohnpacht und der Dreifelderwirthschaft erinnert wurden, daß sie nun nach den Beispielen von Lub-Essern, Postenden, Laidsen und der Ritterschaftsgüter, denen die Kronsgüter gefolgt waren, immer vollständiger und allgemeiner mit dem alten System brachen. Das geschah aber in verschiedenen Uebergangsstufen, „indem die neuen Zinspächter außerdem theils noch einige Frohne (wie z. B. für die Heuernte) zu leisten hatten, theils mit dem Hofe gemeinschaftlich Knechte hielten, d. h. denselben Wohnung und Lohn geben mußten, die Benutzung ihrer Kräfte aber etwa Woche um Woche mit dem Hofe theilten, oder indem der Hof die unmittelbar für ihn arbeitenden Knechte auf Land setzte"[108]. Die Natur des Bodens, der reichliche Ertrag der Felder und der daraus entstehende Wohlstand forderten nicht unbedingt zu wesentlichen Veränderungen auf, welche, wenn sie unvermittelt, plötzlich eingeführt worden wären, den bereits vorhandenen Wohlstand der Bauern erschüttert hätten, weil der Feld- und Wiesenbau meist auf Reeschenwirthschaft[109] begründet war und plötzliche Veränderungen den vielen Kronsgütern, den Pastoraten und Widmen nachtheilig gewesen wären[110].

Mit der immer mehr Fuß fassenden Mehrfelder- und Geldpachtwirthschaft waren aber zwei Uebelstände verbunden, die als ein nothwendiges

Correlat des neuen Wirthschaftssystems erscheinen. Da eine gesetzliche Unterscheidung zwischen Hofs- und Bauerland nicht existirte und daher der Gutsbesitzer über sämmtliches, zu seinem Gute gehöriges Land das uneingeschränkte Verfügungsrecht in Betreff der Benutzungsart besaß, so stand es ihm frei, das Bauerpachtland zu vermindern, d. h. Gesinde einzuziehen. Als sich in Folge der neuen Wirthschaftsmethode die Getreide- und Güterpreise hoben, nahmen auch die Güterverkäufe zu, durch welche die Pächter, besonders aber die Geldpächter empfindlich getroffen wurden, da durch den Verkauf des Gutes der Pachtcontract hinfällig wurde. Dieser letztere Uebelstand konnte, wie es durch den Beschluß der kurländischen Ritterschaft vom Jahre 1854 und die in Folge desselben 1857 erlassene Gesetzesbestimmung „Kauf bricht nicht den ländlichen Pachtcontract" geschehen ist, beseitigt werden, ohne daß das Princip der freien Vereinbarung alterirt wurde. Mit dem Einziehen der Gesinde stand es aber anders. Diese Maßregel war nicht eine Folge, sondern mit die Ursache der Preissteigerung der Güter, da sie eine nothwendige Ergänzung der neuen, als rationell anerkannten Wirthschaftsart bildete. Sie hatte aber zwei Wirkungen: während sie die Productivität des Gutes steigerte, war sie zu gleicher Zeit bei größerer Ausdehnung, ohne dem Princip der freien Vereinbarung zu widersprechen, dem Bauernstande schädlich. Eine einfache Gesetzesbestimmung über die territoriale Abgrenzung des Bauerlandes dem Hofsslande gegenüber konnte hier nicht am Platze sein, weil man dadurch einerseits den wirthschaftlichen Fortschritt gehemmt, andererseits das Princip der freien Vereinbarung zu Gunsten des Bauern aufgegeben und die territoriale Normirung des Bauerpachtlandes durch ein Opfer seitens des Gutsbesitzers erkauft hätte. Außerdem wäre eine solche in der kurländischen Agrarentwickelung nicht begründete, auf einem neuen wirthschaftlichen Princip beruhende Maßregel in einer Zeit schneller, auf historischem Boden sich vollziehenden Entwickelung doch wenigstens von sehr zweifelhaftem Werthe gewesen. Dazu kam noch die praktische Erwägung, daß die Gesindeseinziehungen keineswegs so verwerflich waren, wie sie geschildert worden sind[111], und daß sie außer der Anlegung von Beihöfen auch andere Ziele und Zwecke verfolgten, die privatwirthschaftlich durchaus begründet waren. Man zog Gesinde ein, um andere zu schwache Gesinde zu completiren; um die schädlichen Wirkungen der Servitute, die in keiner Weise abgelöst werden konnten und einzelne Gesinde oft ganz unhaltbar machten, durch Vereinigung mit anderen Gesinden zu paralysiren; um die zwischen den Hofsfeldern eingeschachtelten, zerstreut liegenden Landstücke zur Arrondirung der Hofsfelder zu benutzen; um bei praktischer Zusammenlegung mehrerer Gesinde zu einem einzigen solche Gesindeseinheiten zu schaffen, die sich zu dem befürchteten Zwangsverkauf besser geeignet hätten; um aus vergrößerten Gesinden bessere Pachten

zu beziehen; um die Zahl der zu erhaltenden Gebäude zu vermindern, endlich um die Zahl der unabhängigen Wirthe einzuschränken, weil dadurch die Administration des Gutes vereinfacht wurde[112]. Aber auch die Einziehungen von Gesinden zum Zweck der Vereinigung mit den Hofsfeldern oder der Creirung neuer Beihöfe hatten ihren guten Grund, denn die Mehrfelderwirthschaft mit den Knechtsansiedelungen verlangte eine Erweiterung des Areals. Ohne die Mehrfelderwirthschaft hätte man jedoch bei dem alten Dreifelderfystem stehen bleiben müssen, ein wirthschaftlicher Fortschritt wäre aber dann nicht möglich gewesen. Erscheinen demnach die Zwecke resp. Gründe der Gesindeseinziehungen vom privatwirthschaftlichen Standpunkt des Gutes, als Individuum gedacht, als zulässig, so trifft sie doch vom gemeinwirthschaftlichen Standpunkte, der die Summe der Einzelwirkungen zieht und die Gesammtwirkung auf den ganzen Bauernstand ins Auge faßt, mit Recht der Vorwurf, daß sie, auf allen Gütern consequent realisirt, den Bauernstand als solchen einfach ruiniren mußten, weil sie die selbständigen Wirthschaften mit selbständigen Bauerwirthen beseitigt hätten. Der einzelne Bauer konnte dabei sogar im Vortheil sein, der Bauernstand aber mußte zu Grunde gehen. Es stehen sich hier zwei Principien, das Princip der Einzel- oder Privatwirthschaft in der Form der freien Vereinbarung und das der Gemeinwirthschaft, gegenüber, zwischen denen ein Ausgleich nur dann möglich wird, wenn die Privatwirthschaft sich dem Interesse der Gemeinwirthschaft als einer wesentlichen Voraussetzung und Ergänzung der eigenen Existenz unterordnet. Eine definitive Lösung dieses Widerstreites zweier an sich berechtigter Principien fand erst in der Periode des Bauerlandverkaufes statt, in Angriff wurde sie jedoch schon durch das Gesetz vom 6. September 1863 genommen.

Nachdem in Livland schon 1849 und in Ehstland 1861 der Bauerlandverkauf freigegeben worden war, und 1860 auch auf den Domänengütern der Verkauf von Bauernhöfen an die bisherigen Pachtinhaber begonnen hatte[113], konnte es nur noch eine Frage der Zeit sein, wann Kurland nachfolgen würde. Die Frage des Bauerlandverkaufs in Kurland war in verschiedenen Veröffentlichungen ernstlich ventilirt und seine Freigabe theils direct, theils indirect gefordert worden[114]; man zögerte aber, die Sache in Angriff zu nehmen, nicht etwa weil man derselben abgeneigt, sondern weil man seiner Grundanschauung, „daß die Gewalt der Interessen, die Macht der Thatsachen einen heilsameren Einfluß auf die gedeihliche Entwickelung der Dinge ausüben, als Gesetze, die doch selten im Stande sind, allen möglichen zukünftigen Bedürfnissen Rechnung zu tragen", treu geblieben war und daher vor allen Dingen, bevor man einen so wichtigen Schritt wagte, wissen mußte, ob die wirthschaftlichen Verhältnisse bereits so weit gediehen wären, daß die Freigabe des Bauerlandverkaufs einem thatsächlich vorhandenen

Bedürfnisse entsprechen und nicht etwa ein Gesetz für zukünftige Bedürfnisse werden würde.

Um diese Frage richtig beurtheilen zu können, mußte statistisches Material vorliegen, aus welchem sich ersehen ließ, in welchem Umfange die Frohnpacht durch die Geldpacht und die Dreifelderwirthschaft durch die Mehrfelderwirthschaft auf den Bauergesinden ersetzt worden war, und ferner, behufs richtiger Abschätzung der Kaufkraft der Pachtbauern, ob und in welchem Verhältniß deren Vermögensbestand sich vergrößert hatte.

In der „Baltischen Monatsschrift" waren von Alfons Baron Heyking, dem Begründer oder, richtiger gesagt, dem Vater der kurländischen Statistik, schon im November 1859 Daten veröffentlicht worden, die klar beweisen, daß „am Ende des Jahres 1858 von Bauergesinden Kurlands nur noch 1/6 Frohne leisteten; von diesem 1/6 aber über 2/3 im Vorbereitungszustande zum Uebergange zur Geldpacht waren, so daß sich vollständig noch im Frohnverhältnisse, ohne daß eine bestimmte Aussicht auf den baldigen Uebergang bekannt wäre, nicht mehr als 6 Procent von der Gesammtzahl aller Gesinde befanden"[115], „daß von dem Gesammtareal der Hofesländereien ungefähr 3/4 nach der Mehrfelderwirthschaft und 1/4 nach der Dreifelderwirthschaft bearbeitet wurden" und „daß mit der größeren oder geringeren Entwickelung der Geldpacht die Einführung der Mehrfelderwirthschaft stets fast ganz gleichen Schritt gehalten hat". Nach Abstrahirung vom Illuxtschen Kreise stellte sich heraus, „daß in den übrigen 9 Kreisen von dem Gesammtareal der Hofesfelder auf den Krongütern noch 27 Procent nach der Dreifeldermethode bewirthschaftet wurden, während dies auf den Privatgütern nur noch mit 15 Procent der Fall war[116]." Die Vermögensverhältnisse der Bauern wurden in dieser Arbeit nur in so weit berührt, als der Autor die gezahlten Rekruten-Loskaufssummen angiebt. „In dem Decennium von 1845 bis 1854", führt er aus, „kauften sich in Kurland von der Rekrutirung 3524 Individuen für die baar bezahlte Summe von 1,057,200 Rbl. S.-M. los, eine Summe, welche zum allergrößten Theile jedenfalls von den kurländischen Bauerknechten, die sich in einer so traurigen Lage befinden sollen, beschafft worden ist[117]." Schon im Jahre 1862 ließ Baron Heyking seine „Statistischen Studien über die bäuerlichen Zustände Kurlands", ein nach Seitenzahl nicht sehr umfangreiches, inhaltlich aber für die kurländische Statistik grundlegendes Werk, erscheinen. „Im Frohnverhältnisse," so lauten die Ergebnisse der statistischen Zusammenstellung für die Zeit nach dem Georgitage 1861, „befanden sich demnach im ganzen Gouvernement noch 2869 Gesinde oder 14 pCt. Betrachtet man den Illuxtschen Kreis gesondert, so findet man in vier zu diesem Kreise gehörenden Kirchspielen zusammen noch 1629 oder 55,2 pCt. Gehorch leistende Gesinde, während in den übrigen

9 Kreisen nur 7 pCt. Frohnegesinde nachbleiben[118]." Im Jahre 1861 wurden vom Gesammtareal der Hofsländereien nur noch „20,6 pCt. und von Gesinden 64,9 pCt." nach dem alten Dreifelderſystem bearbeitet[119].

Die Tabelle auf S. 465 hat den Zweck, eine Vergleichung der pro 1858 und pro 1861 von Baron Heyking an den angeführten Orten veröffntlichten Daten zu erleichtern. Außer der tabellarischen Form hat das ursprüngliche Material nur in so fern eine Umarbeitung erfahren, als die Daten pro 1861 nicht nach Kirchspielen, sondern nach Kreisen gruppirt und daher die Relativzahlen neu berechnet worden sind, und die Kreise nach der in ihnen 1858 vorhandenen, durch die Relativzahlen ausgedrückten Intensität der Frohnpacht auf einander folgen. (Siehe die Tabelle auf Seite 465.)

Auch über das Wachsthum des Bauervermögens, soweit es bei den Gemeindegerichten deponirt war, giebt Baron Heyking in seinem zuletzt angeführten Werke nähere Auskünfte. Abgesehen von den in Form von Getreide im Jahre 1861 in den Magazinen todt liegenden Gemeindecapitalien von ca. 2½ Mill. Rbl. S., betrug das bei den Gemeindegerichten deponirte Baarcapital im Jahre 1849 (ohne Kopeken) 207,472 Rbl. S. gegen 821,897 Rbl. S. im Jahre 1860. Aus welchen Posten sich diese Summen zusammensetzen, zeigt nachstehende Tabelle[120].

Bezeichnung der Capitalien.	1849. Rbl. S.	1860. Rbl. S.
Magazin-Capital	—	245,856
Gemeinde-Capital in der Gebietslade . . .	66,255	125,471
Rekruten Loskaufsgelder	59,919	162,420
Pupillengelder	81,298	288,150
Zusammen	207,472	821,897

Daß die Gemeindecapitalien in einem Zeitraum von 12 Jahren fast um das Vierfache gewachsen waren, ist gewiß ein Zeichen der zunehmenden Wohlhabenheit, besonders aber weist das starke Anwachsen der Pupillengelder, d. h. des Vermögens der Minderjährigen, darauf hin, daß das Privatvermögen der Bauern sich vergrößert haben mußte.

Als objectives Resultat aus den vorliegenden statistischen Daten ergiebt sich: *erstens*, daß die Frohnpacht der Geldpacht gegenüber von 1845 bis 1858 auf 22,6 pCt. und bis 1861 sogar auf 14,1 pCt. herabgegangen war,

Kreise.	Pacht.						Feldwirthschaft.									
	1858.			1861.			1858.			1861.			1858.			1861.		
	Bauergesinde.						Bauergesinde.						Höfe.					
	In Summa.	In Frohnpacht.		In Summa.	In Frohnpacht.		In Summa.	Mit Dreifelder-Wirthschaft.		In Summa.	Mit Dreifelder-Wirthschaft.		In Summa.	Mit Dreifelder-Wirthschaft.		In Summa.	Mit Dreifelder-Wirthschaft.	
		Absolute Zahl.	%		Absolute Zahl.	%		Absolute Zahl.	%		Absolute Zahl.	%		Absolute Zahl.	%		Absolute Zahl.	%
Tuckum . . .	1965	63	3,2	1748	22	1,2	1965	?	—	1746	799	45,7	79	13	16,4	178	14	7,9
Talsen	2003	125	6,2	1994	—	—	2003	?	—	1994	997	50,0	101	9	9,0	249	10	4,0
Goldingen . .	2024	146	7,2	1975	48	2,4	2024	?	—	1933	1085	56,0	94	10	10,6	201	49	24,4
Doblen . . .	2718	261	9,6	2651	68	2,5	2718	?	—	2651	1739	65,6	120	27	22,5	211	20	9,5
Grobin . . .	1803	378	21,0	1776	75	4,2	1803	?	—	1776	887	49,9	55	9	16,3	131	8	6,1
Bauske . . .	2102	455	21,6	2071	184	8,9	2102	?	—	2071	1326	64,0	68	29	42,6	148	40	27,0
Hasenpoth . .	1960	488	23,0	1856	253	13,6	1960	?	—	1856	606	32,17	115	15	13,0	238	19	8,0
Windau . . .	1282	299	23,3	1276	203	15,9	1282	?	—	1272	860	68,4	38	14	37,0	106	17	16,0
Friedrichstadt	1683	691	41,0	2148	387	18,0	1683	?	—	2148	1988	92,5	75	41	54,7	123	53	43,1
Illurt	2940	1729	58,8	2947	1629	55,2	2940	?	—	2947	2943	99,8	86	69	80,2	189	135	73,0
Zusammen	20480	4595	22,8	20438	2869	14,1	20480	?	—	20394	13228	64,9	831	236	28,4	1774	365	20,6

zweitens, daß die Dreifelderwirthschaft 1861 nur noch auf 64,6 pCt. des Areals aller Bauergesinde und auf 20,6 pCt. des Areals der Hofsländereien vorkam, und drittens, daß sich das officielle Bauervermögen in der Zeit von 1849 bis 1860 fast um das Vierfache vergrößert hatte. Einen Ueberblick über die einzelnen Phasen der Entwickelung geben diese Daten nicht.

Auf die Stellungnahme der kurländischen Ritterschaft zur Agrarreform und im Besonderen zu der Frage der Freigabe des Bauerlandverkaufs konnte das vorhandene statistische Material nur in so fern von Einfluß sein, als es bereits gewonnene Ueberzeugungen unterstützte; mit zwingender Nothwendigkeit eine allgemeine Stimmung entweder pro oder contra Bauerlandverkauf hervorzurufen, vermochte es nicht, dazu war es zu klein. Daher kam es auch, daß auf dem Landtage von 1862/63 drei Entwürfe vorgelegt wurden, in denen die verschiedenen Anschauungen ihren Ausdruck fanden. Einige wünschten das ausschließliche Güterbesitzrecht aufzugeben und allen Personen christlichen Bekenntnisses ohne Unterschied des Standes das Recht, Grundeigenthum erwerben zu dürfen, einzuräumen. Andere wollten für einen bestimmten Theil jedes Rittergutes, für das sog. Stammland als den Träger der politischen Rechte des Adels, nach wie vor das ausschließliche Besitzrecht in Anspruch nehmen. Die dritte Gruppe war für die Ausscheidung des Bauerlandes, dessen Erwerb aber nur Personen bäuerlichen Standes gestattet sein sollte. Allen drei Anträgen lag, gewiß nicht ohne Beeinflussung seitens des statistischen Materials, die Intention, den Bauerlandverkauf freizugeben, zu Grunde, und zwei Anträge bezweckten bereits die Aufhebung des ausschließlichen Güterbesitzrechtes des Adels. Da man sich jedoch in Betreff der Modalitäten nicht zu einigen vermochte, so kam die Sache auf der allgemeinen Conferenz von 1863 nochmals zur Verhandlung und auch zum definitiven Abschluß. Noch in demselben Jahre, am 6. Sept. 1863, wurden die Beschlüsse der kurländischen Ritterschaft unter dem Namen „Agrarregeln" zum Gesetz erhoben.

Ohne dieses Gesetz im Einzelnen zu analysiren — was schon anderweitig geschehen ist — seien doch die wesentlichsten Punkte desselben kurz erwähnt, weil die Agrarregeln die Grundlage der weiteren Agrarentwickelung bilden. Sie zerfallen in zwei Theile und handeln von dem Rechte der Bauern, Grundeigenthum erwerben zu können, und von den Arrendecontracten. Im ersten Theil wird der Erwerb von Grundeigenthum allen Personen christlicher Confession gestattet, doch hat der bisherige Pächter das Vorzugsrecht vor anderen Kaufliebhabern, wenn er auf die vom Gutsbesitzer gestellten und von jenen acceptirten Bedingungen eingeht (§ 1). Thut er das nicht und muß er daher aus dem Gesinde heraus, so erhält er nach § 3 eine Entschädigung im Betrage der letzten Jahres-Pachtsumme. Das verkaufte

Gesinde bildet eine vom Hauptgute ausgeschiedene selbständige Hypothek, auf welche dem Käufer vom Kurländischen Creditverein ein Credit eröffnet wird (§ 5), die Ländereien desselben müssen aber eine zusammenhängende Fläche bilden und streubelegene Grundstücke dürfen nur dann mit dem Gesinde zusammen verkauft werden, wenn sie an Felder und Wiesen anderer Gesinde angrenzen (§ 9). Im zweiten Theile wird laut § 10 in Betreff der Arrendecontracte das Princip der freien Vereinbarung ausdrücklich als Grundlage bezeichnet, im § 14 aber die Frohnpacht für die Zeit nach Ablauf der nächsten vier Jahre gänzlich untersagt und im § 11 die Dauer der Arrendecontracte auf wenigstens zwölf Jahre festgesetzt. Wie beim Kauf, so wird auch bei der Arrende dem alten bisherigen Pächter das Vorzugsrecht eingeräumt (§ 12), von dem derselbe Gebrauch machen kann oder nicht. Geht er auf die neuen, etwa erhöhten Pachtbedingungen nicht ein und muß deshalb ausziehen, so erhält er das Dreifache von der Differenz zwischen der bisherigen und der in Vorschlag gebrachten Jahres-Pachtsumme vom Besitzer ausgezahlt (§ 17). Erneuert der Besitzer den Pachtcontract überhaupt nicht mehr, weder mit dem bisherigen, noch mit einem anderen Pächter, weil er das Gesinde etwa selbst bewirthschaften, also einziehen will, so bekommt der bisherige Pächter das Doppelte der letzten Jahres-Pachtsumme als Entschädigung.

Durch dieses Gesetz ist 1) in Folge des dem bisherigen Pächter sowohl beim Kauf als auch bei der Arrende eingeräumten Vorzugsrechtes die Continuität des Pachtbesitzes sichergestellt und dadurch das Fortbestehen des Bauernstandes gewährleistet, 2) dem kurzterminirten Pachtcontract ein Ende gemacht, 3) die Frohne principiell abgeschafft und 4) das Einziehen von Bauergesinden so erschwert worden, daß diese Manipulation wirthschaftlich nur äußerst selten von Vortheil werden konnte. Durch die letzte Bestimmung war der Widerstreit des einzelwirthschaftlichen und des gemeinwirthschaftlichen Princips zu Gunsten des letzteren entschieden worden, ohne daß eine territoriale Abgrenzung des Bauerlandes dem Hofslande gegenüber erforderlich gewesen wäre. Ob das neue Gesetz den thatsächlichen Verhältnissen entsprechen oder aber ein Gesetz „für zukünftige Bedürfnisse" sein werde, war auf Grund des vorhandenen statistischen Materials nicht festzustellen gewesen, die praktische Erfahrung allein konnte jetzt erst erweisen, in wie weit die kurländische Ritterschaft richtig gehandelt hatte, als sie nur zögernd an die Agrarreform herangetreten war, weil ihrer Meinung nach der richtige Zeitpunkt für dieselbe früher noch nicht gekommen war.

Diese Periode von 1845 bis 1864 ist als eine sehr productive und geistig regsame zu bezeichnen. Nicht allein praktisch in der Einführung des Pacht- und neuen Wirthschaftssystems, sondern auch auf literärischem Gebiete fand das klare Bewußtsein von der entscheidenden Bedeutung, welche die

Entwickelungsphase dieser Zeit auf die Zukunft des ganzen Landes haben mußte, sachlich-praktischen und beredten Ausdruck. Wenn die Frohnpacht nur noch auf 14 pCt. des ganzen Areals, in einem Kreise gar nicht mehr, in anderen Kreisen geradezu nur noch ausnahmsweise vorkam, wenn auch die Dreifelderwirthschaft immer seltener geworden war, so sind diese Fortschritte nicht auf Gesetze, sondern einzig und allein auf die Intentionen und die Initiative der Großgrundbesitzer zurückzuführen.

IV. Die Periode des Bauerlandverkaufes von 1864 an bis auf die Gegenwart.

War mit dem Gesetz vom 6. September 1863 der Erwerb nur erst von Bauergesinden dem Capital und der Intelligenz aller Stände ermöglicht, so zog die Gesetzgebung durch den Allerhöchst bestätigten Beschluß des Ostsee-Comités vom 18. Februar (publicirt am 7. März) 1866 die nothwendige Consequenz, indem sie das bisher nur dem Adel zustehende Recht, Rittergüter zu besitzen, auf Personen aller Stände christlichen Glaubensbekenntnisses ausdehnte. Das Gesetz vom 6. September 1863 erhielt in Betreff der Arrendecontracte mehrere Ergänzungen:

1) Durch den Allerhöchst bestätigten Beschluß des Ostsee-Comités vom 18. Februar 1866 (ein anderes als das am 7. März publicirte Gesetz gleichen Datums) wird bestimmt, daß die Jahres-Pachtsumme in den auf wenigstens zwölf Jahre abzuschließenden Pachtcontracten für die ganze Dauer der Contracte dieselbe bleiben muß, nicht wechseln darf und daß die Meliorationsentschädigungen in den Pachtcontracten normirt werden müssen.

2) Das Einziehen der Gesinde zu eigener Bewirthschaftung wird durch das Circulär der Commission in Sachen der kurländischen Bauerverordnung vom 13. October 1867 vollständig untersagt und bestimmt, daß ein Bauergesinde nicht länger als drei Jahre unverpachtet, d. h. in Bewirthschaftung des Gutsbesitzers bleiben darf.

3) Wenn ein Gesinde über drei Jahre lang weder verpachtet, noch verkauft war, so mußte es laut Vorschrift der Commission in Sachen der kurländischen Bauerverordnung vom 20. November 1868 vom Kreisgericht öffentlich ex officio zum Arrendeausbot gebracht werden.

4) Durch den Allerhöchst bestätigten Beschluß des Ostsee-Comités vom 27. Mai 1870 ist der Verkauf von Bauergesinden auf Fideicommißgütern gestattet worden.

Als letztes Gesetz ist noch das Allerhöchst bestätigte Reichsrathsgutachten vom 28. October 1868 zu erwähnen, durch welches die lästige, die Freizügigkeit der Bauern beschränkende Bestimmung in Betreff der Sicherstellung des Unterhaltes armer Verwandten seitens der zeitweilig sich ent-

fernenden Glieder der Bauergemeinden (Gesetz vom 7. August 1863) aufgehoben wurde.

Mit diesen Gesetzen und Verordnungen schließt für Kurland die gesetzgeberische Thätigkeit auf dem agrarpolitischen Gebiete ab.

Die Ergänzungen zu den Agrarregeln, durch welche das Einziehen von Gesinden gänzlich verboten und die Dauer der Selbstbewirthschaftung auf drei Jahre festgesetzt wird, haben in so fern noch ein besonderes Interesse, als sie einerseits dem gemeinwirthschaftlichen Princip zu definitivem Siege verhalfen, andererseits aber de facto, nicht durch eine gesetzlich vorgenommene territoriale Abgrenzung Bauerland geschaffen haben, das nur an Bauern verpachtet werden darf und nur von solchen Personen erworben werden kann, welche die den Bauergemeinden übertragenen Obliegenheiten auf sich zu nehmen willens sind. Alles Land, das sich seit dem Georgitage 1868, sei es als Pachtobject, sei es als Eigenthum, in den Händen von Bauerwirthen befand, ist speciell für den Bauernstand reservirt geblieben. Auf diese Weise hatte man, ohne den historischen Boden zu verlassen, ohne durch die territoriale Abgrenzung von Hofs- und Bauerland Gegensätze zu erzeugen, Grenzstreitigkeiten oder Vorwänden zur Bethätigung von Eigenmächtigkeiten Vorschub zu leisten, doch auf Grund und in Berücksichtigung der durch die Agrarentwickelung gezeitigten Thatsachen ein bestimmtes Areal dauernd für den Bauernstand gewonnen.

Mit dem ersten Wirthschaftsjahr dieser Periode traten die Agrarregeln in Kraft, und mit dem Georgitage 1864 wurde der erste Gesindesverkauf perfect. Damit war der Statistik eine neue Aufgabe gestellt. Es handelte sich von nun an nicht mehr um Frohn- oder Geldpacht, um Drei- oder Mehrfelderwirthschaft, sondern um Feststellung der Zahl der jährlich verkauften Gesinde mit Angabe ihres Areals, des Kaufschillings, der baaren Anzahlung, der Anzahl und des Standes der Käufer und wie viele von ihnen bisher Pächter gewesen waren. Diese Daten giebt die officielle Statistik des kurländischen statistischen Comités[121] für die Zeit vom Georgitage 1864 bis zum Georgitage 1887, also für einen Zeitraum von 23 Jahren, aber freilich nur in Bezug auf die Privatgüter. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß die Gesammtzahl aller Gesinde von der pro 1861 registrirten Höhe von 20,394 auf 11,906 Gesinde im Jahre 1864 herabgegangen war, da die Kronsländereien[122] und Widmen aus technisch-praktischen Gründen nicht in Rechnung gezogen werden konnten.

Um ein deutlicheres Bild von der Bewegung des Bauerlandverkaufes, als es Jahresberechnungen vermögen, zu geben, war eine Theilung der 23 Jahre in vier Perioden* zu je fünf und in eine Periode zu drei Jahren

* Der namentlich für die Tabellen erforderlichen Kürze wegen ist anstatt des

erforderlich. Dem entsprechend ist das Grundmaterial bearbeitet worden, so daß alle Daten für jeden Kreis und jede Periode vorliegen. Da aber die vielen Hunderte von Zahlen den Leser ermüden würden, so sollen nur drei Tabellen folgen: Tabelle 1 faßt alle Daten für jeden Kreis einzeln, jedoch nur für die ganze Zeit von 1864 bis 1887 zusammen, Tabelle 2 giebt die statischen Erhebungen für alle Kreise zusammen, aber für jede der fünf Perioden gesondert, und Tabelle 3 soll dem Leser zur besseren übersichtlichen Orientirung über die Bewegung der Frohnpacht, der Dreifelderwirthschaft und des Bauerlandverkaufs die betreffenden Relativzahlen für jeden Kreis und jede Periode zur Anschauung bringen, ohne mit den vielen absoluten Zahlen zu incommodiren.

Daß für eine Reihe von 23 Jahren die Möglichkeit geboten ist, festzustellen, ob der Käufer dem Bauernstande angehörte und ob er der frühere Pächter war, hat man der ursprünglichen Veranlagung der statistischen Enquête, wie sie im kurländischen Jahrbuch pro 1869 von dem damaligen Secretär des kurländischen statistischen Comités, Alfons Baron Heyking, veröffentlicht worden ist, zu danken. Leider tritt in diesen Daten für die Jahre 1879 und 1880 ein Lücke ein, in so fern für diese Zeit die Käufer für die verkauften Gesinde nicht angegeben worden sind. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, mußte construirend zu Werke gegangen werden. Da der Illuxtsche Kreis für die einzelnen Kategorien der Käufer von den anderen Kreisen abweichende Verhältnisse aufweist, so mußte derselbe diesen Verhältnissen gemäß besonders berechnet werden, während die Ergänzung für die übrigen Kreise auf Grund der ihnen mehr oder weniger gemeinsamen Verhältnisse erfolgen konnte. Außerdem dürfte es erforderlich sein, auf die Thatsache hinzuweisen, daß 39 Gesinde mehr verkauft, als Käufer aufgegeben sind. Es braucht darin kein Fehler der Statistik gesehen zu werden, weil es denkbar ist, daß mehr als ein Gesinde von einem und demselben Käufer gekauft worden sein kann. So verhält sich die Zahl der verkauften Gesinde zu der der Käufer z. B. 1877 im Tuckumschen Kreise wie 133 zu 132, im Hasenpothschen wie 36 zu 34, im Jahre 1882 im Windauschen Kreise wie 182 zu 180 und im Illuxtschen sogar wie 143 zu 109, so daß von den erwähnten, scheinbar käuferlosen 39 Gesinden 34 auf Illuxt kommen. Die Reihenfolge der Kreise ist der bequemeren Vergleichung wegen dieselbe geblieben, wie sie in der Tabelle pro 1858 resp. 1861 angenommen wurde.

Die Zahlen der Tab. 1 (S. 471) bedürfen nur einer kurzen Erläuterung. Von den 11,906 Gesinden waren bis 1887 Georgi 9256 oder 77,71 pCt. für

---

richtigeren, aber längeren Ausdruckes „Zeitabschnitt" das kurze Wort „Periode" gebraucht worden. D. Verf.

Tabelle 1.

Der Bauerlandverkauf auf den Privatgütern der einzelnen Kreise von Georgi 1864 bis Georgi 1887.

Kreise.	Gesinde.			Areal der bis Georgi 1887 verkauften Gesinde.		Kaufschilling.			Käufer.			
	Nicht verkaufte zu Georgi 1864.	Verkaufte bis Georgi 1887.		Total.	Feld.	Laut Contract.	Baar angezahlt.		Bisherige Pächter.	Nicht-Pächter		In Summa.
		Absolute Zahl.	%	Lofstellen.		Rbl.	Rbl.	%		aus dem Bauernstande.	aus anderen Ständen	
1. Tuckum	1307	1193	91,28	168289	84012	4885356	405073	8,29	1016	151	25	1192
2. Talsen	1406	1171	83,28	164365	68188	5242962	410792	7,83	973	184	14	1171
3. Goldingen	764	654	85,60	76544	37273	2754919	205530	7,46	546	88	20	654
4. Doblen	990	790	79,80	103424	71472	4055843	289208	7,13	689	91	10	790
5. Grobin	695	528	77,12	65844	30434	2243806	238414	10,62	443	69	16	528
6. Bauske	1060	774	73,02	86131	49480	3165966	384623	12,15	691	70	13	774
7. Hasenpoth	1327	1051	79,20	131958	60921	4081805	321212	7,87	843	187	28	1049
8. Windau	923	748	81,04	135249	35916	2928180	161521	5,51	644	87	15	746
9. Friedrichstadt	796	485	60,98	56397	21496	1735876	171473	9,88	420	58	7	485
10. Illurt	2638	1862	70,58	169919	90193	4982557	641731	12,88	1106	435	287	1828
Zusammen	11906	9256	77,74	1158120	549385	36077270	3229577	8,95	7362	1420	435	9217

rund 36,07 Mill. Rbl.* bei einer Anzahlung von 3,22 Mill. Rbl. mit einem Gesammtareal von 1,15 Mill. Lofstellen oder 125,12 Lofstellen pro Gesinde verkauft. Nach dem Durchschnitt der 23 Jahre repräsentirte daher eine Lofstelle einen Werth von 31,15 Rbl., das Feldareal verhielt sich zum Gesammtareal der verkauften Gesinde wie 1 zu 2,11 und die baare Anzahlung machte 8,95 pCt. des Kaufschillings aus. Von den Käufern waren in ganz Kurland 79,87 pCt. frühere Pächter, 15,41 pCt. Nichtpächter aus dem Bauernstande und 4,72 pCt. Nichtpächter aus anderen Ständen, während im Kreise Illuxt die früheren Pächter nur 60,00 pCt., die Nichtpächter aus dem Bauernstande 23,80 pCt. und die Nichtpächter aus anderen Ständen 15,70 pCt. ausmachten, Kurland aber excl. Kreis Illuxt 84,67 pCt. resp. 13,33 pCt. und 2,00 pCt. aufweist. Die größte baare Anzahlung fand im Kreise Illuxt mit 12,88 pCt. des Kaufschillings, und der intensivste Gesindesverkauf im Kreise Tuckum mit 91,28 pCt. der zu Georgi 1864 in diesem Kreise nicht verkauften Gesinde statt, die geringste baare Anzahlung hingegen im Kreise Windau mit 5,61 pCt. und der schwächste Gesindesverkauf im Kreise Friedrichstadt mit 60,93 pCt. Betrug der Preis des gesammten verkauften Gesindeareals für ganz Kurland im Durchschnitt der 23 Jahre bis 1887 Georgi 31,15 Rbl. pro Lofstelle, so stellte sich derselbe für die einzelnen Kreise, wie folgt: die Lofstelle kostete in den Kreisen Doblen 39,21 Rbl., Bauske 36,76 Rbl., Goldingen 35,99 Rbl., Grobin 34,07 Rbl., Talsen 31,90 Rbl., Hasenpoth 30,83 Rbl., Friedrichstadt 30,78 Rbl, Illuxt 29,32 Rbl., Tuckum 29,03 Rbl. und in Windau 21,65 Rbl. (Ergebnisse aus Tabelle 1).

Leider waren die Daten über den Bauerlandverkauf nur bis Georgi 1887 veröffentlicht, so daß die Periode von 1884 bis 1887 nur drei Jahre umfaßt und daher beim Vergleich mit den früheren Perioden kein richtiges Bild geben kann. Es ist kaum anzunehmen, daß der Bauerlandverkauf, der von Periode zu Periode immer intensiver geworden war, so sehr ins Stocken gekommen sein sollte, daß er von 53,37 pCt. der Periode von 1879 bis 1884 auf 17,17 pCt. bis 1887 sinken konnte. In den letzten Jahren mag er vielleicht noch stärkere Dimensionen angenommen haben, waren doch zu Georgi 1887 immerhin noch 2650 Gesinde unverkauft. Man wird kaum fehlgreifen, wenn man, ohne eine bestimmte Zahl zu nennen, annimmt, daß zum Georgitage 1893 weit mehr als 77,14 pCt. aller alienabelen Gesinde verkauft waren**. Die Bewegung des Bauerlandverkaufs innerhalb jeder Periode ist für ganz Kurland in Tabelle 2 (S. 473) in der Weise zur Anschauung

* Die großen Zahlen der Tabelle sind im Text zur Bequemlichkeit der Leser abgerundet worden. D. Verf.

** Nach einem Artikel der „Düna-Zeitung" sollen jetzt über 90 pCt. verkauft sein. D. Verf.

Tabelle 2.

Der Bauerlandverkauf auf den Privatgütern ganz Kurlands von Georgi 1864 bis Georgi 1887.

Perioden.	Gesinde.			Areal der während jeder Periode verkauften Gesinde.		Kaufschilling.			Käufer.			
	Nicht verkaufte bei Beginn jeder Periode.	Verkaufte während jeder Periode.		Total.	Feld.	Laut Contract.	Baar angezahlt.		Bisherige Pächter.	Nicht-Pächter		In Summa.
		Absol. Zahl.	%	Lofstellen.		Rbl.	Rbl.	%		aus dem Bauernstande.	aus anderen Ständen.	
1864—69	11906	1313	11,03	164329	88188	4965108	622547	12,54	1027	226	60	1313
1869—74	10593	1869	17,64	218788	112961	6214097	653243	10,51	1353	416	100	1869
1874—79	8724	1737	19,91	202442	101159	6035635	540441	8,95	1404	254	76	1734
1879—84	6987	3764	53,87	518847	224172	16117879	1206335	7,48	3093	451	184	3728
1884—87	3223	573	17,77	53714	22905	2744551	207011	7,54	485	73	15	573
1864—1887 . . .	11906	9256	77,74	1158120	549385	36077270	3229577	8,95	7362	1420	435	9217

gebracht, daß die während jeder Periode verkauften Gesinde auf die Zahl der zu Beginn jeder Periode vorhandenen, noch nicht verkauften Gesinde bezogen worden sind, damit jede Periode für sich ein selbständiges Bild zu geben vermag.

Es wurden verkauft:

in der 1. Periode von 1864 bis 1869 11,03 pCt. aller Gesinde für rund 4,96 Millionen Rbl. bei einer Anzahlung von rund 622,000 Rbl. oder 12,54 pCt. mit einem Gesammtareal von rund 164,000 Lofstellen oder 125,15 Lofstellen pro Gesinde, und die Lofstelle kostete 30,21 Rbl.;

in der 2. Periode von 1869 bis 1874 17,64 pCt. der im Jahre 1869 noch unverkauften Gesinde für rund 6,31 Mill. Rbl. bei einer Anzahlung von rund 653,000 Rbl. oder 10,51 pCt. mit einem Gesammtareal von rund 218,000 Lofstellen oder 117,06 Lofstellen pro Gesinde, und die Lofstelle kostete 28,40 Rbl.;

in der 3. Periode von 1874 bis 1879 19,91 pCt. der im Jahre 1874 noch unverkauften Gesinde für rund 6,03 Mill. Rbl. bei einer Anzahlung von rund 540,000 Rbl. oder 8,45 pCt. mit einem Gesammtareal von rund 202,000 Lofstellen oder 116,55 Lofstellen pro Gesinde, und die Lofstelle kostete 29,81 Rbl.;

in der 4. Periode von 1879 bis 1884 53,87 pCt. der im Jahre 1879 noch unverkauften Gesinde für rund 16,11 Mill. Rbl. bei einer baaren Anzahlung von rund 1,20 Mill. Rbl. oder 7,48 pCt. mit einem Gesammtareal von rund 518,000 Lofstellen oder 137,34 Lofstellen pro Gesinde, und die Lofstelle kostete 31,06 Rbl ;

in der 5. Periode von 1884 bis 1887 17,77 pCt. der im Jahre 1884 noch unverkauften Gesinde für rund 2,74 Mill. Rbl. bei einer Anzahlung von rund 207,000 Rbl. oder 7,54 pCt. mit einem Gesammtareal von rund 53,000 Lofstellen oder 93,74 Lofstellen pro Gesinde, uud die Lofstelle kostete 51,10 Rbl. (Ergebnisse aus Tabelle 2.)

Da eine Erörterung aller Combinationen zu weit führen und die Geduld der Leser gar zu sehr in Anspruch nehmen würde, so sind nur die wesentlichsten Ergebnisse aus den obigen statistischen Daten hervorgehoben worden.

Tabelle 3 (S. 475) bringt nur Relativzahlen zur Anschauung und bedarf keiner besonderen Erläuterung.

Zur Beantwortung der Frage, ob das Agrargesetz vom 6. September 1863 thatsächlichen Bedürfnissen entsprach oder ein Gesetz für die Zukunft war, liefert die Statistik, nicht der vorstehenden summarischen Tabellen, wohl aber aus dem Jahre 1864, dem ersten Jahre der Periode des Bauerlandverkaufs, hinreichendes Material. Obwohl die Bauergesinde auf den Fidei-

Tabelle 3.

Zusammenstellung der Relativzahlen über Frohnpacht, Dreifelderwirthschaft und die Zahl der verkauften Gesinde.

Kreise.	Gesinde mit Frohnpacht.		Gesinde mit Dreifelderwirthschaft.		Auf den Privatgütern Kurlands verkaufte Gesinde.					
	1858.	1861.	1858.	1861.	1864—69.	1869—74.	1874—79.	1879—84.	1884—87.	1864—87.
	%	%	%	%	%	%	%	%	%	%
	sämmtlicher Gesinde Kurlands.				der zu Anfang jeder Periode vorhandenen, nicht verkauften Gesinde.					
1. Tuckum	3,2	1,2	—	45,7	14,07	23,86	44,56	73,62	8,80	91,28
2. Talsen	6,2	—	—	50,0	4,34	10,03	18,84	62,32	36,49	83,28
3. Goldingen . . .	7,2	2,4	—	56,0	0,78	4,61	9,68	65,85	50,67	85,60
4. Doblen	9,6	2,5	—	65,6	39,09	30,18	10,70	46,01	1,47	79,80
5. Grobin	21,0	4,2	—	49,9	2,44	4,27	8,63	64,25	21,22	77,12
6. Bauske	21,6	8,0	—	64,0	26,04	33,54	20,53	24,40	8,62	73,02
7. Hasenpoth . . .	23,0	13,6	—	92,5	12,81	12,58	22,62	53,00	22,30	79,20
8. Windau . . .	23,3	15,9	—	32,17	2,60	1,33	2,82	73,89	22,22	81,04
9. Friedrichstadt . .	41,0	18,0	—	68,4	10,43	15,57	17,11	34,70	4,60	60,93
10. Illuxt	58,8	55,2	—	99,8	3,98	27,15	26,73	36,49	9,55	70,58
Alle Kreise zusammen	22,8	14,1	—	64,9	11,03	17,64	19,91	53,87	17,77	77,74

commißgütern 27,04 pCt. sämmtlicher Bauergesinde Kurlands ausmachten[123 124] und erst seit dem Georgitage 1871 zum Verkauf gebracht werden durften, so betrug der Kaufschilling für verkaufte Bauergesinde im Jahre 1864 doch schon 1,163,714 Rbl. Daß diese Summe auf das Vorhandensein eines starken Bedürfnisses nach Bauerlandbesitz schließen läßt, ergiebt sich aus dem Umstande, daß in Livland in den ersten zwölf Jahren nach der 1849 erfolgten Freigabe des Bauerlandverkaufs nur für 1,522,418 Rbl. Bauerland verkauft war[125]. Wenn die kurländische Ritterschaft nur zögernd an die Lösung der Frage des Bauerlandverkaufs herangetreten war, so kann man sich bezüglich eines solchen Zögerns auf Grund der zuletzt angeführten Daten der Wahrheit nicht verschließen, daß es gewiß nur dieser Vorsicht zuzuschreiben ist, wenn der Bauerlandverkauf erst zu einem Zeitpunkte freigegeben wurde, wo die Befriedigung des Bedürfnisses nach Bauerlandbesitz wirklich praktisch geboten erschien. Die „Agrarregeln" entsprachen daher thatsächlichen Bedürfnissen.

Ueberblickt der unbefangene Leser die Entwickelung der Agrarverhältnisse Kurlands von 1819 an, so kann es ihm nicht entgehen, daß sie einen eigenartigen Gang genommen hat, abweichend sogar von dem der Agrarentwickelung in den Schwesterprovinzen Liv- und Ehstland. Während in diesen unter schwedischer Herrschaft das Privatrecht, an Schweden sich anlehnend, entstand, hat Kurland unter den Herzögen und unter polnischer Oberlehnshoheit sein eigenes Privatrecht gewohnheitsrechtlich entwickelt. Der kurländische Adel ging eben seinen eigenen Weg und vermied es nach Möglichkeit, in ihren Consequenzen schwer zu überschauende Gesetze zu schaffen; er schuf sich jedoch das, was man gewohnheitsrechtliche Tradition zu nennen pflegt. Daß er, dieser Tradition folgend, bei der Bauernemancipation das Princip der freien Vereinbarung wählte, verstand sich von selbst, daß man jedoch meistens diesem Princip die heutige, so günstige Gestaltung der Agrarverhältnisse Kurlands zuschreibt, ist nicht selbstverständlich. Nicht das Princip der freien Vereinbarung, sondern die traditionelle Anerkennung des Rechtes des Thatsächlichen hat Kurlands Agrarverhältnisse geregelt. Die erste Bedingung politischer Klugheit besteht in dem Erkennen und in der Würdigung des Rechtes des Thatsächlichen, und selten wird wohl die Erfüllung dieser Bedingung in der Agrarpolitik eines Landes von der Größe Kurlands so klar hervortreten, wie es in der neueren Agrarentwickelung Kurlands geschehen ist[126].

Hans Hollmann.

Anmerkungen.

104. А. А. Башмаковъ a. a. O. S. 209 ff.

105. Statuta curlandica § 105: „Unadelige und fremde Personen, die nicht das Indigenatsrecht erhalten haben, sollen keine adelige Güter kaufen und besitzen, bey Verlust der Güter." In Bezug auf diesen § äußert sich A. v. Richter „Geschichte der deutschen Ostseeprovinzen", Th. II, Band III, in folgender Weise: „Die Abfassung war eilfertig, und bei der Ausfertigung scheint man nicht einmal redlich verfahren zu haben. So fand sich in dem dem Adel übergebenen Exemplar ein Artikel, der die Bürgerlichen vom Güterbesitze ausschloß und der in dem dem Herzoge übergebenen Exemplare fehlte." (S. 42.) „Das gegen Bürgerliche ausgesprochene Verbot, adelige Güter zu kaufen, fehlt sowohl in den piltenschen Statuten als in dem dem Herzoge übergebenen und im Reichsarchive befindlichen Exemplare, und scheint also diese Verschiedenheit bei einer so wichtigen Frage nicht auf einem bloßen Versehen zu beruhen." (S. 45.)

106. Alfons Baron Heyking a. a. O. S. 20.

107. Adolf Baron Bistram, „Baltische Monatsschrift" Band V, 1862, Correspondenz aus Kurland S. 559 und v. Rechenberg-Linten, a. a. O. S. 26.

108. C. Neumann „Rückblicke ꝛc." „Balt. Monatsschrift" Band II, 1860, S. 514 u. 515.

109. (Alex. v. Hueck) a. a. O. S. 175 erklärt die „Reeschen" in folgender Weise: „Hiernach wird jedem Bauerwirth zu jeder Landarbeit ein bestimmtes Areal für eine bestimmte Anzahl Frohntage zum Bepflügen, Abernten, Düngen ꝛc. zugewiesen, ohne daß der Gutsbesitzer sich dann weiter darum bekümmert, durch welche Kräfte und ob schnell oder langsam der Bauer das von ihm zu fordernde leiste." Die Reeschen waren „eine mildere Form der Frohne".

110. Ebendaselbst, S. 145.

111. J. G. Goldmann, Pastor zu Hasenpoth, „Ueber die Einziehung der Bauerhöfe in Kurland". „Baltische Monatsschrift" Bd. VII, 1863, S. 236 u. 251.

112. Ebendaselbst S. 226 bis 230.

113. Th. Böttticher, „Der Domänenverkauf in den Ostseeprovinzen und das Güterbesitzrecht". „Balt. Monatsschrift" Band III, 1861, S. 334.

114. Allein in der „Baltischen Monatsschrift" ist diese Anschauung in den drei Jahren von 1860 bis 1862 in einer Reihe von Artikeln theils direct, theils indirect oder andeutungsweise vertreten worden. Direct für den Bauerlandverkauf sind folgende Artikel: 1) „B. M." Bd. III, 1861 „Zur Agrargesetzgebung in Kurland", S. 181. 2) Band III, 1861, Verfasser: «U.» „Zur bäuerlichen Grundbesitzfrage" S. 83. 3) Band III, 1861. Th. Böttticher, „Der Domänenverkauf ꝛc." S. 425. 4) Band V, 1862 (N. Wilcken). „Eine Apologie ꝛc." S. 185. 5) Band V, 1862, Emil Lieven „Das Bauerland in Kurland". S. 526 u. 527. 6) Band VI, 1862. Anonym, „Zur Grundbesitzfrage in Kurland." S. 273. Indirect sprechen sich für den Bauerlandverkauf aus: 1) C. Neumann, Band II, 1860. „Rückblicke ꝛc." S. 517. 2) C. von der Recke, Band III, 1861. „Noch ein Wort zur Agrargesetzgebung in Kurland", S. 333. 3) Adolf Baron Bistram, Band V, 1862 „Correspondenz aus Kurland", S. 560 u. 561.

115. Alfons Baron Heyking, „Ein Blick ꝛc." „Balt. Monatsschrift" Bd. I, 1859, S. 189.

116. Ebendaselbst S. 194. — **117.** Desgl. S. 190.

118. Alfons Baron Heyking, „Statistische Studien ꝛc." 1862, S. 17.

119. Ebendaselbst S. 25.

120. Desgl. S. 60 bis 64. Die Tabelle ist nach den einschlägigen Daten zusammengestellt.

121. Die Daten der officiellen Statistik des kurländischen statistischen Comités über den Bauerlandverkauf sind in folgenden Werken enthalten: 1) Kurländisches Statistisches Jahrbuch pro 1869. Redigirt von dem Secretär des kurl. statistischen Comités Alfons Baron Heyking. Mitau, 1869. S. 68 bis 72; 2) Gaston Baron Campenhausen, Secretär des kurl. statist. Comités, „Der Bauerlandverkauf auf den Privatgütern Kurlands in den Jahren 1864—1872." Mitau, 1873; 3) Я. И. Лудмеръ, „Курляндская Губернія. Сводъ статистическихъ данныхъ. Часть I." Митава, 1888. S. 329 bis 355 (das Gouvernement Kurland. Sammlung statistischer Daten. Theil I. Bearbeitet vom Secretär des kurländ. statistischen Comités Ja. J. Ludmer. Mitau 1888.), und 4) Труды Курляндскаго статистическаго комитета. Т. XVIII. Подъ редакціей секретаря комитета Я. И. Лудмера. Митава, 1890. (Arbeiten des kurländ. statist. Comités. Band XVIII. Redigirt vom Secretär des Comités Ja. J. Ludmer. Mitau, 1890.) S. 108.*

122. Alfons Baron Heyking. Kurländ. Jahrbuch pro 1869. S. 60.

123. Gaston Baron Campenhausen a. a. O. S. 4.

124. Friedrich Trampedach, cand. juris, „Das Recht des Fideicommißbesitzers am adeligen Güterfamilienfideicommiß nach dem Privatrecht Liv-, Est- und Kurlands." Zeitschrift für Rechtswissenschaft, herausgegeben von der juristischen Facultät der Universität Dorpat. Elfter Jahrgang. Dorpat. In Commission bei E. J. Karow. 1892. S. 128. Trampedach führt in dieser Schrift aus, daß das Fideicommiß sich in Kurland in Folge eines vorhandenen Bedürfnisses entwickelt habe. „Denn nicht in hervorragender Weise durch die Doctrin unterstützt, wie in Deutschland, nicht durch das Gesetz begründet, wie in Liv- und Estland, sondern auf gewohnheitsrechtlichem Wege stetig sich ausbildend und den besonderen Bedürfnissen des Adels entsprechend erwächst das Familienfideicommiß in Kurland." Es liegt in diesen Worten eine Bestätigung, daß Kurland das Land der thatsächlichen Entwickelung ist.

125. Gaston Baron Campenhausen a. a. O. S. 2.

126. In der vorliegenden Studie ist die Lage der Knechte nur flüchtig berührt worden, weil das Material zu einer alle vier Perioden umfassenden Beurtheilung derselben nicht hinreichte. Um jedoch diese Frage nicht ganz unberücksichtigt zu lassen, sei es gestattet, einige Daten aus dem über die Lohnverhältnisse der ländlichen Arbeiter in Kurland veröffentlichten Material an dieser Stelle zu bringen. Es liegen zwei Veröffentlichungen vor: „Statistische Studien ꝛc." von Alfons Baron Heyking. Mitau. 1862, mit Angaben aus dem Jahre 1861, und „Die Lohn-Verhältnisse der ländlichen Arbeiter in Kurland". Mitau, 1886, mit Angaben aus dem Jahre 1882, eine vom kurländischen Ritterschafts-Comité veranstaltete Enquête. Es können daher Lohnsätze von 1861 und von 1882 mit einander verglichen werden. Da die Art der Löhnung eine in unendlich vielen Varianten wechselnde war (und gewiß noch heute ist), so läßt sich der Vergleich nur in der Weise anstellen, daß einige nach Art und Gegend correspondirende Beispiele für die wichtigsten Löhnungsarten in Parallele gesetzt werden. Es kommt hier nur der Jahreslohn in Betracht.

---

* Trotz mehrfacher Bemühungen war es dem Verfasser nicht gelungen, die neueren Daten von 1887 ab zu beschaffen. D. Verf.

Ein unverheiratheter Knecht
erhielt außer freier Wohnung, Beköstigung, Bezahlung der Abgaben und Leistung der Magazinschüttung durch den Dienstherrn folgenden Jahreslohn:

	1861	1882
im Kreise Goldingen	36 Rbl.	70 Rbl.
„ Windau	35 „	70 „
„ Hasenpoth	30 „	70 „
„ Grobin	29 „	70 bis 73 Rbl.
Die Beköstigung kostete	45 „ 30 Kop.	80 bis 100 Rbl.

Unverheirathete Knechte werden besonders häufig in den Bauergesinden gehalten.

Eine ledige Magd
bei Beköstigung durch den Dienstherrn, aber bei eigener Kleidung erhielt folgenden Jahreslohn:

	1861	1882
im Kreise Goldingen	16 Rbl. — Kop.	35—50 Rbl.,
„ Windau	16 „ — „	25—35 „
„ Hasenpoth	15 „ — „	30—50 „
„ Grobin	14 „ 50 „	30—40 „

Namentlich in Bauergesinden kam es 1882 häufig vor, daß die Magd einen geringeren baaren Lohn, dafür aber als Aequivalent Material zur Kleidung erhielt, z. B. in den Gesinden von Groß-Platon im Kreise Doblen nur 25 Rbl. baar, statt 40 bis 50 Rbl., und 2 Röcke, 1 Paar Schuhe, 30 Ellen Leinewand, 3 Pfd. Wolle, 10 Pfd. Seife und Pasteln nach Bedarf.

Ein verheiratheter Deputat-Knecht
erhielt bei freier Wohnung und Beheizung folgenden Jahreslohn:

im Kreise Grobin	1861	1882
Geld	14 Rbl.	35 Rbl.
Roggen	13 Maß	18 Maß (= ⅛ Tschetwert = 1 Los).
Gerste	7 „	9 „
Hafer	—	2 „
Erbsen	1½ Maß	2 „
Kartoffeln	—	25 „
Kleinkorn	2 Maß	—
Salz	10 Pfund	4 Pfund
Flachs	—	20 „
Land zur Kartoffelaussaat	½ Lofst.	—
freien Unterhalt für	1½ Kühe	2 Kühe
„	2 Schafe	3 Schafe
„	—	1 Schwein
dazu Heu	—	60 Pud
Stroh	—	7 Fuder
Kaff	—	1 „

Die Frau mußte 1861 wie 1882 im Jahre 60 Tage arbeiten. Die Abgaben bezahlte 1861 der Dienstherr, 1882 der Knecht selbst.

im Kreise Hasenpoth	1861	1882
Geld	15 Rbl.	21 bis 30 Rbl.
Roggen	14 Maß	16 Maß
Gerste	16 „	9 „

	1861	1882
Hafer	—	2 Maß
Erbsen	1 Maß	1½ Maß
Kartoffeln	12 „	—
Kleinkorn	—	2 Maß
Salz	120 Pfund	120 Pfund
Rinderhaut	1 „	—
bearb. Land zu Kartoffeln	—	½ Lofft.
„ „ „ Flachs	—	¼ „
Gartenland	1 Stück	—
freien Unterhalt für	2 Kühe	2 bis 3 Kühe
„ „ „	4 Schafe	3 bis 4 Schafe
„ „ „	—	1 Schwein
dazu Heu	—	100 Pud
Stroh und Kaff	—	nach Bedarf.

Alle Abgaben leistete der Dienstherr 1861 wie 1882. Im Jahre 1882 arbeitete die Frau 60 Tage.

Ein verheiratheter Landknecht,

der Wohnung, Holz, Raum zum Unterbringen des Viehes und freie Weide hatte, erhielt folgenden Jahreslohn:

im Kreise Doblen	1861	1882 (ein Zweidrittel-Knecht)
Geld	12 Rbl.	20 Rbl.
Ackerland	6 Lofft.	10 Lofft.
Heuschlag von	6—7 Lpfd. Heuertrag	⅔ „
Gartenland	1 Stück	1 Stück
Roggen	6 Maß	2½ Maß
Gerste	3 „	1¼ „
Hafer	—	1½ „
Erbsen	1 „	½ „

Dafür arbeitete der Knecht 1861 wie 1882 in der Woche 4 Tage und die Frau im Jahr 42 resp. 40 Tage. Im J. 1882 besäete der Dienstherr im Frühjahr 1 Lofstelle mit Klee und pflügte im Herbst die Lofstelle Kleeland auf. Gewöhnlich gehören freie Mahlung, freie ärztliche Behandlung incl. Medicin und der Unterricht der Kinder in der Gemeindeschule mit zum Jahreslohn eines verheiratheten Landknechts.

im Kreise Windau	1861	1882 (ein Halb-Knecht)
Geld	—	5 Rbl.
Ackerland	8 Lofft.	8¼ Lofft.
Heuschlag reichlich für	2 Kühe	—
„ „ „	1 Stück Jungvieh	—
„ „ „	4 Schafe	—
„ „ „	2 Pferde	—
Heu	—	120 Pud
Klee	—	40 „
Gerste	—	1 Maß.

Dafür arbeitete der Knecht 1861 eine Woche um die andere und seine Frau 50 Tage im Jahr, 1882 der Knecht 3 Tage in der Woche und seine Frau 30 Tage im Jahr.

Theodor Storms Lyrik.

Wo ich geh' und steh'
In Lust und Weh'
Deine Lieder im Ohr mir klingen,
Bald wie Lerchenlaut
Aus dem Haidekraut,
Wie Amsel- und Drosselsingen;

Bald trüb und schwer
Wie am grauen Meer
Die Möve zuweilen schreit,
Bald wieder so traut
Wie ein Liebeslaut
Aus ferner Jugendzeit.

Das deutsche Gemüth,
Es duftet und blüht
So herb und süß in den Weisen,
Die schlicht und treu
Und doch so neu
Das Alte, das Ewige preisen.

Lenz' Stellung zu Lavaters Physiognomik.

(Fortsetzung.)

Mit Lenzens Rückkehr in seine Heimath hört seine Rolle in der deutschen Literaturgeschichte auf, seine Freunde vergessen ihn, nur der treue Lavater denkt noch, wie wir weiter unten sehen werden, des unglücklichen Freundes in der Ferne. Von des Dichters nunmehriger Umgebung wird auch Alles gethan, um jeden Verkehr desselben mit der Welt, in welcher er früher verkehrte, abzuschneiden. So behielt Lenzens Bruder, der Oberpastor in Dorpat, den Brief zurück, den derselbe am 27. März 1780 von Petersburg an Friederike Brion nach Sesenheim richtete (den Wortlaut dieses rührenden Scheidebriefes theilt P. Th. Falck in Friederikens Biographie 1884, S. 73 f. mit, nach dem Originale auf der Rigaer Stadtbibliothek); so verbrannten „wohlwollende Freunde" in Moskau verschiedene Briefe bedeutender Personen an Lenz, um ihm die Gelegenheit zu nehmen, sich alter Zeiten zu erinnern, sich aufzuregen und in Melancholie zu verfallen.

Wir wissen daher wenig über Lenzens Lebensschicksale aus der letzten trüben Zeit seines Daseins. Von seinem Aufenthalte in Riga und Petersburg erfahren wir außer dem schon erwähnten Briefe an Friederike Brion nur Einiges aus den drei weiter unten, hier zum ersten Male mitgetheilten Briefen an Lavater. Dieselben weichen in Ton und Inhalt bedeutend von den Jugendbriefen der Jahre 1774—77 ab, das förmliche Sie ist wieder in sein Recht getreten, der warme, herzliche Ton der Jugendfreundschaft ist verklungen. Die beiden letzten Briefe behandeln fast ausschließlich physiognomische Fragen und richten sich polemisch gegen die physiognomische Darstellung Katharinas II.[1].

Zum Verständniß dieser Erörterungen über die Besprechung Katha-

[1] Auf Katharina II. hatte der jugendliche Poet eine Ode gedichtet. s. Tieck'sche Ausg. III, 1.

rinas II. in dem III. Bande der physiognomischen Fragmente (1777), worüber Lenz so aufgebracht ist, setzen wir die betreffende Stelle bei. Sie findet sich daselbst im elften Abschnitt, achtzehnten Fragmente (unmittelbar vor der Waldner-Hochkirch, s. oben) und lautet:

„Catharina die II. Ein schattirtes Profil" (von Lips 1776, Tafel XCII, S. 323). Catharina die II. mag die größte Frau in Europa seyn; — das Bild, das wir vor uns haben, ist nicht das Bild der größten Frau in Europa. — Aber, es ist kenntlich! Kenntlich? Wir wissen schon, wie unbestimmt dieß Wort ist — und daß wir eigentlich ganz und gar keine vollkommen ähnliche Porträte haben. —

„Bild einer sehr großen Frau bleibt unser Bild immer. So rein, so proportionirt, so einfach ist kein gemeines Weibsgesicht.

„Wäre der Umriß der Stirne so scharf gezeichnet, wie im Schattenbild am Sonnenmikroskop; wäre sie, wie sie vermuthlich in der Natur ist — Ich zweifle, ob es eine erhabnere Weibsstirne unterm Monde gäbe? So aber, so groß sie noch ist, verliert sie viel vom non plus ultra, besonders im Raume zwischen den Augenbraunen und dem Auge. Wäre die herrliche, stark sprechende Augenbraune weiter fortgeführt, daß die äußerste Gränzlinie der Stirn unterbrochen schien — die Physiognomie würde schon durch diese geringe Veränderung — mehr Verstand gewinnen. Das Auge ist ganz vortrefflich, und um noch vortrefflicher, und ich wollte wetten, um noch wahrer zu seyn, dürfte die obere Augenlippe nur noch ein wenig über den Augapfel hinausgeführt seyn.

„Die Entfernung des äußersten Umrisses der Nase vom Auge ist mitbestimmender Charakter von Größe. Sonst ist die Nase, besonders untenher, nicht außerordentlich. Ich vermuthe aber, daß sie unten am Knopfe in der Natur etwas beschnittener sey.

„Wenn wir so glücklich wären, einen Schattenriß von dieser erhabenen Fürstin vor uns zu haben, so würden wir im Umrisse der Oberlippe gewisse drey Dinge bemerken, die im Bilde fehlen und dennoch einen ungemein viel tieferen Eindruck von Adel und Größe machen müßten.

a, „Der Raum von der Nase zum Munde würde etwas kürzer seyn.

b, „Die ganze Oberlippe, die die Zähne bedeckt, würde entweder mehr vor oder mehr zurückstehen. Einer der gewöhnlichsten Fehler beynah aller Mahler, das Perpendikularverhältniß zweener Punkte des Profils — den äußersten und tiefsten Punkt der Nasenwurzel und den äußersten und tiefsten Punkt der Oberlippe, oder der Zahnlippe nicht zu bemerken — wovon doch die ganze Grundbestimmung der Form des Profils und des Hauptcharakters abhängt. Bey ganz außerordentlichen Charaktern hab' ich äußerst selten diese beyden Punkte perpendikular gefunden. Wo

denken, tiefdenken den Hauptcharakter eines Gesichtes ausmachte — denken, fast ohne Empfindung, ohne Würkungsdrang — da war der obere Punkt vorstehend — wo mit der Denkenskraft Witz, Empfindung, Lebhaftigkeit, Thätigkeit sich vereinbarte; wo Denken mehr Sehen, Sehen mehr Empfinden, Empfinden schnelle That war — gieng der obere Punkt zurück — der untere stand weit vor. . . .

„c, die eigentliche Oberlippe, die zum eigentlichen Munde gehört, muß entweder größer in der Natur, oder der Umriß davon nicht so weich abgeschliffen seyn. Kleine Lippen sind fast immer zugleich beschnittener, schärfer, oder geradlinigter. Wo hingegen der Umriß der Lippe schlangenförmiger ist — da sind die Lippen gemeiniglich größer.

„Sonst ist der Ausdruck dieser Lippen Bescheidenheit, Sanftheit, Güte. Viel Kraft und That und Großheit ist in diesem Kinne.

„Im Ohre sind ich Ausdruck von bestimmtem festem Muthe. Die Wange ist zu leer und zu kalt.

„Das Ganze des Gesichtes, besonders wie ich's mir noch aus der Stirne heraus idealisire — o es ist doch — bis auf Blick und Stellung — (das Kleinsüßlichte im Munde abgerechnet) so fürstlich, so kayserlich . . so einzig in seiner Art. —

„Nicht die Miene, denn in der Miene, das heißt, im Effekt der beweglichen Gesichtstheile ist ein Nebel einer gewissen Unanständigkeit und kindischen Blödigkeit — nicht diese Miene also, aber die Grundphysiognomie ist so kayserlich, daß mir die ewige Vorherbestimmung zum Kayserthume drin, klar wie der Tag, erscheint."

Noch ungehaltener war Lenz über die Nebeneinanderstellung Katharinas II. mit anderen Frauenköpfen im XXI. Fragmente. Dasselbe lautet:

XXI. Fragment. Zwölf Frauenköpfe nach verschiedenen Originalen und Copieen.

1. „(Katharina II. Wir hatten dies Bild vorhin besser.) — Keine gemeine Frau! wird auch der ungeübteste Physiognomist sagen — Nein — Nichts bürgerlich Kleinstädtisches! — Im zu kleinlichen Mund ausgenommen — Einfalt und Würde, schneller Entschluß, Kraft und That, gebietende Ausführung ist im ganzen Umriß; vornehmlich im treffend hinschauenden Blicke! — Aber dann wieder der bloß durch geringe Mißzeichnung zur Gemeinheit abgeschliffene — an sich — immer vortreffliche Mund! — Sonst wie weit aus dieß Profil über alle auf diesem Blatte groß, ohne jedoch erhaben zu seyn!"

Am meisten brachte aber den patriotischen Dichter offenbar die Nebeneinanderstellung Katharinas II. mit der Königin Christina von Schweden (der zweite Frauenkopf auf der Tafel) und die Bevorzugung der letzteren vor der ersteren in Harnisch. Es heißt nämlich weiter im Anschluß an 1:

2. „Erhaben — ist nur dieß! — und auf diesem Blatte mein Gesicht, obgleich auch wieder sichtbar erniedrigt und vergröbert — dennoch die einzige, die ich mir zur Königin, und als die liebste und verehrteste, zur Gesellschafterin wählte — Das heiß ich Mannsseele in erhabner Weiblichkeit! Das nenn' ich Blick angeborner Größe! Vom Ende der linken Augenbraune, den Rücken der Nase hinab — da schwebten Entwürfe, Weisheit, stille Thaten. Auch noch im mißzeichneten Munde — Empfindung, Weisheit, Geschmack. Ich charakterisire die Königin nicht. Ich stammle nur was über ein schwaches Nachbild von ihr. O in hundert tausend Gesichtern, wo findst du dieß Auge? Dieses Auges hell und tief durchschauenden Blick?"

Doch lassen wir die Briefe von Lenz selbst sprechen. Die beiden ersten scheinen von Riga (sie sind undatiert) zu stammen, wo sich Lenz zunächst nach seiner Rückkehr aufhielt. In dem ersten scheint er eine Neuausgabe seiner Werke zu planen. Der zweite bringt physiognomische Charakteristiken aus Livland; der dritte endlich physiognomische Notizen aus Petersburg.

I.

Theuerster Lavater!

Mehr durch die zu voreilende Liebe meiner Gönner und Freunde auswärts, die mir allzuviel Gutes auf Hofnung beylegte und dadurch tausenden ungerecht wird, gegen welche meine Verschuldung nur Gott kennt — als durch irgend auf der Welt etwas, leide ich. Ach Sie wissen nicht, Sie können es nicht wissen — — wie viel Edles im Stillen unbekannt und verborgen — und gekränkt durch verborgene Fehle der Jugend und Unbesonnenheit schmachtet. Da steh ich und meiner Freunde allzu vortheilhafte Meynung von mir will mir fast alle Gelegenheit aus den Händen reissen, die ersten Pflichten der Nächstenliebe zu beweisen. Sie wissen, Sie wissen es alle nicht, muß ich nochmals ruffen und an meine Brust schlagen: Gott! Gott! lasse mir diese Gnade wiederfahren[1]. Nicht durch diesen Schlag, sondern durch was anders und höhers gerechtfertigt hoffe ich, Gott wird auch da, wo ich nicht zu seufzen vermag mich mit unaussprechlichen Seufzern zu vertreten wissen und die Herzen meiner Freunde lenken aus allzu gütigem Vorurteil für mich meinen Bitten nicht taub zu seyn. Ich werde Ihnen verständlicher werden, wenn Sie eine neue NB. von mir selbst, der Hand nach verbesserte Ausgabe von fünfen meiner Jugendarbeiten lesen werden: Der Hofmeister, Menoza, Die Soldaten. Freunde machen den Philosophen und den Engländer. Wie nah grenzen doch oft Geschmack und Religion an einander, wie nah und innig sind sie mit einander verbunden, wie weisen die Fehler gegen den ersten so sicher auf Fehler gegen

[1] Die ursprünglich hier folgenden Worte — eine halbe Zeile — sind durchgestrichen und unleserlich.

die letztere. Jugendliche Unbesonnenheit, Sorglosigkeit, Sturm, Nichtachten der Verhältnisse, die wir oft durch einen unvorsichtigen Ausdruck unherstellbar zerstören — wie weisen sie sich in dem selbst, was geschrieben war, daß es dauerhaft, daß es so ewig gefallen sollte, als unserm kleinen Daseyn und Kräften jedem nach seinem Maas die Ewigkeit abgesteckt ist. Wieviel Edle, leiden unter den gehässigen Mißdeutungen die solche Flecken in unserm Werk veranlassen — und wie ist das alles die Folge der herumziehenden unstäten Lebensart, der der ruhig erwägende Blick auf alles Gute und Schöne um sich her, durch tausend unnöthige Unruhe getrübt und umnebelt ist. Nehmen Sie diese Herzensergießung in Liebe auf und seyn mir zu meinem Vorsatz auch nach Ihrem Wirkungskreise und Einsichten als Gottes- und Menschenfreund behülflich der ich nach tausend Empfehlungen an Ihre Gattin und Kinder beharre dero beständig ergebener Verehrer Lenz.

Die von mir erhaltenen Silhouetten, worunter ich durch einen jetzt erst abreisenden Petersb(urger) Freund auch die meines Vaters — meiner zweiten Mutter[1] — meines Schwagers und sehr lieben Schwester zähle, lassen Sie doch Ihrem Kennerblik empfolen seyn. Was ich von den ersten geschrieben, bitte doch ja nicht als fremdes Zeugniß verbotenus abzudruken, sondern zum Ihrigen zu machen.

II.

(Ueberschrift von alter Hand: Lenz aus Riga.)

Werthester Herr und Freund!

Ich ergreiffe die in meinem letzten Briefe an Sie erwähnte Gelegenheit, Ihnen einige Silhouetten aus meinem Vaterlande und aus Petersburg zuzuschiken, muß aber, um die aufrichtige Sprache des Freundes zu reden, der nicht schmeichelt, Sie um Ihrer eigenen Grundsätze willen bitten, mir zu erlauben, daß ich bei dem Egyptischen Gedräng Ihrer Verleger, welches bei ehernen Nerven auch auf Urtheile und Ideen Einfluß haben muß, zu diesen Bildern, ohne zu sagen, für welches sie gehören, welches ich Ihrem Kennerblick überlasse, einige karakteristische Züge hinzufügen kann, die den Perpendikul Ihrer einmal geschwungenen Empfindung, der bey allen Nerven wie Liebhaber und Kennernerven sind, auf eine oder andere Seite überschlägt, womöglich ein klein wenig zu hemmen und in wagrechten Stand zu setzen suchen sollen. Dis mein werther Freund! hat Ihrer Physiognomik schon manchen unangenehmen Stoß gegeben und Sie — erlauben Sie mir die Freyheit, Sie bey Urtheilen über entfernte Personen ungerecht gemacht. Wie? Sie geben Ihre Wissenschaft selbst für das Resultat der aus Menschengesichtern mit ihrem Karakter zusammengehaltenen Erfahrungen? Und nun

[1] Lenz' Mutter Dorothea war im Juli 1778 zu Dorpat gestorben. s. P. Th. Falck, Friederike Brion von Sesenheim. 1884. S. 75.

wollen Sie es umkehren, und aus einigen wenigen **datis** in Ihrem Vaterlande das ganze Erdenrund, so sehr verschieden an Klima, Regierungsform, Denkart ein Land auch von dem Ihrigen seyn kann — und seine Individuen den Karaktar nach beurtheilen. Erlauben Sie mir, Sie nochmals zu bitten, Ihren Verlegern flehentlich die güldenste der Bullen entgegen zu ruffen. — Richtet nicht, damit ihr nicht wieder[1] —

Sie wissen, welche tieffe Hochachtung ich als Mensch, Kunstkenner und ich möchte sagen als Christ selbst für die Physiognomik habe, wiewohl ich sehr, sehr wünschte, daß Sie mehr an dem, was Sie auf dem Tittel versprechen, als an den Geheimnissen der zukünftigen Welt hielten, zu der ja die itzige immer nur der Vorhang bleibt. Wer wollte denn nach dem Vorhang das Innere zu beurtheilen, darüber **ab**zusprechen **kühn** genug seyn? Diese Bitte thue ich nicht ohne Ursache, da ich mich gezwungen sehen würde, im Fall Sie darinn keine Aenderung träffen, etwas über Ihr Urtheil im 18ten und 21ten Fragment öffentlich zu sagen, da die Mißverständnisse, die es angerichtet (daß ich den gelindesten Ausdruk brauche) durch die Unvorsichtigkeit Ihrer Herrn Verleger öffentlich geworden sind. Lieber Lavater! nie, nie, daß ich Ihnen die Wahrheit sage, hätt ich geglaubt, daß Ihre mir sonst bekannte Mässigung und Klugheit (in dem besten Verstande des Worts) vielleicht von jungen, vielleicht auch von ältern radottirenden Freunden sich so aufs Eis würde führen lassen. Sie treten als Schriftsteller in einer neuen Wissenschaft auf — — und lassen sich auf einmal von Leuten, die es nicht gut mit Ihnen meynen, eine Maske vorlegen, die so wenig zu Ihrem Gesichte paßt — Oder glaubten Sie Rusland — sey noch das Land, das es vor funfzig Jahren war, und man könne über Gegenstände, die dasselbe angehn, mit mehr Nachläßigkeit — — Nachsicht gegen unzuverläßige Berichte schreiben? Wie würden Sies aufnehmen, wenn ich ohne jemals dort gewesen zu seyn, eine Karakteristik der wichtigsten Schweitzer aus dem Munde einiger Landsleute machte, die sich ein Viertel Jahr dort aufgehalten — — eine Karakteristik, die nicht zu ihrem Vorteil gereichte?

Freilich muß man Sie persönlich kennen, um davon so gelind zu urtheilen als ich thue. — — Ich wünschte Ihrem Werk einige Brauchbarkeit für mein Vaterland mit zuhelfen zu können: ich gestehe aber, daß ich meine Schultern nach dem Exordio des 18ten und 21ten Fragments fast zu schwach dazu fühle. Ueber Gesichter zu urtheilen, deren Karakter man nicht kennt — — — lieber Lavater! Die nächsten um uns zu Führern anzunehmen, aus ihren Gesichtern über die entfernten — abzusprechen? Wie?

---

[1] Anspielung auf das Schlußwort im I. Band der Physiognomischen Fragmente.

[2] „Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe".

und fühlen Sie — Sie es nicht an Ihrem Herzen, daß Sie so gegen die die ersten partheyisch — gegen die andern ungerecht werden müssen.

Doch daß ich Ihnen jetzt nicht als Gelehrter, sondern als Freund spreche: Sie thun sich den meisten Schaden.

Und so — um wieder einzuhelfen, will ichs wagen, Ihnen zur Probe einige Karaktere aus meinem Vaterlande vorzulegen, die Sie selbst aus den Bildern aufsuchen werden. Glauben Sie aber nicht, daß ich alles sage, oder das meiste sage, ich zeichne nur einige Aeußerungen, die ich wahrgenommen — — das übrige mögen Ihnen die Grundsätze Ihrer Wissenschaft an die Hand zu geben.

Ein junger Mann mit erstaunender Biegsamkeit der Seele, höchst reitzbaren Nerven fürs Vergnügen — hellen durchdringenden Verstand gerade so weit zu sehen, als seine Thätigkeit und Betreibsamkeit ihm Sphäre macht. Doch auch Vermögen aufzuopfern — und den höheren Genuß der Weißheit und des Himmels zu fühlen — wo die Erde für sein Herz zu wenig beut. Voll der schönsten und der Natur am ähnlichsten Ideale: die er in Wirklichkeit zu verwandeln Kraft hat. Voll Gelehrigkeit gegen andere, ein guter Vater, ein noch besserer Ehmann, kurz, ein guter Mann — — nicht aus Schwäche! Nur — zu schmeichelhaft gegen Leute, von deren Werth er auch nicht überzeugt ist — aus Güte. Fähig Wahrheiten frey ins Gesicht zu sagen und mit einem Nachdruk, daß die Personen, die sie getroffen, verstummt sind. Ohne doch sich an ihm rächen zu können, weil er sie ihnen auf eine Art gesagt, daß sie sich im Unrecht fühlen mußten. Ein Freund und Vertheidiger der Physiognomik, ohne Lavatern anders als aus einigen Predigten zu kennen. — Sein thätiger und sich mittheilender Geist, mehr zum Einwirken als Spekuliren aufgelegt, fürchtet ein wenig die anhaltende Einsamkeit — und doch hat er lange Zeit in derselben zubringen müssen, wo er sie sich durch Anlegung von Gärten und Lustplätzen in Wildnissen verschönert.

Eine Dame — von viel sehr abstechenden Schicksalen. Für die Schaubühne erzogen, ohne jemals auf derselben aufzutreten (dieses bitte ja nicht drucken zu lassen). Durch einen seltsamen Wechsel des Glüks in eine der besten Familien des Landes verheurathet. Den zärtlichsten, den geliebtesten Gemahl verloren — und sich mit ihren Kindern, die alle ihre Denkart und Seele haben, ins Einsame gezogen, um der liebenswürdigsten Melancholie nachzuhängen. Voller Reitzbarkeit für die Freude, voll des feinsten Geschmacks — eines Gefühls, das jedes Härgen von Unordnung im Charakter drükt — darum der Welt entzogen, weil ihre Seele sich nie ganz mit gewissen Wiedersprüchen in Karaktern aussöhnen kann — Fähig der edelsten, der unabsichtlichsten Freundschaft, bloß aus Geschmack und Wahl — — —

und Ueberzeugung von Werth — den sie gern bereit ist über den ihrigen zu setzen — Fromm — im treflichsten Verstande des Worts — weil für sie hier unten wenig mehr zu wünschen ist — ich bin begierig, ob Sie — das Bild zu diesem Karakter finden.

Ein junger Mann, das Bild dauerhafter Anstrengung und Geistesstärke, die sich bis ins Unmögliche verliert, wenn sie weiß, daß sie auf Grundsätzen ruhet. Zu beugen ist sie nicht, diese Stärke, wohl aber biegend um ihre vorige Richtung anzunehmen. Von diesem kann man im strengsten Verstande des Worts sagen, immer derselbe und das in einem Jünglingsalter. In dem Gesicht sehen Sie alle Geheimnisse feinerer — und doch frommer Erziehung, denn freilich hat diese zu der Unbestechlichkeit seines Geschmacks in soweit das meiste beigetragen, als seine nachmaligen Reisen nur Fortsetzung derselben waren. Er hat die halbe Welt gesehen und mit der Ruhe, mit der er — — itzt krank — nichts als Salomons Ausspruch vor sich sieht. Dabei für keinen Seelenreitz unempfindlich, am wenigsten für den der Ehre bey Edlen. Nicht geräuschvoll und weit bekannt — aber den besten und würdigsten bekannt zu seyn wünscht er. Wird er wünschen, auch wenn seine Sphäre sich noch so sehr erweiterte, noch so sehr verengte, weil er gern aus Geschmack gut wäre.

Ich wäre begierig, ob Sie den Durchsetzer und Durchtreiber fremder aus Geschmack angenommener Plane bis in die Unmöglichkeit — oder mehr den Erfinder und Anleger eigener — — kurz, ob Sie mehr den Feldherrn — oder mehr den Staatsmann in diesem Gesichte fänden. Begierig, sag ich, wäre ich, Ihr Urtheil zu hören, was ein Geist, der mit so merkwürdigen Idealen der Alten und Neuen Welt genährt ist (näher darf ich mich nicht bestimmen), auf der Bühne der Welt für eine Rolle mit Nutzen und Fortgang übernehmen wird.

Ein Freund der Physiognomik — ob selber Physiognomist, zweifle ich.

Ein besonderer Mann voll Tiefsinn und Frömmigkeit. Alle feurige Gefühle schockiren ihn, ob er sie gleich mit dem Kopf sehr wohl faßt. Liebt sonst das Melankolische, hat auch selbst einen Ansatz. Ist von Herzen fromm und wohlthätig. Ein Märtyrer an Duldsamkeit, wenn er mit verschobnen Karaktern zu thun hat. Welches er an einer Frau bewies, die ihn itzt durch ihren Tod befreit hat und dem Trunk sehr ergeben war. Keine Ader Falschheit in dem Manne. Einer der ersten spekulativen Köpfe in Europa. Obwohl zu schüchtern und zu sehr lebender und thätiger Philosoph (denn er ist ein großer Landwirth, obschon er in der Stadt in einem geistlichen Amt steht, und treibt seinen Garten wie Lavater die Physiognomik) seine Spekulationen, von denen er große Hefte liegen hat, bekannt zu machen. Druken läst der — schwerlich. Könnte er sie aber,

ins Cabinet thun, daß sie gleich zum Ziel eilten, das wäre seine Sache. Dabei keinen Ehrgeitz — nicht den mindesten, als den, das zu seyn, was die in Griechenland mit Mantel und Bart waren. Keine Schönheit irgend eines Schriftstellers entgeht ihm — Göthe möchte der einzige seyn, der hiervon eine Ausnahme machte. Doch erkennt er ihn mit dem Verstande. Verzeihen Sie, daß ich so ausführlich über diesen Mann bin, ich kenne ihn von Kindesbeinen an. Seine Seele hat viel Aehnlichkeit mit Güldenstedt[1].

Seine Frau ist auch hier, ein Gesicht, in dem gewiß ihre ganze Seele ist. Seine zweite Frau nemlich. Da solln Sie rathen.

Die drey Töchter der benannten Dame. Jede die Mutter auf eine andere Art. Ganz durch ihr Beyspiel und Gesinnungen gebildet. Fürtrefliche Mädchen alle drey und auf die ich meines Vaterlandes wegen stolz bin. **Blos** durch Natur gelehrt singen sie, um einem das Herz zu zerschmelzen, und grössere Kenner als ich bestätigen dis. Da ist kein falscher Ton. Die mittelste doch sehr fein und fast unmerklich, zum Stolz auf ihre Geburt geneigt. Die jüngste möchte der Mutter am nächsten kommen. Die älteste in gewissen Stücken sie noch übertreffen an Größe der Seele, soweit sie bei einem Frauenzimmer in ihrem Verhältniß sich äußern kann. Wiewohl sie eine kleine Anlage zur Satyre hat. Sie liefet am meisten. Fast ein wenig zu streng auf das, was man die Ehre des Frauenzimmers nennt, doch darum nicht minder liebenswürdig. Die jüngste ist mir dennoch die wertheste wegen einer Art von himmlischer Bescheidenheit.

Ein Mann — in der That ein Mann — und edel im strengsten Verstande des Worts. Aktiv und nur hitzig in seinen Geschäften, sonst die Güte und Langmuth selbst. Hilft und gleich auf der Stelle — O wie so mancher hülfloſe Fremde durch ihn gehalten erhalten bis er zu Brod kam. Hat gereist — nur um desto hülfreicher zu seyn. Ist durch Feuer um all sein Vermögen gekommen und war doch einer der ersten, der sich wieder auf die Beine half. Ein allzu nachgebender Vater, welches seine Schwache seite ist, denn sonst wüßt ich keine. Ein heller Kopf dabei, ohne ein Gelehrter zu seyn und gründlichen Verstand, ohne viel zu lesen. Wird aber richtig urtheilen über alles, was er liest.

Seine Frau eine wackere Hausfrau. Treu — überhaupt redlich und standhaft in Gesinnungen. Einfach in Kleidung und Aufwand, obschon in der Residenz erzogen. Voll Güte und Menschenliebe wie er. Nichts von den gelehrten Frauen und spricht gern von allen Menschen das beste. Eine

---

[1] Professor in Petersburg, Mitglied der kais. russischen Akademie der Wissenschaften. Mit ihm hatte Chr. Kaufmann während seines Aufenthalts in Petersburg 1777 viel verkehrt.

seltene Tugend bei den Frauenzimmern in Liefland, besonders in den Städten. Eine brave Frau.

Noch eine Frau. Feuer und Flamme im Hauswesen und Thätigkeit. Keinen Augenblik müssig, noch ruhend. Lacht immer nur im Fluge aber lacht nie als wenns ihr ums Herz ist, nie aus Gefälligkeit. Kann gar nicht gefallen: und gefällt. Es ist ihr nicht möglich, wenn sie wider einen Menschen was hat, es auf dem Herzen zu behalten. Sie sagts ihm, und wenn es der König wäre. Hinter dem Rücken aber nie. Dis macht das eigentliche Süsse ihres Umgangs. Sie leidt außerordentlich dabei denn wenn es Freunde sind quält sich solang damit bis es heraus ist und ich glaube, sie würde sterben, wenn sies zurück behielte. Sie ist streng gegen ihr Gesinde, aber ihre Mutter zugleich. Sie ist enthusiastisch für ihren Mann, so unzufrieden sie bisweilen mit ihm scheint, wenn sie dabei ist. Auch kennt sie kein Mensch wie er: denn sobald er hitzig wird, ist sie ein Lamm. Ich habe nicht leicht ein so glückliches Paar gesehen. Ob Sie das Gesicht errathen[1]! — Sie hatte eine Stiefmutter, die beide in einander verliebt waren, wegen Aehnlichkeit des Karakters, zum Nachteil der natürlichen Schwestern.

Ihre Kinder. Der älteste lauter Witz und Gelehrigkeit. Biegsam, allzubiegsam und voll Feuer. Viel vom kleinen[2] Lavater; nicht völlig so enthusiastisch. Er wird sich nie unterdrüken lassen, wohin man ihn auch biegt, denn er ist lauter Elastisität. Der zweyte sein Gegensatz. Leicht zu drüken, weil er niemand drükt. Nachdenkend wie ein alter Mann, schwerfällig und standhaft in Empfindungen. Wenn er fühlt — ist es nicht möglich einen Laut aus ihm zu bringen. Daher lieben ihn die Eltern nicht. Ein herausgestolnes Ach, eine versiegende Träne, die Stimme, mit der er singt, die Gebehrde verrathen seine Seele nur dem scharfen Beobachter. Sie halten ihn alle für träge und er ist nichts weniger. Er überfühlt Eltern und Geschwister, wenn er sich gleich nie unterstehen wird sie zu übersehen. Ich war mit ihm in dem Galeerensklaven[3] (dem rührenden Drama des Falbaire), er verlor sich so in das Stück, daß er nichts erzehlen konnte und darüber die bittersten Beschimpfungen standhaft ertrug. Nur ein zurükgehaltener Seufzer bei den wärmsten Stellen, die der Bruder unrichtig

[1] Ursprünglich stand: Ob Du das Gesicht erräthst — offenbar ein unbewußtes Zurückfallen in den früheren Verkehrston!

[2] Heinrich, geb. 1768.

[3] Gemeint ist wahrscheinlich der «Honnête criminel», das Erstlingswerk von Fenouillot de Falbaire de Quingey (1727—1801), das 1767 mit ungeheurem Enthusiasmus aufgenommen und in die deutsche, italienische und holländische Sprache übersetzt wurde.

erzehlte, verriethen ihn mir. Ich wünscht' es wäre mein Sohn. — Der Dritte ist die Mischung den beyden ältesten, doch ohne das Gefühl des zweyten und die Biegsamkeit des ältesten. Die Töchter sind ehrlich und böse wie die Mutter. Lächeln höchst selten und lachen gar nicht. Heiserkeit ist ihr Vergnügen.

Nun noch einmal, bester Herr und Freund! auf ihr achtzehntes Fragment. Wenn ich von Privatpersonen so ausführlich bin, was soll ich da sagen. Um Gotteswillen, waren Fürsten der Probierstein Ihrer Physiognomik, einer so bestrittenen, so neuen Wissenschaft. Fürsten — deren Gesichter Vorstellungen ihres ganzen Reichs — und des Hofes mit sind. Fürsten die unglüklich genug sind daß sie ihr Gesicht — — nicht weisen dürfen. Wo war Ihre Klugheit, lieber Mann! — wo war — verzeihen Sie mir den Ausdruk — Ihre Gewissenhaftigkeit. Fürsten — dieses Räthsel der Zeit, über das nur das folgende Jahrhundert entscheidet. Wohin wagten Sie sich bey ihrer Entfernung — bey Ihre Unwissenheit unsrer Verhältnisse. Ich kann, Gott weiß, ich kann Sie nicht vertheidigen und kein, kein Patriot. Entschuldigen — auch nicht. Ich weiß nicht womit! — Wer forderte Sie auf — Welche Klippe zwischen Schmeichelei und Unklugheit, beide gleich unwillkommen, bei einer Fürstinn wie unsere. Die Majestäten, die Majestäten, bester Lavater! es steht was in der Bibel davon — und jeder unvorsichtige Ausdruk, sollte er auch noch so viel Lob enthalten wollen, kann so leicht durch die kleinste Mißdeutung Lästerung werden. Wem sie wenn ich einsehen werden wie das Glück so vieler Millionen an der Verbindung dieser Nerven ruht. Sie können alles gut machen — nur nicht bekehren. Ueberlassen Sie das bekehren einem andern, der in den Wolken des Himmels kommt. Mischen Sie sich nicht in Politik. Um Gotteswillen wie kämen Sie und die Politik zusammen — — und das in der Physiognomik! Nur das möcht ich wissen, ob einer Ihrer auswärtigen Freunde Teil daran hat — ich könnte mit Wuth auf ihn herfallen und wenn es der **größeste** aller deutschen Gelehrten wäre. Nicht aus Enthusiasmus, sondern weil es ein Mislaut ist und die Verstimmung ewig bleibt — wenn Sie nicht selbst abhelfen. Aber wie? — — Das weiß Gott, daß weiß ich nicht. Und die Säite noch einmal berühren, wäre 1000mal gefährlicher. Haben Sie denn etwas von unserer Fürstinn gelesen und ihren Karakter studiert? Haben Sie Rußlands Geschichte studirt? Oder urtheilen Sie nur nach hören sagen. Doch sie urtheilen, sagen Sie, über das Bild. Als Physiogn. über den Künstler. Und was sollen die Köpfe im 21ten Fragment neben dem Holzschnitt solcher Fürstin. Was soll di nebengestellte Königinn — Ach Lavater Lavater! warum müssen Sie mirs nur schwer machen, Sie zu tragen. Ins Feuer möcht ich den ganzen Teil

werfen. Kein Wort drin Ihrer würdig. Wenigstens um Ihrer selbst, um alles willen, was Ihnen heilig ist, lassen Sies aus der französischen Uebersetzung weg[1]. Ich würde dann müssen — müssen — mit allen Waffen, die noch in meiner Gewalt sind — es ist Unsinn!

III.

St. Petersburg, d. 15. April 1780.

Endlich, Theurester Lavater! kann ich Ihnen aus Petersburg schreiben, Ihnen der meinem Herzen so nah liegt, an dem Tage, wo ich die heiligen Pfänder der höchsten Liebe genoß, ohne Zerstreuung schreiben. Ich weiß nicht, ob Sie meinen Brief als Couvert aus Riga erhalten, ich habe den Mann itzt selbst kennen gelernt, dessen Brief er damals einschloß, es ist wie alle Schweitzer, auch in den verschiedensten Klimas noch immer ein guter ächter Schweitzer, der Ihre Lieder[2] gelesen. Er wird bald zurükkommen, wo sein Herz schon voranfliegt, und ich hörte mit Vergnügen ihn seine Eleven ermahnen, sich so aufzuführen, daß sie dessen werth seyn, die Schweitz zu sehen. Prof. Güldenstedt führte mich zu ihm, der Ihr ungeheuchelter Freund ist — auch unseres Freundes Kaufmann sich oft noch mit vieler Wärme erinnert; mir die Plätzgen gewiesen, wo er spatzieren zu gehen gewohnt war und durch ihn für Ihr ganzes Vaterland als mehr als Buchstaben- und Bücherfreund gestimmt scheint. Ich bin stolz auf diesen Landsmann in Petersburg[3]. Seine Reisen bis an den Kaukasus[4] haben ihn auf einer andern Abdachung der Erde (daß ich mich des gemeinen Ausdruks bediene) Gott erkennen lehren. Er wohnt beym alten verehrungswerthen Euler[5] und dessen gelehrten — Sohn im Hause, von

[1] Von der französischen Uebersetzung (gedruckt im Haag) erschien der I. Band 1781, der II. 1783, der III. 1786, der IV. nach Lavaters Tode 1803 mit dem Supplement: «Règles physiognomiques ou observations sur quelques traits caractéristiques.» — II, 283 ist ein Bild von Katharina II. im Lorbeerkranze mit kurzem, von der deutschen Ausgabe wesentlich abweichendem Texte, IV, 109 zwei Bilder derselben mit längerem, ebenfalls verändertem Texte. Auch die Zusammenstellung mit der „nebengestellten" Königin, Christine von Schweden, ist weggefallen.

[2] Lavaters „Schweizerlieder" waren 1775 in 4. Auflage erschienen.

[3] Am 22. Juni 1781 schreibt Kaufmann an Güldenstedt: „Oft erinnere ich mich mit vieler Dankbahrkeit und wahrer Beschämung an all das Gute und an die viele Freundschaft, die Sie mich bey meinem Aufenthalt in Petersburg haben genießen lassen und das ich im Grunde durch mein luftigstes Benehmen so wenig meritirte ꝛc. Baechtold S. 176.

[4] Ueber Kaufmanns Schwindelerzählungen von seinen Reisen nach Astrachan und dem Kaukasus, seinen „Heldenthaten in Persien" s. Düntzer 110 und Zimmermanns Brief an Lavater vom 27. Oct. 1777: „Ich gratulire Dir zur Ankunft des Kraftcoloß Kaufmann von Astrakan", bei Hegner S. 111.

[5] Leonhard Euler, der berühmte Mathematiker, geb. 1707 in Basel, gest. 18. Sept.

welchen Personen allen, wie auch besonders der Frau des letztern ich Ihnen die Silhouetten wünschte. Vielleicht schicke ich sie durch Füesli[1]; vielleicht haben Sie sie auch schon, eben höre ich von ihnen selbst, daß Sie sie schon haben. Ein interessanter Mann ist mir auch einer der hiesigen Grössen geworden, der Vizepräsident im hiesigen Rechtsjustizkollegio, dem obersten Collegio nach dem Senat, Herr Kreidemann — dem ich mehr als einen Abend von Ihnen habe vorerzehlen müssen, der mir auch ein Briefgen an Sie geben wollte, um keines Geschäfts willen, wie sich der ganz liebe Mann ausdrükte, sondern um Ihnen seine Hochachtung zu bezeugen. Das Briefgen konnt er nun wohl seiner überhäuften Geschäfte wegen (da wirklich die Last des ganzen Gerichts — das ausser dem Senat für alle liefländische Sachen die letzte Instanz ist, fast auf ihm allein ruht, weil in Rußland gemeinhin die Collegia[2] mit verdienten Militärpersonen besetzt werden, die vom Recht keine Ideen haben) nicht schreiben, aber die wärmste und herzlichste Empfehlung folgt von ihm mit. Er erkundigte sich nach Ihrer Physiogn. umständlich, auch nach der französischen Uebersetzung, von der hier alles voll ist. Bester Gönner, von der letzten wußt ich ihm nichts zu sagen, und Ihnen wahr zu gestehen, begreif ich sie kaum: Vielleicht hat der wackere Waffenträger Ehrmann[3] Theil daran — er kann stolz darauf seyn, denn in der That, es ist das einzige Mittel, Ihre Idéen bey einem gewissen Theil von Vornehmen in Gang zu bringen, der oft zu ihrer Ausführung und Benutzung der wichtigste ist. Ich machte Kreidemann Hoffnung zu Ihrem Werk von den Phys. Linien[4] und dem Gebrauch derselben, das Geschick

1783 in Petersburg, wo er von 1727—41 und 1766—83 lebte und in hohem Ansehen stand. Sein ältester Sohn Albert (1734—1800), Astronom, war seit 1776 Studiendirector des Cadettencorps in Petersburg.

[1] Joh. Rudolf Füßli, ein Züricher, der seit 1773 Hofmeister bei den Kindern des verstorbenen Generals Bibikow war, „mit einem Eifer, der in Rußland ganz ungewöhnlich und in anderen Ländern wohl auch sehr selten ist," wie sein Landsmann, der Akademiker Joh. Bernoulli in seiner Reise durch Rußland 1778, V, 56 sich ausdrückt. In demselben Reiseberichte finden sich auch ausführliche Mittheilungen über die Akademiker Euler, Vater und Sohn, Güldenstädt und G. F. Müller in Moskau, bei dem Lenz später lebte.

[2] Die „Collegia", bestehend aus einem Präsidenten, zwei Vicepräsidenten, vier Räthen und vier Assessoren, traten unter Peter dem Großen an die Stelle der früheren moskowitischen Prikase, und wurden 1802, unter Alexander I., durch die 8 resp. 9 noch jetzt bestehenden Ministerien ersetzt.

[3] Kaufmanns Reisebegleiter und Secretär, s. Düntzer 110. Beide zusammen hatten 1776 herausgegeben: „Allerley, gesammelt aus Reden und Handschriften großer und kleiner Männer", s. Düntzer 37 und 64, Baechtold 163. Lenz an Lavater 22. Jan. 1778: „Grüß auch die guten Allerleis von mir."

[4] „Die physiognomischen Linien und Umrisse als den Theil dieses Werkes, worinnen wir die Summe und das Resultat unserer physiognomischen

unbekannter Personen zu ihrer künftingen Bestimmung zu erfahren. In Petersburg, fiel auch er bey, würde dieses hauptsächlich nöthig seyn — und ich denke, er selbst würde viel Gebrauch davon machen. Sein Gesicht ist sehr blaß — vom Arbeiten sichtbar angegriffen, also nicht in der Natürlichen Farbe — die Stirn aber ungemein hervorstehend über den Augenknochen, das Auge erstaunend ausgearbeitet: der Mund fast ein wenig Sokratisch ungestalt, wenn er lacht, aber doch nicht ohne Reitz. Güldenstedt hat ungemein viel Reinheit und Redlichkeit in seinem Gesicht — der Spiegel seines Betragens (ich wäre begierig, ob Sie sie der Beschreibung nach erkennten, ohne sie genannt zu lesen.) um zu sehen, ob ich etwas Physiogn. Sinn bey Ihnen gewonnen, womit ich mich wenigstens hier bereit mache. Nun damit wir die Leiter heraufmachen — von unsern Grossen[1] kenn ich noch zu wenig vielleicht läßt sich künftig mehr sagen. Aber die Landesherrschaft — Freund und Vater! — soviel ich mich erinnere, hat sie — hat sie keinen Platz in der Physiognomik, kann auch nach den Carrikaturen von Kupferstich, die von ihnen kursiern, keinen haben. Künftig mehr von diesem Punkt: er ist mir heilig — —

Ich erinnere mich ein und des andern Mündlichen — — und daß Sie damals fehlten. Wie konnts auch anders, denn was ist aller Schatten, durch soviel Hindernisse zu Ihnen gelangend, gegen Wirklichkeit. Stärke z. B. mein Gönner! — wo Sie Hang zur Wollust fanden, der auch freylich wie beym Sokrates kann überwunden worden seyn. Ich habe sie nur einmal nahe gesehen (als sie die Deputirten der neuen Provinzen in Pohlen zur

---

Beobachtungen und Empfindungen, nicht systematisch, denn dazu ist wahrlich die Physiognomik lange noch nicht gereifet; aber doch so ordentlich, so kalt, so rein, so unpoetisch wie möglich, vorzulegen gedenken," phys. Fragm. III, 354, stellte Lavater wiederholt in Aussicht; „noch ein oder zwey Jahre, wenn Gott Leben und Gesundheit erhält, trage ich noch alle Lasten der Physiognomik ꝛc." ibid. 1. März 1777. Im IV. Bd. (1778) S. 23 „es wird in den physiognomischen Linien, wenn Gott mir Kraft und Lust erhält, demonstrirt werden" ꝛc., ibid. S. 152 und 237: „ich arbeite wirklich an einer Tabelle aller wirklichen und möglichen Stirnen, welche in den physiognomischen Linien abgedruckt werden soll, die sich aber jeder Physiognomist selber machen soll — alle diese Tabellen müssen sich gleich kommen, weil sie auf unwandelbaren mathematischen Figuren beruhen." — Doch „Kraft und Lust" dazu schwanden auch bei Lavater, und die vielversprochenen physiognomischen Linien erschienen nicht.

[1] Orlow, „der jetzige verweichlichte, hofmännische Russe" und Bibikow „ein edles, frei entschlossenes, muthig gütiges, wahrhaft russisches Gesicht" sind neben Peter I., „in dem niemand den freyen, offenen, muthigen Charakter verkennen kann", sowie einem „russischen Jüngling", bei dem „das Flachrunde ein Hauptcharakter des Russisch-Nationalen ist" in Band IV, 302 skizzirt. S. 310 erscheint sogar ein „russischer Soldat aus Nisia Nowogret"!!

Audienz ließ — ein interessanter Anblick — und ich sah die — — Gesetzgeberin — und die Gesetzgeberin eines halben Theils der Erde. Und worauf ich am kühnsten bin — die unmittelbare — das spricht aus ihrem Blicke. Sie ist alle Morgen vor 6 auf und arbeitet allein — und die Zeit ihrer Vergnügen ist — (ein beispielloses Muster —) ausgemessen. Auch reden alle ihre Entwürfe, Plane und Ausführungen mit ihrem Gesicht überein — das wahrhaftig im strengsten Sinn des Worts — Kayserlich ist — Ich schwärme nicht. Ihr Blick hat nicht das schröbende Feuer des alten Friedrichs, aber doch genug um den zu Boden zu werfen, der's vergessen wollte, daß sie einen halben Welttheil durchdringt. Im Naken, in der Haltung des Kopfes, in der Brust alles voll Kraft und fortwährender Anstrengung — — der Großherr ist der Pendant zu ihr. Soviel ähnliches von Mutter auf Sohn[1] hab ich selten gesehen; nur ist Güte der Seelen am Munde, wenn er nicht angestrengt ist, noch das Zeichen, das ihm die Sorgen der Haltung eines ganzen Reichs fehlen. Man sieht ihm am Gesicht an, daß er unermüdet arbeitet — auch soll er in allen Fächern der Wissenschaften seine Meister suchen. Sein Geschmack ist so rein und ohne Fehl und Eigensinn, daß ich von der Seite uns Glück wünschen wollte, wenn wir die Arrangements der Deutschen und Ausländer nur hier ganz so hätten, was Städte, Bücherumsatz ꝛc. betrifft. Doch künftig hiervon ein mehreres und besseres; wie von unsern Grossen überhaupt, von denen ich die wenigsten kenne. Der geheime Rath und Ritter Betzky[2] ist ein würdiger Greiß, dem Heiterkeit und stille frohe Thätigkeit aus jeder Mine leuchtet. Er hat so ganz das schweitzerhaffte — mehr aber doch aus den Bernergegenden her. So seine Tochter und sein Schwiegersohn, von denen ich Ihnen ein andermal schreibe: wenn meine Situation und deren Entscheidung mich näher mit ihnen bekannt gemacht, denn ich hoffe beym Cadettenkorps[3] anzukommen. Den Sächsischen Minister besuche ich oft, dessen Gesicht viel richtigen Verstand und ein offenes und wohlwollendes Herz weist. Vielleicht auch von dem eine Silhouette. Einige der Günstlinge des Großfürsten schikte und karakterisirte ich Ihnen gern — vielleicht kann ichs künftig besser. Ob Kaufm. Urtheile mit meinen übereinstimmten, wär ich begierig zu wissen. Besonders von den Graffen Orlows-

[1] Mit dem Großfürsten, späteren Kaiser (1796—1801) Paul, namentlich aber mit dessen Gemahlin Maria Feodorowna kam Lavater später in genauere Beziehung und Briefwechsel. 1782 besuchten ihn die Fürstlichkeiten in Zürich, und daran schloß sich ein Briefwechsel von 1782—98, über den ich an anderer Stelle zu berichten mir vorbehalte.

[2] Graf Betzky, Hofmarschall, Director des kais. Cadettencorps.

[3] Lenz war kurze Zeit bei General v. Bawr, dem Chef des Cadettencorps in Petersburg, Privatsecretär.

Gallizin. Der G.(eneral)Gouverneur von Liefland würde Ihren ganzen Beyfall erhalten. Eine so gewölbte Stirn, soviel eherne Treue und ausharrende unzertrümmerliche Redlichkeit finden Sie nicht leicht in dem Gesicht — (auch in dem Karakter) eines andern Großen. Seine Gemalinn — und einige Große von Riga werden Sie auch freuen, worunter die geh. Räthin Vitinghoff und die Vizegouverneurin Meyendorf Ihre Lieblinge werden würden. — Auch meine Familie hat Gesichter, über die Ihr Urtheil zu wissen begierig wäre mein Vater. Mein ältester Bruder, den Kaufm. nicht kennt und der doch von ihm gekannt zu werden verdient[1] — doch ich behalte keinen Platz zur Erkundigung nach dem Befinden Ihrer theuresten Gattin und Familie und zu der hochachtungs- und dankvollsten Empfehlung.

Der Fürst Kurackin[2], das wahre Emblem des immer heitern Geistes — mehrere von denen ich künftig schreibe — die Post geht ab und ich weiß nicht, ob Ihnen daran gelegen ist, durch eine andere Gelegenheit als die eines Reisenden wie die itzige, Nachricht zu erhalten von

Ihrem

unverändert und Ihren Freunden ergebensten

Diener

J. M. R. Lenz.

[3] Herrn d. Hirzel — alten Herrn Pfenniger — Herrn Schultheß und Gemalin Herrn Füeßli und Breiting. Herrn Schick Herrn Bodmer, Herrn Landvogt Lavater[3].

(Schluß folgt.)

[1] Kaufmann hatte auf seiner Reise nach Petersburg auch Lenzens Familie besucht. Lenz schreibt darüber von Emmendingen am 24. Juli 1777 an Lavater: „Kaufmann ist mir und meinen Eltern ein Engel gewesen, ich kann euch nicht alles sagen, worin. Sein Brief wird dich lachen machen, schick ihn mir bald wieder und den von meinem Vater, der aufs Haar damit übereinstimmt. Verlier sie ja nicht, du verlörst mir Unersetzlichkeiten."

[2] Fürst Alexei Borissowitsch Kurakin, Generalgouverneur von Kleinrußland.

[3] Lauter Züricher Bekannte aus dem Jahre 1777.

Zum säkularen Geburtsjahr Dr. Karl Eduard Napierskys[1].

Am 21. Mai d. J. sind es hundert Jahre geworden, daß Karl Eduard Napiersky das Licht der Welt erblickte — der Mann, dessen umfassende unermüdliche Wirksamkeit neben derjenigen des nur um neun Jahre jüngeren Friedrich Georg von Bunge, welchem bekanntlich noch gegenwärtig im fernen Wiesbaden ein otium cum dignitate vergönnt ist, den Grund gelegt hat für die moderne, wirklich wissenschaftliche livländische Geschichtsforschung. Da erscheint es naheliegend genug, wenn die provinzielle „Monatsschrift", die berufene Pflegerin unserer heimischen Interessen, es sich nicht nehmen lassen will, in diesem Anlaß ein, wenn auch nur in großen, allgemeinen Umrissen entworfenes Bild von dem Leben und Wirken des bahnbrechenden baltischen Historikers ihren Lesern zu bieten.

Karl Eduard Napierskys äußere Lebensschicksale sind bald erzählt. In Riga geboren, besuchte er erst die altehrwürdige Domschule, dann das von Dr. Aug. Albanus geleitete Gouvernements-Gymnasium; hier ist der um seiner staunenswerthen historischen Sammlungen willen hochverdiente Oberlehrer Mag. Joh. Chr. Brotze sein Lehrer gewesen, so daß in ihm schon früh der geschichtliche Sinn Anregung und Förderung gefunden haben mag. In den Jahren 1810 bis 1812 studirte er in Dorpat Theologie, eine Wissenschaft, welche gerade damals bei der rationalistisch-philanthropischen Zeitrichtung unter der ideal beanlagten akademischen Jugend sich besonderer Beliebtheit erfreute, und von den einzelnen Disciplinen dieses Studiums hat Napiersky sich namentlich durch die Kirchengeschichte angezogen gefühlt. Nachdem er bereits mit neunzehn Jahren die Universität mit dem Grade

[1] Wegen Raummangels verspätet. D. Red.

eines Candidaten verlassen, wirkte er anfangs als Hauslehrer, wurde im Jahre 1815 Kirchspielsprediger zu Neu-Pebalg im lettischen Theile Livlands, 1829 aber Gouvernements-Schuldirector in Riga und als solcher zugleich „abgesonderter" Censor — endlich, nachdem er nach zwanzigjährigem Staatsdienst diese Aemter niedergelegt hatte, 1851 Mitglied des neu errichteten Rigaschen Censur-Comités. Als Siebenundsechzigjähriger hatte er das Unglück, sich ein Bein zu brechen; das hat ein langwieriges Krankenlager zur Folge gehabt, welches ihn zum eigenen schweren Leidwesen an der Fortsetzung seiner Studien und der wissenschaftlichen Productivität hinderte. Am 2. Sept. 1864 ist er verschieden; in seinem vor nunmehr drei Jahren gleichfalls verstorbenen Sohn, dem nachmaligen Rathsherrn Leonhard Napiersky, hinterließ er der baltischen Geschichtswissenschaft und der Vaterstadt einen ausgezeichneten Gelehrten und Beamten. — An Ehren und reicher Anerkennung der ganz außerordentlichen Verdienste, die der „alte" Napiersky (so pflegt er seit lange schlechthin genannt zu werden) sich vornehmlich um die Erforschung der seither so wenig bekannten Geschichte seines Heimathlandes erworben, hat es ihm nicht gefehlt. So verlieh ihm im Jahre 1832 die Universität Königsberg den Doctorhut, und nicht weniger als achtzehn gelehrte Institutionen des In- und Auslandes haben ihn zu ihrem ordentlichen, correspondirenden oder Ehrenmitgliede ernannt; hierzu gesellte sich eine ganze Reihe von Gunstbezeugungen auch auswärtiger Souveraine und anderer Mitglieder regierender Häuser.

Fürwahr: auf ein gewaltiges Stück Arbeit hat derjenige, dem alle diese Ehren galten, am Ende seines Lebens mit befriedigtem Blick zurückschauen können, und was er geschaffen, ist von Anderen in seinem Geiste nur noch vervollkommnet und erweitert worden!

Seine schriftstellerische Thätigkeit hat Karl Eduard Napiersky fern von wissenschaftlichen Centren als Landpastor zu Neu-Pebalg begonnen. Im März 1823 legte er der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst, damals der einzigen gelehrten Genossenschaft der Ostseeprovinzen mit vaterländischen Interessen, die „fortgesetzte Abhandlung von livländischen Geschichtsschreibern" im Manuscripte vor, welche er im folgenden Jahre in einem für die Zeit recht ansprechend ausgestatteten Bändchen von 176 Seiten bei Steffenhagen in Mitau herausgab. Diese Erstlingsarbeit, mit welcher der Verfasser an die etwa fünfzig Jahre früher (1772) erschienene „Abhandlung von livl. Geschichtsschreibern" des Dorpater Justizbürgermeisters Fr. Konr. Gadebusch anknüpft, zeigt bereits, was auch die späteren Veröffentlichungen Napierskys charakterisirt: emsigen Fleiß, große Belesenheit, ein sicheres und maßvolles Urtheil. Besonderes Interesse erregen die Schluß-

worte, in denen er bei Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn einige Wünsche wegen weiterer Förderung des historischen Studiums bey uns" verlautbart. Diese betreffen: 1) die Herstellung eines wohlgeordneten und möglichst vollständigen inländischen Schriftsteller-Lexikons als eines unentbehrlichen Hilfsmittels, für welches besonders der schon genannte Gadebusch in seiner „Livländischen Bibliothek" (1777) ein sehr werthvolles Material geliefert hatte; 2) „bey der Schwierigkeit, womit man die alten handschriftlichen und gedruckten Landeschroniken erlangt", eine neue Ausgabe derselben; 3) eine Drucklegung der in den Archiven der livländischen und ehstländischen Ritterschaften aufbewahrten Königsberger Urkundenabschriften — und 4) „etwa ein beschreibendes Verzeichniß" aller in inländischen Bibliotheken und Archiven vergraben liegenden „Urkunden, handschriftlichen Nachrichten zur Landesgeschichte und dgl.". Bei der Realisirung dieser als nothwendig erkannten und mit ausdauernder Energie vertretenen vier Postulate hat, wie wir sehen werden, ihr Urheber in eminenter Weise mitwirken dürfen, und wenn später bei der praktischen Ausführung durch Napiersky selbst einige Modificationen vorgenommen wurden, so sind diese füglich ihm abermals als Verdienst anzurechnen.

Die erste Forderung fand sehr bald ihre Erledigung: in den Jahren 1827—1832 erschien das groß angelegte vierbändige „Allgemeine Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Livland, Ehstland und Kurland", die reife Frucht vieljährigen, unendlich mühsamen Sammelns und Sichtens, wegen der großen Vollständigkeit, Zuverlässigkeit und der angemessenen, wohlerwogenen Behandlung ein in seiner Weise gewiß klassisches Werk. Hier sind im Allgemeinen die liv- und ehstländischen Autoren von Napiersky, die Kurländer und die in Betracht kommenden Ausländer von Joh. Fr. v. Recke bearbeitet worden; Letzterer, auch bekannt als Gründer des Kurländischen Provinzial-Museums, war schon geraume Zeit früher mit der Ankündigung eines solchen Unternehmens hervorgetreten, hatte es aber allein nicht bewältigen können. Zwei Bände „Nachträge und Fortsetzungen" hat nach mehreren Decennien unter Napierskys eigener Betheiligung Dr. Th. Beise geliefert (1859 und 1861).

Seit seiner Uebersiedelung als Gouvernements-Schuldirector nach Riga befand sich der rastlos thätige Mann in einer für literarische Arbeiten weit günstigeren Lage. Daher konnte er noch vor Abschluß des soeben genannten ein zweites größeres Werk im Jahre 1831 vollenden, den „Chronologischen Conspect der lettischen Literatur", ein vollständiges und bibliographisch genau ausgeführtes Verzeichniß aller bis dahin vorhandenen lettischen Drucksachen seit dem ersten gedruckten lettischen Buch, den „Undeutschen

Psalmen" von 1587, welches der Verfasser in zwei Fortsetzungen schließlich bis ins Jahr 1855 geführt hat. Dann aber folgte eine Publication von größter geschichtlicher Bedeutung, der «Index corporis historico-diplomatici Livoniae, Esthoniae, Curoniae» in zwei luxuriös ausgestatteten Foliobänden (1833 und 1835). — In den Jahren 1809 bis 1816 hatte nämlich Dr. Ernst Hennig auf Kosten der baltischen Ritterschaften und später, als die kurländische sich zurückzog, mit Unterstützung Kaiser Alexanders I. die im ehemaligen Deutschordensarchiv zu Königsberg aufbewahrten Urkunden zur livländischen Geschichte in drei Abschriften copiren lassen, von welchen je eine Reihe den Ritterschaften Ehstlands und Livlands zufiel, die dritte zwischen Kurland und St. Petersburg getheilt ward. Das war ein für die Interessenten leider noch immer schwer erreichbarer Schatz, dessen ganzen Werth Napiersky schon längst erfaßt hatte — stellte derselbe doch alle frühere Kenntniß von Geschichtsquellen dieser Art so sehr in den Schatten, daß ohne seine Benutzung weitere Studien innerhalb des bei Weitem größeren Abschnitts der Geschichte der livländischen Selbständigkeit geradezu unzulässig erschienen! Was freilich Napiersky vor Jahren in seinem Erstlingswerk als dritte zu lösende Aufgabe hingestellt hatte, war aus äußeren Gründen in dem von ihm zuerst verlangten Umfange kaum ausführbar: es mußte vielmehr vor Allem darauf ankommen, das Wesentlichste aus dem überreichen Inhalt der Urkundenabschriften möglichst bald dem weiteren Publicum durch den Druck zugänglich zu machen. Nun glückte es ihm im Jahre 1830 durch Vermittelung des Landraths Wilh. Fr. Baron Ungern-Sternberg, den livländischen Landtag für einen neuen Vorschlag zu gewinnen, welchem dann die Ritterschaften Ehstlands und Kurlands beitraten; so entstand abermals mit Subvention des baltischen Adels jener «Index», von dessen Erscheinen eine neue Epoche des heimischen Geschichtsstudiums datirt. Ohne Anspruch auf Entgeltung, sondern „als einem der Wissenschaft und dem Vaterlande zu leistenden Dienste" unterzog Napiersky sich der Mühe, gestützt auf die Vorarbeiten Dr. Hennigs und seines ehemaligen Lehrers, des Magisters Brotze, die Regesten zu dem gewaltigen Urkundenmaterial, welches noch durch andere Urkunden vermehrt worden war, zu veröffentlichen; sein Hauptgeschäft bestand, abgesehen von der Revision, der Erweiterung oder Berichtigung der Vorarbeiten, in der richtigen Deutung der Ausstellungsdaten und überhaupt in der Feststellung der Chronologie. Gegenwärtig ist die Publication durch das seit den fünfziger Jahren erscheinende Bunge-Hildebrand-Schwartzsche Urkundenbuch zum größeren Theil allerdings überholt worden, aber ohne die erstere wäre das letztere gar nicht möglich geworden. Karl Eduard Napiersky selbst galt von jetzt an für die erste Autorität auf

dem Gebiet der livländischen Geschichte, und sein Ruf verbreitete sich bis weit über die Grenzen unseres Reiches.

In diese Zeit, d. h. ins Jahr 1834, fällt die Stiftung der „Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands" — ihr eigentlicher Schöpfer ist wiederum kein Geringerer, als Napiersky gewesen; dazu war er lange Zeit die Seele derselben, zuerst in der Stellung eines Directors, von 1853 bis 1859 in der des Präsidenten. Dank namentlich auch der von ihm ausgegangenen, in ihren Wirkungen noch immer fortlebenden mächtigen Anregung hat von den sechs bis sieben zur Zeit in den Ostseeprovinzen vorhandenen historisch-literarischen Gesellschaften (zu Mitau, Riga, Dorpat, Reval, Arensburg und Fellin, beziehungsweise der „Lettisch-literärischen Gesellschaft" mit dem Sitze in Riga und Mitau) diese in der baltischen Metropole bestehende unstreitig das Meiste geleistet für die Förderung der Erkenntniß unseres historischen Seins; ja sie darf um so mehr als die Centralstelle unserer historischen Bestrebungen angesehen werden, als sie allein im Gegensatz zu allen Schwestervereinen die Erforschung lediglich der „Geschichte und Alterthumskunde" sich als Zweck gestellt hat, während die Aufgabenprogramme der Genossinnen nicht als so fest begrenzte erscheinen! — Die „Mittheilungen aus der livländischen Geschichte, das Organ des neuen baltischen Geschichtsvereins, sind bis zum Jahre 1859 von Napiersky redigirt worden. Hier, sowie in den beiden von Fr. G. von Bunge gegründeten Zeitschriften, dem Dorpater „Inland" (seit 1836) und dem Revaler „Archiv" (seit 1842), aber auch sonst in inländischen und ausländischen Zeitschriften, in Festschriften, Schulprogrammen ꝛc. finden sich in großer Anzahl andere größere und kleinere Veröffentlichungen von ihm, welche jedoch in Dr. Ed. Winkelmanns bekannter «Bibliotheca Livoniae historica» nur soweit aufgezählt werden, als sie für letztere in Betracht kommen. Theils sind es Untersuchungen und Monographien, theils Editionen neu ermittelter geschichtlicher Aufzeichnungen, welche alle in gleicher Weise von der Findigkeit, der Combinationsgabe und dem Scharfsinn ihres Bearbeiters und Herausgebers ein ehrendes Zeugniß ablegen.

Nicht lange nach Abschluß des großen Regestenwerkes konnte Napiersky auch den zweiten und vierten der in der Erstlingsschrift geäußerten „Wünsche" in Erfüllung gehen sehen, da die Gunst der Verhältnisse es ihm gestattete, in den Jahren 1835 bis 1847 die fünf starken Quartbände der «Monumenta Livoniae antiquae» und 1848—1853 die «Scriptores rerum Livonicarum» (in zwei starken Großoctav-Bänden) erscheinen zu lassen; wesentliche Dienste leisteten für das Zustandekommen der neuen großen Edi-

tionen ein patriotisches Geldopfer des Rigaschen Oberpastors Matthias Thiel und die nicht minder patriotische Thätigkeit des wissenschaftlich gebildeten Buchhändlers und Verlegers Eduard Frantzen. Die «Monumenta» zunächst brachten an Stelle des früher von Napiersky befürworteten „beschreibenden Verzeichnisses" den vollen Text der ungedruckten „Chroniken, Berichte, Urkunden und anderen schriftlichen Denkmalen und Aufzeichnungen". Für dieselben hat, obgleich zu ihrer Bearbeitung auch andere Kräfte herangezogen wurden, Napiersky selbst das Meiste geliefert und außerdem das Ganze angelegt, geleitet und bis auf die Druckcorrectur selbst besorgt. Unter Anderem sei hier auf die von ihm für den ganzen vierten Band verfaßten „Beiträge zur älteren Geschichte der Stadt Riga" hingewiesen, welche eine eingehende Darstellung derselben bis zur Unterwerfung der Stadt unter den Polenkönig Stephan Batori (1581) enthalten; leider hat für diese in Vielem grundlegende Arbeit bis auf den heutigen Tag sich kein Fortsetzer gefunden! Die «Scriptores» dagegen boten unter der Redaction Napierskys und Anderer die „wichtigsten Chroniken und Geschichtsdenkmale von Liv-, Esth- und Kurland in genauem Wiederabdruck der besten bereits gedruckten, aber selten gewordenen Ausgaben". — Damit war das alte Livland zu der Ehre gekommen, früher als manche deutsche Provinz, z. B. als das ehemalige Ordensland Preußen, in den Besitz systematischer Editionen seiner geschichtlichen Denkmäler zu gelangen. Das hat seine großen Vortheile, zugleich aber, was nicht verschwiegen werden darf, seine Nachtheile gehabt. Denn einerseits war vor vier, fünf und sechs Decennien die Methode der Editionsarbeiten noch nicht zu einer solchen Vollendung gediehen, deren sie sich gegenwärtig erfreut, und ferner sind in den letzten fünfunddreißig Jahren außer einer Reihe früher noch unbekannter geschichtlicher Aufzeichnungen weit werthvollere ältere Handschriften für einige der in Rede stehenden Chroniken aufgefunden worden, daher sie späterhin von Neuem haben herausgegeben werden müssen. Immerhin langen diese Erwägungen nicht aus, die thatsächlichen Verdienste der früheren Ausgaben zu verdunkeln.

Von den größeren Werken Napierskys seien hier noch zwei angeführt, unter denen das erste, wie das „Schriftsteller-Lexikon" und der „Conspect der Lettischen Literatur", abermals ein nothwendiges Hilfs- und Nachschlagebuch von bleibendem Werth darstellt: die „Beiträge zur Geschichte der Kirchen und Prediger in Livland". Das erste Heft vom Jahre 1843 brachte die „Livländische Kirchen- und Prediger-Matricel", das zweite bis vierte der Jahre 1850 bis 1852 die „Lebensnachrichten von den livländischen Predigern" seit den ältesten Zeiten, alphabetisch geordnet und mit vollständigen Angaben aller Drucksachen der aufgezählten Personen versehen.

Beide Publicationen sind von Pastor A. W. Keußler bis zum Jahre 1877 fortgesetzt worden. Eine Neubearbeitung des ganzen Werkes und dessen weitere Fortsetzung ist in Folge des ein Decennium später erfolgten Todes des Letztgenannten unvollendet geblieben; doch befindet sich das in vielen Stücken bereits abgeschlossene Manuscript im Besitz der livländischen Synode (siehe die „Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands aus d. J. 1887" S. 62 f.). — Die letzte große Arbeit war die Sammlung der „Livländisch-russischen Urkunden", welche, meist dem Rigaschen Rathsarchiv entnommen, die älteren Wechselbeziehungen Livlands und Rußlands zum Gegenstande haben. Besonders merkwürdig sind unter ihnen manche in russischer Sprache abgefaßte, zumal es russischer Urkunden aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert überhaupt nur wenige giebt. Die Drucklegung, welche von der Kaiserlichen archäologischen Commission in St. Petersburg übernommen worden war verzögerte sich auch deswegen, weil das schwere Krankenlager Napierskys Kräfte brach; erst vier Jahre nach seinem Tode ist die Publication zu Tage getreten (1868).

Sehr hübsch und treffend hat einst Georg Berkholz in seiner auf der öffentlichen Jahressitzung der Rigaer historischen Gesellschaft am 12. December 1864 gehaltenen Gedächtnißrede auf Karl Eduard Napiersky gesagt: „Es ist ein arbeitsseliges Schriftstellerleben gewesen, wie nur selten in unserem Lande. Jede von ihm geschriebene Zeile ist ein Muster reifen und exacten Wissens, und auch an seiner Schreibart wird wenigstens derjenige Gefallen haben müssen, der eine gleichsam altklassische Ruhe und Einfachheit zu schätzen weiß. Und dem entsprach auch seine ganze Persönlichkeit: sie war phantasielos, aber klar und fest, ihrer Grenzen sich bewußt und das innerhalb derselben ihr eigenthümliche Gebiet mit Sicherheit beherrschend." Und weiterhin heißt es — „Eines hat Napiersky gefehlt: die Anlage oder die Vorbildung für das Verständniß der Rechts- und Verfassungsgeschichte, also, so zu sagen, des innersten Pulsschlages im Staatskörper. Hierin aber ist er aufs Glücklichste durch Bunge — dem schon Johann Christoph Schwartz[1] in ausgezeichneter Weise vorgearbeitet hatte — ergänzt worden." Freilich, vom Standort der Gegenwart aus betrachtet, erscheint, wie an einem Punkte bereits bemerkt, auch die Methode, nach welcher Napiersky, aber auch Bunge noch gearbeitet haben, in Manchem veraltet; und übertroffen sind sie

[1] Bürgermeister in Riga, gestorben am 7. November 1804.

hierin durch die zur Zeit die baltische Geschichtsforschung beherrschende Richtung, welche vor Allem hervorgegangen ist aus den Schulen Karl Schirrens in Dorpat und Georg Waitz' in Göttingen. Doch bleibt es eine alte Wahrheit: wer den Anforderungen seiner Zeit gerecht geworden und überdies der Zukunft die Wege gewiesen, der hat an seinem Theil — genug gethan! Friedrich v. Keußler.

Corrigenda:

Seite 350 Zeile 5 v. u. l. desselben statt derselben.
„ 356 „ 3 v. o. l. worden statt werden.
„ 362 Zeile 11 u. 13 v. u. l. Gotthard statt Gotthardt.
„ 357 letzte Zeile l. Reesche statt Ranſche.
„ 381 Zeile 6 v. o. l. Muckerei statt Mörderei.
„ 386 „ 18 v. u. l. is statt fis.
„ 388 „ 15 „ „ „ einem statt einen.
„ 389 „ 2 v. o. l. Regel statt Regeln.
„ 392 „ 21 v. u. Entbehrung statt Entbehrungs-.

Herausgeber und Redacteur: Arnold v. Tideböhl.
Für die Redaction verantwortlich: N. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 24-го Іюля 1893 г.
Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Aus dem Leben des Grafen Dietrich Keyserling.

Der Selbstbiographie Ewald v. Klopmanns, die im Februarhefte dieser Zeitschrift veröffentlicht worden ist, lassen wir auf den folgenden Blättern die Lebenserinnerungen eines andern Kurländers aus dem vorigen Jahrhundert folgen. Graf Dietrich Keyserling war 20 Jahre älter als Klopmann, und seine öffentliche Wirksamkeit endete um dieselbe Zeit, in welcher Klopmanns Thätigkeit am kurländischen Hofe erst begann. Auch der Lebensgang beider Männer ist eben so verschieden wie ihr Charakter. Während Klopmann seine Jugendjahre in abenteuerlichen Unternehmungen verbringt, eröffnen sich Keyserling schon früh durch den Einfluß eines nahen Verwandten Aussichten auf eine glänzende diplomatische Carriere, und als er diese verschmäht und in Kriegsdienste tritt, winkt ihm auch hier die Hoffnung auf eine bedeutende Laufbahn. Als er genöthigt ist, auf diese zu verzichten und in den Dienst seiner Heimat tritt, steigt er bald zu einer der höchsten Stellen des Landes empor und genießt das volle Vertrauen der Ritterschaft wie des Herzogs. Plötzlich aber endet seine politische Thätigkeit, und die letzten 30 Jahre seines Lebens verbringt Keyserling in freiwilliger Muße und Entfernung von den Geschäften. Er ist eine ganz andere Natur als der kluge, gewandte, diplomatische Oberhofmarschall Klopmann. Klugheit und hohe Bildung sind auch ihm eigen, aber Biederkeit, Geradheit, Festigkeit, freundliches Wohlwollen und ernste Heiterkeit geben seinem Charakter das eigenthümliche Gepräge und machen ihn zu einem besonders sympathischen. Kein Wunder, daß er namentlich in seiner späteren Lebenszeit sich der allgemeinsten Verehrung im ganzen Lande erfreute. Auch Fremde, die ihn kennen lernten, wie Graf Friedrich Leopold Stolberg, wurden von Hochachtung und Zuneigung zu ihm erfüllt. Noch 50 Jahre nach seinem Tode sprachen Männer,

die Keyserling in ihrer Jugend gekannt, mit Rührung von seiner Herzensgüte und seinem edlen Charakter. Er beschloß sein Leben kurze Zeit vor dem Untergang des Herzogthums Kurland und die politischen Erschütterungen und Conflicte, welche in seine letzten Lebensjahre fielen, erfüllten ihn mit Schmerz und Kummer. Bis zuletzt suchte er zwischen Herzog und Ritterschaft zu vermitteln und war ein entschiedener Gegner des damaligen geistigen Leiters und Hauptes der Ritterschaft, O. H. v. d. Howens. Keyserling repräsentirt in der verwirrten und unerquicklichen letzten Zeit des Herzogthums Kurland den rechten und echten Kurländer alter Art in seinen besten und edelsten Eigenschaften, er ist die Verkörperung jenes altkurländischen Wesens, das Lessing bestimmt hat, seinen Major Tellheim als Kurländer zu kennzeichnen und dem Hippel durch die prächtige Gestalt des Herrn von G. ein unvergängliches Leben gesichert hat.

Das Gedächtniß eines solchen Mannes der Nachwelt zu erhalten, erscheint uns als Pflicht, zumal er selbst Aufzeichnungen über seine Jugenderlebnisse und die wichtigsten Ereignisse seines späteren Lebens gemacht hat. Leider liegen uns diese nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt vor, sondern nur in der Ueberarbeitung seines jüngsten Sohnes Peter. Graf Peter Keyserling hat im November 1824, 31 Jahre nach dem Tode seines Vaters, eine Lebensschilderung Dietrichs zusammengestellt, in deren Eingang er bemerkt: „Die folgende Erzählung ist hauptsächlich aus einem Aufsatze Dietrichs, den er auf den Wunsch seiner Kinder und einiger Freunde kurz vor seinem Tode niederschrieb, zum Theil auch aus seinen und seiner vertrautesten Freunde mündlichen Mittheilungen zusammengestellt. Nicht Alles aus diesem Nachlasse Dietrichs durfte hier aufgenommen werden, er selbst hat ihn ausdrücklich nur für den erwähnten kleinen Kreis bestimmt." Leider hat sich die ursprüngliche Aufzeichnung des Grafen Dietrich trotz aller Bemühungen bisher nicht auffinden lassen. Gewiß enthielt sie nach den angeführten Worten des Grafen Peter noch Manches, was dieser aus Rücksicht auf damals lebende Personen in seine Erzählung nicht aufgenommen hat. Diese selbst ist in ihrem Haupttheil, etwa bis zum Jahre 1766, unzweifelhaft eine getreue Wiedergabe der Aufzeichnungen Dietrichs, das zeigt der erste Blick und bestätigt eine genauere Prüfung; nur in der Form mag Peter Einiges geändert haben. Wir übergeben seine Erzählung mit Weglassung einiger weitschweifigen Wendungen und einiger unwesentlichen Bemerkungen nachstehend der Oeffentlichkeit; im Uebrigen haben wir an der etwas wortreichen und schwerfälligen Darstellung nichts geändert.

Graf Peter Keyserlings Lebensschilderung seines Vaters ist in zwei Exemplaren erhalten, die beide von seiner eigenen Hand geschrieben sind; das eine befindet sich im Besitz der Baronesse Henriette v. Fircks in Mitau, das

andere ist Eigenthum des kurländischen Provinzialmuseums. Eine gleichzeitige vollständige Abschrift besitzt der Unterzeichnete. Der Herausgeber, der dem Text einige erläuternde Anmerkungen hinzugefügt hat, hofft, daß viele Leser das Leben Dietrich Keyserlings mit Theilnahme an sich werden vorüberziehen lassen. H. D.

Das Geschlecht Keyserling wurde aus Westphalen, wo es lange einheimisch war, durch Hermann Keyserling, der mit einer Verstärkung des Ordens 1491 nach Livland kam, auch in das ostseeische Gebiet des Deutschen Ordens verpflanzt. Noch in demselben Jahre vermählte sich Hermann in Livland mit Anna von Pfeil und wurde kurze Zeit nachher vom Heermeister Johann Freytag von Loringhofen für ausgezeichnete Dienste, die er im Kriege dem Orden geleistet, mit den Gütern Alt- und Neu-Usehken in Kurland belehnt.

Otto Ernst, aus der sechsten Abstammung dieses nunmehr kurländischen Geschlechts, geboren 1664, Oberhauptmann zu Goldingen, vermählt sich zuerst mit Anna Sibylla von Manteufel, genannt Szöge, aus Katzdangen, die ihm Hermann Karl, den nachherigen Reichsgrafen, kaiserlich-russischen Staatsminister und Gesandten in Warschau, gebar. In zweiter Ehe vermählte er sich 1712 mit Maria Sibylla von der Recke aus Neuenburg, geboren 1692, mit welcher er vier Söhne und eine Tochter zeugte.

Ernst und Festigkeit, Ordnungsliebe und Pünktlichkeit, Redlichkeit und Treue waren die Grundzüge in dem Charakter Otto Ernsts. Maria Sibylla vereinigte zu schönem Einklange Lebendigkeit des Geistes, Reinheit des Herzens, eine bis zu ihrem späten Tode rege Heiterkeit des Gemüths, eine vernünftige und warme Religionsliebe, die durch Wohlwollen thätig, durch einen geraden treffenden Sinn wohlthuend ward.

Dieser Ehe erste Frucht war Dietrich, geboren auf dem Schlosse Neuenburg am 5. September 1713.

Unter solchen Vorbildern, wie in diesen Eltern die Vorsehung sie ihm gegeben hatte, mußte schon in der ersten Entwickelung der Anlagen Dietrichs sein Gemüth eine freundliche und reine Stimmung, sein Charakter früh schon die gerade Richtung erhalten, in welcher sein ganzes langes Leben unverrückt sich bewegte. Doch das Glück, einen solchen Vater lange zu besitzen, war ihm nicht gegönnt: in seinem neunten Jahre schon, am 24. März 1722, entriß ihm der Tod denselben.

Dietrich bewies von seiner frühesten Kindheit an, ungeachtet seiner großen Lebhaftigkeit, stets den Befehlen und Anordnungen der Eltern und den Lehren und Vorschriften seiner Erzieher willige Folgsamkeit und beachtete überhaupt den wohlgemeinten Rath und die Warnung jedes Erwachsenen freundlich, wodurch er denn auch die Liebe Aller sich erworben hat.

In seinem siebenten Jahre erhielt er den ersten Lehrer, Hückstein, einen rechtlichen, tugendhaften und sittlichen Mann, der nach wenigen Jahren zu einer Pfarre berufen ward. Diesem folgten Hinz, zwei Brüder Büttner, die sämmtlich nach kurzer Zeit im Auslande andere Bestimmungen erhielten, und zuletzt Wilhelm Moritz Haken[1], der, nach Dietrichs Vorbereitung zur Hochschule, Prediger in Windau ward.

Mit Achtung, Liebe und Dankbarkeit gedachte Dietrich aller seiner Lehrer, von keinem aber sprach er so oft, so gern, mit solcher Wärme, als von Haken, den er auch länger zu behalten das Glück gehabt hatte. Die mehrseitige gründliche Bildung, der geläuterte wissenschaftliche Geschmack, die reine Sittlichkeit und die unerschütterliche Festigkeit dieses vortrefflichen Mannes hatten auf Geist und Herz des Jünglings bedeutend eingewirkt und in dem noch lenkbaren Charakter die erste gute Richtung befestigt und gesichert. Jeder seiner Gedanken an Haken war von Achtung und Dankbarkeit begleitet: und mit edlem Stolze rühmte er sich seiner Freundschaft, die (in ihrem früheren Beisammensein gekeimt und emporgewachsen, später durch gegenseitige Achtung gereift) in immer gleicher Lauterkeit und in treuer Herzlichkeit bis zu Hakens Tode mit ihnen fortlebte.

Zu Ostern 1732 ging Dietrich auf die Hochschule zu Königsberg. Da aber der frühere Unterricht vieler damals dort Studirenden sie nicht so weit gefördert hatte, daß sie den zu jener Zeit auf allen Hochschulen Deutschlands üblichen lateinischen Lehrvortrag leicht verstehen konnten, so sahen die Lehrer, im deutschen Vortrage selbst noch nicht Meister, sich gezwungen, die schwereren Stellen zu übersetzen, wodurch der Vortrag schleppend und der Cursus verlängert wurde. Deshalb ging Dietrich schon zu Michaeli desselben Jahres nach Jena, wo die Lehrer, der Schwäche einzelner Studirenden nicht achtend, dem herkömmlichen lateinischen Vortrage noch treu geblieben waren.

Auf dieser Reise besuchte er die damals berühmte Wachtparade der Garde Friedrich Wilhelms I. in Potsdam. Dem Könige war das vortheilhafte Aeußere des neunzehnjährigen, wohlgestalteten und blühenden Jünglings von ansehnlicher Größe aufgefallen. (Er maß 5 F. und fast 10 Z. rhein.) Ein Adjutant des Königs erkundigte sich nach seinem Namen, seinem Vaterlande und dem Zweck seiner Reise. Nachdem er dem Könige die Auskunft hierüber gebracht hatte, kam er mit der Frage wieder, ob Dietrich nicht den Kriegsdienst dem Studiren vorziehen würde? Dieser verneinte die Frage mit der Entschuldigung, daß er, als ein Minderjähriger, von seiner Mutter und seinem Vormunde abhänge und nach deren Bestimmen nach Jena gehen müsse. Nach einer Weile kam der Kronprinz, nachherige König Friedrich II.,

[1] Wilhelm Moritz Haken, geb. zu Windau 1704, 1731 Pastor zu Lesten, 1740 Pastor zu Windau, wo er den 21 September 1760 starb. Vgl. Kallmeyer-Otto u. d. H.

zu ihm heran, sagte, daß er sich freue, in ihm einen nahen Verwandten seines Freundes zu sehen (Dietrichs Keyserling, unter dem Namen Cesarion[1] in Friedrichs Werken verewigt), lobte seinen Vorsatz, die angefangene Bildung seines Geistes auf der Hochschule vollenden zu wollen; wiederholte indeß doch die letztere Frage des Adjutanten und hielt es für leicht möglich, daß der König ihn gar als Lieutenant anstellte; eine von Friedrich Wilhelm I. nur selten und einem neunzehnjährigen Ausländer wohl nie erwiesene Gunst.

Hermann Karl Graf Keyserling, Dietrichs Stiefbruder, russischer Gesandte am polnischen und sächsischen Hofe[2], bekannt mit der guten Vorbereitung Dietrichs im elterlichen Hause und mit dessen Fleiße in Jena, hatte schon einige Male ihn aufgefordert, zu ihm nach Dresden zu kommen: im Sommer 1734 wiederholte er dieses Verlangen so dringend, daß Dietrich, der, die Absicht ahnend, der Gewährung desselben bisher auszuweichen gewußt hatte, nun doch nachgeben mußte.

Bei Dietrichs Ankunft in Dresden hatte der Gesandte nur seinen Privatsecretär bei sich; die beeidigten Glieder der Gesandtschaft waren alle in Warschau, dem Hauptsitze der Gesandtschaft. Daher vertraute er Dietrich das Chiffriren, Dechiffriren und die Anfertigung alles dessen an, was nur irgend geheim war. Kurze Zeit nachher ging Dietrich mit dem Gesandten nach Warschau, wo er, wie in Dresden, die geheimsten Gegenstände zu bearbeiten hatte.

Während der damals noch dauernden Conföderation in Polen[3] standen

---

[1] Dietrich Freiherr von Keyserling war den 5. Juli 1698 zu Okten in Kurland geboren, studirte darauf in Königsberg und trat 1724 in Berlin als Seconde-Lieutenant in die preußische Armee ein. 1729 wurde er zusammen mit dem Obristen von Rochow Gesellschafter des Kronprinzen Friedrich, dessen Freundschaft er bald gewann. Friedrich schätzte ihn wegen seines Charakters und seiner feinen und ausgezeichneten Bildung sehr; er nannte ihn Cesarion und feierte ihn als Schwan von Mitau, auch bezeichnete er ihn Voltaire gegenüber als „sein Alles". Keyserling wurde vom Kronprinzen an Voltaire 1736 gesandt, um diesen zu einem persönlichen Besuch zu bewegen. Seinem Cesarion hat Friedrich auch eine Ode und eine poetische Epistel gewidmet. Gleich nach seiner Thronbesteigung ernannte er Keyserling zum Obersten und General-Adjutanten. Dieser aber erfreute sich der Gunst und Freundschaft des jungen Königs nicht lange, denn er starb schon am 13. Aug. 1745, schmerzlich von Friedrich II. betrauert.

[2] Hermann Karl Graf Keyserling, geb. zu Blieden in Kurland 1697, † 30. Sept. 1764 zu Warschau. Dieser ausgezeichnete Staatsmann, der als langjähriger russischer Gesandter in Warschau auf die Geschicke Polens entscheidenden Einfluß ausgeübt hat, entbehrt noch immer einer genügenden Biographie. Bilterlings „Leben des Grafen Keyserling" in Woltmanns Zeitschrift: Geschichte und Politik 1803 S. 190 ff. ist nur eine dürftige Skizze.

[3] Die Conföderation zu Gunsten Augusts III. war unter russischem Einflusse und Schutze im October 1734 gebildet worden.

dort mehrere Abtheilungen des russischen Kriegsheeres. Der Oberbefehlshaber derselben hatte von der Kaiserin Anna den ausdrücklichen Befehl erhalten, keine Unternehmung von Wichtigkeit zu beschließen oder gar auszuführen, ohne sie vorher dem russischen Gesandten in Warschau mitgetheilt und dessen Zustimmung zur Ausführung derselben erhalten zu haben. In den öfteren Zusammenkünften bei dem Gesandten, in welchen über die vorzunehmenden Operationen berathschlagt wurde, führte Dietrich allemal ein genaues Protokoll, welches in der Gesandtschaftskanzlei aufbewahrt wurde. Nach diesen Berathschlagungen äußerte der Gesandte mehrmals gegen Dietrich das Bedauern, nie Soldat gewesen zu sein und keinem thatenreichen Feldzuge beigewohnt zu haben: so besitze er nun von dem Theoretischen der Kriegskunst nur eine fragmentarische, folglich nur ganz unvollständige, von dem Praktischen aber gar keine Kenntniß.

Nachdem der Gesandte nach Verlauf einiger Monate von den Fähigkeiten Dietrichs zu den Geschäften der Gesandtschaft und von dessen Eifer und Zuverlässigkeit in denselben sich überzeugt hatte, wollte er ihn mit allen politischen Verhältnissen Rußlands, vorzüglich gegen Polen und Sachsen, so vertraut machen, daß nach etwa zwei Jahren er ihn in dem Gesandtschaftsposten würde ablösen können. Diesen Plan, von dem Oberkammerherrn Grafen Biron, dem Premierminister Grafen Ostermann und dem Oberstallmeister Grafen Löwenwolde unterstützt, hatte die Kaiserin bereits genehmigt, als der Gesandte im geheimsten Vertrauen ihn Dietrich selbst entdeckte und ihm auch die allerhöchste Genehmigung desselben vertraute, wahrscheinlich, um durch die Größe und Nähe einer so außerordentlichen Beförderung den Fleiß und den Eifer des jungen Mannes noch mehr anzufeuern.

So schmeichelhaft und aufmunternd diese vorzüglich günstige Aussicht ihm sein mußte, so hatte doch jenes vertrauliche Bedauern des Gesandten, nämlich seiner Unkenntniß des Kriegswesens, einen zu tiefen Eindruck auf Dietrich gemacht, als daß die früh schon ihm eigene Bescheidenheit, die sein ganzes Leben hindurch stets treu ihn leitete, den Wahn ihm gestattet hätte, ohne alle Kenntniß vom Kriegswesen, zumal in jener Zeit und unter den obwaltenden Personen- und Ortsverhältnissen, ein guter Diplomat im vollen Sinne des Worts sein zu können. Sehr wehe that es ihm, einem solchen Lieblingswunsch des ihm werthen, ihm so wohlwollenden Bruders nicht willfahren zu können; keck auch war es von dem einundzwanzigjährigen Jünglinge, der Bestimmung der Alleinherrscherin, ja sogar dem Willen der Mächtigeren am Hofe entgegen sein zu wollen: aber gegen seine innigste Ueberzeugung konnte er nun einmal nicht handeln. Diese zeigte ihm ganz klar, daß, wenn er mit seinen Fähigkeiten und seinem Eifer unter den günstigsten Umständen auch die für das ihm bestimmte Amt erforderlichen

Kenntnisse sich erwürbe, ihm in der kurzen Frist dennoch die Erfahrung und Ruhe in den Geschäften, die er leiten sollte, und die viel geübte, reife Kenntniß sowohl einzelner Menschen, als auch ganzer Völker und des volksthümlichen Geistes und Sinnes immer noch fehlen müßten, durch welche ältere und in Geschäften erfahrene Männer manchen Mangel, wenn auch nicht ganz, doch einigermaßen zu ersetzen wissen.

Eine dieser Lücken, die Unkenntniß im Kriegswesen, in Etwas auszufüllen, bot sich ihm eine der günstigsten Gelegenheiten dar. Im Mai 1735 schickte die Kaiserin Anna von ihren in Polen stehenden Völkern zwischen 14 und 15,000 M. Infanterie unter dem Befehl des Generals en chef Grafen Peter Lacy[1] an den Rhein, als ein Hilfscorps für den Kaiser Karl VI. gegen Frankreich. Nur mit vieler Mühe und unter dem Beistande mehrerer auf den Gesandten Einfluß Habenden erhielt Dietrich die Einwilligung desselben, als Freiwilliger dem Feldzuge beiwohnen zu dürfen, doch mußte er versprechen, nach beendigtem Feldzuge wieder zu ihm zu kommen.

Als dieses Corps in Schlesien eintraf, wo es im Namen des Kaisers von dem österreichischen Feldmarschall Grafen Wilczek auf eine ausgezeichnete Art empfangen wurde, setzte der Graf Lacy Dietrich als Premierlieutenant in das kiewsche Infanterieregiment. Lacy zog mit seinen Russen den 30,000 Bayern nahe vorbei, die bei Amberg im Lager standen, ohne von diesen in seinem Marsche gehindert zu werden. Von dem Churfürsten von Bayern, nachher als Karl VII. kurze Zeit römischer Kaiser, war so etwas wohl zu vermuthen, da er Frankreich ganz ergeben und der einzige Reichsstand war, der zu einem Reichskriege sein Contingent noch nicht gestellt hatte. Dieserhalb hatte auch der Prinz Eugen von Savoyen, Oberbefehlshaber des gesammten kaiserlichen Reichs- und Bundesheeres, erforderlichen Falls den Russen zum Beistande 4000 M. Cavallerie bis an die bayerische Grenze und der Graf Mercy, der das österreichische Heer in Italien befehligte, von der anderen Seite ebenfalls 4000 M. Cavallerie entgegengeschickt. Ohne Rasttag führte Lacy sein Corps dem Oberrheine zu. Als er das nürnbergische Gebiet erreicht hatte, schickte er Dietrich als Courier an den Prinzen Eugen, dessen Hauptquartier in Bruchsal war. Zu seiner großen Freude erfuhr der Prinz durch Dietrich nicht nur die Nähe der Russen und ihren durchaus nicht beunruhigten Durchzug durch das bayerische Gebiet, sondern

[1] Graf Peter Lacy war den 30. Oct. 1678 in der Grafschaft Limmerick in Irland geboren, ging mit Jakob II. nach Frankreich, trat unter Peter I. in russische Militärdienste, kämpfte in der Schlacht bei Poltawa mit und nahm an den Verwüstungszügen an der schwedischen Küste 1719 und 1720 theil. 1740 wurde er Generalgouverneur von Livland, führte dann den siegreichen Krieg gegen Schweden, der mit dem Frieden zu Abo 1743 endete und starb am 19. April 1751.

auch das mit den Russen gleichzeitige Eintreffen des so lange ausgebliebenen bayerischen Contingents bei der Armee.

In diesem Feldzuge fiel, außer der Expedition an der Mosel, deren Resultate bekanntlich den Verbündeten eben nicht sehr günstig waren, nichts Erhebliches vor.

Zu Ende des Octobers ging Prinz Eugen nach Wien, und Karl Alexander, der regierende Herzog von Würtemberg[1], erhielt als der älteste kaiserliche und Reichs-Generalfeldmarschall den Oberbefehl über sämmtliche Völker des Kaisers, des Reichs und der Verbündeten, welche zusammen ein Heer von 135,000 M. ausmachten. Im November wurde dem Heer der Waffenstillstand bekannt gemacht. Der Herzog verlegte sein Hauptquartier von Heidelberg nach Stuttgart. Nachdem die Russen die ihnen angewiesenen Cantonnirungsquartiere am Rhein und Neckar bezogen hatten, forderte der Herzog vom Grafen Lacy einen Offizier, der als Agent des russischen Corps stets in der Nähe des Herzogs sich befände. Hierzu wurde Dietrich vom Grafen Lacy bestimmt. In Stuttgart speiste er täglich Mittags und Abends an der herzoglichen Tafel und hatte auch Equipage aus dem herzoglichen Marstalle. Des Herzogs Gunst gewann er bald, und vorzüglich auf dieses Fürsten Empfehlung an die Kaiserin und an den Grafen Lacy erhielt Dietrich schon im December desselben Jahres eine Compagnie im pleskowschen Regimente. In dieser Compagnie war damals der nachherige österreichische Generalfeldmarschall Freiherr Loudon Fahnenjunker.

Im Januar 1736, nachdem der Friede mit Frankreich berichtigt war, verließ das russische Corps seine bisherigen Cantonnirungen und bezog die Winterquartiere in Böhmen und Mähren. Von hier ging Dietrich nebst dem Obristlieutenant seines Regiments, Grafen Georg Lacy, ältestem Sohne des Generals, einem vortrefflichen Manne und verdienten Soldaten, der leider schon in der ersten Reife des Lebens als Generalmajor starb, mit Urlaub nach Wien, um den Feierlichkeiten beizuwohnen, welche das Beilager des Herzogs Franz von Lothringen, nachherigen Kaisers Franz I., mit der Erzherzogin Maria Theresia herbeiführte[2]. Hier genossen beide, Graf Lacy

[1] Karl Alexander von Würtemberg, geb. 1684, war ein ausgezeichneter General im Dienste Kaiser Karls VI. und erwarb sich durch sein militärisches Talent und seine kriegerischen Leistungen großen Ruhm. Auch als regierender Herzog von Würtemberg 1733—1737 nahm er an den Kriegen des Kaisers und des Reiches lebhaften Antheil und erhielt zum Dank dafür 1735 die Würde des Reichsgeneralfeldmarschalls. In der inneren Verwaltung des Landes ist seine Regierung berüchtigt durch die empörende Finanzwirthschaft seines Günstlings und Geheimraths, des Juden Süß Oppenheimer, die über Würtemberg das größte Unheil herbeiführte und ihren Urheber zuletzt an den Galgen brachte.

[2] Die Vermählung Franz' I. mit Maria Theresia fand am 12. Febr. 1736 statt.

auch wegen seines Vaters und Dietrich wegen seines Bruders, nicht nur am kaiserlichen Hofe, sondern auch überall einer auszeichnenden Aufnahme, auf welche beide, vorzüglich Dietrich, vorher nicht gerechnet hatten.

Bei seiner Abreise von Wien erhielt Dietrich, der unmittelbar nach Neuhausen ging, dem Hauptquartier des Grafen Lacy, vom Prinzen Eugen und auch vom Kriegspräsidenten den Auftrag, den General im Namen des Kaisers zu einer möglichst baldigen Herüberkunft nach Wien einzuladen. Dieser reiste sogleich dahin ab und nahm Dietrich mit, der vorher öfters schon in der deutschen, französischen und auch in der freilich selteneren lateinischen Correspondenz des Generals die Stelle von dessen Generalstabssecretär vertreten hatte. Auf der Hälfte dieses Weges holte ein Cabinetscourier aus St. Petersburg den General ein und überbrachte mit dem Befehle der Kaiserin, ungesäumt nach Wien zu gehen, um das Nöthige zu dem geheim schon beschlossenen gemeinschaftlichen Kriege gegen die Türken und zum baldigen Angriffe zu berichtigen, ihm auch das Patent eines Generalfeldmarschalls. Zugleich erhielt er die Weisung, wenn die erforderlichen Verabredungen in Wien getroffen sein würden, den Oberbefehl über die ihm bisher anvertraut gewesene Truppenabtheilung dem Generallieutenant Lord Keith zu übergeben, der als preußischer Generalfeldmarschall 1758 bei Hochkirchen blieb.

Immer hatte Dietrich innigst gewünscht, des ihm gleichsam abgedrungenen Versprechens entbunden zu werden, das ihn verpflichtete, gleich nach beendigtem Feldzuge zu seinen früheren Geschäften bei der russischen Gesandtschaft in Warschau zurückzukehren. Nach öfterer freien und ruhigen Abwägung und unparteiischen Vergleichung der gewöhnlichen Pflichten eines Soldaten gegen die eines Diplomaten hatte sein reiner und heller Sinn ihn nur zu fest überzeugt, wie ungleich mehrere Aufträge der Letztere erhält, deren pünktliche Erfüllung das Gewissen eines Wahrheit und Recht liebenden Mannes tief verletzt und die innere Ruhe untergräbt und vernichtet, ohne welche das Leben ja doch keinen Werth hat: da hingegen der Soldat nur selten gezwungen wird, gegen seine Ueberzeugung zu handeln und seinem Gefühle für Wahrheit und Recht wehe zu thun. Ohne irgend Einem hierüber sich mitzutheilen, hatte Dietrich schon im Anfange dieser seiner neuen Laufbahn fest beschlossen, diese nicht wieder zu verlassen, welche ihm, besonders für einen Edelmann, als die schicklichste und ehrenvollste erschien und welche er auch schon wirklich liebgewonnen hatte.

Dieser beginnende neue Krieg war ihm daher ein um so willkommeneres Ereigniß, als er ihm ein vollgültiger Grund war, die Erfüllung seines vorhin erwähnten Versprechens vor der Hand noch aufschieben zu können. Zuerst entdeckte er dem nunmehrigen Feldmarschall seinen Plan, ferner im Kriegsdienste zu bleiben. Um nun zu einem brauchbaren und nützlichen

Soldaten um so eher und leichter sich ausbilden zu können, welches in dem gewöhnlichen Dienste im Regimente sehr erschwert und überhaupt nur selten möglich wird, bat er denselben, ihn als Flügeladjutanten zu sich zu nehmen, weil er hoffe, daß in der Nähe und unter der Leitung eines so erfahrenen und ausgezeichneten Feldherrn und bei der eigenen großen Neigung zu diesem Stande er das hohe Ziel, nach welchem er strebe, wenn auch nicht ganz erreichen, doch demselben schneller und sicherer sich nähern würde. Ungeachtet der Zufriedenheit des Feldmarschalls mit Dietrich, ungeachtet seiner wahrhaft väterlichen Liebe für ihn und der Gewöhnung, seinen wichtigsten und schwierigsten Briefwechsel durch Dietrich gut besorgt zu wissen, kostete es diesem doch viel Mühe, die Gewährung seiner Bitte zu erhalten, weil es dem Feldmarschall bekannt war, wozu Dietrich von seinem Bruder bestimmt worden und daß die Kaiserin selbst schon darein gewilligt hatte, nachdem der Plan von den früher genannten, bedeutenden Männern ihr empfohlen worden war. Allen diesen mochte der Feldmarschall aus Gefälligkeit für Dietrich nicht entgegen handeln. Endlich gab er doch, aber nur der vollwichtigen Vorstellung nach, daß sämmtliche Offiziere und vorzüglich diejenigen, denen er, ohne etwas besonders Verdienstliches geleistet zu haben, in dem vorjährigen Feldzuge vorgezogen worden war, über sein plötzliches Verlassen der Armee und gerade zu einer Zeit, mit welcher die eigentlichen Mühen, Beschwerden und Gefahren des Soldatenlebens erst anfingen, nur auf eine seine Ehre tief verwundende Art urtheilen würden und müßten. Hierauf trat er in demselben Grade als Capitän den Dienst eines Flügeladjutanten des Feldmarschalls an. Um dieselbe Zeit ernannte der Feldmarschall seinen Sohn, den schon erwähnten Oberstlieutenant, zu seinem Generaladjutanten.

Der Kaiser Karl VI. schenkte dem Feldmarschall zu dessen Reise 6000 Ducaten, welche dieser in die Breslauer Bank gab, um von den Zinsen die Kosten zu bestreiten, welche die Erziehung seiner beiden jüngeren Söhne, Peter und Moritz, auf der Ritterakademie zu Liegnitz erforderte. Wie groß gleich anfangs schon die Zuneigung Lacys für Dietrich und wie fest sein Vertrauen in denselben war, geht daraus deutlich hervor, daß, als im Frühjahre 1735 das russische Hilfscorps Schlesien erreicht hatte, er Dietrich, der erst seit wenigen Wochen ihm bekannt war, mit dem ganz unbeschränkten Auftrage nach Liegnitz schickte, nicht nur die Gegenstände des Unterrichts auf dieser Bildungsanstalt für dessen Söhne ganz nach seinem Gutachten zu wählen, sondern auch die Art und Weise zu bestimmen, wie die Zeit außer dem öffentlichen Unterrichte von den jungen Leuten benutzt werden sollte. Peter starb jung in London; Moritz war der nachherige würdige österreichische Generalfeldmarschall[1].

[1] Moritz Graf Lacy war 1725 zu St. Petersburg geboren, trat 1743 in öster-

Sobald der Feldmarschall Lacy den ihm für Wien gewordenen Auftrag erfüllt hatte, ging er, dem erhaltenen Befehle gemäß, eilends nach Kiew und von hier nach Zarizinka, wo der Feldmarschall Graf Münnich mit seinem Heere, welches ohne die irregulären Völker 85,000 M. zählte, bereit war in die Krim einzurücken. Hier erhielt Lacy von Münnich den von der Kaiserin eigenhändig unterschriebenen Operationsplan, nach welchem er zuvörderst die Festung Asow den Türken abnehmen sollte. Noch an demselben Tage reiste er mit Postpferden zu seiner Bestimmung ab und traf nach einigen Tagen bei seinem Heere ein, welches vor Asow im Lager stand.

Auf dieser Reise wurde er eines Morgens in der Steppe, unweit des Flusses Donetz von streifenden Tataren, 1600 an der Zahl, angefallen. Da man schon in der Ferne sie gewahrte, war es etwa zwei Dritteln der Reisenden, die mit Einschluß der Postknechte nicht dreißig Personen betrugen, noch möglich, des einzigen Rettungsmittels, der schleunigsten Flucht, sich zu bedienen. Jeder, der es vermochte, schnitt sich ein Pferd von den Wagen und floh zurück. Dietrich, der seinem Feldmarschall das tauglichste gewählt hatte, nahm für sich ein ebenfalls gut scheinendes, aber so träges und schweres Thier, daß er nicht nur gleich der Letzte wurde, sondern auch bald die Meisten seiner Fluchtgefährten aus dem Auge verlor. Die Tataren verweilten bei dem Plündern der Wagen, auf welchen sie außer der gewöhnlichen Habe der Reisenden über 8000 Rbl. baaren Geldes, ein silbernes Tafelgeschirr des Feldmarschalls und noch andere Gegenstände von Werth erbeuteten; doch setzten einige von ihnen den Fliehenden nach. Schon sah Dietrich, der Letzte unter diesen, die Gefahr des Todes oder der Gefangenschaft ganz nahe, als der ihm nächste Tatar stürzte. Sein Pferd sprang auf, lief den Russen nach und ward von einem derselben ergriffen. Dieses erwartete Dietrich, der nun das rasche tatarische Pferd gegen sein säumiges eintauschte und bald die Seinigen bei der Schanze Busowoja erreichte. Hier sammelte der Feldmarschall in der Eile etwa 120 Bewaffnete, mit welchen er seinen Sohn und Dietrich dem Unfallsorte zuschickte. Nur den schweren, aber ganz ausgeleerten Küchenwagen, aber auch alle Papiere fanden sie, zwar umhergestreut, doch unversehrt: unter diesen waren auch die Operationspläne der Russen und Oesterreicher. In der Nacht setzte der Feldmarschall seine Reise wieder fort.

Die Belagerung von Asow währte 45 Tage[1]. Die Türken machten

---

reichische Kriegsdienste, zeichnete sich im siebenjährigen Kriege sehr aus, wurde 1766 Präsident des Hofkriegsraths in Wien und starb als Feldmarschall am 24. Nov. 1801. Vgl. über ihn Arneth in der Allgem. Deutsch. Biographie Bd. 17 S. 487—499.

[2] Die Eroberung der Festung Asow war hauptsächlich das Werk des Feldmarschalls Münnich, der in diesem Kriege überhaupt das Beste leistete. Vgl. darüber des Professors Juncker Tagebuch über den ersten Feldzug des unter dem Feld-

häufige, zuletzt drei Hauptausfälle, die aber alle zu ihrem größeren oder geringeren Nachtheile zurückgeschlagen wurden. Bei dem letzten, wo von beiden Seiten mit Anstrengung und Hartnäckigkeit gekämpft wurde, erhielt der Feldmarschall am rechten Schenkel eine bedeutende Verwundung; einer seiner Adjutanten blieb auf der Stelle, zwei wurden verwundet: Dietrich kam mit einem Schusse durch den Hut und einem durch den Stiefel davon. Am folgenden Tage, in dessen Nacht die Festung von zwei Seiten zugleich gestürmt werden sollte, verlangte der Commandant, ein Pascha von drei Roßschweifen, zu capituliren. Hierauf wurden die Feindseligkeiten eingestellt und von beiden Seiten zwei Offiziere als Geißeln gegeben.

Noch an demselben Abende wurde Dietrich mit dieser vorläufigen guten Nachricht als Courier an die Kaiserin nach St. Petersburg geschickt. Der Feldmarschall schrieb der Kaiserin, daß, da er mit dieser sie erfreuenden Nachricht nicht säumen könne, zu einem ausführlichen Berichte über den Gang der Belagerung und auch über den gegenwärtigen Zustand seines Heeres ihm keine Zeit übrig sei. Er müsse daher Ihre Majestät bitten, allem dem völligen Glauben beimessen zu wollen, was Dietrich ihr hierüber mündlich berichten würde.

Zum Beweise ihrer Zufriedenheit mit des Feldmarschalls Leitung der Belagerung und auch mit dem Berichte Dietrichs ernannte sie diesen zum Premiermajor in einem Regimente. Er verbat diese Gnade, weil wegen der Kürze seiner Dienstzeit, die erst mit dem vorjährigen Feldzuge angefangen habe, er das Praktische des Regimentsdienstes noch zu wenig kenne, und auch der russischen Sprache nicht mächtig genug sei, um einem, zumal im Kriege, so wichtigen Posten würdig vorstehen zu können. Vielmehr bat er, ferner noch Adjutant des Feldmarschalls bleiben zu dürfen, indem er mit Ueberzeugung glaube, daß in diesem nahen Verhältnisse mit einem so vorzüglichen Feldherrn und in stetem Zusammensein mit mehreren verdienten Offizieren in dessen Umgebung er in sehr viel kürzerer Zeit zu einem brauchbaren Offiziere sich würde ausbilden können. Die Kaiserin gewährte seine Bitte und setzte lächelnd hinzu: „Ich werde es deinem Feldmarschall schreiben, daß, um länger sein Adjutant bleiben zu können, du den Rang eines Premiermajors nicht hast annehmen wollen.“ Hierin hielt sie Wort. Bei seiner Abreise zur Armee erhielt er von ihr ein Geschenk an Geld.

Mit Rührung las der Feldmarschall das eigenhändige sehr gnädige Antwortschreiben der Kaiserin, umarmte Dietrich und sagte: „Nun, mein lieber Freund, Ihr Schade soll es nicht sein, daß Sie die auszeichnende Gnade der Kaiserin verbeten haben: so lange der Krieg dauert, kann ein

marschall Münnich 1738—1739 geführten Türkenkrieges und die Belagerung von Asow in E. Hermanns Beiträgen zur Geschichte des russischen Reiches 1843 S. 117—229.

Feldmarschall seinen Freunden, die es verdienen, schon nützlich sein." Und dieser brave Mann hielt Wort. Im December wurde sein Sohn Oberster, und an dessen Stelle ernannte er Dietrich zu seinem Generaladjutanten mit dem Range eines Premiermajors der Cavallerie auf ein Jahr, nach welchem er den einem Generaladjutanten zustehenden Rang eines Oberstlieutenants erhalten sollte.

Bald nachher schickte der Feldmarschall Dietrich wieder nach St. Petersburg mit Aufträgen an die Kaiserin, an das Cabinet und an das Kriegscollegium. Durch kräftige Unterstützung der Grafen Biron und Ostermann gelang es Dietrich, alles von seinem Chef ihm Aufgetragene ganz nach dessen Wunsche auszurichten, besonders die für dessen Armee gebetenen Gnadenbeweise auszuwirken. Bei seiner Abreise zur Armee (März 1737) gab ihm die Kaiserin die Donationsacte der dalholmschen Güter und die Zeichen des Andreasordens nebst der Kette mit dem gnädigen Befehle mit, in ihrem Namen seinen Chef mit ihrem ersten Orden zu zieren.

Nachdem die Lacysche Armee die Krim wieder verlassen hatte, stieß sie während eines Marsches auf ein feindliches Heer, das aus 12,000 Janitscharen, 3000 Spahis und 75,000 Tataren bestand und ihr den Uebergang über den Fluß Karaß wehren wollte. Obgleich die Russen an diesem Tage schon drei Meilen zurückgelegt hatten und der Feind an Zahl ihnen bedeutend überlegen war, so wurde nach kurzer Beobachtung seiner Stellung er dennoch unverzüglich angegriffen und ungeachtet seines Widerstandes in die Flucht geschlagen. Nach der Schlacht, in welcher Dietrich durch Muth und Besonnenheit die Zuneigung des Feldmarschalls sich noch erhöht, dabei seine fünf und drei Pferde des Feldmarschalls müde geritten hatte und selbst auch von der anhaltenden Anstrengung in der Hitze ganz abgemattet war, sagte der Feldmarschall mit freundlicher Theilnahme zu ihm: „Ihr rühmlicher Eifer an diesen uns allen warmen Tagen hat ja Ihre Kräfte ganz erschöpft. Meine Pflicht ist es, diese zu erneuen und zu stärken: im Namen der Kaiserin ernenne ich sie zum Oberstlieutenant." (Junius 1737.)

Schon einmal nach dem Tode eines Obersten hatte der Feldmarschall seine Absicht Dietrich mitgetheilt, ihn zum Chef des dadurch erledigten Regiments der Kaiserin zu empfehlen: Dietrich verbat diese große Güte. Im August 1737 starb plötzlich am Schlage der Oberste Schnak, Chef des asowschen Dragonerregiments, einer der vorzüglichsten Offiziere. Als Dietrich diesen der ganzen Armee schmerzlichen Tod dem Feldmarschall meldete, sagte dieser zu ihm: „Jetzt werde ich Sie, mein lieber Keyserling, nicht erst fragen, ob Sie das heute erledigte beste und schönste Regiment meiner Armee, dem ich einen guten Obersten schuldig bin, haben wollen. Morgen schicke ich ohnehin einen Courier an die Kaiserin, und da werde ich Ihre Majestät

bitten, Ihnen dieses Regiment zu geben." — Mit dankvoller Rührung erkannte Dietrich diesen großen und zarten Beweis der Güte seines Chefs. Nach fünf Wochen kam der Courier mit der Bestätigung des Avancementsvorschlages zurück, mit dem Befehle, das Patent von dem Tage auszufertigen, an welchem der Feldmarschall ihn vorgeschlagen hatte. Dem Wunsche des Feldmarschalls gemäß blieb Dietrich indeß noch in der Function eines Generaladjutanten und behielt als solcher auch noch die Direction der General-Feld-Kriegskanzlei, bis der Cordon von dem linken Flügel der ukrainischen Linie an längs dem Don und Donetz bis Asow eingerichtet war und die Armee die Winterquartiere bezogen hatte.

Im December 1737 war es einem Corps von mehr als 50,000 Tataren gelungen, den Cordon des Grafen Münnich, welcher vom Dniepr längs der ukrainischen Linie bis an den rechten Flügel des Lacyschen Cordons sich erstreckte, zu durchbrechen, und es hatte während zweier Tage in der Ukraine viel Uebels angerichtet. Mit großem Verluste an Menschen und Pferden und mit Zurücklassung ihres gesammten Raubes wurden sie gleich wieder hinausgejagt. Bei dieser ihrer plötzlichen Zurückflucht war eine Abtheilung von ihnen, zwischen 6 und 7000 M., von sieben ihrer Mursen befehligt, abgeschnitten worden, die den Rückweg nach der Steppe durch den Lacyschen Cordon versuchte. In mehrere Haufen getheilt, wagten sie an verschiedenen Orten und zu verschiedener Zeit ihre Rettung; doch überall mißlang ihnen diese, und zwar so, daß sie alle getödtet oder gefangen wurden und nicht Einer von ihnen entkam. Diese Expedition, welche fünf und einen halben Tag währte, wurde für die Russen durch den täglich fallenden Schnee sehr begünstigt, der ihnen jede Spur der Umhergetriebenen verrieth.

Eine abermalige Reise Dietrichs nach St. Petersburg war schon bestimmt; doch mußte er vorher noch das Ende dieser Tatarenjagd abwarten, um auch hierüber der Kaiserin berichten zu können. Am frühen Morgen kam er bei dem kaiserlichen Schlosse in St. Petersburg an und meldete sich sogleich bei dem seine früheren Geschäfte noch besorgenden Herzog von Kurland. Da Dietrich die erste Frage, ob er gute Nachrichten bringe, demselben bejahete, sagte dieser: „Mir sagen Sie nichts, Herr Oberster: die Kaiserin, die wegen des Durchbruches der Tataren besorgt ist, muß die Erste sein, die in St. Petersburg mit dem Ausgange desselben erfreut wird." Sogleich weckte er die Herzogin, die der Kaiserin Dietrichs Ankunft mit guten Nachrichten melden mußte. Er wurde hierauf in der Kaiserin Schlafzimmer geführt, wo sie soeben aufgestanden war. Als sie den nur kurzen Brief des Feldmarschalls gelesen hatte, in welchem er wieder auf Dietrichs mündlichen Bericht sich berief, sagte sie, er solle nur Alles erzählen; was sie daran nicht ganz verstehen möchte, würde die Herzogin ihr dolmetschen. Dietrich

bat, seinen Bericht in russischer Sprache abstatten zu dürfen, und dieses gelang ihm so gut, daß er keiner Nachhilfe bedurfte.

Bald nach seiner Ankunft in St. Petersburg im Januar 1738 fing Dietrich an, die Zerrüttung seiner Gesundheit mit jedem Tage merklicher zu fühlen: besonders litt er an öfteren und immer heftigeren Stichen in der linken Seite der Brust, die mit Blutspeien und Schwindel verbunden waren. Schon als er in Jena studirte, hatten zwei dort berühmte Aerzte, Hamberger und Schmidt, ihm diese Zufälle vorausgesagt, wenn er nämlich bei seiner Vollblütigkeit und bei seiner strengen, von Jünglingen gewöhnlich nicht befolgten Enthaltsamkeit, künftig großen Anstrengungen des Körpers und anhaltenden Beschwerlichkeiten sich aussetzen würde, und daß diese Zufälle die Vorboten der Schwindsucht oder anderer lebensgefährlicher Krankheiten sein dürften. Der Leibarzt der Kaiserin, von Fischer[1], die beiden Hofräthe Listenius und Jaquemin[2] und noch drei Aerzte untersuchten seinen Zustand. Sie erklärten seinen Tod für ganz unabwendbar und nah: nur Listenius gestand ihm noch eine Lebensfrist von sechs bis acht Jahren zu, wofern er, sobald sein Zustand es gestattete, in sein Vaterland zurückkehrte und unter dem angeborenen Himmel die früher gewohnte, regelmäßige und ruhige Lebensweise wieder streng befolgte.

Die Kaiserin, als sie hörte, daß nach dem Gutachten der Aerzte der Körperzustand Dietrichs es ihm durchaus unmöglich mache, den mit so ausgezeichnetem Glücke angefangenen Kriegsdienst, zumal im Felde, weiter fortzusetzen, wollte ihn mit Beibehaltung seiner Anciennetät im Cadettencorps oder in der Garde anstellen. Auch hatte der Herzog von Kurland aus derselben Rücksicht ihm die Stelle eines Oberjägermeisters in Kurland angetragen. Dietrich, dem, wie die Aerzte ihm versichert hatten, die Luft von St. Petersburg schlechterdings nicht zuträglich war und dem der mildere und gewohnte vaterländische Himmel der gedeihlichere sein mußte, zog das Anerbieten des Herzogs vor und bat um seine Entlassung.

---

[1] Johann Bernhard v. Fischer, geb. 1685 zu Lübeck, war 1710 Arzt und 1733 Stadtphysikus in Riga. 1734 wurde er Leibarzt und Archiater der Kaiserin Anna und ihm das ganze Medicinalwesen Rußlands untergeordnet; Kaiser Karl VI. ertheilte ihm den Adel. 1742 nahm Fischer seinen Abschied, als Lestocq erster Leibarzt der Kaiserin Elisabeth wurde und lebte dann in völlig freier Muße auf seinem Gute Hinterbergen bei Riga, wo er am 8. Juli 1772 in hohem Alter starb. Dort schrieb er auch sein bekanntes Buch: Hinterbergens allgemeine und eigene Winter- und Sommerluft von Montan 1745. Vgl über diesen berühmten Arzt Richters Geschichte der Medicin in Rußland, Bd. III, S. 270–279.

[2] Gottlieb Lystenius war 1739 Leibmedicus der Kaiserin. Richter a. a. O. III, 295. Louis Jaquemin war 1738 Feldmedicus bei der Armee Münnichs und wurde 1740 Hofmedicus. Richter a. a. O. III, 293.

Eigenhändig überreichte die Kaiserin ihm den ausgefertigten Abschied mit den Worten: „Ich danke dir für deine mir treu geleisteten Dienste. Ist deine Gesundheit wieder hergestellt und befestigt und schmeckt das Brod bei deinem neuen Herrn dir nicht, so komm wieder her und iß es bei mir: dein Alter in der Armee wirst du immer wiederfinden."

Als mit dem Ende des Winters und mit der allmählich milderen Temperatur seine Krankheit sich gemindert und in gleichem Verhältnisse seine Kräfte sich gehoben hatten, reiste Dietrich in sein Vaterland zurück und trat das vom Herzog ihm verliehene Amt eines Oberjägermeisters an. Ein lange fortgesetzter Gebrauch des Selterswassers und der Eselinnenmilch verbesserte merklich seinen Gesundheitszustand und leitete allmählich seine völlige Genesung ein.

Den ganzen Umfang des Menschenlebens noch nicht kennend, so manchen seiner höheren Reize noch nicht ahnend, hatte Dietrich als Jüngling sich vorgenommen, nicht vor dem vollendeten dreißigsten Jahre sich zu verheirathen. Doch nun vereinigten sich mehrere wichtige Gründe, die ihn bestimmten, diesen Vorsatz zurückzunehmen und durch eine von der Vernunft genehmigte Heirath das Leben sich zu erhöhen und zu bereichern. Diesen Zweck erreichte er ganz durch seine glückliche Wahl. Anna Alexandrina, die älteste Tochter des Herrn von Mannteuffel, genannt Szöge, Erbbesitzers auf Platonen und Blankenfeld, erkannte er als die Würdigste, die Schicksale des Lebens mit ihm zu theilen. Er warb um sie und erhielt der Eltern Einwilligung und der Tochter Zusage. Am 16. April 1739 wurden sie vermählt, er im sechsundzwanzigsten, sie im sechzehnten Lebensjahre.

Anna Alexandrina, von würdigen und geachteten Eltern abstammend, war von diesen nach damaliger Sitte nur einfach und um so besser erzogen. Statt des jetzt modischen, sehr kostspieligen und doch in fast keinem Lebensverhältnisse recht nützlichen, meist hohlen Flitterstaates der vornehmen und vornehm sein wollenden Erziehung war früh schon in ihr eine warme Religions- und Tugendliebe geweckt, genährt und befestigt worden. Diese läuterte und stärkte ihre Achtung und Dankbarkeit gegen ihre Eltern, ihre herzliche Liebe für ihre Geschwister, ihr Wohlwollen gegen jeden Menschen und später ihre durch Güte und Nachsicht wohlthätige Strenge gegen ihre Kinder und Alle, die von ihr abhingen. Sie liebte Ordnung und Reinlichkeit, ohne der Eitelkeit zu erliegen, sie war thätig und erfahren im Hauswesen, sparsam und doch stets bereit zum Wohlthun; sie war freimüthig, aber auch verschwiegen, karg mit ihrer Freundschaft, die aber, einmal geweiht, auch um so treuer ausdauerte. So war, die ein gütiges Geschick Dietrich zur Schicksalsgenossin gab, die, während eines fünfundvierzigjährigen Zusammenlebens selbst höchst beglückt durch solchen Lebensgefährten, auch ihn

zum glücklichsten Gatten machte. Ihnen wurden acht Söhne und acht Töchter geboren.

Mit diesem neuen erweiterten und schöneren inneren Leben Dietrichs begann auch eine merklich vorschreitende Besserung seines Körperzustandes. Seine häuslichen und Amtsverhältnisse forderten eine fleißige Uebung seiner Körperkräfte, durch welche diese gestärkt werden, nie aber eine sie erschöpfende Ueberanstrengung derselben, und gestatteten ihm überhaupt eine Ordnung und Regelmäßigkeit im Leben, die nach wenigen Jahren ihn von seinen bisherigen Leiden und Beschwerden gänzlich befreiten.

Das Oberrathscollegium, das während des Herzogs Abwesenheit die Regierung des Landes führte, ernannte 1751 Dietrich zum Hauptmann von Bauske.

Bei Weitem die Mehrzahl des kurländischen Adels war dem Herzog Ernst Johann abgeneigt, weil sie zu seiner Erwählung theils überredet, theils auch gezwungen worden war. Daher rührte und empörte das Gefangennehmen und Abführen des Herzogs und seiner Familie nach Sibirien nicht Alle in dem Grade, den diese harte Gewaltthat wohl heischte; auch waren es nur Wenige, die eine nachdrückliche Verwendung höheren Orts für die Befreiung des Herzogs als nöthig und als Pflicht erkannten. Zu diesen Wenigen gehörte Dietrich, nicht nur, weil die Person des Herzogs und seine Familie durch diese Gewaltthat gemißhandelt worden waren, sondern viel mehr noch, weil diese das Völkerrecht im Allgemeinen und insbesondere die Würde des Herzogthums und der Republik Polen als Lehnherrn Kurlands, nicht minder auch die Rechte des kurländischen Adels auf das Empfindlichste verletzt hatte.

Schon früher und mehrmals hatte Dietrich mit Einzelnen und zwar mit den Bedeutenderen seiner Mitbrüder und mit nachdrucksvoller Wärme hierüber gesprochen, auch hatte er mitunter einigen Eindruck auf dieselben gemacht; im Ganzen aber war sein patriotisches Bemühen unfruchtbar geblieben. Die Gegenpartei, zu welcher, wie schon erwähnt, die Mehresten sich bekannten, unterhielt das Cabinet in St. Petersburg durch wirksame Factionen und vermehrte und versicherte sich die Anhänger derselben durch wohlfeile Verpachtung der Domänen und Allodialgüter des Herzogs[1].

Zu dem Landtage 1754 convocirte Dietrich die Kirchspiele seines Hauptmannsbezirks, Bauske, Ekau, Baldohn und Neugut. Auch diese, wie alle übrigen Kirchspiele, zählten unter ihren Eingesessenen mehr Gegner als Anhänger des Herzogs. Auf diesen Convocationen gelang es Dietrich, die Gegner von ihrem bisherigen Unrechte zu überzeugen und sie zu der Pflicht

[1] Besonders geschah das während der Verwaltung der sequestrirten herzoglichen Güter durch den Kammerherrn von Buttlar 1742—1757.

für ihre eigenen Rechte und für ihre Würde zurückzuführen. Die von ihm entworfene Deputirteninstruction zum Landtage wurde zuerst von dem Kirchspiel Bauske und den Tag darauf, in Ekau, von den anderen drei Kirchspielen einstimmig genehmigt, unterschrieben und besiegelt. Die Deputirten waren darin angewiesen, über die zur Befreiung des Herzogs zweckmäßigsten Mittel mit den Oberräthen sich zu berathen.

Zwei Eingesessene dieser Kirchspiele, von bedeutendem Einflusse auf viele andere im Lande, theilten diesen unverzüglich die bauskische Instruction mit und begleiteten sie mit einer gehörig motivirten Erläuterung derselben. Schnell war sie im ganzen Lande bekannt und auch überall mit Beifall aufgenommen. So hatte Dietrich die Freude, aus seiner mehrjährigen, immer fruchtlos gebliebenen Bemühung endlich die Folge hervorgehen zu sehen, daß der zum Reichstage in Warschau vom Landtage erwählte Delegirte die von den Oberräthen und den Deputirten einmüthig abgefaßte Instruction erhielt[1], die Republik Polen und den König zu bitten, daß sie zur Befreiung und Wiedereinsetzung des Herzogs alle nur möglichen Mittel anwenden möchten.

Um dieselbe Zeit schwebte vor den Relationsgerichten in Warschau ein wichtiger Prozeß des herzoglichen Hauses gegen die Eheleute Kosciuszko 2., in welchem Dietrich noch als Oberjägermeister nebst anderen vom König ernannten Commissarien zu genauer Untersuchung der Sache beauftragt gewesen war. Die Oberräthe übertrugen ihm, diese Streitsache vor den Relationsgerichten durchzuführen. Dieses gelang ihm ganz nach dem Wunsche derselben. Zugleich trugen sie ihm schriftlich auf, sowohl gemeinschaftlich mit dem Landesdelegirten, als auch für sich allein, alles Mögliche aufzubieten, daß die Bitte des gesammten Vaterlandes um Befreiung des Herzogs nicht nnr bei dem Reichstage, sondern auch bei dem Könige eine günstige Aufnahme fände. In dieser Angelegenheit mußten die Agenten mit freundlichen, leider aber leeren Versprechungen sich begnügen.

In demselben Jahre wurde Dietrich königlich polnischer und churfürstlich sächsischer Kammerherr. 1756 wurde er in den St. Johanniterorden aufgenommen. 1758 erhielt er von der Kaiserin Elisabeth den St. Annenorden. In demselben Jahre ernannte ihn der König von Polen zum Geheimen Rathe.

Im December 1758 reiste Dietrich zur Investitur des zum Herzog von Kurland erwählten Prinzen Karl von Sachsen nach Warschau[2]. Dort

[1] Der Landesdelegirte i. J. 1754 war Wilhelm Alexander v. Heyking auf Oxeln.

[2] Hier ist in der Erzählung offenbar eine Lücke, denn es fehlt jede Andeutung darüber, wie es gekommen, daß D. Keyserling, der bisher einer der eifrigsten Verfechter der Rechte Ernst Johanns gewesen war, auf einmal Anhänger des Herzogs Karl geworden.

ernannte ihn der neue Herzog, im Januar 1759, zum kurländischen Kanzler. Im Februar war er wieder zu Hause, wo er sein neues Amt antrat.

Schon im Jahre 1760 hatte Dietrich, bei übrigens ganz vollkommener Gesundheit in der Gegend des Herzens bisweilen eine ganz eigene Empfindung gespürt, die anfangs eben nicht schmerzhaft war, die aber immer öfter wiederkam und fühlbarer, zuletzt bleibend und schmerzhaft wurde. Nach mehr als einem Jahre, als der Schmerz immer noch zunahm, theilte er diesen seinen Zustand zweien Aerzten, den Doctoren Montanus und Berntheusel, mit. Nachdem er alle Merkmale dieser Beschwerde umständlich ihnen angegeben hatte, erklärten sie dieselbe für einen angehenden Polypen, der durch den Gebrauch des Karlsbades hoffentlich noch geheilt werden würde und gestanden, daß ihnen kein wirksameres Mittel dagegen bekannt sei. Dietrich beschloß sogleich, im nächsten Frühjahre diesen Rath zu befolgen.

Auch dem Herzog war von den Aerzten das Karlsbad angerathen worden. Sein gütevolles Anerbieten, Dietrich in seinem Wagen mitzunehmen, wurde von diesem mit Dank und Freude angenommen. Im April 1762 traten sie ihre Reise dahin über Warschau, Wien und Dresden an und trafen in den ersten Juniustagen im Karlsbade ein. In jeder der eben genannten Städte verweilten sie einige Zeit. Theils aus früherer Bekanntschaft an diesen Orten, theils auch und wohl hauptsächlich wegen seines Reisegefährten, der ihm stets und überall Gunst und Achtung bewies, wurde Dietrich mit vieler Freundlichkeit aufgenommen. Am wertheften war ihm die herzvolle Gnade der Kaiserin Maria Theresia. Diese herrliche Frau und seltene Fürstin, wie auch der Kaiser Franz I., freute sich, ihn wieder zu sehen. Beide erinnerten sich gern mit ihm der Zeit ihrer Verbindung, deren Zeuge auch Dietrich gewesen war, und welcher sie eine seltene Fülle des höchsten Glücks verdankten. Die schnellere Rückreise ging wieder über Wien und Warschau nach Mitau, wo sie zu Ende des Augusts ankamen.

(Schluß folgt.)

Lenz' Stellung zu Lavaters Physiognomik.

(Schluß.)

Von Petersburg zog Lenz nach Moskau, wo er den Rest seines Lebens zubrachte. In der Dorpater Universitätsbibliothek befinden sich die Originale eines Briefes des Dichters vom 30. October 1781, sowie seines Vaters an den alten Reichsarchivar, Staatsrath Gerhard Friedrich Müller, der seit 1765 in Moskau lebte, seit 1775 Reichsarchivar und Staatsrath war und früher in 9 Bänden eine Sammlung russischer Geschichte herausgegeben hatte.

Die Briefe sind von Franz Sintenis im V. Band des Archivs für Literaturgeschichte 1876, S. 600—605 veröffentlicht. Lenz sollte sich durch Müller „beprüfen lassen, um eine Information in einem vornehmen Russischen Hause zu übernehmen", wagt aber vorher „noch eine gehorsamste Bitte zu thun. Dieselben wissen, daß die eigentliche Absicht meiner Reise nach Moskau war, unter Dero Rath und Leitung die Geschichte des Vaterlandes (wofür ich Rußland halte) studiren zu können. Ich halte sie für ein unentbehrliches Stück der Erziehung, finde mich also noch nicht tüchtig nach meiner besten Ueberzeugung, mich in ein Russisches Haus zu begeben, ehe ich wenigstens einige sichere Fortschritte in derselben gemacht, von denen ich hernach durch eigenes Studiren weiter kommen kann.

„Sollte mein Aufenthalt in Dero Hause oder auch meine Führung in demselbigen Ew. Hochwohlgeboren oder Dero verehrungswirdigen Gemahlinn einige Beschwerde verursachen oder zu andern Unannehmlichkeiten und Mißvergnügen Gelegenheit geben; so bitte mir's als ein Zeichen Dero Gewogenheit und Menschenliebe aus, mir dieses bekannt zu machen, da ich dann keinen Augenblick säumen will, Ihnen die Ursache Ihres Mißvergnügens aus dem Gesichte zu bringen."

Lenz bittet „wenigstens nur so viel Aufschub, daß ich nach Dero unschätzbaren Tabellen und andern gedruckten und ungedruckten Schriften die Russische Geschichte bis auf die neuern Zeiten mir einprägen kann". In dem Hause Müllers blieb Lenz einige Zeit.

Der Brief des Vaters bittet für den „Schmerzenssohn" und dankt „für Dero fortdauernde Liebe und Sorgfalt, welcher es gelungen, diesen Verirrten einigermaßen wieder zurechtzubringen. . . . O welch ein Lebensbalsam für mein krankes Vaterherz, daß Ew. Hochwohlgeboren ihn schon von Wankelmuth frey sprechen! . . . Die Zufriedenheit der Mad. Müller geb. Exter mit ihm ist mir auch Bürge dafür, daß er in der Besserung fortgehe. . . . Seine Bücher habe dem Dorpatschen Sohne, dasigen Oberpastor, zu weiterm Transport zugefertiget. Derselbe hat sie nach Petersburg, wahrscheinlich unter der Adresse an Herrn Prof. Euler geschickt."

Aus dem Briefe des Vaters ersehen wir, daß „Jacobs" Correspondenz überwacht wurde: seine Briefe an den Vater gehen unter Müllers Couvert offen an den ersteren, doch fürchtet dieser dabei, daß sein Sohn „vielleicht seine wahren Herzensgesinnungen gegen ihn zurückzuhalten und vielleicht den Heuchler zu spielen sich gezwungen sehe" und bittet in Folge dessen „gehorsamst, ihm zu erlauben, daß er auch seine künftige Antwort mir unter Dero Couvert versiegelt zusenden möge".

Müller starb im Jahre 1783. Von Lenz war aus der späteren Zeit nichts in Erfahrung zu bringen. Da fiel mir kürzlich in Lavaters Nachlaß noch ein Brief desselben an Lenz vom 30. März 1787 in die Hand. Damit hat es folgende Bewandtniß:

Am 14. August 1786 eröffnete der später so berühmt gewordene Geschichtsschreiber N. M. Karamsin, der Verfasser der „Briefe eines russischen Reisenden", einen Briefwechsel[1] mit dem von ihm hochverehrten Lavater, welchen er auch im August 1789 in Zürich besuchte. Lavater, der den Brief Karamsins erst am 30. März 1787 erhielt, ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, sich nach seinem alten Jugendfreunde Lenz in Moskau zu erkundigen und ihm einen Brief als Einlage zu überschicken:

„Haben Sie die Güte Lenzen zu grüßen und ihm das zweyte Blättchen zu übergeben."

Dieses lautete:

„Lieber Lenz,

Dank für Deinen Brief ohne Datum, samt den Beylagen von Silhouetten, die mich, schrecklicher Zeitarmuth wegen weniger interessiren.

[1] Diesen Briefwechsel, der über 100 Jahre in Lavaters Nachlaß ruhte, gedenke ich demnächst an anderer Stelle zu veröffentlichen. Ueber „Karamsin in Zürich" s. meinen Aufsatz in der „Neuen Züricher Zeitung" 1892 Mai—Juni Nr. 137—40, 173—78.

Deine Urtheile als Charakter betrachtet, sind mir wichtiger. Denke nicht, daß ich Deiner vergessen, quem amavi, numquam non amabo.

Hättest Du mir doch auch mehr von Dir, Deiner Person und Lage, Deinem Thun und Leiden, Deinem Lieben und Hoffen, Deinem Sehen und Glauben geschrieben.

Goethe ist itzt in Neapel oder Rom und arbeitet an der neuen Ausgabe seiner Werke, die Er um die Hälfte vermehren will. Wenn Er bald herkömmt, will ich Deinen Auftrag mündlich ausrichten.

Etwas, was physiognomischen Linien ähnlich sieht, wird nun bald in England von mir gedruckt.

Ich bin nun neben Pfenningern an der Peterskirche[1], welches ein Traumähnliches Glück für mich ist. Mama ist gesund. Mein Sohn studirt Medizin in Göttingen. Meine zwo Töchterlein machen mir täglich Freude.

Meinen Nathanael für Nathanaele[2] wünscht' ich von einigen Christen in Deiner Gesellschaft gelesen.

„a Dieu Lieber! Lieber wenig, als die Antwort aufgeschoben. Küß' Deiner Stiefmutter in meinem Namen die Hand. Will's Gott! Kann ich Dir auch einmahl schreiben —

Land! Land! Land!

Freytags nachts 12 Uhr

d. 30. März 1787.

Lavater."

Weitere Briefe der beiden Jugendfreunde haben sich nicht erhalten, wenn solche überhaupt geschrieben worden sind. „Land!" hat der unglückliche Dichter nicht mehr geschrieben, bis ihn der Tod am 24. Mai 1792 von seinen Leiden erlöste.

Karamsin verdanken wir noch einige Notizen über den ihm wohl bekannten deutschen Dichter:

In seinem zweiten Brief an Lavater, Moskau, den 20. April 1787, schreibt er:

„Was soll ich Ihnen von Lenzen sagen? Er befindet sich nicht wohl. Er ist immer verwirrt. Sie würden ihn gewiß nicht erkannt haben, wenn Sie ihn jetzt sähen. Er wohnt in Moskau, ohne zu wissen, warum. Alles,

---

[1] Lavater wurde im Frühlinge 1778 Diakon, 1786 Pfarrer an der Peterskirche; Pfenninger war ebenfalls seit 1786 Diakon an derselben. S. Stöber S. 99. Mama ist seine Frau Anna, geb. Schinz („Wibele" bei Goethe, „fromme, gefällige Taube" bei Hartmann). Der Sohn Heinrich, geb. 1768, seit 1786 stud. med. in Göttingen; die „Töchterlein" sind Nette, geb. 1771, und Louise, geb. 1780.

[2] erschienen 1786.

was er zuweilen schreibt[1], zeigt an, daß er jemals viel Genie gehabt hat, jetzt aber . . . ich habe ihm Ihren Brief eingehändigt."

In den „Briefen eines russischen Reisenden", welche Karamsin von seiner Reise aus Deutschland, der Schweiz, Frankreich und England an die ihm befreundete Familie Alexej Alexandrowitsch Pleschtschejew und dessen Frau Nastasia Iwanowna in Moskau richtete, später aber nach seiner Rückkehr 1791—92 in dem von ihm redigirten „Moskauer Journal" und 1799 bis 1801 als Buch herausgab[2], wird Lenzens an folgenden Stellen gedacht:

In seinem Briefe von Riga, den 31. Mai 1789 erzählt Karamsin von seiner Durchreise durch Dorpat: „Da lebt der Bruder des unglücklichen Lenz. (Lenz, ein deutscher Dichter, welcher einige Zeit mit mir in einem Hause lebte. Eine tiefe Melancholie, die Folge vieler Leiden, hatte ihn wahnsinnig gemacht; aber selbst in seiner Geistesgestörtheit überraschte er uns zuweilen durch seine poetischen Ideen und rührte uns durch seine Herzensgüte und Geduld. Fußnote in der Buchausgabe.) Er ist Hauptpastor, von allen geliebt und hat ein sehr gutes Einkommen. Ob er wohl des Bruders gedenkt? Ich sprach über diesen mit einem livländischen Edelmann, einem liebenswürdigen, lebhaften Manne: „Ach, mein Herr!" sagte er mir, „gerade was den Einen berühmt uud glücklich macht, ist unheilvoll für den Andern. Wenn man das Gedicht des sechzehnjährigen Lenz[3] liest und Alles, was er bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahre geschrieben hat, staunt man da nicht über die Morgenröthe eines großen Geistes? Wer sollte da nicht denken: das ist ja ein junger Klopstock, ein junger Shakespeare? Aber Wolken haben diese herrliche Morgenröte verdüstert, und die Sonne ist niemals

[1] Von Schriften Lenzens aus Moskau, wo er sein Leben durch Privatunterricht fristete, führt Gödeke, Grundriß 1891 IV, 313 nur an: „Uebersicht des russischen Reichs nach seiner gegenwärtigen Neu eingerichteten Verfassung neu aufgesetzt von Sergej Pleschtschejew. . . . Aus dem Russischen übersetzt von J. M. R. Lenz. Moskau, Verlegts Christian Rüdiger, Universitätsbuchhändler 1787. 4 Bl. und 220 S. 8. — Aus der Zeit seines Aufenthaltes in Riga stammen seine Beiträge zu der von Möller herausgegebenen livländischen Zeitschrift: Für Leser und Leserinnen. Mitau 1780—81. — Ein Fragment: Was ist Satyre? An Herrn Kaufmann, Gelehrten und Geistlichen zu Moskau. (Handschrift bei Maltzahn Nr. 215) führt Gödeke ebenfalls an; s. Tieckische Ausgabe III, 294 ff.

[2] Das für die russische Literatur Epoche machende klassische Reisewerk ist etwa eindutzendmal im Druck erschienen; eine deutsche Uebersetzung von Richter, einem Freunde Karamsins, erschien gleichzeitig mit der ersten vollständigen russischen Buchausgabe 1799—1802, eine französische mit Anmerkungen von W. S. Poroschin in Paris 1867. — „Karamsin in der Schweiz" soll demnächst mit Anmerkungen als besonderer Theil erscheinen.

[3] Gemeint ist: „Der Versöhnungstod Jesu Christi, besungen von einem Jünglinge in Dorpat. J. M. R. L." (1766). s. Falck, Lenz S. 43—49.

aufgegangen. Eine tiefe Empfindsamkeit, ohne welche Klopstock nicht Klopstock und Shakespeare nicht Shakespeare gewesen wäre, war sein Verderben. Andere Verhältnisse und Lenz wäre unsterblich!"

In Weimar besuchte Karamsin am 20. Juli 1789 Wieland und stellte sich ihm als Bekannten von L(enz) vor, von dem er Deutsch gelernt habe. „Da kam das Gespräch auf diesen unglücklichen Menschen, mit dem Wieland ehemals gut bekannt gewesen war." . . . In einem besonderen Briefe vom 22. Juli erzählt Karamsin seinen Freunden, was er über Lenzens Aufenthalt in Weimar gehört habe:

„Man erzählte mir hier verschiedene Anekdoten über unsern L(enz). Er war hierher gekommen zu Goethe, seinem Freunde, der mit ihm zusammen in Straßburg studirt hatte und damals schon am Weimarer Hofe war. Man empfing ihn, als einen begabten Menschen, sehr freundlich, aber bald bemerkte man an ihm große Sonderbarkeiten. Z. B. erschien er auf einem Hofball in Domino, Maske und Hut, und in dem Augenblicke, da Aller Augen befremdet auf ihn gerichtet waren, schritt er ruhig auf eine vornehme Dame zu und engagirte sie zum Tanz. Der junge Herzog liebte Scherze und hatte seine Freude an dem lustigen Auftritte, der ihm Stoff zu herzlichem Gelächter bot; aber den Hofherren und -Damen von Weimar erschien diese Dreistigkeit als ein todeswürdiges Verbrechen. — Von dem ersten Augenblicke seiner Ankunft in Weimar an war Lenz in alle junge, hübsche Damen verliebt und dichtete auf jede einzelne Liebeslieder. Die junge Herzogin war damals in Trauer um ihre Schwester: er verfaßte in dieser Veranlassung herrliche Verse, aber konnte es nicht unterlassen, sich in denselben mit Ixion zu vergleichen, der es gewagt habe, zu Jupiters Gemahlin in Liebe zu entbrennen. — Einst begegnete er der Herzogin vor der Stadt und statt sich zu verbeugen, fiel er auf die Kniee, erhob die Hände und ließ sie so an sich vorbeifahren. Am anderen Tage sandte L. allen Bekannten ein Papier, worauf die Herzogin und er, auf den Knieen und mit erhobenen Händen, dargestellt waren. — Aber weder die Poesie, noch die Liebe konnten ihn vollständig fesseln. Er trug sich mit Gedanken an eine Reform[1], welche nach

[1] Schon in Straßburg, wo Lenz als Gesellschafter der kurländischen Barone v. Kleist vielfach in Offizierskreisen verkehrte, „hielt er sich für einen großen Kenner des Waffenwesens; auch hatte er wirklich dieses Fach nach und nach so im Detail studirt, daß er einige Jahre später ein großes Memoire (über die Soldatenehen) an den französischen Kriegsminister aufsetzte, wovon er sich den besten Erfolg versprach. Die Gebrechen jenes Zustandes waren ziemlich gut gesehen, die Heilmittel dagegen lächerlich und unausführbar. Er aber hielt sich überzeugt, daß er dadurch bei Hofe großen Einfluß gewinnen könne, und wußte es den Freunden schlechten Dank, die ihn theils durch Gründe, theils durch thätigen Widerstand aufhielten, dies phantastische Werk, das schon sauber abgeschrieben, mit einem Briefe begleitet, couvertirt und förmlich

seiner Ansicht im Heere Seiner Durchlaucht von Nöthen war, und reichte zu diesem Zwecke dem Herzoge verschiedene Pläne, die er auf großen Bogen niedergeschrieben hatte, ein. — Trotz alledem duldete man ihn in Weimar, und die Damen fanden ihn liebenswürdig. Aber Goethe veruneinigte sich schließlich mit ihm und nöthigte ihn, Weimar zu verlassen. Eine Dame nahm ihn mit sich auf ihr Landgut, wo er ihr einige Tage Shakespeare vorlas; später irrte er in der weiten Welt herum."

So weit Karamsin und seine Mittheilungen aus dem Hof- und Stadtklatsch. Bekanntlich ist die Ursache von Lenzens Verweisung von Weimar, ähnlich wie die von Ovids Verbannung, „bis jetzt geheim geblieben, da sich die Betheiligten, wie es scheint, unverbrüchliches Stillschweigen gelobt haben. Ohne Zweifel waren Goethe und die Frau v. Stein angegriffen (Froitzheim, Lenz, Goethe und Cleophe Fibich S. 14).

Nach Goethes Tagebuch von 1776 und R. Keils Bemerkungen dazu, 1875 S. 64 ff., war die Schwester der Herzogin Louise, Großfürstin von Rußland, geb. Prinzessin von Darmstadt, in Folge einer unglücklichen Geburt am 30. April gestorben. Am 16. Mai traf die Todesnachricht in Weimar ein. Lenz dichtete auf den Trauerfall das Gedicht: „Darf eine Hand gerührte Saiten schlagen" ꝛc.

Am 10. September trug Goethe in sein Tagebuch ein: „Früh war Lenz da wegen Kochberg. Reine Trauer des Lebens." Dazu bemerkt R. Keil: Von diesem Tage datirt der empfindliche Brief, mit welchem Goethe seinen Freund Lenz zu Frau v. Stein auf deren Wunsch nach ihrem Gute Kochberg (bei Rudolstadt) sandte, wo er ihr Lehrer in der englischen Sprache sein sollte; „von mir hören Sie nun nichts weiter, ich verbitte mir auch alle Nachricht von Ihnen oder Lenz."

Am 16. September schreibt Goethe an Lavater und Merck: „Lenz ist unter uns wie ein krankes Kind (wir wiegen und tänzeln ihn ꝛc.)."

Am 26. November: Lenzens Eselei. Dazu bemerkt Keil: „Der bis jetzt noch nicht aufgeklärte, jedenfalls aber in einer für den Hof und Goethe

---

adressirt war, zurückzuhalten und in der Folge zu verbrennen." Goethe, Dichtung und Wahrheit, III, 14. — Noch am 23. October 1776 schrieb Lenz von Kochberg, dem Gute der Frau von Stein, an Salzmann: „Vielleicht sehen Sie mich einmal in herzoglich sächsischer Uniform wieder. Doch das unter uns." Stöber, Der Dichter Lenz S. 84. Froitzheim, Lenz, Goethe und Cleophe Fibich S. 13—15. — Noch 1779 dachte Lenz an eine Professur für Taktik (Goethe D. u. W. v. Löper III, 394). — J. von Sivers veröffentlichte in seiner Schrift über Lenz 1879, sowie früher in der „Baltischen Monatsschrift" des Dichters „Denkschrift über Umbildung der französischen Armee zu Legionen durch Soldatenehen" und einen Brief desselben an den Minister Maurepas über die Möglichkeit, Frankreich durch ackerbauende Militärcolonien zu heben (in französischer Sprache).

sehr unangenehmen Klatscherei bestehende unbesonnene Streich von Lenz, welcher dessen Entfernung von Weimar zur Folge hatte."

Am 28. Fortwährender Verdruß (über Lenz). Zur Herzogin-Mutter gegangen, zu Frau von Stein, zu Thusnelden (Frl. v. Göchhausen). Resolvirt durch Herdern schreiben zu lassen.

Am 29. Dummer Brief von Lenz. Kalb abgeschickt. Einsiedels hartes Betragen.

Am 30. Lenz' letzte Bitte um noch einen Tag, stillschweigend accordirt. Einsiedels Billet.

Am 10. August 1789 kam Karamsin nach Zürich, wo „unser L. mit seinem Liebesschmerz umhergeirrt war und jede Blume mit einem Seufzer seiner Göttin in Weimar weihte". Während seines sechszehntägigen Aufenthalts daselbst mag er im täglichen Verkehr mit Lavater wohl Vieles von dem unglücklichen Freunde in der Ferne gesprochen haben — was er uns aber leider nicht erzählt hat.

Zürich-Hottingen, 6. Januar 1893. Dr. F. Waldmann.

Anhang.

Ueber Herders Antheil an Lavaters Physiognomik, der bei Weitem nicht so groß ist wie Lenzens, giebt der eben erschienene IX. Band der Suphanschen Gesammtausgabe der Herderschen Werke S. 471ff. genauen Aufschluß. Sicher nachweisbar ist von Herder nur die im II. Bande der physiognomischen Fragmente S. 285 abgedruckte Charakteristik Hamanns, die wir zur Vergleichung der oben mitgetheilten Charakteristik Herders durch Lenz mittheilen:

Ha . . . n.

Siehe den hochstaunenden Satrapen[1]. Die Welt ist seinem Blicke Wunder und Zeichen voll Sinnes, voll Gottheit! . . . Rücke den Kopfbund, der itzt das Netz eines frisirten Kopfes zu seyn scheinet, zum Krankentuche der schmerzvollen, gedankenschwangern Stirne hinunter. Lege sodann auf die mittlere, itzt so helle, platte, gespannte, Fläche zwischen den Augenbraunen, die dem Urbilde, auch in Zeiten großer Mühe, nur selten ist, eine dunkle, elastische Wolke, einen Knoten voll Kampfes, und du hast, dünkt mich, eine kleine Schattengestalt seines Wesens.

Im Auge ist gediegener Lichtstral. Was es sieht, sieht's durch, ohne

[1] Hamann ist mit einer Art Turban oder Kopftuch dargestellt.

mühsame Meditation und Ideenreihung — Ist es dir nicht beym Blicke und Buge des Augenbrauns, als ob es seitwärts von untenher schaue, und sich seinen eignen Anblick gebe? Ist's nicht, als kreuzten sich seine Strahlen? Oder der Brennpunkt liege tief hin? — Kann ein Blick mehr tiefer Seherblick seyn? Prophetenblick zur Zermalmung mit dem Blitze des Witzes! — Siehe, wie das abstehende, fast bewegliche Ohr horchet? Die Wange, wie einfach, ruhig, gedrängt, geschlossen! Nichts spitzes, nichts hervorfühlendes ist in der Nase. Nichts von dem feinen, müßigen Scharfsinn, der in Subtilität und fremdem Geschäfte wühlet; — was sie aber anweht, — nahe, stark weht sie's an; siehest du nicht in ihr den gehaltenen, regen Athem, zu dem sie gebildet ist? — und im Munde? . . . Wie kann ich aussprechen die Vielbedeutsamkeit dieses Mundes, der spricht, und innehält im Sprechen — spräche Areopagiten Urtheil — Weisheit, Licht und Dunkel — diese Mittellinie des Mundes! Noch hab' ich keinen Menschen gesehen mit diesem schweigenden und sprechenden, weisen und sanften, treffenden, spottenden und — edeln Munde! Mir ist, ihm schweben die Worte[1] auf der Lippe, den einen Theil verbrennet er mit Feuer; mit dem andern bratet er das Fleisch, daß er gebratenes esse und satt werde. Er wärmet sich, daß er spricht: ha! ha! ich bin wohl erwärmt; ich habe das Feuer gesehen. Den übrigen Theil desselben machet er zu einem Gotte — und spricht: „Erlöse mich, denn du bist mein Gott." — Diesen Prophetenblick! Dieses durchschauende, Ehrfurcht erregende Staunen! Voll würksamer, treffender, gebährender Urkraft! Dieses stille, kräftige Geben weniger, gewogener Goldworte — diese Verlegenheit — keine Scheidemünze für den Empfänger und Warter an der Hand zu haben — Hieroglyphensäule! Ein lebendiges:

Quos ego — sed motos praestat componere fluctus.

Verg. Aen. I, 135.

Wie hoch Herder von dem Werthe der Physiognomik dachte, bezeugt sein ebenfalls daselbst angeführter Ausspruch: „Die Physiognomik ist dem Menschen so nöthig wie Sprachfähigkeit."

[1] Nach Jesajas 44, 15—17.

Herbſtruhe.

So klar und ſtill im Herbſtesſchein
Die weiten Felder liegen,
Ich trink' die Luft ſo kalt und rein
In tiefen, durſt'gen Zügen.

So klar und ſtill iſt mir zu Sinn,
So ſtille die Gedanken,
Am Baum nur leiſe her und hin
Die leichten Zweige ſchwanken.

Nun brauchet nicht mehr Feld und Baum
Um Blüth' und Frucht zu ſorgen,
Die Ernte iſt im Scheurenraum
Geſammelt und geborgen.

Und Feld und Baum in Herbſtespracht
Sind männlich ernſt und ſtille, —
Des Lebens Arbeit iſt vollbracht,
Geſcheh'n ein heil'ger Wille.

Mag kommen nun die dunkle Zeit,
Sie brauchen nicht zu zagen,
Sie freuten ſich im Frühlingskleid
Und in den Sommertagen;

Sie brachten ihre Früchte dar,
Sie trugen ſtolze Laſten, —
Im Herbſtesſchein ſo ſtill und klar,
Wie iſt's ſo ſchön zu raſten.

L. S.

Johann Heinrich Kant.

Im Verhältniß zu seiner literarischen Fruchtbarkeit und seinem langen Leben hat Immanuel Kant nur sehr wenig Zeit der Pflege des brieflichen Verkehrs gewidmet, nur mit einzelnen Personen hat er einen dauernden Briefwechsel unterhalten. Wie groß aber die Menge derjenigen war, die aus der Nähe und Ferne, theils persönlich Bekannte, theils vollständig Fremde, in wissenschaftlichem Streben und aus Verehrung oder um eines besonderen Interesses willen sich an den Königsberger Weltweisen gewendet haben, ersehen wir aus der Sammlung der Briefe an Kant, die von diesem aufgehoben, durch Jäsche, den ersten Professor der Philosophie unserer Landesuniversität, nach Dorpat gebracht und jetzt in zwei Bänden von 722 und 1088 Seiten vereinigt als ein Bestandtheil des Morgensternschen Nachlasses der Universitätsbibliothek einverleibt sind. Dazu kommen noch diejenigen Briefe, welche an ihrem früheren Orte geblieben und der königlichen Bibliothek in Königsberg gehören. Auch Namen aus Livland, Ehstland und Kurland begegnen uns unter der Masse nicht ganz wenige, von dem Rector der Rigaer Domschule J. G. Lindner, dessen drei Briefe aus dem Jahre 1759 wohl die ältesten von allen erhaltenen sind, bis auf den Hofrath Müller, der sich am 10. Sept. 1800 aus Garosen in Kurland in einem Briefe mit Goldschnitt erkundigt, ob er in Königsberg den Doctortitel, ohne persönlich zu erscheinen, erlangen könne, da er zum Professor der Cameralwissenschaften und Statistik auf der neuen Dörptschen Universität gewählt sei. Der Zahl nach sind unter diesen inländischen Briefen die des Rigaer Verlegers Joh. Friedr. Hartknoch und seines Sohnes (von dem einen 6, von dem anderen 7) und die an Kant von seinem Bruder Johann Heinrich aus Kurland gerichteten am meisten hervorzuheben. Diese letzten mögen es wohl werth

sein, obwohl sie keinen fortlaufenden Briefwechsel darstellen, sowohl um der Persönlichkeit, die aus ihnen spricht, als um des größeren Bruders willen, an dessen Verhältnisse sie anknüpfen, nach hundert Jahren als Vorläufer der erwarteten umfassenden Sammlung des Kantischen Briefwechsels an die Oeffentlichkeit zu treten. Einiges Interesse dürften sie auch bei solchen Lesern erwarten, denen sonst Kant und seine Philosophie nicht Gegenstand näheren Eingehens sind.

Johann Heinrich Kant wurde am 28. November 1735 als neuntes Kind des Riemermeisters Johann Georg Kant in Königsberg geboren, 11 Jahre nach dem älteren Bruder. Schon zwei Jahre darauf starb die Mutter und als der Knabe das zehnte Lebensjahr zurückgelegt hatte, auch der Vater (1746). In diesem Jahre begann Immanuel Kants schriftstellerische Laufbahn mit einem Werke, zu dessen Herausgabe ein Verwandter, der Schuhmacher Richter, die Kosten trug. Da nun jener die nächsten Jahre als Hauslehrer außerhalb Königsbergs verlebte, so konnte sich zwischen beiden Brüdern, die in ihrer geistigen Entwickelungsstufe weit von einander abstanden, ein näheres persönliches Verhältniß nicht gestalten. Der Knabe besuchte eine öffentliche Schule und wurde wohl von jenem Oheim in seinem Hause erzogen. Als nun 1755 der spätere Schöpfer der kritischen Philosophie an der Königsberger Albertina seine Lehrthätigkeit begann, war der jüngere Bruder auch unter seinen Zuhörern, besuchte indessen seines Bruders Vorlesungen nur äußerst selten, und ihr Verhältniß und Umgang erstreckte sich auf weiter nichts als darauf, daß sie nach Endigung derselben ein paar Worte mit einander wechselten[1]. So standen sich die beiden Brüder ziemlich fern, als sie noch an demselben Orte lebten. Nach wenigen Jahren verließ der jüngere die Vaterstadt und die Heimath, um, wie Viele vor ihm, in dem benachbarten Kurland zunächst als Hauslehrer sein Fortkommen zu suchen. Dies wurde seitdem sein Lebensboden, und nur in Briefen konnten bis zu seinem Tode die Beziehungen mit den Angehörigen erhalten werden. Man könnte vielleicht meinen, außer dem bedeutenden Unterschiede des Alters und des geistigen Standpunktes hätte ein Abstand der Geistesanlagen und Charaktere, wie ein solcher zwischen Kant und seinen Schwestern stattfand, eine nahe Fühlung unter den Brüdern nicht zugelassen. Doch war der jüngere Kant auch in seiner Jugend kein unbedeutender Mensch, wenn Borowski, einer der ersten Schüler des Philosophen, später bis zur höchsten geistlichen Würde in Preußen gestiegen, noch im Jahre 1804 seiner in folgenden Worten gedenken konnte: „Es freuet mich, da ich dieses schreibe, heute noch das Andenken an die Stunden, die ich mit dem jüngeren K.

[1] Borowskis Darstellung des Lebens und Charakters Immanuel Kants. Königsberg 1804. S. 273. 136.

gelebt habe. Wir kamen oft, aber besonders jede Woche zweimal in der bestimmten Absicht zusammen, um einmal einen klassischen Autor, ein andermal, um ein theologisches Werk zu lesen. Damals eben erschien Sacks vertheidigter Glaube der Christen (freilich jetzt auch beynahe schon vergessen, aber doch immer voll bleibenden Werths), und dieses Werk belebte bei uns den Hang zum theologischen Studium." — Borowski schließt hieran den Wunsch, von dem Leben und der Art des Mannes aus seinen späteren Jahren nähere Mittheilungen zu erhalten, nimmt dann die Erfüllung mit warmem Dank entgegen und freut sich, von seinem Jugendfreunde so viel Liebes und Gutes zu lesen. „Das von ihm aufgestellte Gemälde kann ihm nicht ganz unähnlich seyn, denn es sind Züge darin, die ihm in der Jugend schon eigen waren."

Die erste Nachricht, welche wir über Johann Heinrich Kants Aufenthalt außer Landes besitzen, gewährt folgender Brief[1]:

Mein Bruder! Ists denn gar nicht möglich, eine Antwort zu bekommen, bald werde ichs machen müßen, wie Gellert mit seinem faulen Freunde, ich will dir nächstens, wenn dieser Brief eben so glücklich seyn wird als sein Vorgänger, selbst eine Antwort an mich aufsetzen, du darfst alsdann nur deinen Nahmen unterschreiben und ihn so wieder zurückgehen laßen, beqvehmer kan ich es wirklich nicht einrichten. Doch diesmahl wirstu schon deine Nachläßigkeit überwinden müßen, mein Anliegen ist dringend und leidet keinen Aufschub. Einer von meinen Ecoliers, der ältere Hr. v. Bolschwing, den ich vor kurzem dimittiret habe, will nach Königsberg gehen und gedenkt aufs Fest dort einzutreffen, ich kan nicht umhin dir diesen hofnungsvollen Jüngling, den ersten, den ich durch meinen Unterricht ausgebildet habe, ganz besonders zu empfehlen. Er wird in deinen Vorlesungen auf den Grund fortbauen, den er bey mir gelegt hat. Er wünscht aber besonders in deinem Umgange seine Erkentniße noch mehr zu erweitren, eben deswegen hat man mir aufgetragen, dich zu sondiren, ob es nicht möglich ist, es in die Wege zu richten, daß er mit dir in einem Hause logiren und an einem Tische speisen kan. Man glaubt, und ich bin selbst der Meinung, daß ihm dieses Vorteihle verschaffen würde, die man nur aus einer beständigen Gesellschaft mit geschickten Leuten erhält; wir erwarten deine Entschließung hierüber den nächsten Postag, da ohnedaß Hr. v. Bolschwing durchaus auf Ostern schon in Königsberg seyn muß, wenn er den neuen Cursum mit anfangen will, ich sehe also in 8, höchstens 14 Tagen einer Antwort entgegen und bin übrigens unverändert dein getreuer Bruder Kant.

Mietau, d. 1. Mertz 1763.

---

[1] Orig., 2 Bl. 4°, in der königl. und Univ.-Bibl. zu Königsberg aus dem

[Auf der 4. Seite:] P: S: Den einliegenden Brief an Hrn. Espaniac wirstu ihm zustellen zu laßen die Gefälligkeit haben.

Die Erwiderung Kants, der in geschäftlichen Angelegenheiten prompter war, als im sonstigen Briefwechsel, ist nicht mehr vorhanden. Die Acten der Universität Königsberg ergeben Folgendes: Joh. Christian Ernest a Bolschwing, eques Curonus, 30. Mart. 1763 initiatus est a decano fac. philos. Joh. Godofr. Teske. Er war nach der Stammtafel im Archiv der Commission für Geschichte und Genealogie des kurländischen Adels der Sohn von Johann Ernst von Bolschwing und im Jahr 1740 geboren, ging also in etwas vorgerücktem Alter zum Studium über. Ein zweiter Bolschwing, Ernestus Christophorus, tritt am 6. Sept. 1764 in die Reihe der akademischen Bürger zu Königsberg ein[1].

Es ist bekannt, daß Kurländer wie auch Livländer im vorigen Jahrhundert an der Universität Königsberg zahlreich vertreten waren[2]. Daß sie sich von dem noch als Privatdocent wirkenden Kant lebhaft angezogen fühlten, wird mehrfach bezeugt. So baten ihn schon 1759 besonders kurländische Studirende um ein ästhetisches Collegium und Uebungen in Wohlredenheit und im deutschen Stil, was Kant aber von sich ablehnte und dem jugendlichen Borowski übertrug. Lindner empfiehlt in einem Briefe vom 8./19. Juni 1759 an Kant als „einen Schüler in philos. u. math." Willemsen, eines Predigers Sohn aus Kurland, dem ein anderer, mit Namen Schulz, sich auch zugesellen wird, erkundigt sich dabei nach einem gewissen Holst, ob er in Kants Stunden gehe, und wie er sie abwarte. Freilich war die gebotene Speise nicht jedem Geschmacke zusagend. Am 15./26. December desselben Jahres schreibt Lindner: Ich habe weiter nachgeforscht, woher der stud. Schultz von hier aus nicht Ihr Zuhörer ist. Er gestehts, er ist gelangweilt worden. Sie mögen deshalb ruhig seyn und überhaupt bey vielen Arbeiten denken müssen: Schade, daß man Perlen vor die Säue wirft.

Kant nahm in diesen Jahren auch junge Leute, wie dies für Bolschwing gewünscht wurde, unter seine besondere Leitung, eine Beschäftigung, die, wie er sich auch späterhin darüber äußerte, nicht seinen Wünschen gemäß, aber für seine eigene Erhaltung nothwendig war[3]. Ein schönes Zeugniß

Duisburgschen Nachlaß; hier nach einer Abschrift, die ich der Güte des Hrn. Bibliothekar Dr. R. Reicke verdanke.

[1] Nach gef. Auskünften der Herren Reicke und L. Arbusow.

[2] J. G. Scheffner, der zu Michaelis 1752 seine Studien begann, spricht von dem Unterschiede beider. „Mein akademischer Umgang war sehr beschränkt, doch hielt ich mich lieber zu den etwas rohen Curländern als den in allem feinzierlichen Liefländern, die immer sanft und süß thaten und andere Studirende nicht recht für voll anzusehen schienen." Mein Leben . . . Königsberg 1821. S. 48.

[3] Fr. Th. Rinks Ansichten aus Immanuel Kants Leben. Königsberg 1805.

solchen persönlichen Verkehrs liegt noch in dem Trostschreiben Kants an die Mutter des früh verstorbenen Johann Friedrich von Funk aus Kaiwen vom Jahre 1760 vor. Wie sehr aber noch ferner Kants Persönlichkeit von den in Königsberg studirenden Liv- und Kurländern hochgehalten ward, lehrt das Gedicht, das ihm dieselben im Jahre 1770 bei der Beförderung zum Professor darbrachten und das in neuerer Zeit aus dem Dunkel wieder hervorgezogen ist[1].

Weitere Kunde über die Schicksale des jüngeren Kant erhalten wir erst nach langer Zeit wieder, nach vollen 10 Jahren. Er schreibt nicht mehr in der heiter scherzenden Stimmung, die der erste Brief aufweist[2].

Liebster Bruder! Wird es nicht Zeit seyn, daß wir uns einander wieder nähern? Es sind Jahre verfloßen, seitdem ich nicht an dich geschrieben, wie strafbar bin ich? ich erröthe über meine Nachläßigkeit. — Allein länger kan ich eine solche Trennung unter uns nicht fortdauern lassen: wir sind Brüder, die Natur hat Liebe und Vertraulichkeit uns zur Pflicht gemacht, ich mache ein Anspruch auf dein Herz, weil das meinige dir ganz ergeben ist. Jezt bin ich recht begierig auf eine detaillirte Nachricht von deiner gegenwärtigen ganzen Situation, ich möchte gerne von dir so viel wißen, als ein halber Bogen nur faßen kan. Warum soll denn dein Bruder von deinen gelehrten Arbeiten nicht eher etwas erfahren, als bis sie ein jeder im Buchladen haben kan. Hinz[3] hat mir von verschiedenen Entwürfen, die du gemacht hast, Nachricht gegeben, diesem und allem was mich gewis interessiren wird, weil es dich angeth, sehe ich auf den nächsten Posttag mit Verlangen entgegen.

Meine gegenwärtige Lage ist seit den 15 Jahren, die ich in Curland verlebt, noch immer dieselbe.

Nicht die geringste Aussicht zu einer gründlichen Versorgung! Die Landeskinder haben allezeit bey Besetzung erledigter Aemter den Vorzug, und der Ausländer, der mit Einheimischen concurriret, wird mehrentheils nachstehen müßen, weil etwanige Verdienste und Geschicklichkeit gegen Familien-

S. 28, 29. — Danach F. W. Schubert, Immanuel Kants Biographie (J. K. sämmtliche Werke. 11. Theils 2. Abth.). Leipzig 1842. S. 48.

[1] Reinhold Lenz in Königsberg und sein Gedicht auf Kant. Mitgetheilt von Rud. Reicke: Altpreuß. Monatsschr. 4. Bd. 1867. Als Sr. Hochedelgebohrnen der Herr Professor Kant den 21. August 1770 für die Professorwürde disputirte: Im Namen der sämtlichen in Königsberg studirenden Cur- und Liefländer, aufgesetzt von L. aus Liefland. Folgen 17 Namen. Gedichte von J. M. R. Lenz. Hrsg. von K. Weinhold. Berlin 1891, S. 79, 263.

[2] Aus den Briefen an Kant II. in Dorpat, ebenso wie alle folgenden.

[3] Jakob Friedrich Hinz, Buchhändler in Mitau, der als Verleger mit Hartknoch wetteiferte.

Unterstützungen nicht aufkommen können. Jetzt bin ich in meiner 4ten Condition bey Hrn. v. Saß in Scheden. Ein vortrefliches Haus, wo ich so glücklich bin, als man es beym Schulsache nur seyn kan. Soll denn das aber immer so fortgehen? soll ich denn mein Leben in dieser verächtlichen Carriére beschließen? O so bedaure ich Preußen verlaßen zu haben! in meinem Vaterlande wäre ich schon längst placirt, warum suchte ich mein Glück in einen frembden Lande? Doch ich mag diese Ausrufungen nicht weiter fortsetzen, man muß geduldig seyn, wenn man sein Schicksahl selbst nicht ändern kan.

Unser Fürst hat den edlen und landesväterlichen Vorsatz, die hiesigen Schulen zu verbeßern und ein Gymnasium academicum zu stiften; ich habe einen kleinen Schimmer von Hoffnung, alsdan vieleicht eine Stelle bey der Mietauischen Stadtschule zu bekommen.

Man hat mir aber auch versichern wollen, daß du auf der Liste der Professoren stündest, die an das Gymnasium vociret werden sollen. O wie würde ich mich freuen, wen das wahr wäre und du keine Ursache fändest einen solchen Ruf auszuschlagen.

Unsere an einen Zeug-Macher Schultz verheirathete Schwester hat an mich geschrieben und mir Nachricht von ihren und der übrigen Schwestern Umständen gegeben. Inliegenden Brief an diese Schwester wirst du geneigt seyn ihr zuzuschicken. Die unglückliche Krönertin, wie ich aus dem jetzt gemeldeten Schwesterl. Briefe ersehen habe, wird von dir in ihren kümmerl. Umständen unterstützt, ich bin gleichfals zu einer Beysteuer aufgefordert worden und ich bin auch bereit, jährlich etwas zu ihrem Soulagement beyzutragen. Der erste Beytrag, den ich nächstens übermachen werde, wird meinem Vermögen angemeßen seyn. Meinen werthen Anverwandten Hrn. Oheim und Frau Muhme Richter bitte meine ehrerbietige Empfehlung zu versichern.

Mit Ungeduld werde ich jeden Posttag eine Antwort von dir erwarten. Ach daß dich nur in Gedanken umarmen kan. Dein einziger, dein dich zärtlichst liebender Bruder J. H. Kant.

Scheden, d. 3ten Julii 1773.

Meine Adresse ist à Scheden p Frauenburg.

Dieser Brief gehört in den 11jährigen Abschnitt von J. Kants Leben, wo dieser, mit dem Aufbau seiner kritischen Philosophie beschäftigt, außer einem kleinen Aufsatz von den verschiedenen Racen der Menschen nichts öffentlich erscheinen ließ. Von seiner damaligen Gedankenarbeit legen auch die Sätze Zeugniß ab, die er nach seiner Gewohnheit auf dem leergebliebenen Raum der letzten Seite des Briefes aufgezeichnet hat:

Alle Moralitet besteht in der Ableitung der Handlungen aus der idee

des subiects (?) nicht aus der Empfindung. Die idee ist allgemeingültig sowohl aus den Zwecken (abstrahendo), als aus den Beziehungen (combinando) auf alle.

Die Quellen aller Erfahrungserkenntnis (?) sind transscendental. Es sind Anticipationen —

Der Herzog Peter ließ, unaufgefordert von der Ritter- und Landschaft, den auf dem Landtage vom 19. August 1772 versammelten Deputirten der Ritterschaft bekannt machen, daß er im Begriff stehe, ein akademisches Gymnasium zu errichten und aus Staatsmitteln zu fundiren. Im Januar 1773 widmete der Herzog das von dem Fürstenhause ehemals bewohnte Palais in Mitau für immerwährende Zeiten der neuen Anstalt, in demselben Jahre schon erschien der von Sulzer verfaßte Entwurf der Einrichtung des neugestifteten gymnasii academici (K. Dannenberg zur Geschichte und Statistik des Gymnasiums zu Mitau. Mitau 1875. S. V, VII).

Ueber die Unterstützung seiner Schwester seit 1768 spricht Kant in dem Briefe vom 17. Dec. 1796 (s. unten). Es blieben bei dem Tode des Vaters außer den Brüdern noch drei Schwestern nach, von denen die älteste, Regina Dorothea, um 5 Jahre älter als Immanuel, die anderen beiden, Maria Elisabeth und Katharina Barbara, aber jünger waren und nach dem Alter zwischen den Brüdern standen. Sie dienten anfänglich und waren nachmals an Handwerker verheirathet[1]. Ueber Kants Beziehungen zu ihnen handelt R. B. Jachmann, Immanuel Kant, geschildert in Briefen an einen Freund. Königsberg 1804. S. 100 ff. (S. auch Borowski S. 136 f.)

Von Joh. Heinr. Kants weiterem Ergehen berichtet ein Brief desselben aus dem Jahre 1775, der uns zeigt, daß auch für ihn die lange Wartezeit mit der Erlangung einer festen Stellung abschloß.

Mein liebster Bruder! Es wird ein Jahr, wenigstens ein Jahr seyn, daß ich keine Zeile an dich geschrieben und keine von dir gesehen habe. Du wirst mich sehr und mit Recht getadelt haben. Ich bin an die Mitausche große Schule als Conrector placiret worden, ohne dir davon Nachricht zu geben. Nun dieses war Nachläßigkeit, zum Theil aber auch überhäufte Geschäfte, die mich immer daran verhindert haben. Jezt habe ich die wichtigste Veränderung meines Lebens gemacht, ich bin verheyrathet. Die Einkünfte meines Posten sind mäßig, sie reichen nur eben zu, die Bedürfnisse des Lebens damit zu bestreiten, und dennoch habe ich einen Schritt gewagt, den man sonst nicht thut, ohne noch etwas mehr als aisances zu haben oder sie sich selbst durch die Heyrath zu verschaffen. Meine Freundin hat viel äußere Reitze und einen liebenswürdigen Character, aber kein Vermögen, und doch

[1] Auch die beiden älteren, wie aus diesem Briefe zu ersehen; es ist also ein Irrthum, wenn Schubert sagt: die ältere starb unverheirathet (S. 16).

habe ich sie gewählt, bloß aus Liebe gewählt und hoffe an ihrer Hand durch alle Klippen des Lebens zufrieden und glücklich durchzukommen.

Du, mein liebster Bruder, mußt Heiterkeit und Gemüthsruhe in Zerstreuungen der Gesellschaft suchen, du mußt deinen kränklichen Körper den Miethlings-Sorgen frembder Leute anvertrauen. Ich finde die ganze Welt in der zärtlichsten Freundin meines Herzens, die meine Freuden und meine Bekümmernisse mit mir theilet und gewis, wenn ein herannahendes Alter seine Lasten mitbringt, sie mit der liebreichsten Pflege erleichtern wird. Ich bin glücklicher als du, mein Bruder. Laß dich durch mein Beyspiel bekehren. Der Celibat hat seine Annehmlichkeiten, so lange man jung ist. Im Alter muß man verheyrathet seyn oder sich gefallen laßen, ein mürrisches trauriges Leben zu führen. Theile meine grosse Veränderung meinen sämbtlichen Geschwister mit, ich grüsse sie alle auf das zärtlichste. Von dir erwarte ich so bald als möglich eine recht detaillirte Nachricht von deinem ganzen Zustande. So nachläßig ich auch bisher im Schreiben gewesen, so will ich mich doch von diesem Fehler beßern und nie aufhören zu seyn mit warmem Gefühl der Liebe dein ergebener Bruder Kant.

Mietau, d. 13. May 1775.

Sie werden mich für eine verwägene Frau halten, daß ich es wage, an einen Mann zu schreiben, den ich noch nicht persöhnlich kenne, allein Sie sind der Bruder meines Mannes und also auch der meinige, dieses ist meine Rechtfertigung. Geben Sie es mir doch schriftlich zu erkennen, daß Sie mich mit dem Nahmen einer Schwester beehren wollen. Die zärtliche Liebe, die ich meinem Mann widme, machet mir die feurigste Freundschaft gegen Sie zu meiner angenehmen Pflicht. Ich werde nie aufhören zu seyn

Ihre ergebenste Schwester Maria Kant, gebohrne Havemann.

Die Stelle eines Conrectors an der großen Stadtschule in Mitau erhielt zuerst im August 1774 Karl August Kütner, dieser rückte aber noch vor Schluß des Jahres zum Rector auf. Für den nun wieder erledigten Platz wurde Johann Heinrich Kant ersehen. Am dritten Ostertage 1775 ist er zu Muischazcem mit der Schwägerin des dortigen Pastors Lupschewitz durch den Pastor Därmer aus Lultringen getraut worden[1]. Als Kütner schon nach Jahresfrist die Leitung der Schule aufgab, da er eine Professur an dem Petrinum übernahm, trat Kant als Rector an seine Stelle (wohl noch Ende 1775), eine Wahl, die als eine glückliche bezeichnet wird, da noch Mancher in späteren Jahren seines gründlichen Unterrichts mit dankbarem Vergnügen sich erinnern konnte[2].

[1] Nach dem dortigen Kirchenbuch, wie mir Dr. Otto gefällig mitgetheilt hat.

[2] S. B(ilterling) in Reckes Wöchentl. Unterhaltungen für Liebhaber deutscher Lectüre in Rußland. Bd. 1. Mitau 1805. S. 139. Kants Nachfolger als Conrector

Auf die Vorstellungen seines Bruders, der Ehelosigkeit zu entsagen, ist Kant bekanntlich nicht eingegangen. Oft genug ist schon bei seinen Lebzeiten die Frage aufgeworfen, warum er nicht eine Ehe geschlossen, da er doch dem weiblichen Geschlechte seine Achtung nicht versagte, dem Umgang mit diesem nicht auswich und jüngeren Männern selbst zum Ehestand rieth. Daß auch ihm der Gedanke zu heirathen nicht fremd geblieben ist, er sogar zweimal sehr bestimmte Absicht dahin gehegt habe, versichern zwei Männer, die ihn nahe genug kannten[1]. Beide Male soll es aber nicht zu einer Erklärung gekommen und die ins Auge gefaßte Person aus Kants Gesichtskreis geschwunden sein. Es war, wie Kuno Fischer einleuchtend dargelegt hat, doch wohl Kants innere Natur zu sehr für die geistige Arbeit bestimmt, als daß es ihm möglich gewesen wäre, neben derselben noch der Liebe und dem Familienleben dauernd Raum zu geben. Die Besorgnisse wegen der Pflege im Alter, dessen Druck er freilich schwer zu tragen hatte, erfüllten sich für Kant zum Glück nicht, da ein treuer Anhänger, der Prediger Wasianski, und die einzige damals noch lebende Schwester sich mit liebender Hingebung des hilflosen Greises annahmen und ihn den Miethlingshänden seines alten Dieners entzogen.

Der nächste Brief folgt diesmal schon nach wenigen Monaten.

Liebster Bruder! Eine Gelegenheit wie diese, an dich zu schreiben, kann ich nicht vorbeygehen lassen. Den Hrn. von Medem, der dir diesen Brief einhändiget, kenne ich schon von den ersten Jahren seiner Kindheit. Er ist der Sohn des Oberhoffmeisters an unserem Hoffe. Ein Jüngling, der ganz von dem Schlendrian des hiesigen Adels abweicht, aus Liebe zu den Wissenschaften, und nicht blos den Baron zu spielen, nach Leipzig geth. Du wirst in ihm gewis sehr gute Anlagen finden. Mache ihm aus Liebe zu mir (ich hoffe, daß es auch aus Achtung für seinen persönlichen Caracter geschehen wird) seinen Auffenthalt in Königsberg so angenehm, als es deine Geschäffte und Verbindungen nur erlauben wollen. Mir hat der Entschlus zu heyrathen noch nicht gereuet. An der Seite einer lieben Freundin bin ich bey einer sehr frugalen Mahlzeit weit glücklicher, als ich es je an den üppigen Tafeln des stolzen Adels gewesen. Giebt es denn keine Ferien auf eurer Universität? Komm auf einige Wochen nach Mietau und sieh, wie zufrieden

war Christian Aug. Köhler, dessen Bestätigung die mitauischen polit. u. gel. Zeitungen im 4. Stück des J. 1776 melden.

[1] Borowski, S. 146. Heilsberg in Reickes Kantiana (Königsberg 1860) S. 51. Diese Episode ist novellistisch von A. Schricker bearbeitet (aus J. Kants Leben: Kunst und Leben, ein neuer Almanach für das deutsche Haus. 3. Bd. Stuttgart 1880), s. Altpreuß. Monatsschr. XVIII. 137 f. — Aus der Tradition ist noch etwas über eine Liebe Kants von Bobrik in der Altpreuß. Monatsschr. XIV, 608 (1877) mitgetheilt worden.

dein Bruder mit seiner Mariane lebt. Doch einen solchen verhärteten Garçon wie du bist, wird ein Beyspiel ehelicher Zärtlichkeit nicht rühren. Wir haben auf unserer Academie Leute, die einer Universität Ehre machen würden, an kleinen Tracasserien fehlt es aber auch nicht, und diese divertiren den unintereßirten Zuschauer ungemein. Meine Lebensart ist übrigens sehr einsam, ich habe meinen ganzen Tag mit Lehrstunden besetzt und alle mein Haus mit Kostgängern angefült, und das ist nothwendig, um ehrlich durchkommen zu können. Mein verehrungswürdiger Hr. Vetter Richter, meine Tante und meine Schwestern müssen es mir vergeben, daß ich noch nicht an sie geschrieben, wo nehme ich Zeit dazu her? Nächstens will ich dieser Pflicht Genüge thun. Bis dahin empfehle ich mich in diesem Blatte ihrem Herzen. Meine Frau überschickt dir einen schwesterlichen Kuß, und ich bin mit dem aufrichtigsten Herzen Dein getreuer Bruder Kant.

Mietau d. 16. Aug. 1775.

Der an Immanuel Kant empfohlene junge Edelmann, dessen Abreise nach Deutschland diesen Brief veranlaßt hat, war Friedrich Georg von Medem, Sohn des kgl. polnischen Kammerherrn und Geheimraths Otto Ernst. Er war 1757 geboren und wurde in die Leipziger Universitätsmatrikel am 9. Mai 1776 eingetragen, muß also vorher noch längere Zeit auf Reisen oder ein Semester an einer anderen Universität (Königsberg?) zugebracht haben. Er ist als Arrendator zu Raikowa in Weißrußland gestorben[1].

Joh. Heinr. Kant hatte während seiner langen Hauslehrerarbeit wohl hinreichend Bekanntschaft mit dem kurländischen Adel gemacht, um als competenter Zeuge über den herrschenden Schlendrian zu erscheinen. Was das Leben der jungen Kurländer auf Universitäten angeht, so stimmen mit den Andeutungen unseres Briefes die Aeußerungen eines andern Hrn. v. Medem, des früh verstorbenen Bruders der Charlotte Elisa von der Recke, die sich in einem Schreiben an diese Schwester aus Straßburg vom 24. Dec. 1777 finden[2]: „Ich habe viel mit diesem würdigen Greise (dem Baron Taube) von der hiesigen Lebensart vieler Deutschen gesprochen. Gewiß, du kannst dir nichts Traurigeres denken. Es ist beklagenswerth, wie so Viele sich und ihre Zeit verderben. Kranke Seelen, kranke Körper, leere Köpfe, leere Beutel bringen sie, die künftig Stützen unsers Staates sein sollen, nur allzu oft nach ihrem Vaterlande zurück. Ich wäre der Meinung, daß die Väter unseres Landes besser thäten, ihre Kinder gar nicht aus den Grenzen des Vaterlandes zu lassen; wenigstens könnten wir uns dann eine gesundere Nach-

[1] Die Auskünfte aus der Medemschen Stammtafel verdanke ich Hrn. L. Arbusow, aus der Leipziger Universitätsmatrikel Hrn. Universitätsrath Dr. Meltzer in Leipzig.

[2] Blessigs Leben des Grafen J. F. v. M. nebst seinem Briefwechsel ... Straßburg 1792. 2, 141 (Taube nach S. 167).

kommenschaft, einen reicheren Staat und unverdorbene Sitten versprechen; denn kaum kannst du dir, Liebste, das zügellose Leben unserer jungen Herren vorstellen! Wenn ich so in Gedanken diesen ihren Kreis durchlaufe und dann an unsere Doris[1] und alle guten Mädchen unseres Landes denke, so blutet mir das Herz. — Großer Gott! keiner von ihnen arbeitet darauf, die Tugenden eines Hausvaters und Ehemanns in sich zu vervollkommnen. Was Wunder, daß es so traurige Ehen giebt!" — In ihrer Antwort (18. Jan. 1778) schreibt Lotte: „Unserm Lefort und dem jungen Ropp las ich deinen herrlichen Brief vor; wie freuten sie sich deiner! — Deine Betrachtung über manche unserer jungen Landsleute hat dir Ropps ganze Hochachtung erworben." — Es gab also doch tiefer und ernster angelegte Persönlichkeiten, von denen in J. H. Kants Briefen ebenfalls einige genannt werden, und selbst Medem konnte nicht umhin, aus seinen Straßburger Beobachtungen ein paar Beispiele der besseren Art zu rühmen. „Der Oberste von Hahn," schreibt er am 4. Febr. 1778, „ist ein trefflicher Mann und wird wahrhaftig von vielen unserer Landsleute mit Undank belohnt. — Der jüngste Nolde ist ein erzguter Junge, ein denkender Kopf und kurz ein Mensch, der Kurland Ehre macht. — Der jüngste Bruder des Obersten Hahn ist auch ein Mensch von gutem Herzen, gutem Willen und Fleiß, der Umgang seiner klugen Schwiegerin trägt viel zu seiner Bildung bei."

Eine drastische Schilderung seiner jungen Landsleute in eben so ungünstigem Sinne wie der Brief Medems und noch bitterer giebt einige Jahre später aus Kurland selbst einer der gebildetsten Männer der höheren Gesellschaft in einem Briefe an Immanuel Kant: der Graf Heinrich Christian von Keyserling[2].

Die höhere Bildungsanstalt, die in Mitau am 29. Juni 1775 prunkvoll eröffnet worden war, entsprach gewiß einem Bedürfnisse des Landes, konnte aber schwer der doppelten Aufgabe, zugleich Gymnasium und Akademie zu sein, genügen. Zudem lag es auch an persönlichen Verhältnissen, worauf der obige Brief hindeutet, daß es nicht zu den gewünschten Erfolgen kam. Einer der neuberufenen Lehrer, dem der Herzog und die Bildung erstrebende Gesellschaft mit besonderem Wohlwollen und großen Erwartungen entgegen kamen, der aber schon in dem Jahre der Eröffnung als eine noch nicht ausgereifte Frucht hinsank, war der schwäbische Dichter Gottlob David Hartmann, dessen Andenken aus langer Vergessenheit jüngst in einem Lebensbild wieder erweckt worden ist[3]. Als Professor der Philosophie durch Sulzer für

[1] von Lieven.

[2] „Balt. Monatsschrift" Bd. 26, 282 ff. Großblieden d. 29. Dec. 1782. — Der Ort ist in dem Abdruck nicht richtig wiedergegeben.

[3] W. Lang, Von und aus Schwaben. 7. Heft. Stuttgart 1890. Goethejahrbuch 9, 128—134. 1888. Fr. Waldmann in der Dünazeitung 1893 Nr. 2—7. Der Brief an Kant vom 4. Sept. 1774 daselbst Nr. 15.

Mitau vorgeschlagen, lernte er auf der Reise dahin in Königsberg Kant kennen und suchte später von der kurländischen Hauptstadt aus mit diesem in Verbindung zu bleiben. In einem Briefe, der sich in Kants Nachlaß erhalten hat, theilt er auch Einiges von der neuen Anstalt mit. Die kleinen Tracasserien fallen gerade ihm zur Last, denn er erhob gegen einen älteren Collegen Ansprüche auf das Prorectorat und bestritt die Machtvollkommenheit des zeitigen Prorectors. Aus seinen Briefen an die Schweizer Bodmer und Lavater erfahren wir, wie geringe Achtung er vor einigen seiner Collegen hegte, und leider begegnet uns auch bei ihm der Ausspruch: Unsere Jugend ist äußerst roh, und das macht Verdruß und Sorge (an Bodmer 10. April 1775). Ein unparteiischer Zeuge, dem es sicher nicht an Interesse für die Anstalt und ihre Lehrer fehlte, Sulzer selbst, spricht sich in ähnlichem Sinne wie J. H. Kant in einem Briefe an den nemlichen Bodmer, dem Hartmann einige Tage zuvor sein Herz ausgeschüttet hat, über ihn und seine Genossen aus. „Hartmann ist noch immer unruhig, in seinen Urtheilen voreilig und verwegen. Er will noch nicht begreifen, daß er ein berufener Diener eines Fürsten ist, der ihn zu keinem unedlen Geschäfte berufen hat, es so auszuführen, wie der vernünftige Plan des Fürsten es erfodert. Er will selbst Plane machen und an Seilen ziehen, die man nicht ihm, sondern Andern in die Hände gegeben. Ich habe genug zu thun, zu verhindern, daß diese hitzigen jungen Leute den Herzog nicht ungeduldig machen. Aber dieser Fürst hat wirklich Achtung für sie und duldet ihr oft ungestümes Betragen."[1]

Als nach Hartmanns Tode (5. Nov. 1775) wieder ein Professor der Philosophie nöthig wurde, erging der Ruf an keinen Geringeren als Immanuel Kant; an Stelle des Jünglings, der erst Philosoph werden sollte, berief man denjenigen, der schon damals der erste Vertreter der Philosophie war. Aber, wenn nicht andere Gründe, mußte ihn die Arbeit an seinem kritischen System damals von einem Wechsel der Stellung abhalten, und trotz eines ihm gebotenen sehr reichen Gehalts erfolgte sofort eine Ablehnung[2]. Die Momente, die der folgende Brief hervorhebt, konnten am wenigsten einen bestimmenden Einfluß üben.

Liebster Bruder! Wir haben uns denn alle vergebens gefreut, dich in Curland zu besitzen? Du komst nicht, wie man mir sagt. Das ist nicht

[1] Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner. Hrsgeg. von W. Körte. Zürich 1804. S. 419.

[2] Kant selbst erwähnt den Ruf nach Mitau bei Borowski S. 38. Rink S. 39. Schubert S. 58 (der keine Quelle anführt). Die Tradition von dieser Berufung hat sich in Mitau erhalten, etwas Schriftliches war Dannenberg, den ich darüber befragt habe, aber nicht zu Gesicht gekommen. — Der zweite Professor der Philosophie in Mitau war Starck aus Königsberg mit 800 Thalern Alb. Gehalt, was Kants Einkommen weit überstieg.

recht — Du würdest hier einen Bruder gefunden haben, der dich liebt, und eine Schwägerin, die dich zu kennen wünschet und es verdient, von dir geliebt zu werden. Diese kleine Liebenswürdige färt noch immer fort mich glücklich zu machen. Sie machte mir am 15. Januar ein sehr angenehmes Geschenk, das mir desto angenehmer war, weil wir beyde bis auf den letzten Augenblick unwißend waren und recht eigentlich surpreniret wurden. Nichts mehr oder weniger als eine kleine-Tochter, die von der verwitweten Pastorin Müllner, der Schwester deines vormahligen academischen Freundes Wloemer[1], zur Taufe gehalten ward und die Namen Amalia Charlotte bekam. Ich bevolmächtigte einen von den Taufzeugen deine Stelle zu vertreten und lies dich in das Kirchenbuch mit eintragen. Noch eine kleine Verbindlichkeit mehr deine kleine Cousine zu lieben, die recht wohl gebildet und munter ist und zu leben verspricht. Ich empfehle also mein Mädchen dem Wohlwollen ihres Vetter. Für die Erhaltung unseres Namens werde ich bey der 2ten Auflage sorgen. Mein Weibchen wird es doch noch einmahl bey mir auswürken, daß ich sie nach Königsberg führe und sie dir und unsren Verwandten vorstelle. Wenn dieses aber auch nicht geschehen könte, so verlanget sie doch auch abwesend, auch unbekant deinem Herzen werth zu seyn. Ich empfehle mich, meine Frau und mein liebes Kind unserem lieben Vetter und Muhme Richter und unseren Schwestern bestens. Schreibe doch nächstens, es kan dir wohl nur eine Viertel Stunde kosten, und die ist nicht übel angewandt, wenn sie dem gewidmet wird, der recht aufrichtig ist

dein getreuer Bruder Kant.

Mietau, d. 21. Januar 1776.

Die Mahnung am Schluß dieses Briefes hat wahrscheinlich so wenig gewirkt wie die früheren, und so kehren dieselben Versicherungen, Anfragen und Erinnerungen in dem nächsten Briefe vom 4. Januar 1778 wieder. Mitau streckte vor 3 Jahren, heißt es darin, die Arme nach dir aus, war es Vaterlandsliebe, oder was war es, daß du nicht kommen wolltest? —

Ja, mein lieber Bruder, ein Brief, der Nachrichten von allem diesem enthält, wird mir so angenehm seyn als einem jungen Studenten ein Wechsel, wenn ihn seine Gläubiger plagen.

Ich bin noch immer Rector, das heißt auch Zeitlebens zur Galere condemnirt. Doch giebt mir Gott mein Auskommen. Haubtsächl. durch die kluge Wirthschaft meiner lieben Frau. Noch reuet es mich nicht ge-

[1] „Dieser war ein vertrauter Freund von Kant, wohnte mit ihm viele Zeiten in einer Stube." Heilsberg in Reickes Kantiana S. 48. „Er pflegte auch oftmals des verstorbenen geheimen Oberfinanzraths Wloemer als seines besten Jugendfreundes zu erwähnen, hegte noch in seinem Alter die zärtlichste Freundschaft für ihn und erhielt stets mit ihm einen freundschaftlichen Briefwechsel." Jachmann S. 76.

heyrathet zu haben. Die Liebe meiner treuen Gattinn und das Daseyn 2 muntrer Kinder ist auch bey der grösten Bedrängniß Glückseeligkeit. Ja, mein Bruder, ich habe würklich 2 Kinder, die mir Gott schenkte, eine Tochter Charlotte von 2 und einen Sohn Eduard von einem Jahre. Ich empfehle diese kleinen dem Herzen ihres Vettern. Meine Frau, die dich so inbrünstig küsset, als es sich nur in Gedanken thun läßt, würde es ihrem Schwager sehr hoch anrechnen, wenn er auch nur wenige Zeilen an sie besonders schreiben wolte.

Auch diesmal irrte sich Joh. Heinrich Kant, wenn er glaubte, daß das Schicksal ihm nichts Besseres zugedacht hätte als ein Galeerenleben. Sein nächster Brief, freilich wieder erst nach einem Zwischenraum von Jahren, führt uns aus der kurländischen Hauptstadt an einen etwas abseits gelegenen ländlichen Aufenthalt und damit auf die letzte Station seiner Lebensbahn.

Liebster Bruder! Die meiner Frau übersandte Haus-Mutter[1] machte ihr eine desto frapantere Freude, da sie sich nun ganz fest einbildete, du hättest ihre dreyste Bitte übel genommen und würdest jetzt nicht weiter an sie denken. Aus diesem Buche will sie sich nun zu einer recht wackeren Landwirthin ausbilden, welches itzt auch für mich ein neues Studium ist, da die Vorsehung mich auf meine übrige Lebensfrist von der Schule an den Pflug versetzet hat. Ich bin nun Prediger eines lettischen Kirchsprengels von recht weitläufigem Umfange. Eine beträchtliche Anzahl der in dem angränzenden Lithauen wohnenden Protestanten hält sich auch zu meiner Gemeine und fordert mich oft zu Excursionen bey ihren Kranken auf. Dieses Amt hatt also seine große fatiguen, die ich aber bey meinem durchweg gesunden und starken Körper nicht achte. Außerdem ist meine neue Situation weit angenehmer, als das lästige Schulamt war, das mich mit überhäuften Arbeiten und bei sehr knap zugeschnittenem Einkommen zugleich mit Nahrungs- und Familien-Sorgen niederdrückte. Diese beyde habe ich 6 Jahre getragen, Gott sey für meine Ausspannung gedankt. Jezt genieße ich Zufriedenheit, und meine Aussicht wird noch angenehmer werden, wenn ich mich erst aus dem Embarras von Schulden werde losgewickelt haben, die ich als ein angehender Landwirth, der Vieh, Pferde, Wagen und tausenderley Sachen nöthig hat, machen mußte.

Mein Pastorat ist von Mietau 6 und von Riga 10 Meilen entfernt, und nach der letzteren Stadt verführe ich meine Crescentien. Die Gegend, in der ich lebe, ist so reitzend, daß ein Zeichner, der in Curland herumreisen wolte Büen aufzunehmen, diese gewiß nicht weglaßen würde. Meine Aecker sind fruchtbar, und bey meinem Hause ist ein schöner Garten, der in Curl.

[1] Die Hausmutter in allen ihren Geschäfften. Leipzig 1778, 79. 3 starke Bände. (In der Bibl. der kurl. Gesellschaft f. Lit. u. Kunst.)

schon Aufsehen macht. Einen einzigen Fehler hat mein Aufenthalt, er ist beynahe ganz Umgangsleer. Meine Dioeceſe ist fürstl. Domaine, in welcher kein Adel wohnt. Doch Wirthschaft und Lecture lassen mich dieses Oede kaum fühlen. Mit meiner ehrlichen, häuslichen, liebreichen Frau lebe ich einträchtig und zufrieden. Und dieses häusliche Glück machen mir meine lieben Kinder vollends recht schmackhaft, zwey muntre, geistvolle Mädchen, Charlotte und Minna, und an die Stelle meines Eduards, den ich schon für einigen Jahren verlor, ein frischer Friedrich Wilhelm, welcher nun bald sein 1stes Jahr durchlebt hat. Das ist nun so eine flüchtig angelegte Squizze meiner gegenwärtigen Lage. Für deren Mittheilung ich dich recht sehr, mein Bruder, bitte, mir doch auch wieder einmahl etwas von deinem Gesundheitszustande, von deiner Zufriedenheit, von deiner litterarischen Wirksamkeit und dann auch davon Nachricht zn ertheilen, wie es unseren verehrungswürdigen Verwandten, Oheim und Tante Richter, und unseren Schwestern ergehet. So sehr bin ich doch nicht depayisirt, daß mir meine Vaterstadt, meine Geschwister und meine Verwandten ganz gleichgält geworden. Deine Critic der gereinigten Vernunft hat hier die Stimmen aller Denker, Rude donatus[1] wirst du als Autor doch wohl noch nicht seyn. Könnte denn wohl dein Bruder nicht auf den kleinen Vorzug Anspruch machen, zum voraus, ehe das Publicum dich liest, unterrichtet zu seyn, womit du es beschenken wilst. Lebe glücklich und heiter, mein Bruder, erfreue mich bald mit einem Briefe, auf den ich sehnlich warte, und liebe deinen Bruder

Joh. Heinrich Kant.

Altrahdensches Pastorat, d. 10. Sept. 1782.

Das Buch, welches Kant seiner Schwägerin zusandte, weist darauf hin, welche Thätigkeit er für die Frauen betonte. Er verlangte auch von den gebildeteren „Häuslichkeit und die mit der Häuslichkeit gewöhnlich verknüpfte thätige Aufsicht aufs Haus- und Küchenwesen. Gern kam er in der Unterhaltung mit solchen auf Angelegenheiten, die zu dem letzteren gehören, hin" (Borowski). Es war also ganz nach seinem Wunsche gehandelt, wenn die Schwägerin in einer Nachschrift zu dem Briefe ihres Mannes verspricht, aus dem fürtreflichen Werke, das ihr geschenkt worden, zu einer Professorin in der Wirthschaft sich ausbilden zu wollen.

Das Jahr 1781 bezeichnete in dem Leben beider Brüder eine Epoche. Immanuel Kant legte der Welt seine lange durchdachte Kritik der reinen Vernunft vor und gestaltete dann in einer Reihe von Schriften sein philo-

[1] Nach Hor. Ep. I, 1, 2. „Einen solchen Fechtstab (rudis) bekam der ausgediente Gladiator als Anerkennung seiner Meisterschaft und Zeichen seiner Entlassung; übertr. auf jede Befreiung oder Entlassung von Diensten, Geschäften oder Verrichtungen." (Lübker.)

sophisches System in seinen einzelnen Theilen aus, seinem Namen unsterblichen Ruhm sichernd. Der jüngere Bruder fand in ländlicher Abgeschiedenheit einen neuen Wirkungskreis, der ihn zwar dem geistigen Leben nicht ganz entrückte, aber doch mehr als früher isolirte, und widmete seine Kraft nur dem engen Kreise seiner Familie und seiner Gemeinde[1]. So vergingen wieder Jahre. In Kurland wurde wohl auch etwas bekannt von dem neuen Geisteslicht, das von Königsberg ausstrahlte, auch bei dem altrahdenschen Pastor, der sich und seine ehrliche Familie, wie er sich ausdrückt, frugalement und genügsam von seinem Acker nährte:

rusticus abnormis sapiens crassaque Minerva[2].

Der Eine trat schon in das siebente, der Andere in das sechste Jahrzehnt seines Lebens. Nach Jahren klopft dieser wieder einmal in Königsberg an, als der Sohn des reformirten Predigers in dem Radziwilschen Städtchen Birsen, Labowsky, seiner Studien wegen nach Deutschland reist. Wir sind beyde alt, schreibt er am 21. Aug. 1789, wie bald geht einer von uns in die Ewigkeit hinüber; billig also, daß wir beyde einmahl daran denken, der hinter uns liegenden Jahre [uns] wieder erinnern, mit dem Vorbehalt, in der Zukunft dann und wann (möge es auch selten geschehen, wenn nur nicht Jahre oder gar mehr als Lustra darüber verfließen) uns zu melden, wie wir leben, quomodo valemus. — Neben seinen Amtsgeschäften nimmt ihn der Unterricht seiner Kinder, deren Zahl auf vier angewachsen ist, in Anspruch. Am Schlusse treten diese der Reihe nach auf, um ihren verehrungswürdigen Herrn Oncle zu begrüßen.

Endlich, aber noch nicht durch diese Erinnerungen bewogen, widmet auch der so oft gemahnte dem fernen Bruder einige Zeilen der Theilnahme, und es scheint sehr wahrscheinlich, daß dies überhaupt (nach 1763) das erste Mal gewesen ist[3].

Lieber Bruder! Bey dem Besuche, den Ueberbringer dieses, Hr. Reimer, ein Verwandter von deiner Frau, meiner werthen Schwägerinn, bey mir abgelegt hat[4], ermangle ich nicht, was sich meiner überhäuften Beschäftigungen wegen nur in außerordentlichen Fällen thun läßt, mich bey dir durch einen

[1] Er wurde ordinirt 2. Februar 1781: Kallmeyer, Die evangel. Kirchen und Prediger Kurlands, bearb. von G. Otto. Mitau 1890.

[2] Hor. Sat. II, 2, 3.

[3] Dieser Brief und der vom J. 1803 (s. u.) finden sich jetzt in der königlichen Bibliothek zu Berlin (Acc. Mj. 4262). Von einer Enkelin des Pastors Kant, Baronin Adelheid von Korff, geb. v. Stuart, wurden beide dem König Friedrich Wilhelm IV. am 24. December 1855 nebst einer von Kant herstammenden Tabaksdose verehrt und von jenem der kgl. Bibliothek überwiesen. Der Gefälligkeit des Hrn. Bibliothekars Professor Dr. L. Chr. Stern habe ich Abschriften zu danken.

[4] Dorothea Elisabeth Havemann war in erster Ehe mit dem Pastor Georg

Brief in Erinnerung zu bringen. Unerachtet dieser scheinbaren Gleichgültigkeit habe ich an dich, nicht allein solange wir beyderseitig leben, oft genug, sondern auch für meinen Sterbefall, der in meinem Alter von 68 Jahren doch nicht mehr sehr entfernt seyn kan, brüderlich gedacht. Unsere zwey übrige, beydes verwittwete, Schwestern sind, die älteste, welche 5 erwachsene und zum Theil schon verheuratete Kinder hat, gänzlich durch mich, die andere, welche im Sct. Georgenhospital eingekauft ist, durch meinen Zuschus versorgt. Den Kindern der ersten habe, bey ihrer anfänglichen häuslichen Einrichtung, meinen Beistand, und auch nachher, nicht versagt[1]; so daß, was die Pflicht der Dankbarkeit, wegen der uns von unseren gemeinschaftlichen Eltern gewordenen Erziehung fordert, nicht versäumet wird. Wenn Du mir einmal von dem Zustande Deiner eigenen Familie Nachricht geben willst, so wird es mir angenehm seyn.

Uebrigens bin ich, in Begrüßung meiner mir sehr werthen Schwägerinn, mit unveränderlicher Zuneigung Dein treuer Bruder J. Kant.

Königsberg, d. 26. Januar 1792.

Obgleich Kant mit seinen Schwestern keinen Umgang unterhielt, so sehen wir doch, daß er auch ihnen gegenüber der Pflicht des Beistandes sich bewußt war, einer Pflicht, die er als Dankbarkeit gegen die Eltern, die sie ihm hinterlassen, auffaßte. Schon gleich nach seinem Tode haben die ihm näher Bekannten (Borowski, Jachmann, Wasianski) diese im Stillen geübten Unterstützungen hervorgehoben. Am 29. August 1791 hat er sein Testament im Stadtgericht niedergelegt. Das Unsrige, äußerte er etwa um diese Zeit gegen Borowski, gehört durchaus unseren Verwandten; ich werde keine anderen als die ganz gewöhnlichen Einrichtungen mit meinem Vermögen machen[2].

Man wird nach allem Früheren sich leicht vorstellen, wie sehr der Brief, die Erfüllung seines lange gehegten Wunsches, Johann Heinrich willkommen sein mußte, obwohl er in seiner lakonischen Form doch von dem

---

Wilhelm Reimer in Muischazeem († 1769) verheirathet, in zweiter mit dessen Nachfolger Lupschewitz. Sie war eine Schwester der Pastorin Kant (s. o.).

[1] „Mir ist es bekannt, daß er seinen Schwestertöchtern bei ihrer Heirath hundert Reichsthaler zur ersten Einrichtung gab, weil er ihnen dadurch zum eigenen leichteren Broterwerb verhelfen wollte. Bei Krankheitsfällen sorgte er dafür, daß mein Bruder sie als Arzt besuchte." Jachmann S. 103.

[2] Borowski S. 137 (1804): Es sind gerade 14 Jahre, da ich bei einem Besuch seine mir schon damals merkwürdigen Aeußerungen über letzte Willensmeinungen, Vermächtnisse und dgl. aus seinem Munde hörte. — Das Datum des ersten Testaments ist aus dem Eingang des späteren zu ersehen. — Er pflegte ehedeß oft sehr unwillig zu werden, wenn er hörte, daß irgend ein Verstorbener seine nächsten Verwandten, die, wie er sagte, doch darauf ihre Hoffnung gebauet, durch seine letzte Verordnung beeinträchtiget hatte. Rink S. 79.

herzlichen Ton, den dieser anzuschlagen pflegt, sich sehr unterscheidet. Hören wir ihn selber, wie er seinen Gefühlen Ausdruck giebt und von sich und den Seinigen Mittheilungen macht.

Lieber Bruder! Dein Brief vom 26. Januar a. c. ward mir von Reimers den 3ten Febr. eingehändigt. Es war mir ein festlicher Tag, an dem ich einmahl wieder die Hand meines einzigen Bruders und den Ausdruck seines gegen mich wahrhaftig brüderlich gesinnten Herzens sah und mit rechtem Freuden-Gefühl genoß: mein gutes Weib, die dich, obgleich persönlich unbekannt, recht innig liebet und ehret, trat ganz in meine Empfindungen ein, die sich auch meinen guten, dich aufrichtig liebenden und ehrenden Kindern recht lebhaft mittheilten.

Deine liebreiche Versicherung, du habest auf den künftigen Sterbefall — ferne möge er noch seyn — brüderlich an mich gedacht, bewegte uns alle bis zu Thränen. Dank — herzlicher Dank dir, mein Bruder, für diese Erklärung deines Wohlwollens; meinem treuen Weibe und meinen wahrhaftig gut gearteten Kindern möge das, was du uns von deinem Vermögen so gütig zugedacht hast, dereinst zu Theil werden, wenn ich einmahl der wahrscheinlichen Regel nach sie hinter mich gelassen habe. Glaube mir — wenn ich dir noch ein recht langes Leben wünsche, so ist dieser Wunsch wahr — er liegt lebendig in meiner Seelen.

Ich genieße freudenvoll den Ruhm mit, den du dir als Weltweiser erster Größe, als Schöpfer eines neuen philosophischen Lehrgebäudes erwirbst; Gott lasse dich doch die Vollendung deines Werks und seine Ausbreitung außer Deutschland, über den Rhein und über den Pas de Calais erleben. Im 68ten Jahre scheint man freilich schon mehr am Ziel zu stehen — aber so oft ich ein Gelehrten-Lexicon durchblättere, finde ich auf allen Seiten so viele Schriftsteller, die über 80 hinausgegangen sind, daß ichs als bekannt annehme, ein hohes Alter sey caeteris paribus das glückliche Loos der Denker — und Gelehrten, und dabey hoffe, dieses Loos werde auch dir, mein Bruder, zu Theil werden: daß du schwächlich und valetudinair bist, irrt mich in meiner Hypothese nicht — Fontenelle war es von Kindheit an und erreichte doch beynahe 90[1]. Ich jezt in meinem 55sten Lebensjahre, bey einer Gesundheit, die nie wankte, noch in voller Lebenskraft, wünsche noch etwa 15 bis 20 Jahre zu leben, damit die Meinigen bey meinem Tode nicht ganz leer ausgehen mögen. Im vorigen Jahre endigte ich die Bezahlung meiner Schulden, die ich als Rector in dem theuern — theuern

[1] Er starb den 9. Januar 1757 mit völligem Bewußtsein im hundertsten Jahre seines Alters, ein Vorläufer eines berühmten französischen Akademikers unserer Tage. Seine Brust war immer leidend, aber sein Magen desto stärker — anders als bei Kant.

Mitau machen mußte — und nun soll der Ueberschuß der Einkünfte meines Amtes, das mich nähret, Weib und Kindern aufgespart werden.

Meine Lage war nie so gut, daß ich etwas für meine armen Schwestern thun konnte, und desto lebhafter danke ich dir, mein Bruder, daß du alles für sie gethan hast. Du willst, mein Bruder — und das ist sehr liebreich von dir — meine Familien-Geschichte wissen. — Hier ist sie. Seit 1775 mit einem guten Mädchen ohne Vermögen verheirathet, habe ich 5 lieben Kinder gezeuget — mein guter Sohn Eduard ward nur 1 Jahr alt. 4 leben noch und versprechen mir lange zu leben und herzlich gute Menschen zu werden. Meine älteste Tochter Amalia Charlotte, seit dem 15. Januar 16 Jahre alt: ein lebhaftes, aber wißbegieriges Mädchen und emsige Buchleserin. Minna wird den 24ten Aug. 13 Jahre haben — sie verbindet mit einem stillen Character gute Naturgaben und eine unverdroßene Emsigkeit.

Friedrich Wilhelm — d. 27. Novbr. 11 Jahre — bieder und gutartig — ein Israelite, in dem kein Falsch ist — er wird gewis nie eine andere Linie betreten, als die gerade von einem Punkte zum andern.

Henriette d. 5. Aug. 9 Jahre — voller Feuer bey dem besten Herzen.

Diese guten Kinder unterrichte ich izt selbst. Denn der Versuch, adelige Kostgänger und mit ihnen 2 Hauslehrer hinter einander zu halten, mislang mir gänzlich. — Leyder sieth nichts in Curland so schlecht aus als die Erziehung der Jugend. — Die Leute — die sich als Hauslehrer durch Empfehlung einschleichen, — sind oft wahre Adepten, — sie versprechen goldene Berge und zeigen sich am Ende als unwißende Betrüger. So gings mir auch.

Lebe ich, und schenkt mir Gott die Mittel dazu, so wird mein Junge ein Wundarzt — aber studiren soll er die Chirurgie und nicht in einer Tonstrina Handwerksmäßig erlernen — dieses Fach kann ihm noch in seinem Vaterlande Brod geben, denn mit der Theologie wäre es zu mislich für ihn, da hier so viele auf der Expectanten-Bank sitzen — davon über 1/3 im Schulstaube verschmachtet. Oncle und Tante Richter werden wohl beyde schon in der Ewigkeit seyn. — Sie waren mir väterl. und mütterl. Wohlthäter und Pfleger, ich segne ihr Andenken. — Sit illis terra levis. — Gelegentlich bitte ich ihrem nachgelaßenen Sohne, meinen Vetter Leopolden, herzlich von mir zu grüßen und ebenso aufrichtig meine guten Schwestern und ihre Kinder, meine Frau und Kinder vereinigen sich in diesem Gruß mit mir, — jede Nachricht, daß es ihnen wohl geth, wird mir erfreulich seyn. Meine Frau ist nicht wenig stolz darauf, daß du sie in deinem Briefe als deine werthe, liebe Schwägerin begrüßest, sie umarmet dich und danket nochmahls recht lebhaft für das grosse oeconomische Werk, Die Hausmutter,

das du ihr vor einigen Jahren zum Geschenke überschicktest, — das Buch ist ihre Encyclopaedie. Meine Kinder wollen sich durchaus dem Gedächtniß ihres Oncles einverleiben — ehe du dich versiehst, hast du einen Brief von ihnen, der dir freilich zum Durchlesen nicht so viel Zeit stehlen wird, als der meinige — er wird kürzer seyn. — Verzeihe mir diese weitläufige Schreiberei — mein Herz riß meine Feder fort — und dieses Herz saget dir — daß ich aufrichtig bin dein

dich liebender treuer Bruder J. H. Kant.

Altrahden, d. 8. Febr. 1792.

Ein Schreiben der Kinder, wie es hier am Schlusse angekündigt wird, liegt aus späterer Zeit (19. Aug. 1795) vor und erbittet von dem verehrungswürdigen Herrn Onkel ein sichtbares Andenken. „Etwas also, das die Vorstellung belebt — etwas, das Sie uns gewissermaßen gegenwärtig machen würde, eine Locke von Ihren ehrwürdigen grauen Haaren hätten wir doch sehr gerne — die würden wir in Ringe faßen laßen und uns so fest einbilden, wir hätten unsern Onkel bey uns — und uns bey dieser Täuschung recht glücklich fühlen. — Diese einmüthige Bitte können Sie uns gewähren, geliebtester Oncle —"

Von des Vaters Hand liegt nichts weiter vor. Doch besitzen wir noch den Wortlaut eines Briefes, den der ältere Bruder bereits aus der Zeit, wo seine akademische Lehrthätigkeit geschlossen war und er die 70 überschritten hatte, an den kurländischen Pastor gerichtet hat[1].

Lieber Bruder! Die Veränderungen, die in unserer Familie hiesigen Orts kürzlich vorgegangen sind, bestehen darin: daß deine ältere Schwester im vorigen Sommer nach einem langen Krankenlager auch mit Tode abgegangen und dadurch eine Pension, die ich ihr seit 1768 zu ihrem Unterhalt gab, vacant geworden, welche ich aber, aufs doppelte erhöhet, an die hinterlassene Kinder gegeben; wozu noch eine an die einzige noch lebende, im St. Georgenhospital sonst gut versorgte, Schwester Barbara kommt: so, daß ich keinen, weder von meinem Geschwister, noch ihren zahlreichen Kindern, deren ein Theil schon wieder Kinder hat, habe Noth leiden lassen und so fortfahren werde, bis mein Platz in der Welt auch vacant wird: da dann hoffentlich etwas auch für meine Verwandte und Geschwister übrig bleiben wird, was nicht unbeträchtlich seyn dürfte.

Meinen Neffen, namentlich der Amalia Charlotte, mache ich einen

[1] Der Brief befand sich 1864 im Besitz der verstorbenen Frau Dr. Hänsell in Libau, einer Enkelin des Pastors, und wurde in einer Abschrift damals Reicke in Königsberg bekannt. Durch dessen Gefälligkeit bin ich im Stande ihn oben mitzutheilen. — Der zweite findet sich im Original in der Autographensammlung des kurländischen Provinzialmuseums Bd. II.

freundschaftlichen Gruß, — bitte Einlage zu bestellen und bin mit brüderlicher Zuneigung

Dein Dir ergebener J. Kant.

Königsberg, d. 17ten December 1796.

Die Einlage (2 Bl. 4., wovon nur die erste Seite den Brief enthält) trägt auf der vierten Seite die Adresse: An Herren Rickmann, Secretär des Bauskischen Kriegsgerichts in Bauske in Curland[1], und lautet:

Ew. Hochedelgeb. Verlobung mit meiner Cousine ist mir, theils nach dem Lobe von meinem Bruder, theils nach dem Characterzuge Ihres eigenen Briefes sehr angenehm. Da das Blut meiner beyden verehrten Eltern in seinen verschiedenen Abflüssen sich noch nie durch etwas Unwürdiges, dem Sittlichen nach, verunreinigt hat: so hoffe ich, Sie werden es ebenso bey Ihrer Geliebten finden, wozu ich dann von Herzen Glück wünsche.

Meine Zögerung mit der Antwort auf Ihre gütige Zuschrift werden Sie mir verzeihen, weil ich mit Geschäften, die ich nicht wohl unterbrechen kann, beladen bin und es sich im 73sten Jahr seines Alters nicht gut wieder einbringen läßt, wenn man aus der vorgezeichneten Bahn sich Abweichungen erlaubt hat.

Mit dem größten Vergnügen werde ich jede mir zukommende Nachricht von Ihrem beyderseitigen Wohlbefinden aufnehmen und bin mit Hochachtung und Verwandtschaftsneigung

Ihr ergebenster treuer Diener J. Kant.

Königsberg, d. 17. Dec. 1796.

Kants Tischgenossen aus den letzten Lebensjahren haben es bezeugt, mit welcher Bewegung der Greis von seinen Eltern gesprochen hat. Hier mögen als eine Aeußerung aus dem Jahre 1797 die Worte angeführt sein, die Kant selbst in einem Briefentwurf niedergeschrieben hat[2]: — außer den Descendenten meiner Geschwister ist (da ich selbst ledig bin) mein Stammbaum völlig geschlossen: von dem ich auch weiter nichts rühmen kann, als daß meine beiden Eltern (aus dem Handwerksstande) in Rechtschaffenheit, sittlicher Anständigkeit und Ordnung musterhaft, ohne ein Vermögen (aber doch auch keine Schulden) zu hinterlassen, mir eine Erziehung gegeben haben, die von der moralischen Seite betrachtet gar nicht besser seyn konnte und für

[1] Kriegsgericht ist in Kreisgericht zu verbessern. S. das Adreßbuch der kurl. Statthalterschaft 1796 S. 25. 1799 war Karl Wilhelm Rickmann Secretär des Bauskeschen Hauptmannsgerichts (Mit. Anzeigen 1799, S. 141), er starb 1830, 65 Jahre alt (Mittheilung von Hrn. Arbusow aus dem Bauskeschen Kirchenbuch).

[2] Als Antwort auf das Schreiben des Bischofs Lindblom vom 13. Aug. 1797: Kants Briefe, herausg. von Schubert (sämmtliche Werke, 11. Theils 1. Abth.). Leipzig 1842, S. 174.

welche ich bei jedesmaliger Erinnerung an dieselbe mich mit dem dankbarsten Gefühle gerührt finde.

Die Wünsche, welche Joh. Heinrich Kant in Bezug auf die Lebensdauer ausgesprochen, gingen nur zum Theil in Erfüllung. Der Greis mit einem kränklichen Körper erreichte ein Alter, das zwar dem Fontenelles nicht gleichkam, aber das anderer deutscher Philosophen hinter sich läßt; Jener aber, der sich eines durchweg gesunden und starken Körpers gerühmt hatte, gelangte nicht dahin, die Erziehung seiner Kinder vollendet zu sehen und die Seinigen drückender Sorgen überhoben zu wissen.

Am 17. März 1800 brachte die Mitausche Zeitung folgende Todesanzeige:

Am zweyundzwanzigsten Februar dieses Jahres, des Morgens um sieben Uhr, starb mein innig geliebter Gatte, Johann Heinrich Kant, weiland Pastor zu Alt- und Neurahden, nachdem er an mancherley Zufällen, die zum Theil Folgen des ihn im Herbst 1798 betroffenen Anfalls eines Schlagflusses waren, gelitten hatte. Mit dem kummervollsten Herzen mache ich diesen für mich und meine Kinder unersetzlichen Verlust allen Verwandten und Freunden hierdurch schuldigst bekannt.

Maria, verwittwete Pastorin Kant, gebohrne Havemann.

Altrahden im Pastorat, d. 27. Febr. 1800.

Auch der Vater Kants starb im Alter von 63 Jahren, nachdem er anderthalb Jahre vorher von einem Schlag befallen war, an einer gänzlichen Entkräftung[1].

So war nun ein Leben beschlossen, das auf einem begrenzten Schauplatz in engem Wirkungskreise verlaufen war. Niemals war dem Verstorbenen eine hervorragende Rolle zugetheilt gewesen. Für uns liegt das Interesse an seiner Persönlichkeit doch nur in seinem Namen und seinen Beziehungen zu einem Größeren. Aber kein unbedeutender Mann unter seinen kurländischen Zeitgenossen ist Joh. Heinrich Kant gewesen, obwohl die Nachwelt ihn vergessen hat, wenn wir die Eigenschaften und Charakterzüge uns vorstellen, die von ihm überliefert werden[2].

---

[1] So bezeugt Kant selbst bei E. Arnoldt „Kants Jugend und die ersten Jahre seiner Privatdocentur“: Altpreuß. Monatsschr. 18, 609 (1880).

[2] Das Folgende ist der Wortlaut eines Briefes „aus Baldonen in Curland“, der in den Fragmenten aus Kants Leben (ein biograph. Versuch, Königsberg 1802) S. 14 ff. mitgetheilt wird. Als Verfasser dieses Büchleins wird ein sonst nicht genannter Dr. med. Mortzfeldt von Wald in Reickes Kantiana S. 30 bezeichnet. Der Schreiber des Briefes wird Pastor Köhler in Baldohn gewesen sein, der von 1776 an neben dem Verstorbenen an der Mitauschen großen Stadtschule gewirkt hatte und 1800 Director der Bauskeschen Kasse für Prediger-Wittwen und Waisen war. — In der ersten Biographie Imm. Kants (Leipzig 1804) ist der Brief Bd. 1, S. 19 ff. wiederholt und danach von S. B. in Reckes Wöchentl. Unterhalt. 1805. 1, 140 f. benutzt.

„In Rücksicht seiner literarischen Kenntnisse war er in den meisten Fächern, welche auf sein vorgesetztes Studium mit- oder unmittelbaren Bezug haben konnten, wohl unterrichtet. Sein Lieblingsfach war die Geschichte, worinnen er bewunderungswürdige Kenntnisse erreichte. Er war ein großer Verehrer der praktischen Philosophie[1]. Ebenso wie sein Bruder liebte er nicht die Systeme, welche nach diesem oder jenem geformt waren, er stimmte oft mit den Meinungen desselben überein, dessen Schriften er bis auf die Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft gelesen hatte, aber von da ab keine mehr lesen wollte, weil, wie er sagte, sein alter Kopf nicht mehr sich einer neuen Terminologie anvertrauen könne[2]. Uebrigens war er der kritischen Philosophie nicht zuwider. In jüngeren Jahren hatte er den Unterricht bei seinem Bruder genossen[3]. Er besaß gute Kenntnisse in der Mathematik und befleißigte sich besonders auf das kritische Studium der Alten. Den Horaz und Virgil konnte er beinahe auswendig und zog den Letzteren dem Homer vor[4].

Schätzbarer aber als alle diese Gelehrsamkeit waren die Eigenschaften seines Herzens. Nie hat er eine Unwahrheit gesagt, nie Jemandem Unrecht zugefügt, er war aufrichtig und sagte Jedem seine Meinung frei heraus. Was Recht und Gerechtigkeit forderte, was die Wahrheit und Vernunft heischte, das sagte er ohne Scheu, und darum hat er auch das Unglück gehabt, von Vielen, die freilich jene edlen Begriffe nur dem Namen nach kennen, für einen Freiheitsprediger gehalten zu werden[5]. Man hat ihn zwar deswegen nicht angefochten, jedoch scheint seine Familie darum zu leiden.

---

[1] Er war kein speculativer Kopf, sagt S. B. — Rink S. 125: eine andere wesentliche Verschiedenheit äußerte sich darin, daß der Pastor, wie ich von sehr glaubwürdigen Personen, die ihn genau kannten, erfahren habe, der speculativen Philosophie ziemlich abhold war. Rink hatte 1793 u. 94 in Kurland gelebt. Was S. 78 „die ihn (J. H. Kant) näher gekannt haben" von seinem Charakter und seinen Kenntnissen rühmen, stimmt zu der obigen Schilderung.

[2] Das genannte Buch kam 1793 heraus. Auffallend ist, daß von der Stellung des Pastors Kant zu Religion und Theologie sonst nichts gesagt wird.

[3] Dies bezeichnet Borowski S. 273 als Irrthum.

[4] Den Horaz und Virgil citirte er bei jeder Veranlassung, wobei ihm sein seltenes Gedächtniß sehr zu statten kam. S. B. — Ein paar Horazische Erinnerungen enthalten auch seine Briefe. Aus diesen ergiebt sich noch seine Bekanntschaft mit dem Französischen, aus welchem er häufig Ausdrücke einflicht, wie es wohl damals in der gebildeten Gesellschaft Kurlands üblich war.

[5] Da er so unverhohlen und freimüthig bei jeder Gelegenheit seine Meinung äußerte, so konnte es nicht fehlen, daß er sich manche Feinde zuzog. Aber auch diese konnten seiner strengen Tugend ihre Achtung nicht versagen. S. B. — Die angebliche Disharmonie beider Brüder, die dann in einer Anmerkung berührt wird, hat keinen thatsächlichen Grund, nur von einer Entfremdung könnte die Rede sein.

Die Kirchenkasse, welche nicht sehr groß war, hat er sogar mit dem Seinigen vermehrt. Auch die stärkste Leidenschaft, neu herausgegebene Bücher zu lesen, hat ihn daran nicht gehindert. Diese Begierde wurde durch seine kärgliche Einnahme sehr beschränkt, welche ihm nicht geringe Sorge in der Erziehung seiner Kinder machte. Geschrieben hat er nichts, aber beinahe bis zu seiner letzten Lebensstunde beschäftigte er sich mit gelehrter Lectüre. Herders Ideen zu seiner Philosophie der Menschheit war das Buch, welches er die Nacht vor seinem Tode gelesen hatte.

Von diesem hatte er eine andere Meinung, als sein Bruder, der seinen Gegensatz zu Herder offen erklärt hatte und dessen Bücher nicht weiter würdigte[1]."

Wir haben noch Einiges über die Beziehungen der Hinterbliebenen zu Immanuel Kant mitzutheilen. Von den Briefen gehen uns leider einige ab, wie aus den noch vorhandenen zu ersehen ist. Der erste unter Kants Papieren auf der Königsberger K. u. Univ.-Bibliothek gefundene ist von der Pastorin Kant ausgegangen, aber nicht von ihrer Hand geschrieben, und lautet[2]:

Wohlgeborener Herr, Insonders Hochzuehrender Herr Professor, Verehrungswerther Herr Bruder! Ich hielt es für meine Pflicht, Ew. Wohlgebornen schon vor vielen Wochen den erfolgten tödtlichen Hintrit meines innig geliebten Gatten Johann Heinrich Kant, weyland Predigers zu Alt- und Neurahden in Kurland, den am 22. Februar dieses Jahres der Tod mir und meinen unversorgten Kindern, zu unser aller namenlosen Schmerz, entriß, geziemend anzuzeigen —. Zugleich war ich auch so dreist, im Vertrauen auf die dem Wohlseeligen von Ew. Wohlgebornen geschenkte brüderliche Gewogenheit, mich und meine armen Kinder, bey unsrer so zerrütteten und traurigen oeconomischen Lage, Deroselben menschenfreundlichen Herzen zu empfehlen. Allein bis jetzt habe ich vergebens auf eine geneigte günstige Antwort von Denenselben gewartet, und die Zukunft verdunkelt sich je mehr und mehr unsern thränenvollen Blicken —. Daher wage ich's noch einmal Ew. Wohlgebornen Mitleidsgefühl gegen die verlassene Familie Ihres seeligen Bruders, der Dieselben so wie wir alle innig verehrte, in Anspruch zu nehmen —. Mein letzter Brief hat Ew. Wohlgebornen eine getreue Darstellung unsrer Lage gegeben, die bey aller Oeconomie und Frugalität unsrer Lebensart, da besonders in den letzten Jahren die Einkünfte meines seeligen Mannes sehr geringe und die Ausgaben unsrer starken Haushaltung groß waren, traurig geworden; indem er nicht nur gar keinen Fond, von dem

[1] Borowski S. 169.

[2] 2 Bl. 4. Nach einer Abschrift des Hrn. Bibliothekar Dr. Reicke, dessen bereitwilliger Hilfe ich auch die Abschrift der beiden folgenden Briefe zu danken habe.

wir leben könnten, sondern noch dazu einige Schulden hinterlassen hat. Durch Veräußerung unsrer Wirthschaft hoffe ich zwar die Schulden zu tilgen; allein wovon ich mit meinen drey unversorgten Kindern subsistiren soll, das weiß Gott, der Vater der Wittwen und Waisen —! Nochmals flehen wir daher Ew. Wohlgebornen menschenfreundliches Herz um einige Hülfe und Unterstützung in dieser traurigen Lagen an und hoffen mit gutem Grunde keine Fehlbitte zu thun —!

Indem wir mit Zuversicht der Erfüllung unsrer nothgedrungenen Bitte entgegensehen und schon im voraus Deroselben gütigen und menschenfreundlichen Gesinnungen, die unsern Kummer lindern, mit inniger Dankbarkeit verehren und die heißesten Seegenswünsche für dieselben zum Himmel thun, habe ich noch besonders die Ehre, mit der vollkommsten Hochachtung und Ergebenheit zu seyn Ew. Wohlgebornen ergebene Dienerinn

[gez.] Maria verwittwete Pastorinn Kant,
geborne Havemann.

Altrahdensches Pastorath in Kurland, den 16. März 1800.

Auch ein junger Theolog, Karl Christoph Schoen, der mit der zweiten Tochter des Verstorbenen, Minna, sich verlobt hatte und als Hauslehrer bei dem Pastor Köhler in Baldohn lebte, suchte durch Vorstellungen über die vorliegende Nothlage auf Kant, da von ihm allein Hilfe zu hoffen war, einzuwirken. Daß dieser aber nicht sogleich zu helfen bereit war, während er doch gegenüber seinen Schwestern es als Pflicht erkannte, ersehen wir auch aus einer Bemerkung, die er seiner Gewohnheit nach auf einen kleinen Zettel hingeworfen: „Es kann nicht verlangt werden, daß ich mich ausziehe ehe ich mich schlafen zu legen bereit bin d. i. daß meine Verwandte schon in meinem Leben mich beerben sollen. — Meines verstorbenen Bruders Kinder werden nach meinem Ableben schon ihr Theil bekommen. — Ich habe noch andere, nämlich hiesige Verwandte, die ich zum Theil schon jetzt obzwar willkührlich pensionire[1].“ Er mußte doch wohl die Lage des Bruders und seiner Familie anders auffassen als die der Schwestern. Jener hatte mindestens an 20 Jahre ein ausreichendes Einkommen genossen und damit die Verpflichtung gehabt, die Zukunft der Seinigen zu sichern. Hatte er, der Aeltere, doch selber lange Jahre mit den beschränktesten Einnahmen hauszuhalten verstanden und später, als diese ergiebiger, doch immer nicht reichlich flossen, ein Vermögen gesammelt. Bei Abfassung seines zweiten Testaments 1798 belief sich dieses auf 42,930 Gulden (oder 14,310 Thaler), aber die Renten waren dann durch eine Reduction von 6 auf 5 Procent um 100 Thaler jährlich vermindert worden, und die Einnahmen von den Vorlesungen und dem Ertrage der Schriften

[1] Reicke aus Kants Briefwechsel. Königsberg 1885. S. 14.

waren nun fortgefallen. Gleichwohl wurden die Hoffnungen der armen Familie nicht getäuscht. Auf dem zweiten Briefe von Maria Kant hat der Kaufmann Jacobi, einer von Kants Freunden, vermerkt, daß ihm am 19. Juni 1800 der Auftrag geworden ist, quartaliter an die Frau Pastor Kant in Alt-Rahden funfzig Reichsthaler preußisch courant gegen Quittung auszahlen zu lassen. Die Antwort, welche Kant selbst seiner Schwägerin zugeschickt, ist nicht mehr zu ermitteln, doch haben sich zwei Danksagungen für die zugesicherte und schon eingetroffene Unterstützung erhalten, die eine von der Wittwe aus dem altrahdenschen Pastorat (vom 19. Juli), die andere umfänglichere von Schoen aus Baldonen (vom 1./13. Juli). Diese zweite enthält neben Ausdrücken der Verehrung für den „Mann, der den Menschen die Würde seines Geistes kennen lehrte, auch selbst mit Freuden das Gesetz erfüllt, dessen Befolgung den Menschen allein zu seiner erhabenen Bestimmung leiten kann", und neben der Bezeugung der Dankbarkeit, die der Briefsteller begreiflich mit der erfreuten Familie theilt, auch einige Worte zur „Rechtfertigung wegen des ihr gemachten Vorwurfs der Unbesorgtheit".

Der Versuch des Verstorbenen nämlich, durch die Vermählung seiner Tochter mit Schoen und die Anstellung desselben als Amtsgehilfen sich und seiner Familie die Zukunft zu erleichtern, war daran gescheitert, daß ein älterer Theolog schon die Anwartschaft auf die nächste erledigte Pfarre besaß und erst nach dessen Versorgung die Zulassung eines Adjuncten zugestanden werden sollte. Nun hatte aber der Tod diese Hoffnung zerstört, jener Candidat war sofort für Alt-Rahden bestimmt worden, und Schoen hatte sich der Zukunft zu getrösten. Wenn er eine Versorgung erhielte, wollte er mit der Verbindung mit seiner Verlobten zugleich die Erhaltung der Familie über sich nehmen.

Dieser ersehnte Zeitpunkt trat glücklicher Weise schon im nächsten Jahre ein. Das Kirchspiel Durben erwählte Schoen zum Prediger der deutschen Gemeinde, und das kurländische Consistorium stellte im November 1801 die Berufung aus. Als er dann im October 1802 sein Amt antrat, schien somit für ihn und die Familie Kant die Zeit der Sorgen zu Ende und ihr Auskommen sichergestellt zu sein[1]. Auch die jüngste Tochter, Henriette, verlobte sich 1803 mit dem Inspector des Zollamtes in Libau, Friedrich Stuart, und heirathete noch in demselben Jahre. Den Kindern kam es zu gute, daß der Vater eben so viel für ihre moralische und intellectuelle Bildung, als die Natur für ihre körperliche Bildung gethan hatte[2]. Der einzige Sohn

[1] Doch entstanden wegen dieser Wahl Weiterungen und hatten zur Folge, daß Schoen nochmals 1804 gewählt und erst darauf förmlich introducirt wurde, obwohl er das Amt schon vorher versehen hatte. S. Kallmeyer und Otto.

[2] Rink S. 125.

des Pastors Kant, dessen in den Briefen nicht gedacht wird, befand sich wohl schon beim Tode des Vaters oder gleich darnach in einem kaufmännischen Geschäft in Mitau, wo er später eine eigene Handlung gründete.

Einige Briefe des alten Königsberger Ohms bezeugen uns den Antheil an jenen Vorgängen, die seine entfernt lebenden Angehörigen betrafen.

I. An Schoen[1].

HochwohlEhrwürdiger Herr Pastor, HochzuEhrender Herr. Das geneigte Schreiben Ew. HochwohlEhrwürden vom 16. März habe ich am 17. April erhalten und aus demselben die beyden für mich angenehmen Nachrichten der Versorgung Ew. HochwohlEhrwürden so wohl, als auch dero Verbindung mit meiner Brudertochter ersehen[2]. Ich nehme an beyden Ereignißen den aufrichtigsten Antheil und begleite sie mit meinen besten Wünschen. Meine Kräfte nehmen mit jedem Tage ab, meine Muskeln schwinden; und ob ich gleich keine eigentliche Krankheit jemals gehabt habe und auch jetzt keine befürchte, so bin ich doch bis jetzt seit zwey Jahren nicht aus meinem Hause gewesen, sehe aber mit Muth jeder mir bevorstehenden Veränderung entgegen. Meine gute Gesinnungen gegen meine Verwandten werde ich bis zu diesem Zeitpunkt unveränderlich erhalten und auch nach meinem Tode dieselben beweisen. Ich kan die Empfehlung an die Meinen keinem beßer auftragen als Ihnen, der Sie Sich bald auch in den Kreis derselben einschließen werden. Ich habe die Ehre zu seyn

Ew. HochwohlEhrwürden ergebenster Diener

Königsberg, d. 28. April 1802. Immanuel Kant.

II. An Stuart[3].

Wohlgebohrner Herr, Insonders HochzuEhrender Herr Inspecktor. Die schmeichelhafte Zuschrift Ew. Wohlgebohrnen vom 20. März und besonders die darin mir bekant gemachte Verbindung Ew. Wohlgeb. mit meiner Brudertochter hat mir ein wahres Vergnügen gemacht, und das in den Tagen meines Lebens, da man nur für wenige Freuden mehr empfänglich ist. Die

[1] Im Besitz der Familie Schoen in Libau. Nur die Unterschrift ist von Kants eigener Hand.

[2] Nämlich daß Beides nun gesichert ist.

[3] In der K. Bibliothek in Berlin (s. S. 550, Anm. 3); wahrscheinlich der letzte von sämmtlichen Briefen Kants. — Bei Eröffnung von Kants Testament im akademischen Senat zu Königsberg am 15. Febr. 1804 bemerkte Wasianski, der Testamentsvollstrecker, „daß die Brudertochter des Testatoris, des Erblassers, Heinriette, welche sich bei Herrn Pastor Koehler in Boldau (so) aufgehalten, nach einem vorgefundenen Brief vom 20. März a. pr. den 1ten desselben Monats mit dem Inspector bei der Libauschen Port-Tamoschna Friedrich Stuart wäre verlobt worden; ob aber die Hochzeit erfolgt wäre, solches wäre ihm nicht bekannt". Nach der Stammtafel der Familie von Korff (A. 6 im kurländ. Ritterschaftsarchiv) geschah die Vermählung 1803.

Versicherung meines hiesigen Freundes Herrn Jacobi, der von Herrn v. Hagedorn[1] dieselbe erhalten hat, daß die Verbindung für meine Brudertochter in mehr als einer Rücksicht vortheilhaft sey, hat meine Theilnahme an Ihrem Glücke mit Grund vermehrt. Empfangen Sie, Beyde Verlobte, statt meines verstorbenen Bruders hiemit meinen väterlichen Segen, der Sie und alle Meinigen, zu welchen ich von nun an Ew. Wohlgebohrnen zu zählen die Ehre habe, gewiß begleitet. Ich ersuche Sie ergebenst mich meinen dortigen Verwandten zu empfehlen; Sich selbst aber von der vollkommensten Hochachtung zu überzeugen, mit welcher ich zu verharren die Ehre habe

Ew. Wohlgebohrnen ergebener Freund und Diener

Königsberg, d. 9. April 1803. J. Kant.

Im folgenden Jahre schloß Kant kurz vor Vollendung des achtzigsten Jahres sein Leben, das freilich zuletzt nur noch ein physisches Dasein gewesen war. Den Kindern seines Bruders fiel damit nach Abzug der Summen, die er für Vermächtnisse und Pensionen bestimmt hatte, die Hälfte seines hinterlassenen Vermögens zu. Auch das umfangreiche philosophische Werk, an welchem er seit etwa 10 Jahren beschäftigt gewesen war, kam damals nach Kurland, von wo es, lange verschollen, vor 35 Jahren wieder auftauchte.

Victor Diederichs.

[1] Kaufmann in Libau.

Harnacks Angriff auf das apostolische Glaubensbekenntniß,

beleuchtet von einem baltischen Theologen.

Des Berliner Professors Adolf Harnack Angriff auf das apostolische Glaubensbekenntniß ist weder etwas Neues, noch kann derselbe als von ihm herrührend überraschen. An mehrfachen Versuchen, das Apostolikum aus seiner Stellung in der Kirche zu verdrängen, hat es in diesem Jahrhundert nicht gefehlt, zuletzt wurde noch vor etwa funfzehn Jahren eine lebhafte Agitation zu seiner Beseitigung in Berlin in Scene gesetzt, und wer mit den dogmenhistorischen Forschungen und Anschauungen Harnacks einigermaßen bekannt war, der konnte über seine Stellung zum apostolischen Glaubensbekenntniß nicht im Unklaren sein. Zwei Umstände erst gaben seinem Auftreten eine weitreichende Bedeutung: die Antwort, welche er seinen Schülern ertheilt hat und die aus Eisenach von ihm und seinen Gesinnungsgenossen erlassene Erklärung. Er hat den Studenten, welche bei ihm anfragten, ob sie nicht eine Petition um Abschaffung des Apostolikums einreichen sollten, wie es billig und recht ist, geantwortet, daß sie zu einem solchen Schritte weder berufen, noch reif genug wären. Mit dieser Erklärung wäre die Sache nun eigentlich erledigt gewesen. Harnack hat aber seiner Antwort noch einen Rath hinzugefügt, dahin gehend, daß allerdings die Beseitigung oder wenigstens die Aufhebung der obligatorischen Geltung des Apostolikums in der Kirche wünschenswerth sei, und daß für die jungen Theologen, wenn sie erst im Amte ständen, die rechte Zeit sei, das zu thun, was für sie gegenwärtig verfrüht und unrichtig wäre. Dieser Rath mußte das größte Befremden bei allen Ernstgesinnten und berechtigte Entrüstung in allen kirchlichen Kreisen erregen. Also Harnacks Schüler sollten ganz ruhig in den Dienst der Kirche treten und sich auf das Apostolikum verpflichten mit der unausgesprochenen Absicht,

sobald sie erst im Amte seien, Schritte zur Beseitigung dessen zu thun, was zu bekennen und zu halten sie gelobt. Wenn das nicht die vielgeschmähte reservatio mentalis in ihrer unumwundesten Form ist, dann giebt es keine solche! Ein derartiges Verfahren wäre ganz im Sinne und Geiste des so viel angefochtenen Lehrbuchs der Moral vom Jesuiten Gury, aber wahrhaftig nicht evangelisch oder eines evangelischen Geistlichen würdig. Daß gegen solche Rathschläge und gegen Harnacks geringschätziges Urtheil über das Apostolikum sich auf der Seite der Kirchlichgesinnten eine heftige Erregung kundthat, ist natürlich, und es würde traurig sein, weil ein Zeichen völliger Erstorbenheit der Kirche, wenn es nicht geschehen wäre. Die Eisenacher Erklärung aber ist deshalb von Bedeutung, weil in ihr die Anhänger der verbreitetsten und immer mehr die Herrschaft auf den deutschen Universitäten gewinnenden Richtung, der Ritschlschen Schule, ihre im Wesentlichen mit Harnack übereinstimmende Stellung zum Apostolikum ausgesprochen haben. Daß das mit voller Klarheit und Bestimmtheit geschehen ist, kann man freilich nicht behaupten, es zeigt sich vielmehr auch hier die den Theologen dieser Schule stets eigene schillernde Unbestimmtheit des Ausdrucks. Aber das ist doch klar, daß sie höchstens nur noch einen facultativen Gebrauch des apostolischen Glaubensbekenntnisses in der Kirche gestatten wollen. Als nun von den Synoden und Pastoralconferenzen, in kirchlichen Blättern und in Einzelschriften entschiedene Proteste gegen Harnacks Auftreten veröffentlicht wurden, als die Zeitungen sich der Sache bemächtigten, da beschwerte sich der Berliner Professor bitter über das gegen ihn ins Werk gesetzte „Treiben". Unwillkürlich fällt dabei einem Jeden die Fabel vom Wolfe und dem Lamme ein. Es war auch in den Blättern, die natürlich in ihrer großen Mehrzahl für Harnack Partei nahmen, vielfach die Rede von einer Bedrohung der Freiheit der Wissenschaft durch die gegen Harnack von kirchlicher Seite gerichteten Proteste. Das wirkt geradezu komisch, wenn eine solche Phrase auch auf den liberalen Durchschnittsphilister in Deutschland niemals ihre Wirkung verfehlt. Die Wissenschaft erfreut sich gegenwärtig in Deutschland einer fast schrankenlosen Freiheit, in der Theologie insbesondere kann jeder protestantische Professor lehren, was ihm gutdünkt, und ebenso der katholische, soweit es seine kirchliche Obrigkeit erlaubt. Nach Harnacks Ansicht schließt die unveränderte Beibehaltung des Apostolikums in der Kirche einen schweren Nothstand in sich. Da muß man doch fragen: Für wen eigentlich? Für alle Kirchlichgesinnten selbstverständlich nicht. Aber auch für die große Masse der Indifferenten, die nur äußerlich zur Kirche gehören und den Gottesdienst selten oder nie besuchen, kann die Beibehaltung des Apostolikums gewiß keinen Nothstand bilden; denn diese lassen Glaube und Lehre der evangelischen Kirche überhaupt auf sich beruhen, oder wenn sich einzelne von ihnen darum

kümmern, so nehmen sie an dem Inhalt des Evangeliums selbst Anstoß und das apostolische Glaubensbekenntniß ist für sie etwas ganz Nebensächliches. Für wen ist denn also das Festhalten am Apostolikum ein Nothstand? Sehen wir von den ganz negativen Theologen und Geistlichen ab, für welche die Beibehaltung des Neuen Testamentes und der Schrift überhaupt ein viel größerer Nothstand ist, so bleiben Harnack und seine Gesinnungsgenossen und ihre Schüler, die Anhänger der Ritschlschen Theologie, nach; für sie also ist die Beibehaltung ein Nothstand und um ihretwillen soll das Bekenntniß beseitigt werden. Fürwahr, eine dreistere Forderung ist kaum je gestellt worden, schwerlich eine unerhörtere Zumuthung als die, daß die ungeheure Mehrzahl der Mitglieder der Kirche sich einer kleinen Minderzahl unterordnen, sich von ihr vorschreiben lassen soll, was bei ihr gültiges Bekenntniß sein soll oder nicht. Niemand zwingt ja die Herren in den Dienst der Kirche, in der ein so schwerer Nothstand herrscht, zu treten, Niemand würde sie hindern, eine eigene kirchliche Gemeinschaft ganz nach ihren Grundsätzen und Ueberzeugungen zu bilden, wie das in England und Amerika in solchem Falle als selbstverständlich angesehen und ausgeführt wird; doch die Herren der Ritschlschen Schule sind ja freilich überzeugt, die eigentlichen und wahren Vertreter evangelischer Theologie zu sein, sie knüpfen ja, wie uns immer wieder versichert wird, an die so lange verkannten und entstellten Grundgedanken der Reformatoren wieder an und wollen die bis jetzt verdunkelten evangelischen Wahrheiten und Anschauungen in der Kirche zur Geltung bringen; daraus erklärt sich denn auch ihre so nachdrückliche Forderung, gehört und berücksichtigt zu werden. Die Wissenschaft soll ja die Unzulässigkeit des Fortgebrauchs des Apostolikums erwiesen haben, und daher hat denn auch Harnack zur Begründung seines Urtheils über das Bekenntniß und zur Rechtfertigung gegen die wider ihn und sein Vorgehen ausgegangenen Proteste und Erklärungen eine kleine Schrift erscheinen lassen, in der er eine geschichtliche Darstellung von der Entstehung des Apostolikums giebt und die Punkte hervorhebt, welche er und seine Gesinnungsgenossen sich genöthigt sehen, entschieden abzulehnen. Gegen ihn und zur Vertheidigung des apostolischen Glaubensbekenntnisses sind in Deutschland eine nicht geringe Anzahl gelehrter und apologetischer Schriften erschienen.

Die Wellenschläge der von Harnack hervorgerufenen Bewegung sind auch bis zu uns gedrungen. In unserer Presse haben sich warme Apologeten Harnacks und seines Vorgehens gefunden, die dann wieder auf nachdrücklichen und entschiedenen Widerspruch gestoßen sind, auch gebildete Laien haben sich vielfach für die Frage interessirt und zum Theil sich zustimmend für Harnack erklärt. Es blieb zu wünschen, daß sich auch eine theologische Stimme aus unserer Mitte über die ganze Sache und namentlich über den Werth und die

wissenschaftliche Richtigkeit der Auseinandersetzungen Harnacks in seiner Schrift vernehmen ließ. Das ist nun, wenn auch etwas spät, so doch nicht zu spät geschehen in der Schrift von K. W. Feyerabend: Harnacks Angriff auf die Geltung des Apostolikums in der evangelischen Kirche geprüft. Gütersloh 1893. Indem wir diese Schrift allen Lesern, die sich für den Harnackschen Streit und die Berechtigung des Apostolikums in unserer Kirche interessiren, aufs Angelegentlichste empfehlen, wollen wir ihrem eigenthümlichen Charakter und ihrem Inhalte einige Worte widmen. Was gleich ins Auge fällt: Feyerabends Schrift zeichnet sich durch die größte Sachlichkeit und den versöhnlichsten Ton aus. Mit mehr Gerechtigkeit, Anerkennung der Motive des Gegners, ängstlicherer Scheu auch nur vor dem Scheine einer Unterschiebung, sorgfältigerer Vermeidung aller Consequenzmacherei, bereitwilligerer Anerkennung des Gegners und größerer Geneigtheit, die Aeußerungen desselben stets im besten Sinne auszulegen, als es hier geschieht, kann man, ohne den eigenen entgegengesetzten Standpunkt zu verleugnen, einen Gegner nicht bestreiten; kurz, Entgegenkommen gegen Harnack und seinen Standpunkt bis zur äußersten Grenze kennzeichnet die vorliegende Schrift. In dem Bestreben, nur ja nicht ungerecht wider den Gegner zu werden und in der Vermeidung jedes schärferen Wortes geht der Verfasser nach unserem Empfinden sogar mitunter zu weit, wir würden manchmal an die Stelle eines von ihm gebrauchten „bis jetzt, zunächst, noch" ein „immer", an Stelle von „noch nicht, fürs Erste, zunächst noch" ein „niemals" gesetzt haben. Doch das ist mehr Sache des Temperaments und persönlichen Gefühls, und wir verkennen andererseits nicht, daß gerade diese überaus milde und gemäßigte Haltung der Schrift Feyerabends sie vorzüglich dazu geeignet macht, auf schwankende und unentschiedene Geister wohlthätig und günstig zu wirken, wie sie auch weiter dazu angethan sein läßt, nicht ganz befangene und blind voreingenommene Anhänger der gegnerischen Richtung und der Harnackschen Auffassung zu überzeugen oder wenigstens zu ernstem Nachdenken und erneuter Prüfung ihrer bisherigen Ansicht zu veranlassen. Dieser Schrift gegenüber wird auch der blindeste Verehrer Harnacks nicht von Fanatismus zu reden wagen. Inhaltlich unterscheidet sich Feyerabends Schrift von den meisten gegen Harnack erschienenen Broschüren und Abhandlungen dadurch, daß sie sich nicht auf gelehrte Untersuchungen, kritische Prüfung von Einzelheiten einläßt, sondern die eigentlich principiellen Fragen erörtert und die Grundgedanken und Grundvoraussetzungen der Harnackschen Angriffe auf das Apostolikum einer eindringenden und sorgfältigen Prüfung unterwirft. Indem unser Verfasser den Standpunkt ernster Wissenschaftlichkeit selbst nie verläßt, vertritt er trotz der großen Mäßigung und Freundlichkeit in der Form überall mit klarer Bestimmtheit den Standpunkt evangelischen Glaubens und

Bekenntnisses und beweist überall die Sicherheit und Sachkenntniß des bewährten Theologen. Große Klarheit und Schärfe des Denkens zeigen sich überall in der Schrift, da ist keine Spur von Phrase oder schillernden Redewendungen, ein heller, im logischen Denken streng geschulter Geist spricht zu uns, und wir folgen seinen Auseinandersetzungen mit dem Vergnügen, welches die Entwickelung eines dialektischen Processes dem denkenden Geiste bereitet. Feyerabends Schrift ist allgemein verständlich gehalten, aber zum flüchtigen Durchblättern ist sie nicht bestimmt; sie setzt ernste und aufmerksame Leser voraus, diese aber werden, davon sind wir überzeugt, sie nicht ohne wahre geistige Befriedigung und reiche Anregung aus der Hand legen. Erst bei wiederholter Lectüre bemerkt man, wie viele Gedanken und Fragen auf diesen wenigen Blättern ausgesprochen und erörtert werden. Auf ein paar Punkte, in denen wir dem Verfasser nicht zustimmen können, wollen wir später eingehen.

Es kann natürlich nicht unsere Absicht sein, über den Inhalt der Schrift eingehend zu referiren; bei Feyerabends concentrirter Darstellung müßten wir dann einen großen Theil seiner Auseinandersetzungen wörtlich anführen und würden dadurch nur der eigenen Lectüre der Leser vorgreifen. Wir wollen blos auf einzelne Hauptpunkte der Schrift hinweisen und besonders bedeutende Abschnitte hervorheben. Harnack hat, wie bemerkt, in seiner Schrift eine ausführliche Darstellung der geschichtlichen Entwickelung des Apostolikums gegeben, die, wie Feyerabend vortrefflich bemerkt, ganz dazu angethan ist, das Symbol in den Augen des nicht sachkundigen Lesers zu discreditiren; obgleich hier die Geschichte selbst zu sprechen scheine, trage das Ganze doch einen subjectiven Charakter (einen tendenziösen, würden wir sagen). Jedenfalls reicht das Apostolikum, das muß auch Harnack zugeben, in seiner ursprünglichen Form bis in das zweite Jahrhundert hinauf. Vorzüglich sind die Ausführungen Feyerabends darüber, in welchem Sinne die Reformatoren das apostolische Glaubensbekenntniß beibehalten und in die evangelische Kirche herübergenommen haben, nämlich: weil sie darin den zutreffendsten Ausdruck der evangelischen Heilswahrheiten gefunden. Nicht darauf komme es daher auch jetzt an, wie sich das Apostolikum gebildet und entwickelt hat, sondern darauf: stimmt es mit der heiligen Schrift überein oder nicht? Auf diese Frage zu antworten, unternimmt denn auch Harnack im zweiten Theil seiner Schrift. Er beanstandet das „Niedergefahren zur Hölle", das „Aufgefahren gen Himmel", „die Gemeinschaft der Heiligen", „die Auferstehung des Fleisches" und vor Allem das „Empfangen vom Heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau Maria". Man sieht, es würde ein recht reducirtes Bekenntniß nachbleiben, mit dem er zunächst zufrieden wäre; wir zweifeln nicht, daß die Resultate der fortschreitenden Wissenschaft

bald noch einige weitere Streichungen nothwendig machen würden. Feyerabend geht auf alle diese Einwendungen ein und zeigt ihre Unstichhaltigkeit. Indem aber für Harnack der Hauptanstoß im Apostolikum die wunderbare Geburt Jesu Christi ist, richtet er, wie Feyerabend sehr treffend bemerkt, seinen Angriff über das Symbol hinaus gegen den Bericht des Evangeliums selbst. Feyerabend weist nun ebenso vom Standpunkt der Wissenschaft wie von dem des Glaubens aus das Unbegründete des Angriffs und die Berechtigung der Christenheit zu diesem Bekenntnisse in feiner und durchdachter Weise nach. Schade nur, daß er den Hauptsatz S. 25 in so abstract-dogmatischer Schulsprache ausgedrückt hat. Sehr richtig bemerkt Feyerabend ferner, daß, wenn Harnacks Kritik und Angriff gegen die evangelische Ueberlieferung richtig wäre, man Weihnachten abschaffen und die Weihnachtslieder beseitigen müßte. Fürwahr, man stelle sich einmal vor, das Weihnachtsfest würde gestrichen, all der Glanz, all die seligen Empfindungen, Gedanken und Erinnerungen, mit denen gerade dieses Fest alle Christen, jung und alt, erfüllt, fielen weg, die Christen erhöben sich nicht mehr gerade an diesem Feste mit innigem Danke zu Gott für die gnadenreiche Sendung seines Sohnes in diese Welt — und die Unmöglichkeit, ja die Undenkbarkeit, daß solches je eintreten könnte, macht sich jedem Christen sofort fühlbar. Nein, die Christenheit wird, wie Jahrhunderte bisher, so auch in Zukunft den evangelischen Bericht mit andächtigem Glauben festhalten und in jedem Jahre von Neuem Gott dem Herrn Dank und Preis darbringen für die wunderbare Menschwerdung Jesu Christi. Harnack ist doch nur ein Halber, wie die noch weiter nach links Vorgeschrittenen ihm vorwerfen. Das zeigt sich hier wie auch sonst, und sehr gut weist unser Verfasser nach, wie sein Standpunkt überhaupt, auf dem er das Geschichtsbild Jesu festhalten, alles Uebrige in der evangelischen Ueberlieferung aber der Kritik preisgeben will, unhaltbar ist. Vorzüglich sind sodann die Auseinandersetzungen unserer Schrift über das Verhältniß von Inhalt und Form bei den Evangelien, und Feyerabends Darlegung, daß es wirklich eine Wissenschaft des Christenthums giebt, die aber mit einer Voraussetzung beginnt und dabei doch wahre Wissenschaft ist, ist sehr durchdacht und beherzigenswerth. Nicht völlig übereinstimmen können wir mit dem, was Feyerabend über den Unterschied von Hauptsatz und Nebensätzen im zweiten Artikel des Apostolikums sagt. Allerdings sind die einzelnen Aufführungen ja nähere Bestimmungen zu dem Worte „Unsern Herrn", aber sie enthalten doch eben zusammen die Angabe dessen, worin und wodurch Christus sich als unsern Herrn gezeigt hat und zeigt, sie bilden also mit dem Hauptbegriff einen unzertrennbaren Bestandtheil und geben ihm den lebensvollen Inhalt. Auch die historischen Thatsachen, die darin aufgeführt werden, sind daher im Bekenntniß ganz am Platze. Wir glauben,

daß im Grunde zwischen uns und Feyerabend Uebereinstimmung besteht, aber die Form seines Ausdrucks könnte leicht zu Mißverständnissen führen. Ganz aus der Seele gesprochen sind uns dagegen Feyerabends Aeußerungen über Harnacks Forderung, ihm und seinen Genossen Liebe zu erweisen, „während er selbst uns rücksichtslos ins Gesicht schlägt". In der Bereitwilligkeit, den Gegnern gegenüber Toleranz zu üben und sie zu tragen, geht unser Autor bis zur äußersten Grenze, „aber, bemerkt er sehr zutreffend, zu unseren Leitern und zu Herren unserer Kirche wollen wir sie allerdings noch nicht haben." Was Feyerabend dann weiter über die Verpflichtung der Geistlichen auf das Apostolikum in juridischer Weise Harnack und seinen Genossen gegenüber ausführt, ist höchst überzeugend und sei namentlich denen zum Nachdenken und zur Beherzigung empfohlen, die ohne Einsicht in die Sache so leicht über Gewissenszwang schreien. Mit dem Nachweise gegen Harnack, daß das Apostolikum vollkommen dem Zwecke eines rechten Bekenntnisses entspreche, schließt unsere Schrift.

Es ist leicht begreiflich, daß bei der Erörterung so ernster Fragen und bei der prüfenden Erwägung so schwieriger Dinge, auch wenn man in den Hauptsachen übereinstimmt, doch Verschiedenheiten und abweichende Ansichten im Einzelnen hervortreten. Ein paar dieser Bedenken, die uns bei der Lectüre der vorliegenden Schrift aufgestoßen sind, wollen wir hier hervorheben. S. 14 sagt der Verfasser: „Das trinitarische Dogma sollte man vor der Gemeinde ruhen lassen." Wie sollen wir diesen Satz verstehen? Daß damit nicht gemeint sein kann, man solle dieses Dogma überhaupt auf sich beruhen lassen, ist selbstverständlich, denn ein Dogma, das nicht mehr in lebendiger Beziehung zum Glaubensleben der Kirche stände, würde aufhören, ein Dogma zu sein und nur noch die Bedeutung einer Antiquität haben, die man baldmöglichst entfernen müßte. Auch das kann nicht gemeint sein, daß dieses Dogma wohl die wissenschaftliche Theologie beschäftigen solle und könne, nicht aber die Gemeinde, denn dann würde man zwischen esoterischen und exoterischen Dogmen zu unterscheiden haben, was dem evangelischen Glauben widerstrebt. Außerdem ist die Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit einer der Haupt- und Grundgedanken des christlichen Glaubens, sie kann daher der christlichen Gemeinde unmöglich fern bleiben, sondern wird in mannigfacher Beziehung ihr nahe treten und nahegebracht werden müssen; feiert doch die Kirche alljährlich das Trinitatisfest. Wir nehmen daher an, der Verfasser habe sich nur gegen die genauen, zu spitzfindige Subtilitäten sich verlierenden Begriffsbestimmungen früherer Jahrhunderte über das Verhältniß und das Wesen von Vater, Sohn und Geist und die Erörterung solcher rein theologischer Dinge vor der Gemeinde erklären wollen. Darin müssen wir ihm Recht geben, wünschten aber, er

hätte sich dann etwas anders ausgedrückt. Viel stärkere Bedenken erregen uns die Ausführungen über die Möglichkeit einer Kritik an der Ueberlieferung selbst des Neuen Testamentes auf Seite 34. Hier sagt der Verfasser: „Wird dieser Nachweis, daß dieses Stück der überlieferten evangelischen Geschichte mit der Erkenntniß der Person Christi, die dem Glauben gewiß ist, nicht zu reimen sei, überzeugend geliefert, so wird der Glaube um seiner selbst willen das incriminirte Stück der überlieferten evangelischen Geschichte fallen lassen und dem Kritiker noch obenein warm danken." Gegen diesen Satz müssen wir entschieden Einsprache erheben, denn der darin ausgesprochene Gedanke würde mit nothwendiger Consequenz zu einer Abhängigkeit des Glaubens von der Wissenschaft und zu einer dominirenden Stellung der wissenschaftlichen Forschung über den Glauben führen. Außerdem würde bei Durchführung dieses Princips eine schrankenlose Subjectivität die unausbleibliche Folge sein; denn wer soll schließlich bestimmen, ob dieser Nachweis gelungen ist, der Glaube der Forscher oder der Glaube der überzeugten Hörer und Leser? Läßt es sich wohl denken, daß jemals allgemeine Uebereinstimmung unter den Glaubenden über das wirklich vollkommene Gelingen eines solchen Beweises wird erzielt werden können? Kann der christliche Glaube, ohne den Boden unter den Füßen zu verlieren und schwankendem Subjectivismus oder willkürlicher Schwärmerei zu verfallen, etwas von dem festen Fundamente, auf dem er ruht, von der evangelischen Ueberlieferung preisgeben? Doch der uns diese Bedenken erweckt, gebe uns selbst die befriedigende Antwort darauf. S. 30 sagt der Verfasser: „Etwas von der neutestamentlichen Ueberlieferung abthun, es sei, was es sei, erscheint uns eben so unstatthaft, als ihr etwas hinzufügen, wenn es auch an sich noch so gut und schön wäre", ferner S. 28: „Den christlichen Glauben auf diese Grundlage (menschlicher Wissenschaft und unseres eigenen kritischen Bestrebens) stellen, das heißt ihn erschüttern und auflösen", endlich S. 32: „vielmehr deckt der in der Ueberlieferung niedergelegte und mechanisch gar nicht mehr herauszulösende himmlische Schatz selbst die letzte Scherbe mit seiner Autorität." Das ist ganz unsere Ueberzeugung, und damit erkennt auch unser Verfasser an, daß die neutestamentliche Ueberlieferung von Jesu Christo die unerschütterliche und unauflösbare Autorität und Quelle des christlichen Glaubens ist und bleiben muß, mag auch ihre äußere Form, die ja menschlich ist, wie Feyerabend ausführt, ein unvollkommenes Gefäß für den himmlischen Schatz sein. Wir können uns jene oben angeführte bedenkliche Aeußerung nur so erklären, daß der Autor damit eigentlich etwas Unmögliches hat bezeichnen wollen, formell aber dem Gegner damit ein zu großes Zugeständniß gemacht hat. Jedenfalls wünschten wir sehr, der geehrte Verfasser hätte dem, was er meinte, einen weniger prononcirten und auffälligen

Ausdruck gegeben. Denn nicht allein wir, sondern auch andere Leser und Freunde seiner Schrift haben, wie wir wissen, an ihr Anstoß genommen. Auch in Bezug auf den historischen Glauben, d. h. das Fürwahrhalten, können wir seine Ansicht nicht ganz theilen; er erscheint uns doch als eine nothwendige Vorstufe zu dem eigentlichen evangelischen Glauben. Doch darauf, wie auf manches Andere näher einzugehen, würde uns hier zu weit führen. Einzelne Differenzen, wie die angeführten, die nur zum Beweise dienen mögen, wie aufmerksam wir seinen Ausführungen gefolgt sind, können nicht im geringsten den Dank beeinträchtigen, zu dem wir uns Feyerabend gegenüber verpflichtet fühlen. Möge der geehrte Verfasser uns noch häufig mit solchen Schriften, in denen sich echte Wissenschaftlichkeit und evangelischer Glaube verbinden, erfreuen!

Man hat sehr richtig Harnacks Standpunkt der Auffassung und Beurtheilung christlicher Dogmen als den des reflectirenden Verstandes bezeichnet. Für diesen Standpunkt wird allerdings die evangelische Ueberlieferung und noch mehr das christliche Dogma unendlich viel Angriffspunkte darbieten und die Kritik herausfordern. Die Anschauungen Harnacks und seiner Genossen kommen nun freilich dem herrschenden Zeitbewußtsein sehr entgegen, denn in allen Wissenschaften herrscht leider heutzutage ausschließlich der reflectirende Verstand; da aber die christliche Offenbarung und der christliche Glaube für die verstandesmäßige Auffassung stets etwas Incommensurables gewesen sind und sein werden, so wird diese Betrachtungsweise auf dem Gebiet der Theologie natürlich in besonders schroffen Gegensatz zu dem bisherigen christlich-evangelischen Glauben treten. Und das vorzugsweise Betonen des Ethischen im Christenthum, die Abweisung aller übersinnlichen Erkenntniß, die als Metaphysik verworfen oder bei Seite gesetzt wird, die Kritik, der das Dogma ebenso wie die neutestamentliche Ueberlieferung unterworfen werden, die Geringschätzung des bisherigen Kirchenglaubens — im Grunde ist das doch nichts Anderes, als der alte Rationalismus in neuer Gestalt. Zwar an Gelehrsamkeit, an Scharfsinn, an kritischem Urtheil, an Geschmack, Feinheit und Gewandtheit übertrifft dieser neue den alten bei Weitem, aber die unbeschränkte Subjectivität, die verstandesmäßige Auffassung und die Loslösung von allem historisch Gewordenen ist doch beiden gemeinsam. Man muß anerkennen, daß von dieser Schule die Person Jesu in ihrer einzigartigen Dignität festgehalten und zum Mittelpunkt ihrer religiösen Auffassung gemacht wird, aber diese vergöttlichte Persönlichkeit, oder wie man es sonst bezeichnen will, deren Anfang gewöhnlich menschlicher Art ist und deren Ausgang sich ins Dunkle verliert, ist doch nicht der Christus der Kirche; zu ihr kann man wahrlich nicht sagen: „Mein Herr und mein Gott", und zu ihr beten wäre doch kaum etwas Anderes, als Abgötterei. Man darf sich über die

wahren Grundgedanken dieser theologischen Richtung durch die Zweideutigkeit ihrer Sprache, durch ihre Anwendung kirchlicher Formeln und durch die häufige Anpassung an den kirchlichen Sprachgebrauch nicht irremachen lassen. Das ewige Klagen der Herren von der Ritschlschen Schule über Mißverständnisse, Entstellungen und falsche Darstellung ihrer Ansichten beweist jedenfalls, daß es ihnen nicht gelingen will, für ihre Auffassung und ihre Gedanken eine wirklich klare und durchsichtige Form zu finden. Wir sind fest davon überzeugt, auch diese gegenwärtig in der Theologie dominirende Richtung wird vorübergehen, ohne den alten evangelischen Glauben erschüttert zu haben. Die Consequenz ihres Princips wird sie immer weiter führen bis zum reinen Unitarismus, der nicht mehr Christenthum, sondern nur eine allgemeinreligiöse Weltauffassung ist. Wünschen müssen wir, daß die Richtung Harnacks und seiner Genossen nicht in unsere Kirche eindringe, denn dieser thut Einigkeit mehr denn je Noth, und zu lebendigem Kampfe entgegengesetzter theologischer Richtungen, wie nützlich und heilsam er auch anderswo sein mag, ist in ihr weniger denn je Platz. In dem Glauben an Jesum Christum, den Sohn Gottes von Ewigkeit her, der in die Welt gekommen und von der Jungfrau Maria geboren ist, um die von Gott abgefallene sündige Menschheit zu erlösen und selig zu machen, hat die Kirche unserer Lande im Verlaufe von Jahrhunderten Drangsale und Gefahren aller Art überstanden, in ihm haben unsere Väter Kraft, Trost und Frieden gefunden in guten und noch mehr in bösen Tagen, er allein wird auch uns aufrechterhalten in jeder Lage und zu jeder Zeit. E.

Literarisches.

Mittheilungen aus der livländischen Geschichte. Herausgegeben von der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands. Fünfzehnten Bandes zweites Heft (Schlußheft). Riga 1893. S. 353—480.

Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands aus d. J. 1892. Riga 1893.

Genau nach Jahresfrist ist dem stattlichen ersten Heft des 15. Bandes der Mittheilungen das zweite, freilich viel dünnere Heft gefolgt, mit welchem der Band seinen Abschluß findet. Die Zahl der Mitglieder der Alterthumsforschenden Gesellschaft, wie sie der Kürze halber auch an dieser Stelle genannt werden mag, hat sich gerade im laufenden Jahre so außerordentlich vermehrt, daß alle Publicationen von nun ab in weit stärkerer Auflage gedruckt werden müssen. Dieses Mal war das Directorium zu seinem Bedauern noch nicht in der Lage, alle neu eingetretenen Mitglieder mit Exemplaren zu versehen, da die starke Vermehrung der Mitgliederzahl erst eintrat, als einige Bogen der Mittheilungen und Sitzungsberichte bereits in kleiner, dem alten Mitgliederbestande entsprechender Auflage gedruckt worden waren.

Der erste Aufsatz der Mittheilungen dieses Jahres stammt aus der Feder des Professors Dr. Wilhelm Stieda in Rostock: Liv-, Est- und Kurländer auf der Universität Frankfurt a. O. Mit regem Eifer hat sich in neuerer Zeit die Forschung den Universitätsmatrikeln zugewendet. Mehrere derselben sind bereits veröffentlicht, andere im Manuscript benutzt worden. Für genealogische und biographische Zwecke, aber auch für das umfassendere und wichtigere Gebiet der allgemeinen Culturgeschichte lassen sich diese Matrikeln mit Erfolg verwerthen. Auch die livländische Geschichte hat aus diesen Studien bereits Vortheile zu ziehen gewußt. Böthführ ging

mit seinem „Die Livländer auf auswärtigen Universitäten in vergangenen Jahrhunderten" voran. Im 14. Bande der Mittheilungen hat Dr. Phil. Schwartz den ersten Theil der von Hoffmeister herausgegebenen Matrikel der Universität Rostock für die Livländer ausgezogen und das Verzeichniß derselben mit biographischen Bemerkungen versehen, wobei er Gelegenheit fand, eine erhebliche Anzahl von Fehlern in Böthführs Arbeit zu berichtigen. Die Mittheilungen werden demnächst eine größere Arbeit über die Livländer auf der Universität Königsberg bringen, und so dürften sich im Laufe der Zeit diese Einzelarbeiten als Ringe zu einer zusammenhängenden Kette aneinanderschließen. Einen dieser Ringe liefert auch Stieda in der vorliegenden Arbeit. Die Universität Frankfurt a. O. hat von 1506—1811 bestanden. In dieser Zeit sind an ihr 176 Livländer inscribirt gewesen, weniger als an manchen anderen Hochschulen. „Frankfurt hat demnach nicht zu den Universitäten gehört, welche die Livländer besonders gern aufsuchten." Dem mit biographischen Notizen reichlich versehenen Verzeichniß der Livländer geht eine interessante Einleitung voraus, welche unter Berücksichtigung der Verhältnisse auch an anderen Universitäten für das Universitätswesen bis in das 18. Jahrhundert hinein überhaupt lehrreich ist. Ein alphabetisches Register mit Angabe des Immatriculationsjahres ist der Arbeit beigegeben.

Dr. Friedrich Bienemann jun., ehemals Oberlehrer der Geschichte in Birkenruh, der schon in dem Schlußbericht des birkenruher Landesgymnasiums eine Arbeit zur Geschichte Dorpats unter dem Generalgouvernement Hastfers veröffentlicht hat, bietet hier eine zweite Frucht seiner Studien über Hastfer: Zur Gründungsgeschichte der zweiten schwedisch-livländischen Universität in Dorpat. Unter den Kriegswirren der 50er Jahre des 17. Jahrhunderts war die Stiftung Gustav Adolfs, die Universität Dorpat, zu Grunde gegangen. Seit 1665 datiren die Bestrebungen zur Wiederherstellung derselben; sie erfolgte aber erst i. J. 1690. Von 1690—1699 hat die wiedereröffnete Universität in Dorpat eine wenig ersprießliche Thätigkeit entwickelt; schon 1695 beschäftigte man sich mit dem Plane, sie nach Pernau überzuführen, und 1699 wurde sie in der That dorthin verlegt. Aus Bienemanns Arbeit ersehen wir nun, daß der Generalgouverneur Hastfer sich mit großer Energie wie für die Wiederherstellung der Universität überhaupt, so für die Eröffnung derselben in Pernau interessirte, während der Generalsuperintendent Fischer in einem Sentiment Riga als Ort der Universität vorschlug. Für Pernau sprach der Umstand, daß dort bereits eine geeignete Baulichkeit vorhanden war und daß die Vertheidigungswerke dieser Stadt, wie es schien, leichter in Stand gesetzt werden konnten, als die ganz verfallenen Werke Dorpats. Der König aber entschied selbständig gegen den Wunsch des Generalgouverneurs und Generalsuperintendenten

für Dorpat; für ihn war der Umstand von größter Bedeutung, daß die Akademie von Anfang an in Dorpat errichtet war, und die Wahrung der historischen Continuität wurde der ausschlaggebende Gesichtspunkt. Die Dorpater Hochschule hatte in der zweiten Periode ihres Daseins einen fast ganz schwedischen Charakter, der im Widerspruch zu den Bedürfnissen und der Eigenart des Landes ihre gedeihliche Entfaltung hinderte. Wir erfahren von Bienemann, daß Hastfer hierfür nicht verantwortlich gemacht werden kann. Er, der sonst der fanatischste, unversöhnlichste Feind baltischer Eigenart und das willfährigste Werkzeug König Karls XI. in seinen auf Uniformirung gerichteten verfassungswidrigen Bestrebungen war, hat hier doch noch mit unbefangenem Blick die wirklichen Interessen des Landes vertreten, wenn er sich über die Professorenfrage folgendermaßen äußerte: „In Erwehlung der benöthigten Professoren wird vor allen Dingen ohne Unterschied der Nationen auf derselben Capacität undt Renommee insonderheit in Teütschland reflectiret werden müssen, welches dieses gute Werck fort anfangß merklich forthelfen wird." Die Hauptquelle Bienemanns ist die bisher noch nicht veröffentlichte Correspondenz des Königs mit dem Generalgouverneur, wie sie in den schwedischen Originalbriefen Karls XI. und in der deutschen Missivregistratur des Generalgouvernements vorliegt.

Einem schon mehrfach verlautbarten Wunsch ist Alexander Bergengrün mit der Veröffentlichung von „Christian Hillebrandts Bericht über den Aufenthalt Bischof Hermanns von Dorpat in Moskau 1558/59" nachgekommen. Hillebrandt, über dessen Personalien nichts ermittelt werden konnte, hat dem in Moskau widerrechtlich gefangen gehaltenen Bischof als Secretär gedient und den in Rede stehenden Bericht über seine Behandlung in Moskau und die Verhandlungen mit den russischen Würdenträgern geschrieben. Das Original des Berichts ist unbekannt. Dem vorliegenden Abdruck ist die Copie in einem Dorpater Codex, die wieder auf eine gleichzeitige Abschrift in Kopenhagen zurückgeht, zu Grunde gelegt worden. Als eine bedeutende Erweiterung unserer geschichtlichen Kenntniß kann Hillebrandts Bericht jedenfalls nicht bezeichnet werden; doch handelt es sich hier um den letzten Bischof von Dorpat, dessen Erlebnisse während der Gefangenschaft doch mit Interesse verfolgt zu werden verdienen. Von den vielen Deutschen, die in jener Zeit nach Moskau gebracht wurden und auf fremder Erde ihr Ende fanden, sind es ja nur sehr wenige, über deren Schicksale sich einige dürftige Nachrichten erhalten haben.

Oberlehrer Friedrich von Keußler hat einen Aufsatz „Zur Geschichte des Fürstenthums Gercike" verfaßt, in dem er die späteren Schicksale des Landes, nachdem es dem deutschen Herrschaftsgebiete einverleibt worden war, behandelt. Keußler ist erst nach Veröffentlichung seiner in den

Mittheilungen Bd. 15, Heft 1 erschienenen Arbeit über „Das livische und lettische Dünagebiet" 2c. auf zehn von Hildebrand herausgegebene Urkunden gestoßen, welche ihn veranlaßten, die Untersuchung über den endgiltigen Ausgang dieses russischen Fürstenthums neu aufzunehmen. Keußler macht es wahrscheinlich, daß unter den in einer Urkunde von 1239 genannten „rechtmäßigen Erben", welche Gercike als Lehen besaßen, nur die Erben des Ritters Conrad von Meyendorpe zu verstehen seien.

Zum Schluß werden die Abbildungen einiger eisernen Waffen aus den zahlreichen livländischen Gräberfunden, welche im Museum der Gesellschaft aufbewahrt werden, geboten.

Die Sitzungsberichte aus d. J. 1892 enthalten zahlreiche kleinere Aufsätze und Notizen, deren Aufzählung in den Rahmen dieser Anzeige nicht hineingehört, von denen aber einige doch von allgemeinerem Interesse sind. Die Sitzungsberichte, welche seit einem Jahrzehnt in regelmäßiger Folge erschienen sind, bergen eine Fülle von Material, welches zunächst an keiner anderen Stelle deponirt werden konnte, das aber auf diese Weise der Vergessenheit entrissen wird und nur der Einordnung und Verarbeitung in einen umfassenderen Zusammenhang harrt. Mit Befriedigung entnimmt man den Berichten über die einzelnen Sitzungen des verflossenen Jahres und der Uebersicht, welche der Secretär in der öffentlichen Jahressitzung vom 6. December 1892 vorgetragen hat, den Beweis für die Rührigkeit der Gesellschaft einerseits und für das liebevolle Verständniß andererseits, welches das Publicum den Bestrebungen der Gesellschaft entgegenbringt. In früher ungeahnter Fülle strömen von allen Seiten die Gaben für das Museum zusammen, als Geschenke, als Darbringungen unter gewissen Cautelen oder zu zeitweiliger Aufbewahrung. Der Bann ist gebrochen, welcher bisher über dem Museum lagerte und ihm das Interesse des weiteren Publicums entzog, seitdem das Directorium mit voller Unumwundenheit sich dazu entschloß, es zu einem Sammelpunkt aller culturgeschichtlich irgendwie bemerkenswerthen Dinge im weitesten Sinne zu machen, und seitdem es aufgehört hat, sich dem Beschauer in erster Linie im Lichte einer Sammlung von unverständlichen prähistorischen Merkwürdigkeiten zu zeigen. Nicht minder umfangreich sind die Darbringungen für die Bibliothek gewesen. Wahrhaft stolz darf aber die Gesellschaft auf die zahlreichen, zum Theil mit künstlerischer Pracht ausgestatteten Druckwerke sein, welche unter ihrer Aegide, zum Theil unter beträchtlichen von ihr aufgewendeten Opfern die Presse in dem Berichtsjahre verlassen haben, und nicht minder stolz darf die gebildete Welt unserer Provinzen darauf sein, daß sie durch ihre Kauflust nicht nur die Durchführung der in Angriff genommenen Arbeiten ermöglichte, sondern dem Directorium auch den Muth zu neuen Unternehmungen gegeben hat, die, getragen von dem Wohlwollen

der öffentlichen Meinung, demselben Erfolge entgegensehen dürfen. Wir schreiben dieses unter dem frischen Eindruck des Erscheinens von Anton Buchholtz' „Beiträge zur Lebensgeschichte Johann Reinhold von Patkuls", welches die Gesellschaft dem livländischen Landrathscollegium zum 250. Gedenktage seines Bestehens dargebracht hat, ein Buch, welches demnächst auch in der „Baltischen Monatsschrift" einer eingehenden Besprechung unterzogen werden soll. Buchholtz' Arbeit aber darf in so fern schon hier erwähnt werden, als die Sitzungsberichte für 1892 drei von dem Verfasser in der Gesellschaft gehaltene Vorträge namhaft machen, welche Theile seines nunmehr der Oeffentlichkeit übergebenen größeren Werkes sind.

Im Anschluß an die Sitzungsberichte muß hier noch eines anderen im Berichtsjahre vorbereiteten, in diesem Jahre zur Thatsache gewordenen Ereignisses gedacht werden, das an Wichtigkeit für die baltische Geschichtskunde alles Andere überragt. In der Versammlung vom 14. Oct. 1892 machte der Präsident die Mittheilung, daß das Directorium, dem bekanntlich die Leitung der Arbeiten für das baltische Urkundenbuch von den contribuirenden Standschaften übertragen worden ist, den Plan ins Auge gefaßt habe, das Urkundenbuch in zwei von einander unabhängigen Serien nach Analogie der Hanserecesse erscheinen zu lassen. Während Dr. Philipp Schwartz die Urkunden von der Mitte des 15. Jahrhunderts an bearbeite, sei das Jahr 1494, in welchem der Ordensmeister Plettenberg sein Amt antrat, für den Anfang der zweiten Serie gewählt worden. Die Verwirklichung dieses Planes machte natürlich eine Verdoppelung des Etats nöthig, und das Directorium wandte sich mit einem entsprechenden Gesuche an die Standschaften. Da darf es denn doch als ein freudiges Ereigniß bezeichnet werden, daß Städte und Ritterschaften einmüthig den Plan guthießen und die Mehrkosten auf sich nahmen; denn wenn auch die Kosten sich thatsächlich nicht vermehren, da die Zahlungen entsprechend der früheren Vollendung des Werkes auch früher eingestellt werden können, so bleibt doch immer die Mehrbelastung der gegenwärtigen Generation zu Gunsten der späteren bestehen, und nur ideale Gesichtspunkte konnten die ritterschaftlichen Corporationen und die Stadtverordnetenversammlungen leiten, wenn sie sich der Erweiterung dieses eben so wissenschaftlichen wie vaterländischen Unternehmens nicht versagten. Nachdem die Gouvernementsregierungen die Erhöhung des Budgetpostens für das Urkundenbuch bestätigt hatten, erfolgte im Frühling dieses Jahres die Wahl des Herausgebers der zweiten Serie. Oberlehrer Bernh. A. Hollander in Riga, auf den die Wahl in erster Linie fiel, lehnte dieselbe ab; darauf wurde Herr Leonid Arbusow gewählt, ein Schüler Waitz' und bekannt als einer unserer besten Paläographen und Urkundenforscher. Herr Arbusow hat am 1. Mai dieses Jahres sein Amt angetreten, und so ist denn ein

lange gehegter Wunsch, der aber Vielen ein pium desiderium zu sein schien, beim ersten energischen Versuch in befriedigendster Weise zur Verwirklichung gelangt. Trotz der erdrückenden Fülle an bisher noch ganz unbekanntem Material für die Regierungszeit Plettenbergs dürfen wir nun doch hoffen, in absehbarer Zeit eine genaue und richtige Einsicht in die Geschichte dieser glänzendsten, ruhmvollsten und wohl auch populärsten Periode livländischer Geschichte zu gewinnen. Bgn.

Herausgeber und Redacteur:
Arnold v. Tideböhl.

Für die Redaction verantwortlich:
N. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 29-го Августа 1893 г.
Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Aus dem Leben des Grafen Dietrich Keyserling.

(Schluß.)

Nach dem Tode Peters III. (Julius 1762) hatte Katharina II. den russischen Kaiserthron bestiegen. Dieser Regierungswechsel erregte dem König von Polen und mehr noch dem Herzog Karl nicht geringe Besorgnisse wegen des Letzteren Schicksals. Beide, Vater und Sohn, wandten alles Erfinnliche bei dem kaiserlichen Hofe an, um die gänzliche Befreiung der Familie Biron und deren Wiedereinsetzung in die Herzogthümer zu hintertreiben und vorzubeugen, daß der Herzog Karl aus diesem Besitze nicht verdrängt würde. Alle Bemühungen dieserhalb konnten wider das unbestreitbare Recht des Herzogs Ernst Johann, dem die Kaiserin Katharina gleich nach ihrer Thronbesteigung die Wiedereinsetzung in die Herzogthümer feierlichst zugesichert hatte, weiter nichts bewirken, als daß die Kaiserin durch ihren bei ihm accreditirten Minister Simolin[1]) dem Herzog Karl zu erkennen geben ließ, daß sie aus Schonung seiner und des Königs, seines Vaters, es sehr wünsche, daß er dem Besitze Kurlands gutwillig entsagen möge, welcher, wie bekannt, nur unter der Bedingung ihm verliehen und zugesichert wäre, daß der Herzog Ernst Johann und dessen Familie von der Staatsgefangenschaft nicht befreit werden würden. Da nun die Gerechtigkeit diese Befreiung geboten habe, so könne und werde sie auf keinen Fall die demselben zustehenden Herzogthümer ihm ferner vorenthalten.

Dietrichs mehrmals erwähnter Bruder, der im September von

[1]) Karl Edler von Simolin, Erbherr auf Weitenfeld und Groß-Dselden, russischer Ministerresident in Mitau von 1758—1778, erhielt 1767 das Piltensche Indigenat und wurde 1775 polnischer Freiherr. Er hat auf die inneren Verhältnisse Kurlands großen Einfluß ausgeübt.

lange gehegter Wunsch, der aber Vielen ein pium desiderium zu sein schien, beim ersten energischen Versuch in befriedigendster Weise zur Verwirklichung gelangt. Trotz der erdrückenden Fülle an bisher noch ganz unbekanntem Material für die Regierungszeit Plettenbergs dürfen wir nun doch hoffen, in absehbarer Zeit eine genaue und richtige Einsicht in die Geschichte dieser glänzendsten, ruhmvollsten und wohl auch populärsten Periode livländischer Geschichte zu gewinnen. Bgn.

Herausgeber und Redacteur:
Arnold v. Tideböhl.

Für die Redaction verantwortlich:
N. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 29-го Августа 1893 г.
Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Aus dem Leben des Grafen Dietrich Keyserling.

(Schluß.)

Nach dem Tode Peters III. (Julius 1762) hatte Katharina II. den russischen Kaiserthron bestiegen. Dieser Regierungswechsel erregte dem König von Polen und mehr noch dem Herzog Karl nicht geringe Besorgnisse wegen des Letzteren Schicksals. Beide, Vater und Sohn, wandten alles Ersinnliche bei dem kaiserlichen Hofe an, um die gänzliche Befreiung der Familie Biron und deren Wiedereinsetzung in die Herzogthümer zu hintertreiben und vorzubeugen, daß der Herzog Karl aus diesem Besitze nicht verdrängt würde. Alle Bemühungen dieserhalb konnten wider das unbestreitbare Recht des Herzogs Ernst Johann, dem die Kaiserin Katharina gleich nach ihrer Thronbesteigung die Wiedereinsetzung in die Herzogthümer feierlichst zugesichert hatte, weiter nichts bewirken, als daß die Kaiserin durch ihren bei ihm accreditirten Minister Simolin[1]) dem Herzog Karl zu erkennen geben ließ, daß sie aus Schonung seiner und des Königs, seines Vaters, es sehr wünsche, daß er dem Besitze Kurlands gutwillig entsagen möge, welcher, wie bekannt, nur unter der Bedingung ihm verliehen und zugesichert wäre, daß der Herzog Ernst Johann und dessen Familie von der Staatsgefangenschaft nicht befreit werden würden. Da nun die Gerechtigkeit diese Befreiung geboten habe, so könne und werde sie auf keinen Fall die demselben zustehenden Herzogthümer ihm ferner vorenthalten.

Dietrichs mehrmals erwähnter Bruder, der im September von

[1]) Karl Edler von Simolin, Erbherr auf Weitenfeld und Groß-Dselden, russischer Ministerresident in Mitau von 1758—1778, erhielt 1767 das Piltensche Indigenat und wurde 1775 polnischer Freiherr. Er hat auf die inneren Verhältnisse Kurlands großen Einfluß ausgeübt.

St. Petersburg nach Warschau reiste, verweilte einige Tage in Mitau. Nachdem der Herzog Karl durch Dietrich dazu war vorbereitet worden, wiederholte dessen Bruder im Namen der Kaiserin dem Herzog die obige Vorstellung und fügte noch hinzu, daß die Kaiserin ihm zusichern ließe, wenn er ihrem wohlgemeinten Rathe willig Folge leisten würde, werde sie bei dem nahe bevorstehenden Frieden bemüht sein, ihm ein anständiges, seinem Range angemessenes, anderweitiges Etablissement zu bewirken. Der Herzog entschuldigte sich mit den Befehlen seines Oberlehnsherrn, nach welchen er verpflichtet sei, das Aeußerste abzuwarten. Nebenher bemerkte er gegen den Gesandten, daß er zwar keineswegs an der Aufrichtigkeit und der guten Gesinnung der Kaiserin gegen ihn zweifele, daß er aber dessen ungeachtet auf das ihm aus sehr unsicherer Ferne gezeigte anderweitige Etablissement um so weniger mit Gewißheit rechnen könne und dürfe, da der bei Weitem größere Theil ihres aus Deutschland nach Hause zurückkehrenden Heeres bereits jenseits der Düna sich befände: auch könne er nicht glauben, daß wegen dieses ihm zugedachten Etablissements die Kaiserin, der das Wohl ihres Staates der höchste Zweck ist, einen diesen Zweck störenden Krieg anfangen werde, dessen Ausgang doch von Keinem vorher bestimmt werden könnte.

Im October kam der Herzog Ernst Johann mit seiner Familie nach Riga und im Januar 1763 nach Mitau, wo zu seiner Sicherheit vorher ein Bataillon russischer Infanterie eingerückt war. Der russische Minister ließ auf der Kaiserin Befehl die Kanzleien, Archive u. s. w. versiegeln.

Die Oberräthe mußten die Obergerichte aufheben, die eben damals gehegt wurden.

Dietrich schlug seinen Collegen vor, durch eine gerichtliche Acte zu erklären, daß unter den obwaltenden Umständen die Oberräthe sich gezwungen sähen, ihre Thätigkeit in den Regierungsgeschäften einstweilen gänzlich ruhen zu lassen. Er entwarf das hierzu erforderliche Instrument, welches, nachdem es von dem Landhofmeister von der Howen[1] und von dem Landmarschall von Pfeilitzer genannt Franck[2] genehmigt worden war (der Oberburggraf von Offenberg[3] erkannte sogleich das Regierungsrecht des Herzogs Ernst Johann an und diente allein ihm als Oberrath), Dietrich ins Lateinische

[1] Otto Christoph v. d. Howen, geb. 19. November 1699 zu Bredenfeld in Kurland, wurde 1765 sächsischer Geheimrath und Cabinetsminister und starb am 2. December 1775 zu Mitau. Er war einer der eifrigsten Anhänger des Herzogs Karl und einer der größten Gegner des Bironschen Hauses.

[2] Franz Georg Philipp v. Pfeilitzer genannt Franck, Erbherr auf Sessau und Strutteln, geb. 1688, war 1759—1768 Landmarschall und starb 3. September 1770.

[3] Heinrich Christian v. Offenberg, geb. 1696, war 1759—1763 Oberburggraf und 1763—1773 Landhofmeister, † 8. April 1781.

übersetzte. Dieses lateinische Exemplar, von den drei Oberräthen unterschrieben, wurde in ihrem Namen, weil die Regierungskanzlei unter russischem Sequester stand, den Acten des königlichen Notarii publici Werner beigelegt.

Bald nach der Rückkehr des Herzogs Ernst Johann hatte der größere Theil des kurländischen Adels sich bereits für die Rechtmäßigkeit der Regierung dieses Fürsten ausgesprochen. Mit Genehmigung des Hofes zu St. Petersburg lud der Herzog nun sämmtliche Mitglieder der Ritterschaft zu einer Conferenz nach Mitau ein.

So völlig nun auch Dietrich denen beistimmte, welche der ganz legalen und unbedingten Belehnung des Herzogs Ernst Johann das Vorrecht vor der dem Herzog Karl nur bedingungsweise ertheilten zuerkannten, so glaubte er doch, die ihm als Kanzler und Oberrath obliegenden Geschäfte unter dem wieder eingesetzten Herzog nicht eher übernehmen zu dürfen, als bis das von den Oberräthen nachgesuchte oberlehnsherrliche Mandatum obedientiae erfolgt sei (wozu freilich so bald noch keine Hoffnung war) und bis Allem zuvor die feierliche und gänzliche Aufhebung des russischen Sequesters stattgefunden habe, mit welchem außer den Allodialgütern des Herzogs damals noch Alles belegt war.

Auf die sowohl von Seiten des Herzogs[1], als auch durch den Minister von Seiten der Kaiserin mehrmals wiederholte Aufforderung an Dietrich, sein bisher ruhendes Kanzleramt ohne Verzug wieder thätig werden zu lassen, konnte er aus streng gebietenden Gründen nur so viel antworten, daß er zwar nicht nur nach der von ihm beschworenen Grundverfassung und nach den ihn bindenden Gesetzen seines Vaterlandes, sondern auch zu seiner persönlichen Freude von dem, dem Herzog Ernst Johann zustehenden Regierungsrechte völlig überzeugt sei; daß aber dessen ungeachtet der von ihm gewiß herzlich herbeigewünschte Augenblick noch nicht gekommen sei, der es ihm gestatte, mit reinem Gewissen und ganz vorwurfsfrei sein Oberrathsamt wieder thätig anzutreten.

Als Dietrich eines Tages, nachdem der Minister aus Freundschaft für ihn eine fürchterliche Drohung gegen ihn, falls er länger noch sich widersetzen würde, in einem kaiserlichen Originalrescripte ihn selbst hatte lesen lassen, dennoch die obige Antwort mit Festigkeit wiederholte, sagte der Minister mit Rührung und Lebhaftigkeit: „Es thut mir um Ihre Excellenz

[1] In einer Reihe ungedruckter Briefe an den Grafen Hermann Karl Keyserling in Warschau aus dem Jahre 1763 spricht sich der Herzog Ernst Johann sehr unwillig über die Weigerung Dietrichs, sein Amt als Kanzler wieder aufzunehmen, aus und bringt in den Gesandten, den Stiefbruder zur Aenderung seines Entschlusses zu bewegen.

und um die Ihrigen leid. Sie sehen aus dem Reſcripte, daß es Ihnen ſo gehen kann wie dem Rath Ziegenhorn[1], der wegen ſeiner Widerſetzlichkeit plötzlich das Land räumen mußte. Bedenken Sie ſich. Soll ich Ihre räthſelhafte Antwort der Kaiſerin melden? Als Miniſter kann und muß ich von Ihrer Excellenz eine beſtimmte Erklärung fordern und ſogleich erwarten." Dietrich antwortete hierauf, daß er das von dem Miniſter ſo genannte Räthſel weder ihm als ruſſiſchem Miniſter noch auch dem Herzog ſelbſt löſen könne, weil Klugheit und Vorſichtigkeit es ihm verböten. Uebrigens dankte er dem Miniſter für die vertrauliche Mittheilung des Reſcripts und bat ihn ferner ſein guter Freund zu bleiben und in ſeinem Berichte hierüber an die Kaiſerin anzuführen, daß er (Dietrich) von der Kaiſerin Liebe zur Gerechtigkeit und von ihrer allgemein erkannten Klugheit im Voraus überzeugt ſein dürfe, daß ſie das noch andauernde Verſchieben ſeiner Amtsthätigkeit am Ende gewiß ſelbſt nicht für Eigenſinn oder gar für ſträfliche und thörichte Widerſetzlichkeit anſehen werde. Der Miniſter verließ ihn mit merkbarer Unzufriedenheit, verſchonte ihn aber von nun an mit ähnlichen Anforderungen, theils weil er von Dietrichs Charakter keine wankende Nachgiebigkeit erwarten konnte, theils aber auch, weil dieſer fortwährend krank war. Der Gebrauch des Karlsbades nämlich hatte anfangs zwar ſeine Kräfte in etwas belebt und geſtärkt, das Uebel ſelbſt aber nicht im Mindeſten erleichtert, welches nach einiger Zeit auch die etwas gehobenen Kräfte wieder ſchwächte und niederdrückte.

Einen ſchwereren und ſeinem Herzen ſchmerzlicheren Sieg hatte er gegen ſeine nächſten Verwandte und gegen einige zwar treu ihm ergebene, aber nicht weit und hell genug ſehende Freunde in dieſer Angelegenheit zu erkämpfen. Die Gefahr, die ihm noch drohte, war für ihn um ſo größer, da er ſeiner Frau und neun damals lebenden noch unverſorgten Kindern,

[1] Chriſtoph Georg Ziegenhorn, geb. 1715 zu Mitau, ſtudirte 1735 zu Jena, wurde 1735 Hofgerichtsadvocat in Mitau. 1759 ernannte ihn Herzog Karl zum kurländiſchen Regierungsrath, in welcher Stellung er dem Herzoge große Dienſte leiſtete, aber ſich unter dem Adel viele Feinde machte, der es ihm überhaupt nicht verzeihen konnte, daß er als Bürgerlicher Mitglied der fürſtlichen Regierung geworden war. Nach der Wiedereinſetzung Ernſt Johanns wollte ein großer Theil der Ritterſchaft ihm den Prozeß machen und ſein Haus in Mitau und ſeine Beſitzungen mit Sequeſter belegen, was zwar trotz dahin gehender Forderung des Landtages nicht zur Ausführung kam, aber Ziegenhorn ſo ſehr mit gerechtem Unwillen erfüllte, daß er 1764 nach Königsberg ging, wo er als erſter Tribunalrath am Oberappellationsgericht den 20. December 1783 ſtarb. Bekannt iſt ſein verdienſtvolles Werk: „Das Staatsrecht der Herzogthümer Kurland und Semgallen", welches 1772 ans Licht trat, aber ſchon 1768 verfaßt worden iſt. In Mitau wird ſein Gedächtniß durch eine wohlthätige Stiftung noch heute lebendig erhalten.

die alle seinem Herzen sehr werth waren, mit einem ganz unbedeutenden Vermögen nur eine höchst beschränkte Existenz zurücklassen konnte, wenn die angedrohte Landesverweisung oder gar das Abführen in eine entfernte Gefangenschaft an ihm vollzogen worden wäre. Seine Frau hatte, durch vierundzwanzigjähriges Zusammenleben in nie getrübter Eintracht und steter Uebereinstimmung, nicht nur die Ueberzeugung von der Lauterkeit seiner Absichten, sondern auch den Glauben an die Richtigkeit seiner Ansichten und Meinungen zu sehr befestigt, ihr Vertrauen auf die Zweckmäßigkeit jeder seiner Handlungen war zu unerschütterlich gegründet, als daß sie nur durch die leiseste Aeußerung der Furcht, geschweige durch behelligende Bitten und Klagen den Schmerz hätte mehren können, der ohnedies aus der Sache selbst schon ihm sehr empfindlich erwuchs. Sie schwieg und verschloß in sich die Furcht vor kommenden Leiden. Um so eifriger aber und thätiger waren die erschreckten Tanten und andere Verwandte und Freunde und bestürmten mit Bitten und Thränen, mit Vorwürfen und allem Ungestüme der gereizten und unbewachten Leidenschaftlichkeit den ohnedies schon tief Bewegten, dem Krankheit und Schlaflosigkeit und Sorgen mancher Art die sehr gesunkenen Körperkräfte mit jedem Tage merklicher wegzehrten. Er aber blieb fest, der einmal erkannten Pflicht treu, unerschütterlich in dem auf diese gegründeten Vorsatze, keiner Drohung, keiner Gefahr achtend.

Die zu der vom Herzog Ernst Johann ausgeschriebenen Conferenz zahlreich versammelte Ritterschaft erwählte ihre Kirchspielsbevollmächtigten, und diese wählten aus ihrer Mitte den Conferenzdirector. Durch zwei Abgeordnete aus der Conferenz wurde auch Dietrich, als einer der vier ältesten Brüder der Ritterschaft, zur Conferenz eingeladen. Auch diesen, als sie in ihn drangen, daß er als Oberrath wieder thätig werden möchte, ertheilte er dieselbe Antwort, welche er bisher immer dem Herzog und dem russischen Minister gegeben hatte.

Nach einigen Tagen kamen vier aus der Conferenz Abgeordnete zu ihm, welche er, da er recht krank war, auf dem Bette liegend annahm. Sie brachten ihm die von ihm so sehnlich gewünschte Nachricht, daß soeben der russische Minister auf Befehl und im Namen der Kaiserin dem Herzog und der in der Conferenz versammelten Ritterschaft die schriftliche Erklärung gemacht habe, das zeitherige kaiserliche Sequester sei hierdurch förmlich aufgehoben und mithin der Herzog in die ganz freie Ausübung aller ihm als Herzog zustehenden Rechte wieder eingesetzt. Dietrich dankte den Abgeordneten für die ohne Aufschub ihm gegönnte Mittheilung dieser nicht nur dem Herzoge sehr wichtigen, sondern auch jedem wahren Patrioten höchst erfreulichen Nachricht und bat sie, in seinem Namen der Versammlung zu versichern, daß nunmehr nur noch Krankheit ihn abhalten könne, als ältester Bruder der Conferenz persönlich beizuwohnen.

Diese sein Gemüth erheiternde und erhebende Nachricht wirkte auch auf seinen Körper wohlthuend ein. Schon an demselben Tage, zwar noch im Bette liegend, schrieb er dem russischen Minister, daß, da nunmehr durch dessen heutige Erklärung das bisher über diese Herzogthümer verfügte kaiserliche Sequester gehoben und hiermit dem Herzog alle seine Rechte unbeengt wiedergegeben wären, endlich auch seine Stunde gekommen sei, auf welche er immer so sehnlich gewartet, und daß er von nun an so schuldig als bereit sei, auch unter der Regierung des Herzogs Ernst Johann als Kanzler und Oberrath seine Pflichten nach seinen Kräften zu erfüllen. Dieses hatte der Minister sogleich dem Herzog mitgetheilt. Ehe noch Dietrich seiner Krankheit wegen selbst dem Herzog diese pflichtmäßige Erklärung machen konnte, ließ der Herzog durch den Minister ihn ersuchen, zu ihm zu kommen, mit dem Bemerken, daß auch in der Kleidung eines Kranken er ihm sehr willkommen sein würde. Am folgenden Tage holte der Minister ihn zum Herzog ab, der ihn sehr freundlich und mit vieler Auszeichnung empfing. Nachdem er im Beisein des Ministers etwa eine Stunde mit dem Herzog sich unterhalten hatte, mußte er wegen seines schwachen Körperzustandes sich wieder nach Hause begeben.

Dieser anhaltende Zustand der Schwäche machte ihm die von ihm so sehnlich gewünschte persönliche Theilnahme an der Conferenz schlechterdings unmöglich. Die Ritterschaft gab ihm einen abermaligen, ehrenvollen Beweis ihres Vertrauens darin, daß sie den Entwurf zum Conferentialschluß ihm zur Prüfung und Genehmigung zustellte. Dieses Vertrauen seiner Mitbrüder konnte er nicht dankbarer und würdiger ehren, als durch die Freimüthigkeit, mit welcher er einige ihm darin aufgefallene Entstellungen der Wahrheit gründlich berichtigte, offenbare Unwahrheiten, die als Thatsachen aufgeführt waren, beweisend widerlegte und auch einige den Herzog Karl unverdient beleidigende Ausdrücke rügte. Diese seine Berichtigungen und Bemerkungen waren genau in der Reinschrift berücksichtigt, welche von dem Herzog, von Dietrich als Kanzler, vom Oberburggrafen von Offenberg, vom Conferenzdirector von Heyking und von sämmtlichen Kirchspielsbevollmächtigten unterschrieben und besiegelt wurde.

Von einer auf Befehl des Königs von Polen von dem Geheimen Rath de Vattel[1] französisch gut geschriebenen, aber nicht nur nichts Gegründetes gegen die Rechte des Herzogs Ernst Johann, vielmehr offenbare Unwahrheiten

[1] Emmerich de Vattel, durch sein Droit des Gens berühmt, geb. 1714, war 1758 sächsischer Geheimer Rath und starb 1760, schrieb im Auftrage des Königs August III. ein Mémoire sur les affaires de Courlande, à Varsovie le 20 Fevr. 1763, 4°, das auch deutsch und polnisch erschien. Vgl. darüber Schwartz: Bibliothek kurländischer Staatsschriften Nr. 114.

und unschickliche Ausfälle gegen ihn und die Kaiserin von Rußland enthaltenden, in Warschau gedruckten Deduction hatten die damals vom König nach Mitau gesandten Senatoren, der Woiwod Plater und der Kastellan Lipski, zahlreiche Exemplare vertheilt. Einige vom kurländischen Adel, empört über die Verunglimpfungen des Herzogs in dieser Schrift, hatten sogleich vereint sich zu diesem begeben und, vom russischen Minister unterstützt, ihn gebeten, diese Schrift durch den Nachrichter öffentlich verbrennen zu lassen, weil, wenn dies nicht geschähe, es wider die Ehre der Ritterschaft wäre, von einem so sehr geschmähten und nicht durch richterliche Genugthuung gerächten Landesherrn sich ferner regieren zu lassen.

Unmittelbar darauf erfuhr Dietrich diese rasche Maßregel der Herren, wie auch, daß der Minister sie gebilligt und unterstützt und daß der Herzog versprochen habe, die verlangte Verbrennung der Schmähschrift durch den Nachrichter vollziehen zu lassen. Sogleich eilte er zum Herzog, ihn von der Erfüllung seines übereilten Versprechens zurückzuhalten, welche ihm unvermeidlich sehr unangenehme Folgen zuziehen würde, indem der König, als Oberlehnsherr, dadurch auf das Empfindlichste beleidigt werden müßte, da in dieser Schrift ausdrücklich gesagt werde, daß sie auf Befehl des Königs geschrieben und gedruckt sei. Zugleich machte er den Herzog auf mehrere Stellen derselben aufmerksam, in welchen die Kaiserin persönlich beleidigt war, welcher als einer unabhängigen Fürstin es wohl zustehe, eine solche Rache zu nehmen, nicht aber ihm, welchem als Lehnsfürsten eine so eigenmächtige, harte Genugthuung gegen seinen Oberlehnsherrn von seinen Feinden unfehlbar als eine Felonie würde vorgeworfen werden.

Der Herzog überzeugte sich zwar gleich von der Richtigkeit der Ansicht Dietrichs in dieser Sache; doch war er in nicht geringer Verlegenheit, wie er sein denen vom Adel und gleichsam auch dem Minister gegebenes Versprechen mit Ehren wieder zurücknehmen könnte. Dietrich übernahm es, diese Herren alle hierüber zu befriedigen, welches ihm um so leichter gelang, da sie nicht selbst die Schrift gelesen hatten und ihnen nur einzelne Stellen derselben außer dem Zusammenhange und in sehr dreister Uebertreibung waren mitgetheilt worden. Allerdings enthielt sie manche Anzüglichkeit und freche Unwahrheit, die eine scharfe Rüge und eine ruhige Widerlegung wohl verdienten, aber nicht so grobe und entehrende Lästerungen, welche die verlangte Verbrennung hätten rechtfertigen können. Der Herzog schrieb deshalb an den russischen Gesandten in Warschau, auf dessen Veranlassung eine Gegenschrift[1] erschien, welche in einem ruhigen und deutlichen Vortrage mit

[1] Sie war von dem Sohne des russischen Gesandten in Warschau, dem Grafen Heinrich Christian Keyserling (geb. 1727 zu Lesten, gest. 1787 zu Königsberg), verfaßt

genauer und gründlicher Kenntniß des Gegenstandes und durch abschriftliche Mittheilung derjenigen Briefe, auf welche die Deduction fälschlich sich berufen hatte, aufs Bündigste jede Beschuldigung widerlegte und so den Urhebern der Schmähschrift die Schande mehrfach zurückgab, mit welcher sie Andere hatten beflecken wollen.

Während Dietrich sich noch weigerte, unter dem durch das russische Sequester sehr beschränkten Herzog Ernst Johann sein Amt thätig wieder anzutreten, hatte man ihn dem Herzog verdächtig machen wollen und demselben zu verstehen gegeben, als sei Dietrich vom König von Polen und vom Herzog Karl durch schon erhaltene ansehnliche Geschenke oder doch durch verführerische Versprechungen zu dieser hartnäckigen Weigerung bestochen. Und als er nach Aufhebung des russischen Sequesters unter dem hierdurch von allem fremden Zwange befreiten rechtmäßigen Herzog die Thätigkeit in seinem Amte wieder zugesichert hatte (welches er noch am nämlichen Tage, weil er krank war, schriftlich dem Herzog Karl anzeigte), so fehlte es jetzt nicht an solchen — vielleicht waren es auch dieselben falschen Angeber, die ihn bei Ernst Johann so gut empfehlen wollten — welche dem Herzog Karl versichern wollten, daß Dietrich durch große Belohnungen von der Kaiserin und vom Herzog Ernst Johann zu diesem Uebertritte gewonnen worden sei. Als eines Tages in einer kleinen Gesellschaft bei dem Herzog Karl dieser an der Mittagstafel äußerte, daß er schlechterdings nicht begreifen könne, wodurch Dietrich habe bestimmt werden können, seine gerechte Sache zu verlassen und zum Grafen Biron überzugehen, bemerkte Einer von der Gesellschaft, daß das Gerücht umherginge, Dietrich sei durch des Ministers Zusicherung besonderer Gnadenbeweise seiner Kaiserin und durch ein vom Herzog ihm erblich verlehntes Allodialgut zu dieser Abtrünnigkeit bewogen worden. Mit lebhaftem Unwillen sagte hierauf der Herzog Karl: „Das werde und kann ich nie glauben, weil es nicht wahr ist: ich kenne ihn zu genau als einen durchaus uneigennützigen Mann. Ich weiß am Besten, was er jetzt durch seine irrige Ansicht aufgeopfert hat, und das weiß nur der König, ich und er; selbst der Graf Brühl weiß nichts davon. Hätte Gewinnsucht irgend einer Art ihn leiten können, so hätte er mich gewiß nicht verlassen." — Ein Freund Dietrichs, der hierbei zugegen war, erzählte es ihm denselben Nachmittag wieder. Dietrich dankte ihm sehr für diese vertrauliche, wahrhaft freundschaftliche Mittheilung und versicherte, daß die Aeußerung des Herzogs buchstäblich wahr sei und daß zu seinem Triumphe

---

und erschien unter dem Titel: Remarques d'un Courlandois sur le mémoire, donné rélativement aux affaires de Courlande, ebenfalls zu Warschau 1763 in 4°, vgl. Schwartz Nr. 128

und zu ihrer Beschämung die Bösen und Charakterlosen, die jetzt ihn der Bestechlichkeit beschuldigten sich bald würden überzeugen können, daß er zu seinem bisherigen Betragen weder durch die eine, noch durch die andere Partei sich habe bestechen lassen wollen.

Am folgenden Morgen schrieb er dem Herzog Ernst Johann, daß aus mehreren wichtigen Gründen und auch weil sein Gesundheitszustand sich immer mehr verschlimmere, er sich genöthigt sehe, hiermit um seine Entlassung gehorsamst zu bitten. Der russische Minister, dem der Herzog dieses sogleich mitgetheilt hatte, kam bald darauf zu Dietrich und versicherte, daß die Kaiserin sein ferneres Bleiben im Oberrathscollegio sehr gern sehe und daß sein Austritt aus demselben ihr nicht anders als sehr unangenehm sein könnte. Er betheuerte, daß er nicht nur als Minister ihn bäte, sondern auch als Freund ihm riethe, sein Amt ja nicht zu verlassen. Diese schmeichelnden Aeußerungen höflich anerkennend, erklärte Dietrich dennoch, daß in seiner gegenwärtigen Lage nichts in der Welt vermögend sei, ihn zur Zurücknahme seines für seine Ehre, seine Ruhe und seine Gesundheit nothwendigen, aus reiflich erwogenen Gründen gefaßten und in vollem Ernste bekannt gemachten Entschlusses zu bestimmen.

Nach einigen Tagen kamen der Minister, der Landesbevollmächtigte von Grotthuß[1], der Stallmeister Taube[2] und der Oberste von den Brinken mit dem Auftrage vom Herzog, daß dieser es sehr wünsche, Dietrich möge nur noch auf Ein Jahr sein Entlassungsgesuch zurücknehmen. Hierdurch sollte er an seiner von den Ärzten ihm angerathenen und auch schon beschlossenen Reise ins Karlsbad nicht nur nicht behindert werden, vielmehr bewillige ihm der Herzog gern, für die ganze Zeit seiner Abwesenheit den vollen Gehalt und bitte ihn, den Ersatz seiner sämmtlichen von ihm zu bestimmenden Reisekosten bei seiner Zurückkunft vom Herzog entgegennehmen zu wollen.

Als Dietrich diesen ganz unverdient gütevollen Antrag mit schuldigem Danke, aber auch mit Festigkeit abgelehnt hatte, führten der Minister und Baron Taube ihn auf die Seite, wiederholten nochmals das Obige mit der Zugabe, daß, wenn sein Gesundheitszustand auch noch für das nächste Jahr seine Abwesenheit aus Kurland erfordern sollte, der Herzog auch hierzu die nöthigen Kosten mit Vergnügen erstatten würde. Da auch dieser Angriff mit gleicher Standhaftigkeit zurückgewiesen wurde, so rückten sie endlich mit dem schweren Geschütze an, welches mit nur seltenen Ausnahmen immer

---

[1] Johann Gerhard v. Grotthuß, Erbherr auf Groß-Bersen, geb. 1716, † 1771, war 1762—1764 Landesbevollmächtigter.

[2] Christoph Alexander Baron Taube war geb. 1708, starb 1778.

und überall den Sieg davontrug: eines der herzoglichen Allodialgüter wurde als erbliches Mannlehen Dietrich zugesichert, wenn er zusagte, nur so lange Oberrath bleiben zu wollen, bis die zwischen dem Herzog und der Ritterschaft noch obwaltenden Differenzen ausgeglichen sein würden.

In seiner damaligen Lage konnte Dietrich seinen Entschluß nicht zurücknehmen: daher verbat er auch dieses letztere ehrenvolle und höchst vortheilhafte Anerbieten des Herzogs. Wenn gleich das Anerbieten irgend eines Geschenks vom Herzog oder einer anderweitigen Belohnung hier zum ersten Male ihm geäußert worden war, so hätte er durch Annahme desselben der vorhin erwähnten Verleumdung der Bestechlichkeit, die denn doch nur von Wenigen und den Schlechteren beachtet wurde, nun den Stempel der Wahrheit, zum Mindesten der Möglichkeit, aufgedrückt und so selbst seine immer reine, von keinem Rechtlichen je bezweifelte Ehre einem Verdachte preisgegeben, der, wenn gerade nicht Flecke, doch Schatten auf sie geworfen hätte. Da indeß der Minister immer wieder anfing, ihn zum Nachgeben bewegen zu wollen — eine echt diplomatische Zähigkeit, die, selbst des eigenen und Anderer Ehrgefühls nicht achtend, nie ermüdet, das einmal angestrebte Ziel zu erringen — und wiederholt versicherte, daß auch die Kaiserin es Dietrich als ein vorzügliches Verdienst anrechnen würde, brach er, der sonst so Ruhige, durch dieses unaufhörliche Quälen in seinem reizbareren Krankheitszustande endlich unwillig gemacht, in diese nachdrucksvolle Aeußerung aus: „Stören Sie, meine Herren, nicht ferner den Anfang der mir wahrlich so unentbehrlichen Ruhe durch Anträge, deren Annahme meine immer und überall rein erhaltene Ehre vor der Welt verdächtig machen muß. Glauben Sie vielmehr, daß ich den von Ihnen so hartnäckig bekämpften Entschluß, den ich mit reifer Ueberlegung und mit ruhiger und gewissenhafter Abwägung aller meiner Pflichten und Verhältnisse einmal gefaßt habe, nicht einem Fürstenthume hinopfern werde, wenn Sie auch dieses mir anbieten könnten." Er bat die Herren, in welchen nun auch allmählich ein Mitleiden mit ihm sich zu regen schien, dem Herzog für dessen gnädige Absicht mit ihm zu danken und ihn zu bitten, daß er diese seine feste Weigerung weder für Eigensinn, noch gar für Mangel an gutem Willen halten, vielmehr mit Zuversicht glauben möge, daß sie von so manchen, in der gegenwärtigen Zeit mächtig auf ihn einwirkenden, unabwendbaren Verhältnissen unabänderlich bedingt sei. Ferner ließ er den Herzog bitten, die gewiß aufrichtige Versicherung vertrauensvoll entgegennehmen zu wollen, daß, wenn er fortlebe und wieder gesund werde, der Herzog, so oft er es verlangte, zu seinem Dienste ihn jederzeit mit Eifer und Treue bereit finden werde. — Den vollen Ernst dieser Versicherung hat Dietrich bis zum Ableben des Herzogs bei jeder dargebotenen Gelegenheit durch die That bewiesen. Auch zweifelte der Herzog

nie an Dietrichs gutem Willen für ihn und seine Familie. Dieses bewies er durch das stets ihm geschenkte offenste Vertrauen in den wichtigsten Augenblicken und den schwierigsten Lagen seines Regentenlebens. Für Dietrichs Treue aber war der Herzog auch erkenntlich: er ließ ihm auch nach Dietrichs Abdankung noch das Gut Brandenburg, welches er schon um das Jahr 1740 in Arrende erhalten hatte, und sicherte, zwar mündlich nur, aber im Beisein Mehrerer, auch des Erbprinzen, es ihm für seine Lebenszeit zu; der Herzog Peter nahm es aber 1776 wieder zurück.

Nachdem Dietrich seine Entlassung erhalten hatte, reiste er nach dem Karlsbade ab, wo er am 1. Junius eintraf. Nach der Verordnung des dortigen Arztes, des Hofraths Springsfeld, mit welchem er zugleich in Jena studirt hatte und in welchem er nun einen werthen Freund sich erwarb, trank er acht Tage vom Sprudel und dann noch dreizehn Wochen vom Neubrunnen täglich zwanzig, manchmal auch mehrere Becher. Wie nach dem vorjährigen Gebrauche und wohl etwas mehr noch fühlte er auch nach diesem seine Kräfte gehoben und seinen Körper im Ganzen gestärkter; der vermuthete Polyp aber rief ihm immer noch zu: memento mori. Bei seiner Abreise sagte der Arzt, er hoffe mit Zuversicht, daß die gewünschte Wirkung des von ihm so fleißig getrunkenen Brunnens, zumal bei seiner musterhaften Diät in jeder Beziehung dieses Wortes, gewiß nicht ausbleiben werde; er vermuthe aber auch, daß sie als völlige Genesung sich erst im Herbste des nächsten Jahres darstellen dürfte. Sollte diese auch dann noch nicht erfolgen, so riethe er ihm und bäte ihn, im Frühjahre darauf die dritte, zuverlässig aber auch die letzte Reise nach dem Karlsbade zu machen.

Unter den im Karlsbade gemachten Bekanntschaften waren die des vortrefflichen Gellert, des im ganzen Umfange des Wortes braven preußischen Generals Ziethen und die erneuerte mit seinem Fahnenjunker aus dem Jahre 1735, dem nunmehrigen österreichischen Feldzeugmeister und nachherigen Feldmarschall Freiherrn Loudon ihm die werthesten. Die beiden Helden, im Kriege gegenseitig sich strenge Feinde, hatten hier an der friedlichen Heilquelle eine Freundschaft geknüpft, die um so reiner und fester war, als Jedes innige Zuneigung und Achtung auf wahren Werth des Andern sich gründete. Diese, Gellert und Dietrich waren jeden Morgen um fünf Uhr schon, und mithin die Ersten und Einzigen, am Neubrunnen und schlossen um so schneller sich an einander, da sie zusammen tranken und spazierten. Als Männer, deren keiner etwas zu verhüllen brauchte, lernten sie bald durch edle Offenheit sich gegenseitig kennen und achten und lieben; so verlebten sie fast den ganzen Tag mit einander. Die Badegesellschaft nannte sie das vierblätterige Kleeblatt. Bis in sein spätestes Alter hinein war Dietrich die

Erinnerung an diesen für Geist und Herz so inhaltvollen Umgang ihm eine der wertheſten und erheiterndſten.

Den Rückweg nahm Dietrich über Leipzig, wo er ein paar Wochen verweilte, um noch einmal des Zusammenseins mit dem würdigen Gellert sich zu erfreuen, der ihm auch täglich einige genußreiche Stunden schenkte. Bis zu Gellerts Tode dauerte unter ihnen ein gemüthvoller Briefwechsel[1]. Im November war Dietrich wieder bei den Seinigen.

Die vorhin erwähnte Hoffnung des Hofraths Springsfeld für Dietrichs völlige Genesung fing an um die vorhergesagte Zeit in Erfüllung zu gehen. Im October 1764 brachte Dietrich seine beiden ältesten Söhne zum Kriegsdienste nach Warschau. Schon während dieser Reise und mehr noch in Warschau kehrte die beschwerliche und schmerzhafte Empfindung in der Gegend des Herzens immer seltener und merklich schwächer wieder und blieb nach einiger Zeit gänzlich und für immer aus.

Von Allen wurde Dietrich in Warschau mit vieler Auszeichnung behandelt. Was von dieser bei jeder früheren Anwesenheit daselbst ihm zu Theil ward, konnte wohl der gewichtige Einfluß seines Bruders, des viel vermögenden russischen Gesandten in Warschau, großentheils ihm bewirkt haben. Dieser war nun nicht mehr, mit ihm hatte auch sein Einfluß aufgehört, der früher und vorzüglich in Polen über Manches Schicksal und Leben entschieden hatte. In derselben Stunde, in welcher er die endliche Frucht der größten seiner letzten Mühen, die Erwählung Poniatowskys zum König von Polen, erfuhr, starb er am 6. September 1764. Die prunkende Achtung der sogenannten Großen, aber gewiß auch die bescheidene, herzlichere Achtung der Redlichen, deren beider Dietrich nun dort genoß, hatte ihm doch wohl sein kluges und festes Betragen bei dem letzten Regierungswechsel in Kurland allein erworben.

Im Mai 1766 verlieh ihm der König von Polen den St. Stanislausorden und lud ihn nach Warschau ein, um selbst ihm dieses Zeichen seiner Achtung anlegen zu können. Hierzu nun und auch um sich und seinen Söhnen nach fast zweijähriger Trennung die Freude des Wiedersehens zu schenken, reiste er in den letzten Juliustagen nach Warschau. Am 5. August hatte die Ordensfeierlichkeit statt, nach welcher der Fürst Czartoryski, Mutterbruder des Königs, ein glänzendes Ordensmahl gab.

Im Jahre 1767 reiste der Erbprinz von Kurland mit seiner ersten Gemahlin, Karoline Prinzessin von Waldeck, nach St. Petersburg. Der Herzog bat Dietrich, seine Kinder auf dieser Reise zu begleiten. Zugleich ertheilte er ihm die Vollmacht, mit dem Grafen Münnich die wegen gänzlicher Räumung der Standesherrschaft Wartenberg in Schlesien noch nicht

[1] In dem veröffentlichten Briefwechsel Gellerts findet sich kein Brief von und an Keyserling.

völlig abgeschlossenen Bedingungen zu verabreden und festzustellen. Zur Zufriedenheit beider Theile erledigte er dieses Geschäft.

Wegen Altersschwäche trat der Herzog im November 1769 dem Erbprinzen die Regierung der Herzogthümer ab. Am Vorabende der dem Herzog Peter zu leistenden Huldigung wurde Dietrich durch Abgeordnete des aus dem ganzen Lande in Mitau zahlreich versammelten Adels ersucht, im Namen der Ritterschaft die Anrede an dieselbe zu beantworten, welche bei der Huldigung der Herzog selbst oder für ihn einer der Oberräthe sprechen würde. In dieser Antwortsrede erwähnte Dietrich nur kurz, aber mit Nachdruck, daß gegenseitige treue Erfüllung der Pflichten und gegenseitige wachsame Bewahrung der Rechte die schnellsten Beförderer und auch die sichersten Bürgen des Wohls des Ganzen sind und daß nur in diesem die Wohlfahrt der Einzelnen wachse und fortlebe. Beide Theile bezeigten ihm hierüber ihre Zufriedenheit.

Als der Herzog Peter den am 23. December 1772 erfolgten Tod seines Vaters dem König von Polen angezeigt hatte, ersuchte dieser in seinem Condolenzschreiben den Herzog, die Zeichen des Weißen Adlerordens, die der verstorbene Herzog getragen hatte, in des Königs Namen Dietrich anzulegen.

Im Jahre 1774 wurde Dietrich vom Herzoge nach St. Petersburg gesandt, um der Kaiserin zu dem glorreich geendeten Kriege und zu dem vortheilhaften Frieden mit der Pforte dessen Glückwunsch abzustatten. Bei dieser Gelegenheit erkannte die Kaiserin das Gesandschaftsrecht eines Herzogs von Kurland dadurch an, daß Dietrich als Gesandter des Herzogs allen anderen, auch denen der größten Mächte, in Allem gleich geachtet und behandelt wurde und auch, wie alle übrigen, das bei solcher Gelegenheit gewöhnliche Gesandtengeschenk von zweitausend Rubeln erhielt. — Im Jahre 1776 reiste Dietrich wieder mit einigen Aufträgen des Herzogs nach St. Petersburg.

Lange schon war Dietrich durch das hohe Alter seiner Mutter und durch ihre mehrjährige Kränklichkeit und Körperschwäche auf ihren Verlust vorbereitet worden; dennoch blieb dieser ihm groß und tief schmerzend. Am 2. März 1780 starb in dieser zärtlich von ihm verehrten Mutter ihm auch eine verständige, treue Freundin dahin.

In der Commission, welche nach dem Verlangen der Kaiserin von Rußland 1783 die Grenze zwischen Liv- und Kurland und noch andere Nachbarverhältnisse bestimmen mußte, war Dietrich Commissarius des Herzogs.

Der 24. März 1784 war Dietrich der herbeste Tag seines Lebens. An diesem Tage starb nach nur sechsunddreißigstündigem Kranksein im einundsechzigsten Jahre ihres reinen und nützlichen Lebens seine in heiteren und trüben Tagen immer gleich verständige Gattin; diese seine theilnehmende,

treue Gefährtin, die während fünfundvierzig in nie gestörter Einigkeit zusammen verlebter Jahre jede seiner Freuden durch herzliche Mitfreude erhöhte, die mitleidend, aber auch mit Kraft und Geduld tragend, jedes Leides Druck ihm milderte, diese emsige Sorgerin, die das Hauswesen, dem er durch seine Amtsgeschäfte und durch häufige, nicht selten lange Abwesenheit fast ganz entzogen ward, mit Strenge und Güte und Liebe so verwaltete, daß sie jedem Hausgenossen nicht Hausfrau nur, auch Mutter und Freundin war; diese weise Erhalterin, die durch eine von keinem Dürftigen gewahrte Sparsamkeit zu den bei Dietrichs Austritt aus dem ihm kostspieligen Geschäftsleben nur noch schwachen Trümmern eines nie ansehnlich gewesenen Vermögens das ersammelte, wofür er in seinem Testamente der Kinder schuldigen, wärmsten Dank einzig an die Asche der Mutter verweist.

Schon in seinen Knaben- und Jünglingsjahren, und hier vorzüglich durch seinen vortrefflichen Lehrer und Freund Haken, in allen Ereignissen des Lebens geübt, jede in ihm aufwallende Empfindung zu zügeln und zu mäßigen, war es ihm in reiferem Alter auch gelungen, ihrer aller Herr zu sein, keine, so lebhaft sie auch war, in Leidenschaft überschwanken zu lassen. Die hierdurch in seltenem Grade ihm eigen gewordene Stärke der Seele, Fassung, hatte noch nie ein Angriff, wie heftig er sie auch bestürmte, erschüttert: aber der plötzliche, so noch nicht geahnte Verlust einer so theuren Lebensgefährtin, wie die seinige ihm und so lange gewesen war, beugte zuerst und allein diese Kraft. Doch richtete sie sich wieder empor; auch die wohlwollende Heiterkeit, die überall treu ihn begleitete und Jedem wohlthuend sich mittheilte, der in seine Berührung kam, kehrte allmählich wieder: aber ernster war sie nun und blieb es fernerhin; nicht so freundlich mehr, als da noch das Leben seiner Freundin den Werth des eigenen ihm erhöhte.

Friedrich Wilhelm II. König von Preußen, hatte auf der Reise, die er als Prinz von Preußen 1780 nach St. Petersburg machte, und auch auf der Rückreise einige Tage bei dem Herzoge in Mitau verweilt, wo er Dietrich kennen und schätzen lernte. Im September 1786 erhielt Dietrich von seinem Neffen aus Berlin die Anzeige, daß der nunmehrige König freundlich sich nach ihm erkundigt und den Wunsch geäußert habe, bei der Krönungsfeier auch ihn in Königsberg zu sehen. Dietrich, der unter so manchen moralischen Schlacken dieses Fürsten den reichen Gehalt des Guten und Edlen nicht übersehen hatte und deshalb ihn liebte, folgte der Aufforderung. Mit achtungsvoller Herzlichkeit, die Beiden gleich ehrenvoll war, wurde er vom Könige bewillkommnet. Am Krönungstage, den 19. September, wurde vom Throne herab auch Dietrichs Name unter denen verlesen, welche nebst ihren Nachkommen vom König in den Grafenstand waren erhoben worden.

Im Sommer 1788 brachte Dietrich seinen jüngsten Sohn[1] nach Berlin, den er dem Dienste des preußischen Staates bestimmt hatte. In dieser Stadt, welche er früher nur einmal berührt hatte, als er 1732 nach Jena ging, konnte er nur solche Bekannte finden, die er vorher anderswo gekannt hatte, und dieser traf er nicht viele an. Sein persönlicher Werth indeß und natürlicherweise auch das auszeichnende achtungsvolle Benehmen des Königs gegen ihn erwarben ihm leicht mehrere und unter diesen auch ihm recht werthe Bekanntschaften, in deren Umgange er dreißig freundliche Tage verlebte, die noch in der Erinnerung ihm einen heiteren Nachgenuß gewährten. Bei seinem Abschiede vom König äußerte dieser den Wunsch, Dietrich möchte ihn bald wieder besuchen. Ungeachtet seines sechsundsiebzigsten Lebensjahres erfüllte er des Königs Wunsch im Junius 1789 zur Heerschau bei Heiligenbeil in Ostpreußen.

Die Zwistigkeiten zwischen dem Herzog und dem Adel Kurlands, welche, vorzüglich seit 1789, einen immer schärferen Ton annahmen, der bald zu einer Höhe gegenseitiger Erbitterung stieg, von welcher keine Aussöhnung, nicht einmal eine Annäherung zu derselben zu erwarten war, die Fehde des Adels mit dem nur Kurland eigenen Literatenstande, die Eitelkeit gebar, gegenseitiger Eigensinn nährte und stärkte, die gegenseitiges Ueberschreiten der Rechte und Verletzen der Pflichten und gegenseitiges Versagen der Achtung, die jede Corporation der anderen als solcher schuldig ist, so erhitzten und verwirrten, daß eine Schlichtung derselben unmöglich ward; das Schicksal Polens, das, seit einem Jahrhunderte langsam, aber um so sicherer vorschreitend, nun mit geschonter Kraft dem nahen Ziele schnell und unaufhaltbar entgegeneilte, dem des Landes gebrechliche Verfassung nicht wehren konnte und des Landes theils zu rohe, theils durch Ueppigkeit entartete, unter sich entzweite Söhne nicht wehren mochten, dieses Schicksal, mit welchem das des geliebten Vaterlandes unauflösbar verwebt war: — alles dieses und noch manches andere schon Geschehene, manches dem geübteren, schärferen Blicke sichtbar sich noch Nähernde war nicht geeignet, dem achtzigjährigen, immer aber in jugendlicher Kraft und Gewandtheit noch rüstigen Greise, dem warmen Menschenfreunde, dem treuen Sohn des ihm so theuren Vaterlandes den Abend seines langen und reinen Lebenstages zu erheitern. Keinen thätigen Theil an jenen Händeln nehmend, nur auf Rath und Warnung

[1] Den Verfasser der hier abgedruckten Lebensschilderung. Graf Peter Keyserling, geb. 1768, trat 1788 als Fähnrich in das preußische Garderegiment zu Berlin, nahm aber schon 1794 seinen Abschied und kehrte nach Kurland zurück. Beim Beginn des Befreiungskrieges 1813 trat er in das 5. kurmärkische Landwehrregiment ein und machte die Schlachten von Großbeeren und Dennewitz mit, wurde schwer verwundet und nahm in Folge dessen 1814 seinen Abschied. Er starb 1845 als Kreismarschall in Mitau.

sich beschränkend[1], die von Wenigen nur gehört, von Keinem beachtet wurden, zog er immer enger in das häusliche Leben sich zurück, dem er stets einen entschiedenen Vorzug gegeben hatte. Hier widmete er die letzten Tage seines langen und nützlichen Lebens dem freundlichen, gemüthvollen Umgange mit seinen Kindern und einigen bewährten Freunden, dem Lesen und den ihm fortwährend so lieben, ihm immer gedeihlichen Arbeiten und Beschäftigungen in seinem Garten, dessen Schöpfer er war[2].

Bis über sein achtzigstes Lebensjahr hinaus erfreute er sich der Gesundheit, Kraft und fast jugendlichen Behendigkeit seines Körpers, seiner immer sich gleichen Seelenstärke und der heiteren Ruhe seines Gemüths. Nur erst vier Wochen vorher, ohne eigentlich krank zu sein, fühlte und erkannte er klar, in dem zwar schmerzenfreien, aber schnellen und stets schnelleren Hinschwinden seiner Lebenskräfte den sicheren Tritt des ihm immer rascher sich nähernden Todes. Gefaßt und heiter, voll Dankes und Vertrauens gegen die Vorsehung, freundlich die bekümmerten Seinigen aufrichtend und tröstend, wie im Leben so auch im Tode, dem Christen und dem Weisen ein würdiges Vorbild, starb er in Mitau am 19. November 1793 in einem Alter von achtzig Jahren zwei Monaten und vierzehn Tagen, von Vielen gesegnet, betrauert von Allen, die näher ihn gekannt hatten.

Eine treue und genaue Schilderung des Gemüthlichen, wie des Körperlichen an diesem wahrlich seltenen Menschen sollte wohl dieser Erzählung des Geschichtlichen folgen und diese schließen. Auch stellen seinen in den reinsten Verhältnissen wohlgestalteten, gesunden, kraftvollen, durch Uebung gewandten,

---

[1] In diesem Sinne verfaßte er 1782 eine Schrift, die mit den Worten beginnt: „daß Uneinigkeit zwischen Haupt und Gliedern verderblich sei" u. s. w., die nicht gedruckt wurde, sondern nur handschriftlich circulirte. Es werden darin die Ursachen des steigenden Geldmangels in Kurland erörtert und eingehend die Streitigkeiten zwischen dem Herzoge und dem Adel seit 1770 behandelt, wobei sich D. Keyserling besonders gegen den Landesbevollmächtigten Ernst Wilhelm v. d. Brüggen und O. H. v. d. Howen wendet. Vgl. über sie Schwartz Nr. 186. Gegen diese Schrift richtete K. H. v. Heyking 1783 eine auch nur handschriftlich verbreitete Apologie in satirischem Tone, in der er Brüggen und Howen lebhaft vertheidigt.

[2] Auf Dietrichs Blumenpflege und Gartenliebhaberei bezieht sich auch eine Stelle in dem launigen Gedichte Friedrich Leopold Stolbergs, das er Keyserling im October 1785 von St. Petersburg aus zusandte. (Abgedruckt in den Sitzungsberichten der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst, 1883, Anhang S. 28—30). Stolberg hatte Keyserling auf seiner Durchreise durch Mitau als Eutinischer Gesandter an den russischen Hof im Sommer desselben Jahres kennen gelernt und war von dem Umgange mit ihm und dem Kanzler Ernst Johann Taube (gest. 1794 als Landhofmeister) ganz entzückt. Er sagt von ihnen in einem Briefe an die Seinigen, er habe in Mitau zwei vortreffliche und wahrhaft weise Männer gefunden, Dietrich Keyserling und den Kanzler Taube.

anmuthvollen Körper von ansehnlicher Größe diese wenigen Züge leicht und treu dar; so auch die gefälligen, edlen Formen seines Gesichts.

Aber das Leben in diesem Gesichte, der geistvolle Blick seiner hellen und reinen Seele aus dem freundlich sprechenden Auge, die Fassung und Festigkeit, die auf der freien Stirn so sicher ruhten; das Wohlwollen des geraden Herzens und die Heiterkeit des von keiner Schuld gemarterten, von keiner Reue, keiner Furcht getrübten Gemüths, die so anziehend seinen Mund stets umschwebten, und vollends nun des Innern Kraft und Güte und Lauterkeit; diese nie wankende Besonnenheit und Selbständigkeit; diese unerschütterliche Treue allem als wahr und gut und edel Erkannten; diese liebreiche Duldung jeder abweichenden Meinung, wofern sie nicht Ordnung und Sicherheit gefährdete, diese Festigkeit im Vertrauen auf die Weisheit und Güte der Vorsehung, dieser harmlose Glaube an Rechtlichkeit und Treue der Menschen, den selbst öftere empfindliche Täuschungen doch nicht wankend machten; diese Ordnungsliebe, diese Nüchternheit und Enthaltsamkeit in jeder Beziehung des menschlichen und bürgerlichen Lebens; diese Mäßigkeit und Genügsamkeit im Genusse jedes löblichen Vergnügens; diese Strenge, mit welcher er Alles sich versagte, was nicht edel und anständig war; diese Menschenfreundlichkeit und Liberalität, mit welchen er jede Klasse, jedes Alter liebte und Alle wieder an sich zog; — diese und noch manche, an sich nicht erhebliche, vom Ganzen aber nicht zu trennende Züge fordern eine geübte und sichere Hand, die das mit sinnigem Auge aufgefaßte Bild auch mit zartem und kräftigem Pinsel treu wieder darzustellen vermag. — Diese Forderung erfüllen zu können, blieb dem Erzähler versagt. Die zum richtigen Auffassen der einzelnen Züge und mehr noch die zum vollen Umfassen des ganzen Charakters Dietrichs nöthige Bildung und vorzügliche Reife des Geistes und Lebenserfahrung und Menschenkenntniß überhaupt konnten noch nicht sein Eigenthum sein, als sein ihm übrigens gütiges Geschick ihn, den zwanzigjährigen Jüngling, von Dietrich und für immer trennte.

Briefe aus dem Nachlasse Victor Hehns.

III.*)

Erlangen, den 28. November 1801.

— — — — — — — — — — — — — —

Wenn sich ein Ausländer in unserm Vaterlande über die vielen Fehler aufhält, die man dort im Deutschsprechen macht, so stelle sich jeder Livländer ihm dreist gegenüber, heiße ihn nur gleich schweigen, und sage ihm mit lauter vernehmlicher Stimme, daß dieses Auslachen zur deutschen Arroganz gehöre; denn man spricht in allen Gegenden von Deutschland, in welchen ich gewesen bin, nicht besser, als wie der livländische Livländer, macht einen grammatikalischen Fehler über den andern, und hat die schöne livländische Aussprache nicht. In Berlin hört man gar kein „mir", sondern man sagt dort, wie jener livländische Geistliche: „Sie haben so schöne Ochsen, verkaufen Sie auch mich Ochsen." In Leipzig habe ich mehr wie einmal gehört: „Ich will Sie sagen." Und nun hier. Man höre folgenden Dialog. „Korschamer Diener." — „Ich empfehle mich Ihnen." (Er sagt diese letztere Redensart hier nicht, wie bey uns, beym Abschiednehmen, sondern beym Grüßen). „Sind Sie heut auf dem Klub gewäßt?" — „Nein, ich pin nitt dagewäßt. — „Pesuchen Sie mich doch?" „Ich wünschte Ihnen meine Dienerschaft zu peweisen." — „Werd nicht ermangeln. Wie kehts denn?" — „Wie solls kehn?" „Bassabel —" u. s. w. Neulicht gehe ich mit dem Geheimen Rathe Buirette (den man hier immer Pirett nennt) spazieren. Die Frau eines Amtmanns aus dem nächsten Städtchen begegnet uns; sie hatte zu Fuß einen Besuch in Erlangen abgelegt, und trug ihre

*) Vgl. S. 160 ff., 321 ff.

in ein Schnupftuch gebundenen Hauben und Nachtkamisöler auf dem Rücken. Der geheime Rath kennt sie und redet sie an. — „Wie kehts, Frau Amtmann?" „Danke schönstens; underdänigst aufzuwarten." — „Meinen Gruß an den Herrn Amtmann." „Danke underdänigt, wärds zu rühmen wissen." — Nun höre man aber vollends den hiesigen Dialect. Den gemeinen Mann verstehe ich eben so wenig, als wenn er Tartarisch redete. In den höheren und gebildeteren Ständen spricht man freylich verständlicher, aber man prononcirt doch auch unausstehlich hart, und ein livländisches Ohr — das unter den deutschen, was das attische unter den Griechen war — kann sich nur sehr langsam an die hiesige Aussprache gewöhnen. Da sieht man zuweilen ein hübsches Gesicht auf einer hübschen Figur, und sie gefällt einem. Aber o! weh! nun fängt sie an zu sprechen, und um die harten Töne herauszupressen, zieht sie den Mund in den schrecklichsten Figuren bald rechts, bald links. In allen Gesichts-Muskeln liegt der Ausdruck der Anstrengung, mit welcher die verhärteten, zusammengepreßten polternden Worte, wie die neu geborenen Kinder, mit einem Burzelbaum zur Welt gebracht werden. Der unerträglichste Dialect ist aber, meinem Ohre nach, der in und um Königsberg und Danzig. Der läßt sich in Buchstaben gar nicht nachbilden; um sich einen Begriff von ihm zu machen, muß man ihn gehört haben; hat man ihn aber einmal gehört, ist er Einem ewig unvergeßlich. Am besten gefällt mir der Berlinsche.

Den 15ten Decbr.

Die heutige Erlanger Zeitung enthält eine Erzählung, die so charakteristisch und so ächt deutsch ist, daß ich mich nicht enthalten kann, Euch damit zu regaliren. „Seit langer Zeit hielt am 30sten Nv. das Corpus Evangelicorum (zu Regensburg) wieder eine Sizzung. In dieser wurde vorgelegt, eine Bittschrift von einem Schullehrer zu Waldmichelsbach, im churpfälzischen Oberamte Lindenfels mit dem Ansuchen um einige milde Unterstützung, indem er mit 30 Gulden jährlicher Besoldung", (ein Gulden möchte ohngefähr 90 Cop. ausmachen. Was für eine Gage, 27 Rbl. jährlich!!! O! Ihr Deutschen! Ich schämte mich, ein Mitglied und Untherthan des heiligen römischen Reiches deutscher Nation zu seyn!) und 5 Gulden (4 Rbl. 50 Cop.) Schulgeld von seinen Schülern, sich und 4 Kinder als Wittwer, nicht unterhalten könne." (Nun kommt aber das beste!) „Ein Geschenk von 20 Gulden (18 Rbl.) ist ihm hierauf bewilligt worden!" Ewige Schande für Euch, Ihr Deutschen! Ein ganzes hohes Corpus Evangelicorum macht einem Manne, der ärger als ein Taglöhner arbeiten muß, der Eure Jugend, die Hoffnung besserer Zukunft bildet, der seine demüthigen Blicke aus seinem tiefen Elende auf Euch lenket, und in

dem Kampf mit den allerersten Lebensbedürfnissen auf Eure Unterstützung hofft, — ein Geschenk, das kaum das Briefporto bezahlen macht! — Und gewiß erwartet dieses hohe Corpus ein demüthiges Danksagungsschreiben, und wohl gar einen Danksagungsode! Wenigstens wäre diese Prätension nicht undeutsch, und wenn der Herr Schullehrer mit seinen 30 Gulden ein ächt-deutsches Landesproduckt ist, so wird er auch gewiß nicht unterlassen, dieser Prätension ein Genüge zu leisten. Uebrigens wird dieses Geschenkes in den deutschen Zeitungen nicht aus Spott erwähnt, sondern als ein Beispiel deutscher Wohlthätigkeit angeführt. Und es ist es wahrscheinlich auch! Wenn das ein Londoner ließt, so spuckt er, salva venia, aus.

Den 24. December.

Am 5ten Decbr. haben wir hier unsern zweyten Ball gehabt, und vor dem März passirt nun keiner mehr. Ich bin auf demselben recht vergnügt gewesen. Um 8 Uhr ging ich hin, und fand meine Freunde, Herrn Walther (Verleger und Kunsthändler) und Herrn de la Rue da. Letzterer tanzte zuweilen, und entfernte sich also mit unter von uns. Walther und ich hingegen waren gar bald in einem tiefen Gespräch über das livländische Frauenzimmer. Ich nahm mir nemlich, Angesichts der ganzen Erlangschen schönen Welt, die Freiheit, keck zu behaupten, daß das livländische Frauenzimmer nicht allein viel liebenswürdiger, als das deutsche sei, sondern gewiß zu dem liebenswürdigsten in der Welt gehöre. Walther war ganz meiner Meinung. Er hat nemlich vor einigen Jahren zur Zeit der Oster-Messe einige Livländerinnen gesehn, die sich durch Eleganz und Geschmack, Feinheit und einschmeichelnder Grazie in der zu dieser Zeit in Leipzig gewiß brillanten schönen Welt ausgezeichnet haben und seit der Zeit ist die Livländerin sein Ideal. Die Flügel unserer Geister, die uns jetzt hoch emporhuben, mußten eingeöhlt werden. Walther und de la Rue ließen also ¼ Dutzend Bouteillen alten ächten Rheinwein herbeyschaffen, und wir weiheten sie bis auf die letzte Neige einer Libation für Livlands Schönen! Keine meiner liebenswürdigen Landsmänninnen wurde vergessen. Mit dem Arme der Erinnerung zog ich sie in unserm Kreis! Niemals ist Rheinwein mit froherem Sinne getrunken, aber auch niemals einem schönern Gegenstande geweiht worden. Gewiß ist es übrigens, ohne Parteylichkeit für mein Vaterland, daß das weibliche Geschlecht in Livland weit mehr anziehendes hat, als in Deutschland. Dieser Liebreiz, die feine Ungebundenheit und Leichtigkeit im Umgange und in der Conversation, dieser körperliche Reiz, dieser liebenswürdige Anstand, diese gesellschaftlichen Talente, welche den Livländerinnen eigen sind, stechen gewaltig gegen die Pedanterie, Steifigkeit, Geschmacklosigkeit, Gelehrsamkeit und Verlegenheit der deutschen Schönen ab. O! meine lieben Lands-

männinnen! Euch will ich huldigen, so lang mein Herz noch fühlen, meine Sinne noch bezaubert, meine Phantasie noch entzückt werden kann, und wenn ich alt genug bin, um die liebenswürdigen Frivolitäten der Jugend zu bekritteln, dann will ich Euch huldigen, Deutschlands Töchter!

Dieser Walther ist ein interessanter Mensch, der vielen Fond hat. Er erweist mir viele Freundschaft! Auch de la Rue, in dessen Hause ich sehr bekannt bin, und von dem ich vorzüglich freundschaftlich behandelt werde, ist ein lieber guter Mann, von dem ich in diesem Augenblicke nichts sagen will, weil ich ihm und seinem Hause ein eignes Kapitel weihen werde.

Soviel ich jetzt noch sagen kann, gefällt mir von dem hiesigen Frauenzimmer die Professorin Deutsch am besten. Was ich in der Stadt über ihren sittlichen Charackter gehört habe, rechtfertigt mein Urtheil. Ich habe den vorigen Sonntag mit ihr und der jungen Gräfin Platen eine recht vergnügte Parthie L'hombre im Damenklub gespielt.

Den 10. Januar 1802.

Frau v. Masson ist ein geistreiches und sehr liebenswürdiges Weib. Ich fuhr auf mehrere Male wiederholte Einladung, die ich vielleicht Hofrath Klübers vortheilhaften Äußerungen verdankte, am Weinachtsfeyertag hinaus nach Schallershoff, einem kleinen Gute, das ihr Mann in der Nähe der Stadt besitzt. Ich wurde von ihm artig, von ihr freundschaftlich empfangen. Die unverstellte Theilnahme, mit welcher sie mich in ihrem Hause aufnahm, die offenliegende Herzlichkeit, mit welcher sie mich während meines Besuches behandelte, verdankte ich meinem Vaterlande, an welches sie mit ganzer Seele hängt! Ihr lebhaftester Wunsch ist, nach Livland zurückkehren zu dürfen; sie spricht von diesem Lande nur mit Thränen der Sehnsucht in den Augen; überhaupt zeigt sie sich als ein sanftes, gefühlvolles Geschöpf. Im Gesichte gleicht sie der Frau v. Behaghel, nur ist sie länger, und besitzt alle jene Leichtigkeit und Liebenswürdigkeit in der Conversation und Umgange, jene unstudirte Aufmerksamkeit auf die feineren Züge eines gebildeten Tones, welche den gebildetern Theil des livländischen Frauenzimmers charakterisirt. Da man überdem dort im Hause ganz auf livländischem Fuße lebt, so glaubte ich ganz in mein Vaterland zurückgesetzt zu seyn. Um diese schöne Täuschung, die mir unbeschreiblich wohl that, zu vollenden, spielten wir Abends eine Parthie Boston, und verpflanzten also diese schöne nordische Blume auf hiesigen Boden. Auch Sie versicherte mich, daß Sie sich nach Livland versetzt glaubte, und daß Sie mir die Empfindung gar nicht beschreiben könnte, die Sie bey Anblick eines Landsmannes fühlte; und diesem verdanke ich es auch, daß wir schon bey dem ersten Besuche die steife Ceremonie bey Seite setzen, und ich möchte sagen, uns mit einiger Zutraulichkeit

unterhielten. Einen angenehmen Eindruck machte es auf mich, daß sie selbst den Kaffee zubereitete, um 6 Uhr russischen Thee selbst in die Tassen goß, und dabey mit uns ganz vertraulich um den Tisch saß, Gebräuche, die hier ganz unbekannt sind. Der Gegenstand unserer Gespräche war fast ausschließlich Livland, ja wir sprachen sogar ehstnisch zusammen. Obgleich ich nur auf eine Stunde hinausgefahren war, blieb ich doch, durch die verbindliche Art der Einladung bewogen, bis Abends um elf Uhr dort und verließ das Haus alsdann in recht heiterer, glücklicher Stimmung. Ich freue mich sehr auf die nähere Bekanntschaft dieses Hauses, die mir gewiß nicht entgehn soll, da ich aus der Art, wie man mich aufgenommen und mich zu öftern Besuchen eingeladen hat, mir ein Beweiß ist, daß man mich gern sieht. Frau v. Masson ist eine geborene Irrmann, und eine Tochter des ehemaligen sibirischen Gouverneurs Irrmann und eine Verwandte vom Prediger Jannau.

Herr v. Masson, ehemaliger Obrister in russischen Diensten, ist ohne allen Zweifel ein sehr gebildeter kenntnißreicher, und in den Staats-Geschäften gewandter Mann, aber auch voll Vorurtheile. Dies ist mein vorläufiges Urtheil von ihm. — Er erinnert sich dunkel, meine beyden ältesten Brüder im Türkenkriege bey der Armee gekannt zu haben. Sein Bruder ist Sous-Praefect in Koblenz.

Während der Ferien bin ich auch — da mir die Reise nichts kostete, indem ich sie in de la Rues Wagen machte — in Nürnberg gewesen, doch kann ich von meinem dortigen Aufenthalte nichts weiter sagen, als daß ich in der Ägidius-Kirche mit vielem Vergnügen ein Gemählde von Albrecht Dürer gesehn habe, von welchem Matthison, ein Kenner, mit vielem Enthusiasmus in seinen Briefen spricht.

Den 21. Januar 1802.

— — — — — — — — — — — — — —

Es folgt also jetzt eine physisch-moralisch-ästhetisch-akademisch-psychologische Beschreibung der weltberühmten Stadt Erlangen, die zwar nicht schön, aber doch schmutzig, zwar nicht groß, aber doch voll Studenten ist. Meine Abhandlung zerfällt in mehrere Unterabtheilungen, als da sind, von der Academia, und deren feinen und geistreichen Ton, von den Studenten und deren gebildeten Sitten, von den Gesellschaften, und deren geistvollen und menschenfreundlichen Unterhaltungen, von dem schönen Geschlecht, und dessen Ausbildung, Sittsamkeit und feiner Lebensart u. s. w. An Materie fehlt es mir also nicht, einen Brief zu schreiben, der eben so lang (=weilig) wäre, und eben so abentheuerlich, als der geistreiche, witzige Rinaldo Reinaldini. Es kommt bey derselben nur auf die Anordnung an, und daß Ordnung

mein Element ist, davon zeugt ja schon mein ehemaliges Zimmer in Odenpäh. Ich erbitte mir also mehr Aufmerksamkeit, als ehemals meinen Predigten zu Theil wurde, denn dort sprach ich wider das Médisiren und hier will ich selbst médisiren. Also zur Sache. Doch vorher mache ich eine kleine Pause. Es ist gleich Mittag, ich bin schrecklich hungrig, und schreye wie die Raben nach Futter. Und ich muß es nur gestehn, der Hunger ist meine schwache Seite. Ist mein Magen leer, so ist mein Geist es nicht minder. Es herrscht eine wunderbare Sympathie zwischen diesen beyden; sie sind immer leer und voll zu gleicher Zeit!

Den 22. Januar.

Bis jetzt gereut es mich nicht, hieher gekommen zu seyn. Ich zweifle, ob ich eine andere Universität gefunden hätte, wo ich in allen Verhältnissen so zufrieden gewesen wäre, als hier. Die Akademie selbst ist sehr gut, wenigstens gewiß für einen Juristen; die gesellschaftlichen Häuser dieser Stadt besitzen aber eben keinen großen und sehr feinen Ton, indeß gefällt man sich mit einiger Toleranz und Genügsamkeit in denselben ganz gut. Die Studenten sind zwar auch hier Studenten, indeß mögen sie sich auch vor ihren Brüdern in Halle und Jena zu einigem Vortheil auszeichnen, wenigstens haben sie mich meinen eignen Weg bis jetzt noch ganz ungeneckt gehn lassen. Das einzige, was mir hier nachtheilig werden könnte, wäre die heiße und trockene Luft, welche für die Brust sehr angreifend ist, und denen, die an derselben und an der Lunge laboriren, leicht gefährlich werden kann, und zumal im Sommer, weil Erlangen mitten in einer Sand-Wüste liegt. Auch ist die Zahl der Leute, die hier an der Schwindsucht sterben, nicht unbeträchtlich, wozu aber nach dem Urtheile hiesiger Ärzte die Lebensweise dieser Menschen kommt, weil sie theils äuserst unmäßig im Trinken sind, theils eine solche Profession treiben, die der Gesundheit sehr nachtheilig ist, indem hier über tausend Personen sind, die sich mit dem Strumpfweben beschäftigen. Da indeß eine Hauptursache der hier einheimisch gewordenen Auszehrung in der Beschaffenheit der Luft liegt, so war ich anfangs für mich besorgt, indeß haben mich einige Aerzte, die ich um Rath gefragt habe, beruhet und mich versichert, daß ich bey Mäßigkeit in der Lebensweise, und vorzüglich bey Beobachtung einiger hier nothwendigen Vorsichtsmaßregeln, doch so leicht nichts zu befürchten hätte. Vorzüglich hat man mir auch anempfohlen, mehr Getränk zu mir zu nehmen, und zwar Bier zu trinken. Da ich nun an beydes nicht gewöhnt bin, so kostet es mich einige Mühe, es zu erlernen. Indeß da ein so großer Preis, meine Gesundheit, darauf steht, so bin ich sehr aufmerksam darauf. Bis jetzt befinde ich mich indeß recht wohl, und glaube, daß dieß auch weiterhin der Fall seyn wird, denn das, was man

der hiesigen Luft vorwirft, brennende, niederdrückende Hitze, und plötzliche Abwechslung der Temperatur, findet man in Livland auch. Ueberhaupt möchte zwischen dem hiesigen und dem livländischen Klima wenig Unterschied seyn. Wir haben hier in der vorigen Woche 25 Grad Kälte gehabt, und nun schon seit drey Wochen Schlittenbahn und — Schlittenfahrten, die abentheuerlich genug sind. Doch davon nachher, jetzt werde ich eines und das andere über die Universität sagen. Wenn ich erst im allgemeinen über die Fakultäten urtheilen sollte, so würde ich sagen: die theologische ist mittelmäßig, die medizinische gut, die juristische sehr gut. Zu der ersten gehören drei: 1) der alte Superintendent und erste theologische Professor Seiler, der wohl keine biblische Erbauungsbücher schreiben kann, aber damit basta. Man thut ihm wohl nicht unrecht, wenn man von ihm behauptet, daß er seicht und ganz wider den Zeitgeist streng-orthodox ist. Was seine äußere Figur und sein Betragen anbetrifft, so kann man ihn ohne Lachen kaum sehn. Ich habe ihn einige Male im Concert gesehn, den einzigen öffentlichen Ort, den er besucht. Er erscheint dort in einem alten abgenutzten Ueberrock, und hat auf seinem Gesichte ein ewiges verklärtes Lächeln, das ihm, da er nach einer sonderbaren Angewohnheit immer mit geschlossenen Augen sitzt, schnurrig kleidet. Man scheint auch überhaupt nicht viel Notiz von ihm zu nehmen. 2) D. Rau. Er ist, glaube ich, kein unwissender Mann, auch als Schriftsteller nicht unbekannt, aber es fehlt ihm wohl an jenen durchdringenden wissenschaftlichen Geist, vorzüglich an jener höhern Ansicht, aus welcher man jetzt die theologischen Wissenschaften bearbeiten und vortragen muß, jetzt, wo die Theologie, gezwungen durch den allmächtigen Zeit-Geist, von ihrem 18 Jahrhunderte hindurch behaupteten Thron herabsteigen muß, ihr Ansehn nicht mehr äußerm Staate, sondern innerm Werthe verdanken darf. Er ist noch ziemlich orthodox. 3) Kirchen-Rath Haenlein, ein sehr vorzüglicher, als Mensch, als Schriftsteller und als Lehrer gleich achtungswerther Mann. Ohne allen Zweifel besitzt die Universität an ihn einen Schatz, und er ist auch wohl nur, der die theologische Fakultät aufrecht erhält. Er ist ein gründlicher, geistreicher und doch eleganter Theologe, und ein interessanter, Herzeindringender Canzel-Redner. — Da er aber nur einen Theil der theologischen Wissenschaften vorträgt, so bleibt mein Urtheil wahr, daß diese Fakultät nur mittelmäßig sey. Die medizinische ist schon ungleich besser. Doch vorher noch eins. Die Zahl derjenigen, die Theologie studieren, hat seit den letzten Jahren in ganz Deutschland unglaublich abgenommen, so sehr, daß man bald nicht mehr wissen wird, wie man die Prediger Stelle besetzen soll. Sonst waren zwey drittheile der studierenden Jugend unter der Fahne der Donna Theologie, und jetzt? Von den 300, die hier etwa studieren, sind nur 30 Theologen, und unter

denen, die im vorigen Herbste hergekommen sind, ein einziger. Diesselbe Verhältniß soll auf allen deutschen Universitäten Statt haben. Die Ursachen dieser Abnahme liegen wohl nicht sehr versteckt. Doch fort von den leeren Bänken Augustins zu den vollern Galens. Die hiesigen medizinischen Professoren sind fast alle in ganz Deutschland als Schriftsteller bekannt, z. B. Wendt und Hildebrand, die auch hier im großen Rufe stehn. Das ist indeß das einzige, was ich davon sagen kann, denn ich kann über die Herrn nicht urtheilen. Doch möchten sie ihren Ruf wohl verdienen. Hildebrand ist auch als praktischer Arzt sehr geschätzt. Auch für die angrenzenden medizinischen Wissenschaften ist hier gut gesorgt. Hildebrand soll Physik und Chemie sehr schön vortragen, und Schreber ist als Botaniker vom ersten Range nicht blos in Deutschland bekannt. Er setzt ein großes Pracht-Werk über die Natur-Geschichte fort, das nun bald vollendet seyn wird, da er schon bey den Supplementen ist. Vollendet wird das Werk aber über 500 Gulden kosten. — Die beste Fakultät ist wohl jetzt die juristische, doch ob sie es auch weiterhin seyn werde, ist zweifelhaft, da sie im Begriff steht, wichtige Verluste zu erleiden. Ich will etwas über ihre Lehrer sagen. Der erste und vorzüglichste ist Hofrath Klüber, ein gescheuter Mann von großen Umfange in Kenntnissen. Er ist hier für das kammeralistische und diplomatische Studium unentbehrlich. Im letzteren vereinigt er Theorie und Praxis. Auch für die praktischen Wissenschaften z B. für den Prozeß, soll er sehr brauchbar seyn, er geht die Ausarbeitungen seiner Zuhörer selbst Wort für Wort durch, und durchsieht sie genau. Leider aber wird er wahrscheinlich nicht lang mehr hier bleiben; er hat schon den Ruf nach Wetzlar und Wien in den Reichshofrath ausgeschlagen, auch hat sich der regierende Herzog von Würtemberg sehr viele Mühe um ihn gegeben. Es ist leicht möglich — wenigstens hat er sich selbst so geäußert — daß er schon Ostern fortgeht. Wahrscheinlich aber geht er mit dem Minister Hardenberg nach Amiens zum Congreß, dies wäre mir das liebste, denn alsdann verläßt er die Universität nur auf einige Zeit, und ist zu der Zeit, wo ich ihn vorzüglich benutzen könnte, wieder hier. Einen gewissern Verlust erleiden wir aber an den Prokanzler Groß, der Ostern nach Halle auf eine für ihn sehr ehrenvolle Art geht. Der Minister Hardtenberg nemlich ist in specie Kurator der hiesigen Universität, und der Minister Massow Kurator aller übrigen preussischen Akademien. Zwischen diesen beyden Ministern ist nun ein förmlicher Streit über Groß gewesen. Durch den Ruf des bekannten Klein nach Berlin, ist nemlich in Halle die ansehnlichste Stelle auf allen preussischen Universitäten, die eines Directors der ganzen Akademie, der selbst den Prorecktor unter sich hat, und eines perpetuellen Prokanzlers leer geworden. Obgleich nun in Halle Lehrer sind, die durch ihre Verdienste und langen Dienste ein Recht auf diese Stelle

haben, z. B. Dabelow und Voltäire, und obgleich Groß noch jung, ein Ausländer und als Schriftsteller noch unbekannt ist, so hat ihn Massow doch zum Director ernannt. Hardtenberg hingegen hat durchaus nicht zugeben wollen, daß Groß seine Akademie verließe. Groß blieb lieber hier, und hat daher den Ruf abgelehnt, er hat ihn aber zum zweyten Male auf eine Art erhalten, daß er ihn nicht ausschlagen durfte. Es heißt hier zwar seit acht Tagen, Hardenberg sey endlich durchgedrungen, und Groß bleibe hier, allein es ist unwahrscheinlich. Halle macht unstreitig eine große Acquisition an ihm. Er ist zwar noch im Werden, wenn ich so sagen darf, allein das, was er jetzt schon leistet, läßt auf das schließen, was er noch inskünftige leisten wird. Ich höre bey ihm die Institutionen und habe also selbst Gelegenheit, seine Präcision, seine Deutlichkeit im Vortrage, seine Gründlichkeit und Eleganz und die große Liebe und den Eifer zu bemerken, mit welchem er die Wissenschaft vorträgt und seinen Zuhörern lichtvoll zu werden sucht. Er giebt jetzt ein Natur-Recht heraus, das mir, so weit es heraus ist, recht wohl gefällt. Auch als Mensch ist er sehr achtungswürdig, von gradem, für Recht und Wahrheit eifrigem Charackter. Da ich dichte bey ihm im Collegio sitze, so ist es mir gelungen, durch unausgesetztes Besuchen desselben und durch Attention, seine Aufmerksamkeit einigermaßen auf mich zu ziehn. Neulicht besuchte ich ihn nach mehreren Monaten wieder einmal und wurde von ihm mit vieler zuvorkommender Höflichkeit aufgenommen und mit einem für mich sehr schmeichelhaften Ausdruck von Willkommen empfangen. Ich wurde hiervon um so mehr enchantirt, als er sonst ein etwas sauertöpfischer Mann ist, und nicht viel aufs Besuchen hält. Mich hat er indeß mit vieler Artigkeit zu öftern Besuchen eingeladen. Ich war in der Absicht zu ihm hingegangen, nur eine Viertel-Stunde bey ihm zu bleiben, unser Gespräch kam aber so sehr im Train, daß ich, ohne dasselbe brusquement zu unterbrechen, nicht unter zwey Stunden weggehn und — was ich doch gern gethan hätte, nicht zwey Worte mit seiner Frau sprechen konnte. — Noch einen vorzüglich guten Lehrer haben wir an Hofrath Glück, dessen Hauptfach die Pandekten sind. Er schreibt jetzt einen Kommentar über dieselben, der erstaunlich weitläufig werden wird. Er ist überhaupt fürs römische Recht vorzüglich und also mir sehr nützlich. Professor Gründler soll fürs preussische Recht sehr brauchbar seyn. Von dem Professor Geyger weiß ich, obgleich er zu unserer Fakultät gehört, auch nichts zu sagen. Wenn ich alles zusammen fasse, so möchte ich behaupten, daß Erlangen, für den Juristen eine der vorzüglichsten deutschen Universitäten sey. Freylich ist es mit ihr aber wahrscheinlich vorbey, wenn Groß und Klüber zugleich fortgehn sollten.

Was nun endlich die übrigen Wissenschaften betrifft, die zu keiner von

diesen dreyen Fakultäten unmittelbar gehören, so werden einige besser, einige schlechter gelehrt, wie es wohl auf allen Universitäten, die kein ganz vorzüglich starkes Personale haben, seyn möchte. Am meisten liegen hier die historischen Wissenschaften darnieder. Der einzige, der sie vorträgt, ist Hofrath Meusel. So berühmt er aber als Schriftsteller, und so achtungswürdig er in seinem Privat-Charackter ist, so ist er aber doch in seinem Collegio ein matter, trivialer, geist- und urtheilsloser Compilator, der ewig auf dem Boden herumkriecht, das Feld der historischen Wissenschaften also nie in einem Blick übersieht, er der sich nie bis zu einer Höhe hinaufhebt, daß er einen Gegenstand aus einem höhern Standpunkte betrachten könnte. Es ist nicht möglich, eine so edle Wissenschaft gemeiner zu behandeln. Ich achte die Zeit, die ich in seinem Collegio zubringe, für verlohren, und würde es ganz aufgeben, wenn mich nicht persönliche Rücksichten abhielten, und wenn mich nicht der freye Gebrauch seiner schönen Bibliothek entschädigte. Es ist mir wirklich unbegreiflich, wie so sehr platt er zuweilen seyn kann. So gab er z. B. gestern Neugierde als die einzige Ursache an, warum Cäsar nach Britannien gegangen sey. Und doch ist er wirklich als historischer Schriftsteller sehr achtungswerth. Er hat z. B. eine Geschichte von Frankreich geschrieben, von der ein so kompetenter Richter, als Spittler ist, urtheilt, sie sei bey weitem das beste, was im deutschen über die französische Sprache geschrieben sey. — Für die Philosophie sind hier vorzüglich zwey: 1) Professor Memel, ein eifriger Fichtianer, über dessen Werth als Philosoph ich nichts sagen darf, theils weil ich über diese Materie nicht zu urtheilen wage, theils weil ich sein System zu wenig kenne. Im gewöhnlichen Leben ist er ein streitsüchtiger, intoloranter, leidenschaftlicher Mann. Auch hat er heftige Streitigkeiten mit mehreren Gelehrten, unter andern mit Nikolai eine, die ans Scandal reicht. 2) Professor Abicht, ein sanfter, artiger Mann. Was sein System anbetrifft, so kann ich weiter nichts darüber sagen, als daß es sehr paradox ist. Im Umgange ist er ein sehr artiger Mann, mit dem ich noch vorgestern bey einer Bouteille Burgunder einen vergnügten, und für mich lehrreichen Abend zubrachte. Professor Breyer, der auch zu der philosophischen Gilde gehört, und von dem mir Hofrath Klüber neuerdings sagte, daß er in Erlangen den größten Umfang von Kenntnissen hätte, liest gar nicht mehr. Für die mathematischen Wissenschaften soll Langsdorf, für Finanz und Comeral Wissenschaften Bensen, und für das accouchement Deutsch gut seyn. In den alten klassischen Sprachen und Alterthümern soll Professor Harleß senior sehr viel leisten. Für die französische Sprache ist Professor d'Orgelet, ein einsichtsvoller Philologe, der seine Sprache gründlich erlernt hat, prächtig prononcirt, alle klassischen Schriftsteller seiner Nation auswendig kann, und auch die Theoretiker der französischen Sprache studiert

hat. Dabey ist er ein sehr interessanter Mann, und — von ganzem Herzen mein Freund. Er spricht aber nur französisch, ist also für die Anfänger nicht brauchbar. Ueberdem ist er sehr theuer; eine Caroline für den Monat. Demungeachtet giebt er 14 Stunden täglich Unterricht, von 6—12 und von 1—9. Auch fürs englische und italiänische ist hier gesorgt, wie gut? kann ich nicht sagen. Endlich giebt es hier Tanzmeister, Fechtmeister, Stallmeister, und Gott weiß, was für Meister noch. Die hiesige Bibliothek ist 50,000 Bände stark, und vorzüglich gut mit französischen Büchern versehn. Aus Mangel am Fond werden jetzt nur Fortsetzungen größerer Werke angeschafft. Zu einem Clinicum hat der König jetzt 20,000 Thaler bewilligt. — Dies möchte nun ein Abrégé über die hiesige Universität seyn. Des Zusammenhanges willen sage ich nun noch ein paar Worte über die hiesige hoffnungsvolle studierende Jugend. Das Symbolum derselben ist: Jugend hat keine Tugend. Zu viel Böses will ich indeß von ihr nicht sagen. Denn obgleich manches rüde und brutale mich choquirt, so habe ich es mir ärger vorgestellt. Auch ist man hier im Ganzen fleißig. Weiter weiß ich aber auch nichts Gutes von ihnen zu sagen; ich habe nicht die Ehre mit den Herren bekannt zu seyn. Die schlesische Landsmannschaft zeichnet sich durch Gesittetheit und Fleiß vortheilhaftig aus, die Berliner hingegen durch Schulden-Machen und Ostentation eines großen Tons. Uebrigens besteht hier das Grafen-Collegium aus 2 Grafen Finkenstein, Söhne des berlinschen Ministers, einem Grafen Piper aus Stockholm, und dem Grafen von der Lippe. An diese schließt sich ein englischer Lord an, dem ich den Namen pauvre honnête gegeben habe, weil er zwar viel Ahnen, aber kein Geld hat. (Schiefe Beine hat er auch). Außerdem sind hier fünf Herrn v. Salis aus der Schweiz, die alle in gleichem Alter stehn. Ihre Familie ist in Graubündten 72 Köpfe stark. Bey Meusel sind unserer nur vier, wir sind aber aus allen Winkeln von Europa zusammengeblasen. Es besteht nämlich aus einem Kymmeltürken, mein Hausgenosse, Herrn Pust, aus einem Schottländer Namens M'Carel, aus dem schwedischen Großen Piper und mir. Und damit Punctum. Die Hand thut mir wehe. Es ist überhaupt heute schönes Wetter, und ich werde eben von Herrn de la Rue zu einem Spaziergange eingeladen. Ich habe indeß hinzusetzen vergessen, daß der bekannte Geograph Fabri auch hier ist, aber hier in größter Dunkelheit lebt, und fast kein Collegium zu Stande bringt. Künftigen Sommer will ich die Statistik bey ihm hören.

Den 26sten Januar.

Ich bitte Sie, meine liebe Mutter, mir mein tollkühnes Versprechen, Sie mit den hiesigen Schönen bekannt zu machen, zu erlassen. Laßen Sie

erst eine längere Bekanntschaft mich in den Stand setzen, jeder Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, dann will ich sie alle nach dem Linnéschen System klassificiren. Im ganzen genommen glaube ich, daß das hiesige schöne Geschlecht mir niemals gefallen wird; es zeichnet sich weder durch Schönheit noch durch Liebenswürdigkeit aus. Man findet hier nicht eine Dame, von der man aus Herzensgrund sagen könnte, daß sie recht hübsch wäre. Auch muß man hier keinen besonders feinen oder gebildeten Ton suchen. Die deutsche Ehrlichkeit praedominirt hier überall. „Wir sind bieder und natürlich, und das ist genug gethan." Es ist hier aber auch ein so dürrer, heißer Boden, wie in der Mark, auf welchem die Blumen weiblicher Liebenswürdigkeit nicht recht gedeihn!

Wenn Sie mich nach dem hiesigen gesellschaftlichen Ton fragen, so antworte ich: man spielt hier Karten. Wenn man sich im Damen-Klub versammelt, womit vertreibt man sich die Zeit? Man spielt Karten. Wenn man aber in Privat-Häusern zusammen kommt? Man spielt Karten! Aber wenn man sich in Bruck oder auf dem Schießhause versammelt? Man spielt Karten. Aber zum Henker, wenn man eine Landparthie macht, so nimmt man doch nicht die Karten mit? Pfui, nein! man findet überall welche, und es spielt sich so angenehm in schöner Natur Karten! In allem Ernste gesprochen, der Refrain aller hiesigen Vergnügungen ist das Spiel! es ist der Ressort, der Hebel, der heilige Geist aller Gesellschaften. Das ist nun in der That abscheulich und erbärmlich. Die vernünftigsten Männer, die das interessanteste und geistreichste Gespräch zu unterhalten im Stande sind, greifen zu den Karten. Will man einen solchen sprechen, so muß man ja darauf sehn, selbzwey mit ihm zu seyn; kommt unvermuthet ein dritter dazu, so ist die L'Hombre-Parthie fertig. Das einzige, was dieses ewige Spielen interessanter macht, ist, daß in der Regel immer ein „menschenfreundlicher Chevalier" mit zwey Damen spielt. Mehrere Bekanntschaften verdanke ich dieser Gewohnheit. Alle Frauenzimmer, die mehr als sechszehn Sommer zählen, spielen. Anfangs machte es einen närrischen Eindruck auf mich, ein blutjunges Dirnchen sich mit der wichtigsten Miene zum L'Hombre niedersetzen zu sehn.

Den 27ten Januar.

Wir haben hier zwey sogenannte Klubbs. Der eine heißt die Mittwochs-Gesellschaft, und ist grade dasselbe, was bey uns die Klubbs sind, nur daß man sich bey uns alle Tage versammelt und hier nur Mittwochs. Die Mitglieder, die sich in die ordentlichen (Honoratioren) und außerordentlichen Studenten abtheilen, versammeln sich Mittwochs um 4 Uhr, rauchen Taback, trinken Bier und spielen Karten. Da ein Theil der Anwesenden

aus Studierenden besteht und ein Theil der Honoratioren auch ein bischen plump sind, so geht es dort sehr tumultuarisch zu; dabey sind die Zimmer von oben bis unten dicht mit Tobacksqualm angefüllt und die Tische mit Bierkrügen bedeckt, das Ganze gleicht vollkommen einer Bierkneipe. Ich gehe sehr selten hin, und dann auch nur auf eine Viertelstunde, wenn ich Jemanden, dem ich etwas zu sagen habe, dort anzutreffen weiß. Des Sonntags versammeln sich die Damen ebenfalls um vier; es darf kein Toback gereicht, und kein Bier verschenkt werden, sondern an dessen Stelle wird (schlechter) Thee und Backwerk gereicht. Daher erscheint hier, selbst von Honoratioren, nur der feinere Theil. Fast alle Damen von Bedeutung findet man hier. Zwischen vier und fünf findet sich die Gesellschaft zusammen; man trinkt Thee, spricht untereinander, macht seine Cour den Damen und Herren, je nachdem man sein Interesse daran findet, und die Parthien assortiren sich. Um fünf oder halbsechs setzt man sich an die Spieltische und spielt L'Hombre, Tarock, Whist oder Quadrille. Um acht steht man auf und jeder geht nach Hause, dieser niedergedonnert durch die Zartherzigkeit seiner Donna, jener mit verklärtem Angesichte, auf welchem der Wiederschein eines Sonnenblickes seiner Innamorata glänzet; jene ärgerlich über den Verlust im Kartenspiele, diese triumphirend über den Gewinst an Eroberungen, den sie für den Verlust an Gelde eingetauscht hat u. s. w. Diese Versammlungen dauern aber nur den Winter über. Der zweyte Klub ist der musikalische. Er giebt alle Freytage, Abends um fünf Uhr Conzerte, worin häufig Liebhaber spielen und die Venezianerin zuweilen singt. Die Conzerte sind größtentheils schlecht, man findet dann aber doch die beau monde dort und poussirt sich während der Pause.

Außer diesen Klubs giebt es hier Bälle, welche im Mittwochs-Klub drey Mal im Winter und drey Mal im Sommer (einer fällt gerade in die Hundstage) den Mitgliedern gegeben werden; und die ich schon oben beschrieben habe. Außerdem haben wir drey Redouten oder wie man sie bey uns heißt, Masquaraden, die im Königlichen Redouten-Hause gegeben werden, wo in der That ein schöner Saal ist. Sie gehn um zehn Uhr Abends an und dauern bis vier, fünf Uhr des Morgens und werden stark besucht. Zuweilen sollen mit den Zuschauern auf der Gallerie, die rund um den Saal läuft, gegen tausend Personen gegenwärtig seyn. Indeß ist die Zahl der Masquen sehr klein und die wenigen sind elend und trivial. In diesen Tagen ist die zweyte, die in der Regel sehr brillant ist, wie man sich hier auszudrücken pflegt.

Ein anderes sehr benutztes (und abgenutztes) Vergnügen ist hier das Besuchen des 2—3 Werste von der Stadt belegenen Dorfes Bruck. Mittwochs, aber vorzüglich Sonnabends, zumal wenn schönes Wetter, geht, reitet

oder fährt die große Erlangsche Welt hinaus und spielt größtentheils Karten, und trinkt, je nachdem die Kasse filzig oder großmüthig ist, Bier oder Caffee. Abends kommt man wieder in die Stadt. Manches tête-à-tête giebt sich dort, wo die Aufmerksamkeit getheilter und das weibliche Herz unbewachter ist. Ich gehe zuweilen, aber nur immer in Gesellschaft, hin. Ein anderer nicht so stark besuchter Ort ist das dicht an der Stadt belegene Schießhaus, wo man es grade so macht wie in Bruck. Im Sommer soll es weit häufiger besucht werden, da man, weil es allerliebst liegt, im Freien Karten spielt.

Die Gesellschaften in Privat Häusern nehmen den Charackter an, den die öffentlichen haben. Man wird in dieselben mit der angenommenen Formel eingeladen: zu Thee und Spiel. Diese, fast die einzigen, die man hier hält, sind fast eben so, wie der Damenklub, nur mit dem Unterschied, daß man dort, was man genießt bezahlt, in diesen aber Thee, Wein u. s. w. umsonst erhält, wenn man nicht etwa die Ueberschwemmung von Nöthigungen und Komplimenten erwiedern muß. Ein anderer Unterschied ist, daß man sich im Klub seine Gesellschaft selbst wählt, hier aber die Wirthin jeden placirt. Um 8 geht man ebenfalls aus einander.

Den 27sten Abends.

Auch bin ich Mitglied einer kleinen Gesellschaft, deren Mitglieder außer mir nur sechs sind; Walther, in dessen Hause wir uns versammeln, Professor Abicht, Doctor Rose, Baron Kottwitz, Herr v. Czambowsky, Herr v. Vitzthum und ich. Mehrere Mitglieder nehmen wir nicht auf. Alle Sonnabend versammeln wir uns um 5 Uhr, und lesen irgend etwas aus der neuern schönen deutschen Litteratur, ohne das dahin einschlagende Ernsthaftere auszuschließen; einer liest nach dem andern vor; jeder hat das Recht seine Bemerkungen zu sagen, und den andern auf die Schönheiten oder Fehler des Vorgelesenen aufmerksam zu machen. Um 8 Uhr speisen wir zusammen und ganz frugal, plaudern, doch ohne uns sklavisch daran zu binden, über unsere Lektüre und gehn um zehn Uhr nach Hause. Jetzt lesen und kritisiren wir den Wilhelm Meister.

Ende.

Nachdruck verboten.

Drei neue Gedichte

von Maurice Reinhold von Stern.

I.

Erträumter Frühling.

Noch deckt die Sonne Morgenrauch.
Es qualmt zum Licht und netzt das Laub.
Voll Thau steht der Wachholderstrauch.
Die Weide träumt im Blüthenstaub.

Dort hinter'm Krug das Haidekraut,
Schon röthet sich's dem Frühling zu.
Der Schleier reißt, der Himmel blaut
Und Quellenmurmeln weckt die Ruh'.

Nun tönt auch Drosselruf darein.
Gold stäubt vom Weidenbusch in's Licht.
Und lächelnd blickt im Sonnenschein
Der Heimath treues Angesicht.

Ein Räuchlein schwebt vom Dach empor.
Gott segne dich, du Heimathsrauch!
Dich auch im zarten Morgenflor,
Du blüthengoldner Weidenstrauch!

Du Haidekraut, mein Haidekraut,
Umblüh' nur dicht und roth das Land,
Das Traumland, wo der Friede blaut,
Das Heimathland, das Heimathland!

II.

Am Herrenberg.

Am Herrenberg. Die Buchen steh'n benetzt
Und athmen dampfend die verklärte Frische;
Im Laubgehölz der Regenvogel schwätzt
Und Perlentropfen blinken durch die Büsche.
Im Schatten ruht der feuchte Waldweg da,
Nur hier und da durchblitzt ein Strahl die Tannen.
Ein tiefes Heimweh will mich übermannen
Und ein Geheimniß ist der Seele nah.

Ein Wäldchen seh' ich, fremd und doch vertraut,
Der Kuckucksruf hallt fernher durch die Stille.
Die Wiesen funkeln, regenschwer durchthaut,
Und hoch im Heustock zirpt im Traum die Grille.
Da, welch' ein Bild! Es taucht aus Traumesbann
Das Vaterhaus, in Regenglanz versunken,
In blanken Scheiben Abendsonnenfunken —
Und meine Seele lacht die Kindheit an!

Verweht das Bild. — Es plaudert der Pirol,
Der fremde Waldweg schweigt in seinem Dunkel.
Vom Dorf her tönt verworrenes Gejohl'
Und durch den Laubwald wandert ein Gefunkel.
Da macht die Seele ihre Abendrast
Und sucht ein Gleichniß in den blinden Dingen:
Die Heimath ist, vertrau' dich deinen Schwingen! —
So weit und groß, wie sie dein Herz erfaßt.

III.

Glück in den Wolken.

Schweigen rings. Es predigt nur
Eines Vögleins Kehle.
Blau die fernumflorte Flur,
Wunschlos meine Seele.

Leiſe ſenkt ſich wie Gebet
Tiefe Stille nieder.
Was der heil'ge Friede weht,
Klingt im Herzen wider.

Klingt im Herzen, klingt im Lied
Und verhallt im Blauen . . . .
Droben, wo ein Wölkchen zieht,
Iſt ein Glück zu ſchauen.

Streifzüge durch die neueste deutsche Erkenntnißtheorie, Psychologie und Logik.

III.

Gustav Teichmüller, Neue Grundlegung der Psychologie und Logik.[1]

Der Weg von Avenarius zu Teichmüller ist weiter, als derjenige von Zürich nach Dorpat. Obwohl Söhne einer und derselben Zeit und eines und desselben Landes, haben die beiden Forscher doch nichts weiter mit einander gemein, als die formale Zugehörigkeit zu einem und demselben Beruf, was vielleicht auf keinem Gebiet der Wissenschaft weniger zu bedeuten hat, als auf demjenigen der Philosophie. Während Avenarius ganz im Banne übereilter naturwissenschaftlicher Verallgemeinerungen steht und als ein typischer Vertreter der modernen sog. positivistischen Weltanschauung gelten kann, geht Teichmüller vom historisch Gegebenen, hauptsächlich von der antiken Philosophie, aus, zu deren hervorragendsten Kennern er bekanntlich gehört. Ebenso weit entfernt von kritikloser Verherrlichung des antiken Geistes, wie von kritikloser Verallgemeinerung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse der Gegenwart, ist Gustav Teichmüller der Schöpfer eines speculativen Systems, dessen Inhalt ein kühner Idealismus, dessen Form unzweideutige Klarheit und dessen Wegweiser die Kritik ist.

Das Werk, welches uns hier beschäftigen soll, ist ein nachgelassenes Werk. Während er mit der Revision des Manuscriptes beschäftigt war, wurde der Autor vom Tode dahingerafft. Aber wie in der männermordenden Schlacht der Freund und Waffengefährte sich beugt über den gefallenen

[1] Breslau, Verlag von Wilhelm Koebner. 1889.

Krieger, die den erstarrenden Händen entfallenen Waffen aufhebt und hinausträgt zu neuem Kampf und Sieg, so hat Gustav Teichmüller in Gestalt eines Freundes und Schülers einen würdigen Vollstrecker seines wissenschaftlichen „letzten Willens" gefunden. J. Ohse, Privatdocent an der Universität Dorpat, hat das Verdienst der Herausgabe des Werkes. Er hat sich — das sei hier gleich vorausgeschickt — dieser keineswegs leichten Aufgabe mit einer Discretion und Selbstbeschränkung unterzogen, welche seinem Pietätsgefühl wie seinem kritischen Bewußtsein in gleicher Weise zur Ehre gereichen.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, ein Bild von dem ganzen Entwicklungsgange Teichmüllers zu entwerfen. Das würde den vorgeschriebenen Rahmen dieser Excurse weit überschreiten. Wir werden uns vielmehr auf die nachgelassene „Neue Grundlegung der Psychologie und Logik" beschränken, nicht nur aus technischen Gründen, sondern auch deswegen, weil vielleicht keines der Werke Teichmüllers für seinen principiellen Standpunkt in so hohem Grade kennzeichnend ist, wie das genannte. Immerhin darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Kenntniß von Teichmüllers „Studien zur Geschichte der Begriffe" sowie seiner „Religionsphilosophie" zum Verständniß des vorliegenden Werkes bis zu einem gewissen Grade nothwendig erscheint.

Teichmüller geht nämlich, darin unterscheidet er sich vortheilhaft von den „Positivisten", in seiner historisch-kritischen Einleitung von der Geschichte der Begriffe aus. Indem er die verschiedenen Stufen der Entwickelung der Begriffe kurz, aber klar umschreibt, die dogmatische (von Thales bis Sokrates), die kritische (von Sokrates bis in die Gegenwart: Platon, Aristoteles, Carteſius, Locke, Leibnitz, Kant, Hegel, Fichte, Herbart, Schopenhauer), gewinnt er die Grundlagen der philosophischen Wissenschaft, ohne sich mit den Philosophen der Gegenwart auseinandersetzen zu müssen, bei denen er die gesuchten Anfänge zum Neubau nicht findet. Das Resultat der historisch-kritischen Untersuchung besteht in dem wichtigen und überraschenden Ergebniß, daß in der ganzen bisherigen Entwickelung der Begriffe das Problem des Verhältnisses von Bewußtsein und Erkenntniß entweder gar nicht oder falsch gestellt worden ist. Von der Erkenntniß des fundamentalen Unterschiedes in dem Inhalt der genannten Begriffe geht das Teichmüllersche System der neuen Grundlegung der Psychologie und Logik aus. Aus der Thatsache, daß „die Früheren weder die Probleme aufgestellt, noch etwa die Lösung anticipirt haben", leitet Teichmüller das Recht ab, einen neuen Anfang zu machen.

Darüber zunächst eine kurze Bemerkung. Es ist charakteristisch für die moderne philosophische Denkungsweise, im Gegensatz zu der antiken, daß das Problem der Erkenntniß überhaupt gestellt wird. Während der moderne

Philosoph die Frage nach der Möglichkeit und Art des Erkennens mit dem Bewußtsein ihrer weittragenden Bedeutung stellt, nimmt der antike Philosoph das Erkennen ebenso wie die Erscheinungswelt naiv als Thatsache hin. Von den neueren Philosophen haben allerdings mehrere das Problem hart gestreift. Locke und Cartesius stecken in Bezug auf das Erkenntnißproblem noch tief im überkommenen Dogmatismus; Leibnitz verwechselt noch Bewußtsein und Apperception; Kant erkennt zwar mit durchdringender Klarheit die Subjectivität der Erkenntnißbedingungen, aber sein Ding an sich ist, wie Teichmüller treffend bemerkt, auch nur ein dogmatisches Vorurtheil, ebenso wie es seine Postulate des empirischen Denkens sind. Zu einer klaren Stellung des Problems gelangt also auch Kant nicht. Auch Fichte steht noch ganz auf dem platonischen Standpunkt, indem er das Bewußtsein als ein Wissen und das Ich als eine bloße Erkenntniß faßt; aber er betont doch ausgehend vom subjectiven Idealismus Kants, ebenso wie später Herbart und Schopenhauer, mit großer Kühnheit die Phänomenalität der Erscheinungswelt. Aber auch die genannten Philosophen erkennen nicht den fundamentalen Unterschied zwischen dem Bewußtsein und der Erkenntnißfunction, ebenso wenig wie Hegel, bei dem das Bewußtsein und das Selbstbewußtsein bloße Stufen des Erkenntnißprocesses sind und die Consequenz der einseitig-idealistischen Voraussetzungen auf die Spitze getrieben wird. Mit den neuesten Philosophen setzt sich Teichmüller, wie gesagt, in seiner historisch-kritischen Einleitung principiell nicht auseinander, unseres Erachtens mit gutem Grunde. Die Frage, in wie weit die nach seinem Tode über die betreffende Frage entstandene Literatur eine kritische Würdigung erfordert oder wünschenswerth hätte erscheinen lassen, kann uns hier nicht beschäftigen. So weit wir die einschlägige Literatur übersehen, erscheint es uns wahrscheinlich, daß auch ihr heutiger Stand an dem Verhalten Teichmüllers nichts würde geändert haben können.

Der Ueberblick über die Geschichte der Begriffe zeigt uns, daß vor Teichmüller kein Philosoph (Herbart vielleicht ausgenommen) die entscheidende Bedeutung des Problems des Verhältnisses von Bewußtsein und Erkenntniß erkannt, oder auch nur das Problem richtig gestellt hat. Teichmüllers historische Bedeutung ist darin zu erkennen, daß er das Problem klargestellt und in seiner Klarstellung zum Ausgangspunkt einer neuen Grundlegung der Psychologie und Logik gemacht hat.

Im zweiten Capitel wird der neue Lehrsatz entwickelt. Hier interessirt uns zunächst die Art, wie Teichmüller überhaupt den Wissenstrieb ableitet.

„Denn der Grund, der zur Forschung treibt", so sagt er in der Einleitung, „liegt nicht in dem Gegenstande des Erkennens oder des Nichterkennens, sondern in dem Gefühl; nur weil uns die Unordnung ein unangenehmes Gefühl auslöst, entspringt die Denkbewegung zur Herstellung der Ordnung, und Widersprüche treiben nicht direct zu einer Lösung, ebenso wenig wie Räthsel und alle Aufgaben, sondern indirect, weil sie einen Zustand des Unbefriedigtseins herbeiführen, den wir abzustellen suchen." Diesen Zustand, „wo man keinen Weg sieht", bezeichnete Platon als Aporie. Teichmüller adoptirt diesen Ausdruck und zeigt, von Hegels Auffassung des logischen Denkens ausgehend, drei solcher Aporien auf. Die erste Aporie findet er bei der Lehre von den Empfindungen, welche bis auf den heutigen Tag von den meisten Forschern als die unterste Stufe des Bewußtseins angesprochen werden, auf die sich alle spätere Erkenntniß aufbaut. Es existirt also in Bezug auf das Verhältniß von Empfindung und Erkenntniß eine vollkommene Rathlosigkeit, eine Aporie. Dasselbe gilt für die Gottesvorstellung, welche „in der menschlichen Geschichte überall vorkommt, ohne daß ein unmittelbares Bewußtsein des zugehörigen Gegenstandes oder eines ähnlichen vorhanden wäre". Die dritte Aporie bildet die Annahme, daß Bewußtsein und Selbstbewußtsein Erkenntnißstufen wären, eine Annahme, die sich bei Kant, Fichte, Hegel, Herbart und in der modernen Psychologie vorfindet. Wie ein Haus aus Ziegelsteinen, so sollen sich aus den primären Erkenntnißstufen (Bewußtsein und Selbstbewußtsein) alle späteren und höheren Erkenntnisse aufbauen. Teichmüller weist nun hier mit Recht darauf hin, daß Bewußtsein und Selbstbewußtsein etwas Accidentelles sind, „was hinzukommen oder fehlen kann, ohne daß die zugehörigen Acte dadurch verändert werden". Er illustrirt das durch ein paar sehr geistreiche Beispiele und schließt den betr. Passus in der ihm eigenen drastischen Weise mit den Worten: „Wenn deshalb die Bewußtheit etwas Accidentelles ist, so können auch die höheren Erkenntnißstufen ebenso wenig mit solchem Material gebaut werden, wie ein Haus mit dem Schatten, den die Ziegelsteine werfen."

Teichmüller stellt sich auf denselben Ausgangspunkt, wie Platon, Aristoteles, Cartesius, Locke und Kant, d. h. er fängt mit dem uns gegebenen Bewußtsein an. Er zeigt uns, wie Kant sich über elementare Voraussetzungen (Ursprung der Empfindungen, der Kategorieen, der transscendentalen Einheit der Apperception ꝛc.) hinweggesetzt habe und wie deshalb diese elementaren Voraussetzungen zu studiren seien.

In dem gegebenen Bewußtsein unterscheidet Teichmüller Dreierlei: „Zuerst das ideelle Sein oder den Inhalt und Gegenstand unserer Erkenntnißfunction, der sich dadurch fest und bestimmt bezeichnen läßt, daß sich auf ihn allein die Werthbestimmungen des Wahren und Falschen

beziehen; zweitens das reale Sein oder die Acte, Functionen, Handlungen, welche ihr Erkennungszeichen darin haben, daß auf sie allein die Ordnungsform der Zeit und die Unterschiede der Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit angewendet werden; drittens das substanciale Sein oder die Ichheit, welche den einheitlichen, sich selbst bewußt werdenden Beziehungsgrund alles idealen und realen Seins bildet."

Es ist also dreierlei zu unterscheiden: das Ich erkennt, das Erkennen ist ein Act und hat einen Inhalt. Außerdem construirt Teichmüller den Begriff der semiotischen Erkenntniß. Es findet sich noch etwas in dem Bewußtsein vor, was keine Erkenntniß ist, sich aber durch Zeichen, z. B. durch die Sprache, für die Erkenntniß verwerthen läßt. Zu diesem semiotisch darzustellenden Gebiete zählt Teichmüller die Gefühle, „die selber keine Erkenntnisse und also nicht ideelles Sein bilden". Er zählt sie, ebenso wie die Handlungen, zum realen Sein.

Die formale Basis der „Neuen Grundlegung der Psychologie und Logik" bildet also die Eintheilung in Erkennen, Fühlen und Handeln. „Nur die Gottheit", so bemerkt unser Philosoph an dieser Stelle, „ist übrig gelassen und will sich nicht in diesen Gliedbau fügen; wir sind aber weit davon entfernt, ihr darum ein Ausweisungsdecret, wie die Atheisten und Pantheisten, zuzufertigen, sondern wir werden in Muße ihre Forderungen prüfen und dementsprechend Stellung nehmen; denn wir sind Philosophen und haben Muße zu hören und zu richten, und, wenn wir eine Passion haben, so ist es die Passion, die Wahrheit zu erkennen und ihr Alles zu opfern. Ehe wir aber diese schwierige theologische Frage aufnehmen, ist es gut, mit dem Einmaleins der anderen Fragen erst ins Reine gekommen zu sein."

Zunächst vollzieht Teichmüller die logische Abtrennung des Begriffs der Erkenntniß von dem Begriff der Bewußtheit, indem er überzeugend nachweist, daß eine Erkenntniß bewußt oder unbewußt sein könne. Als das Wesentliche der Erkenntniß bezeichnet er die Thatsache eines Coordinatensystems, in welchem mindestens zwei Beziehungspunkte zu der Einheit einer Function zusammengefaßt werden, wobei er die sogenannten einfachen Urtheile, aus denen ein complicirter Erkenntnißproceß zusammengesetzt ist, auch als Schlüsse bezeichnet. (Die nähere Erklärung hierfür findet sich in seiner Religionsphilosophie S. 209). Für das Bewußtsein ist nun charakteristisch, daß es kein Coordinatensystem bildet und keine Beziehungspunkte hat. Es ist im Verhältniß zur Erkenntniß ein einfaches, ohne deswegen nur ein Bestandtheil der Erkenntniß zu sein. In Bezug auf diese Frage ist der Satz von Wichtigkeit: „Gäbe es also kein Bewußtsein, so gäbe es auch keine Erkenntniß, aber nicht umgekehrt."

Auf die nun folgende Abrechnung mit Herbart und seiner Schule können wir hier nicht eingehen, weil es uns zu weit führen würde. Es genügt zu constatiren, daß Teichmüller Herbart, welchem er offenbar reiche Anregung verdankt, Gerechtigkeit widerfahren läßt. Er erkennt an, daß Herbart das Problem wenigstens richtig gestellt, wenn er es auch falsch gelöst hat. Auch darin weicht er von Herbart ab, daß er das Bewußtsein nicht als eine gesellschaftliche Leistung, sondern als eine elementare Thatsache auffaßt. Ausgehend von der Kritik Herbarts construirt Teichmüller einen neuen Lehrsatz, der für sein ganzes System grundlegend ist. Dieser Lehrsatz lautet:

„Bewußtsein ist ursprünglich ein specifischer Grad der Intensität einer einzelnen elementären geistigen Function und bedeutet daher zweitens auch die Summe aller gleichartigen und gleichzeitigen Acte."

Herbart ging von der Annahme aus, daß die Elemente des geistigen Lebens lauter Vorstellungen seien und als solche alle bewußt sein müßten. Teichmüller weist nach, daß die Vorstellungen erstens nur einen kleinen Theil des geistigen Lebens bilden, und daß sie zweitens gar nicht nothwendig bewußt sind, daß es vielmehr von dem Grad ihrer Intensität abhängt, ob sie jemals zum Bewußtsein gelangen. Es heißt da an einer Stelle (S. 24): „Vorstellungen können sich ebenso wenig in ein Streben verwandeln, wie ein Löwe in ein Pferd. Die statische Schwelle ist deshalb rein fictiv, so lange nicht gezeigt werden kann, daß Vorstellungen an sich bewußt sind und ihre Bewußtheit etwa in der Weise besitzen, wie ein Gummiball seine Ausdehnung, die durch äußeren Druck verringert wird, sich aber bei Nachlassen des Druckes wieder herstellt. Darum sage ich, daß die Herbartsche Bewußtseinstheorie von Anfang an verfehlt ist, weil sie das elementäre Bewußtsein nicht erforscht, sondern voraussetzt, die Vorstellungen wären an sich bewußt. Herbart erklärt also das Bewußtsein durch das Bewußtsein; denn unter Bewußtsein versteht er blos die auf dem Schlachtfeld am Leben gebliebenen Krieger, deren Kameraden zu Leichen und dann zu Larven geworden und verschwunden sind."

Von den bedeutenden Schülern Herbarts berücksichtigt Teichmüller hauptsächlich Ludwig Strümpell, dessen „Grundriß der Psychologie" sich mit denselben Problemen befaßt. Strümpell faßt das Bewußtsein ebenfalls nur als einen Unterschied im Vorstellungsverhalten und das Ich nur als eine vielfach complicirte Erkenntnißfunction auf. Demgegenüber stellt Teichmüller die Unveränderlichkeit und absolut einfache Form des Bewußtseins fest und beweist, daß Herbart und die Herbartianer das Bewußte mit dem Bewußtsein verwechseln und für Bewußtseinsarten halten, was Erkenntnißformen sind. Dieser Nachweis wird speciell auch an Lotze geführt.

Der Standpunkt Teichmüllers ist klar in dem nachfolgenden Satze (in Form einer Gegenüberstellung) ausgedrückt: „Denn Erkenntniß besteht in dem Vorhandensein der zugehörigen Beziehungspunkte und in dem Vollzug der Synthesis nach einem Gesichtspunkte, weshalb dabei kein Mehr und Weniger stattfinden kann, während das Bewußtsein umgekehrt seinem ganzen Wesen nach auf dem Mehr und Weniger beruht und daher in allen Graden vorhanden sein kann, wie es sich auch von der Unbewußtheit nur quantitativ unterscheidet." Für diesen Standpunkt ist auch der Satz (S. 27) bezeichnend: „Das Maximum der Bewußtheit ist pathologisch und muß im Irrenhause studirt werden."

In dem folgenden Capitel (Indicien zur Confirmation) wird der neue Lehrsatz an der Unterscheidung zwischen Erinnerung und Gedächtniß gemessen und überzeugend confirmirt. Erinnerung ist nach Teichmüller stets an ein Moment der Erkenntniß gebunden, während Gedächtniß eine Art unbewußter Erinnerung ist. „Ich scheide zwischen Bewußtsein und Erkenntnißfunction und behaupte, daß Erinnerung sich nur auf Erkenntnißfunctionen bezieht, während bloßes Bewußtsein niemals erinnert werden kann, sondern nur im Gedächtniß bleibt." — Wie man sieht, leitet Teichmüller die Erinnerung aus den Acten der Erkenntniß ab, während er unter Gedächtniß die bloßen Remanenzen des Bewußtseins versteht. Er illustrirt diesen Unterschied in sehr geistreicher Weise an den Erinnerungen der Kindheit. Dieselben beginnen bekanntlich erst mit dem dritten Jahr oder noch später, d. h. mit dem Zeitpunkt, wo mit der Sprache auch der eigentliche Erkenntnißproceß beginnt. Damit soll aber nun nicht etwa gemeint sein, daß die früheren erkenntnißlosen Eindrücke spurlos verwischt seien, ohne die mindesten Remanenzen hinterlassen zu haben. Das Auswendiglernen unverstandener Sprüche, die mechanische Aneignung mathematischer Formeln, kurzum ein großer Theil der pädagogischen Dressur, ist reine Gedächtnißsache. Aehnlich verhält es sich mit der unbewußten Erinnerung an gewisse Geruchs- und Geschmacksempfindungen. In Erinnerung kann aber nur dasjenige gerufen werden, was nach irgend einer Seite mit einer Erkenntnißfunction verknüpft ist. Den Thieren spricht Teichmüller keine Erinnerung, sondern in dem erwähnten Sinne nur das Gedächtniß zu. Auch im Kinde haben wir es bis zur Aneignung der Sprache nur mit erkenntnißlosem Bewußtsein und mechanischer Association zu thun. Daraus erklärt sich der relativ späte Ausgangspunkt der Kindheitserinnerungen und auch ihr sporadischer Charakter. Es ist klar, daß diese Unterscheidung von Erinnerung und Gedächtniß ein wichtiges Indicium für die von Teichmüller begründete Unterscheidung von Erkenntniß und Bewußtsein ist.

Ein weiteres wichtiges Indicium für diese Unterscheidung ist die Thatsache, daß sich die Prädicate Wahr und Falsch nur auf die Erkenntnißsphäre, nicht aber auch auf das Bewußtsein anwenden lassen. Während der Erkenntnißproceß in Folge falscher Schlüsse den mannigfachsten Irrthümern ausgesetzt ist, kann dasselbe nicht vom Bewußtsein gesagt werden. Es giebt kein falsches oder wahres Bewußtsein. Ein hochgradig Fiebernder, der über Hitze im Zimmer klagt, schließt zwar falsch, aber sein Gefühl, sein Bewußtsein ist unzweifelhaft richtig. Aristoteles, der, wie Teichmüller drastisch bemerkt, eine feine Nase hat und sich daher immer in der Nähe des verborgenen Wildes bewegt, ist der Lösung der Frage nahe, wenn er bemerkt, daß die Unterschiede von Wahr und Falsch sich nur auf Urtheile bezögen, nicht aber auf die aus der Synthesis des Satzes gelösten Satzglieder: eine Bemerkung, welche unserem Philosophen Gelegenheit zu einer sehr scharfsinnigen kritischen Analyse giebt, auf die wir hier nicht näher eingehen können.

Wir sehen also deutlich, welche Rolle nach Teichmüllers Theorie dem Bewußtsein im Verhältniß zur Erkenntniß zukommt. Es bildet einfach, ohne Rücksicht auf irgend welche propria, die natürliche Voraussetzung der Erkenntniß, ohne mit ihr im Geringsten wesenseigenthümlich zu sein. Diese Entdeckung, welche Avenarius seiner „Kritik der reinen Erfahrung" hätte zu Grunde legen sollen, ist in der That geeignet, der Psychologie und Logik neue Bahnen zu weisen.

Bevor wir auf die Theorie der Bewegung eingehen, welche den zweiten Abschnitt des ersten Theils bildet, haben wir noch zu erwähnen, daß Teichmüller vier gegebene Beziehungspunkte voraussetzt, die sogenannten Erkenntnißquellen, „welche ihrerseits weder schon Erkenntnisse sind, noch auch bei allem beliebig zu erhoffenden Fortschritt der Wissenschaft jemals Erkenntnisse werden können, da sie ihrer Natur nach nicht dem Erkenntnißvermögen angehören, sondern für die unbewußte Erkenntnißarbeit die unbewußten, für die bewußte aber die bewußten Elemente bilden". Diese Erkenntnißquellen sind: 1) Das Gefühl oder der Wille. 2) Die Bewegung oder Handlung. 3) Das Ich. 4) Die Gottheit. In der Elementarlehre, welche uns in diesem ersten Theil unseres Referats beschäftigt, werden die Bewegung und das Ich erörtert.

Teichmüller theilt den Begriff der Bewegung zunächst in zwei Gebiete ein. Die Bewegung muß „in der wirklichen Welt als das reale Sein, in der scheinbaren Welt aber blos als ein ideelles Phänomen betrachtet werden". Mit diesem letzteren haben wir es hier nicht zu thun.

Wenn man von realem Sein in Teichmüllerschem Sinne redet, so hat man immer an Thätigkeit, Bewegung, Handlung, Function, Act u. dergl. zu denken. Geht man z. B. von der Vorstellung des Gehens aus, so hat man als Beziehungspunkt zuerst das Was, d. h. das Gehen im Gegensatz zu irgend einer anderen Thätigkeit. Das nennt Teichmüller das ideelle Sein, „welches immer als identischer Vorstellungsinhalt allgemein und zeitlos vorgestellt und gedacht wird". Als zweiten Beziehungspunkt gewinnt man das Daß, „d. h. die Bemerkung, daß dieser ideelle Inhalt in veränderlicher Weise vorkommt und darum als Einzelnes oder Vieles gegeben und durch Zeitunterschiede getrennt ist". Führt man die beiden Beziehungspunkte auf die Einheit des Ichs „als auf den zugehörigen Beziehungsgrund" zurück, so faßt man das Daß „nach dem Gesichtspunkt des Gegensatzes als verschieden von dem ideellen Inhalt auf" und nennt es das reale Sein oder die Handlung, Bewegung und Thätigkeit des Ichs. Die unbewußten Acte werden hier, da sie als Erkenntnißquellen nicht verwerthbar erscheinen, nicht berücksichtigt, sondern nur die intensiveren Formen der Thätigkeit, wie Arbeit, Kampf, Energie, Anstrengung ꝛc. In dieser Beziehung ist der nachfolgende Satz (S. 42) von Wichtigkeit: „Ich unterscheide das unmittelbare Bewußtsein als erkenntnißlos von der semiotischen Erkenntniß; denn wenn wir unser Bewußtsein durch ein Wort der Sprache als „Anstrengung, Energie und dergl." bezeichnen, so haben wir es schon auf etwas Anderes bezogen und mit Anderem verglichen, sind also schon zu einer semiotischen Erkenntniß übergegangen; das Bewußtsein selbst aber ist von dieser mittheilbaren und ideellen geistigen Function gänzlich verschieden und kann nicht mitgetheilt oder übertragen werden, sondern bildet blos einen erkenntnißlosen Beziehungspunkt, auf den man bei der beziehenden ideellen Function hinblickt und an den man beim Reden davon die Anderen durch ein Wort als Zeichen erinnert in der Voraussetzung, daß ihnen ein ähnliches Bewußtsein nicht unbekannt sei und sie sich auch schon daran gewöhnt haben, bei einem bestimmten Wort an dies eigenthümliche Bewußtsein zu denken. Das Bewußtsein selbst aber ist in Jedem anders und in der Zeit immer nur ein einziges Mal vorhanden, während das Wort ein Erinnerungszeichen und der Begriff die semiotische Erkenntniß für alle die zugehörigen einzelnen Acte bildet."

Die eigentliche Analyse des Begriffs der Handlung oder Bewegung beginnt mit der Angabe der propria. So werden aus der Bewegung oder dem realen Sein zuerst die Kategorien der Zeit, der Zahl und des Grades (oder der Intensität) abgeleitet. In Bezug auf alle diese Begriffe, sowie auf den Begriff der Continuität, welche von Teichmüller nicht etwa in der unverändert traditionellen Form übernommen, sondern

einzeln kritisch beleuchtet werden, müssen wir aus Gründen der Oekonomie der „Monatsschrift" auf das besprochene Werk selbst sowie auf die früher erschienene „Metaphysik" verweisen, deren Kenntniß in Hinsicht auf die Kritik der Kategorieen überhaupt absolut erforderlich ist.

Ein ferneres proprium der Bewegung bilden die Kategorieen der Potenz, des Actus und der lebendigen Kraft. Diese Kategorieen werden in der herkömmlichen Bedeutung gebraucht; unter der lebendigen Kraft wird der habitus oder die ἕξις der Alten verstanden. Bemerkenswerth ist dagegen die Teichmüllersche Definition der Begriffe Ursache und Wirkung, welche sich der Humeschen nähert und von dieser ausgegangen zu sein scheint. Die Begriffe Ursache und Wirkung ergeben sich durch die Beziehung der Erkenntniß auf die realen Thätigkeiten und bilden eine Kategorie, „die für die Erkenntnißzusammenhänge selbst sinnlos, für das reale Sein aber charakteristisch (proprium) ist". Der folgende Satz (S. 47 und 48) macht diesen Standpunkt noch klarer: „Da alle Erkenntniß ein Schluß ist, d. h. eine Vereinigung von mindestens zwei Beziehungspunkten unter einem Gesichtspunkte, so bildet jede einzelne Erkenntniß ein Coordinatensystem, und da dieselbe Betrachtungsweise für jeden beliebigen Gegenstand der Erkenntniß a priori zu fordern ist, sofern derselbe erkannt werden soll, so müssen alle Gegenstände unter einander zusammenhängen und also für einander die Gründe liefern. Ich meine dies so, daß wir unter den Gründen jedesmal die beiden Beziehungspunkte und den Gesichtspunkt verstehen sollen und unter der Folge die Beziehungseinheit" . . . Wie man sieht, betrachtet Teichmüller auch die Causalität als eine subjective Vorstellungsform und schreibt ihr keine objective Realität zu, ein Standpunkt, über den sich streiten läßt. Was hindert uns denn, uns die Dinge der Erscheinungswelt in derselben, oder in einer ähnlichen gesetzmäßigen Weise associirt und coordinirt zu denken, wie die Schlüsse im Coordinatensystem eines Erkenntnißactes? Ist nicht die Vermuthung naheliegend, daß die zwingende Gesetzmäßigkeit im Causalnexus der Erkenntnißfunction nur die Ausdrucksform der Gesetzmäßigkeit in der Sinnenwelt sei? Teichmüller scheint die Zulässigkeit einer solchen Hypothese zu verwerfen; denn er schließt seine Kritik des Causalitätsbegriffs (S. 50) mit folgenden nicht mißzuverstehenden Sätzen: „Aus dieser einfachen Nachweisung des Verhältnisses zwischen Erkenntniß und Bewußtsein ergiebt sich, daß die Frage wunderlich ist, wie die Ursache es mache, eine Wirkung hervorzubringen, und es muß uns die Antwort komisch erscheinen, daß wir niemals dahinter kommen könnten, als wäre dies ein über unser menschliches Erkenntnißvermögen hinausgehendes Geheimniß. Denn es wird bei dieser Frage und Antwort immer dogmatisch vorausgesetzt, daß der Ordnungsbegriff Ursache irgend ein Ding oder eine

Handlung in der Sinnenwelt und die Verursachung oder das Geschehen eine sinnenfällige und nur schwer zu percipirende Erscheinung sei. Wie aber der Raum und die Zeit, so ist auch die Ordnungsform von Ursache und Wirkung weder in der Sinnenwelt als ein Ding vorhanden, noch ist damit irgend etwas Wirkliches, d. h. irgend eine reale Function gemeint, sondern wie Raum und Zeit zuerst perspectivische Ordnungsformen sind, die bei weiterer Arbeit in objective umgebildet werden, so ist auch Ursache und Wirkung zunächst perspectivisch von unserem Augenpunkt aus entworfen und nachher zu einem objectiven Erkenntnißsystem erweitert."

Dieses ganze Raisonnement würde auf die bekannte Gegenüberstellung des „post hoc" und „propter hoc" hinauslaufen, wenn nicht Teichmüller auch die Zeit als eine blos subjective Vorstellungsform betrachten würde. Der Causalitätsbegriff in dem herkömmlichen Sinne wurzelt aber so tief in der populären und wissenschaftlichen Denkweise, daß es nicht möglich erscheint, ihn nur so weg zu decretiren. Es ist wiederholt der Versuch gemacht worden, die Causalität auf die bloße zeitliche Succession zurück zu führen; dieser Versuch ist aussichtslos, weil er uns die Annahme einer ersten Ursache nicht erspart. Teichmüller beseitigt die große metaphysische Schwierigkeit dieser und ähnlicher Fragen, z. B. der Frage des Absoluten, kurz entschlossen dadurch, daß er sie als dem wissenschaftlichen Erkennen nicht zugänglich bezeichnet, womit sich zufrieden geben mag, wer sich in den höchsten und dringendsten Fragen der transscendentalen Philosophie bescheiden gelernt hat.

In der That läuft auch bei Teichmüller die Kritik des Causalitätsbegriffs consequentermaßen auf den Zeitbegriff hinaus. Indem er die Entwicklung der perspectivischen Auffassung des Causalitätsbegriffs zur objectiven Auffassung darlegt, gelangt er zu der von Kant mit Staunen bemerkten Verbindung der Zeit mit der Causalität. Seine Erklärung für dieses Phänomen ergiebt sich streng logisch aus den Grundlagen seines Systems. Schon Hume und später Kant haben die Wahrnehmung gemacht, daß die Causalität sich nur durch die Succession in der Zeit ausweisen könne. Hume ist die Erklärung für diese Thatsache schuldig geblieben, ebenso Kant, der die Kategorieen für undefinirbare, weil aprioristische Formen des Bewußtseins hielt. Teichmüller erklärt die Erscheinung wie folgt (S. 52): „Veranlassung zur Bildung der Zeitbegriffe geben (nämlich) nur unsere Functionen, soweit sie uns zu Bewußtsein kommen. Es ist darum nicht blos natürlich, sondern nothwendig, daß die Zeitordnung, sofern sie nicht blos schematisch und abstract ist, sondern einen Inhalt hat, eben zugleich die Ordnung der Functionen oder Acte, d. h. die Causalitätsordnung bilden muß; denn setzten wir zum Zweck apagogischer Beweisführung eine Trennung beider Ordnungen, so würde sich sofort zeigen, daß die Zeitbegriffe keinen Grund ihres Entstehens,

d. h. keine Beziehungspunkte mehr hätten, nach denen irgend ein Mensch auf den Einfall kommen könnte, Zeit zu unterscheiden. Mithin kann die an das Bewußtsein unserer Functionen und ihres Inhalts angeknüpfte Zeitordnung auch nicht von diesen Functionen als von ihrem Inhalt oder ihren Beziehungspunkten losgelöst werden, und mithin muß die Kategorie der Ursache und Wirkung nur innerhalb dieser schon ein für alle Mal nothwendigen Ordnung einen neuen Gesichtspunkt zur Geltung bringen, wonach dieselbigen Functionen abgesehen von ihrer chronologischen Ordnung auch noch als causal betrachtet werden können."

(Wer sich für diese Fragen näher interessirt, der mag in Teichmüllers Metaphysik die erschöpfende Definition der Zeit nachlesen.)

Die Causalbetrachtung zerfällt bei Teichmüller in zwei Arten, je nachdem die einzelnen chronologisch geordneten Acte der Wesen als Ursache und Wirkung betrachtet werden, wobei unser Denken sich ausdrücklich auf das Einzelne in dieser seiner chronologischen und causalen Ordnung bezieht, was die geschichtliche Betrachtung ist, oder aber das Einzelne selbst uns gleichgiltig ist und nur die Qualität erfaßt wird, „die auch immer als Allgemeinheit erscheinen muß", was das Gesetz ist. Charakteristisch für die subjectiv-idealistische Weltanschauung Teichmüllers ist auch seine Auffassung von dem Wesen des Gesetzes, welche sich deutlich in dem nachfolgenden Satze (S. 54) ausspricht: „Das Gesetz ist auch gar kein wunderliches Mysterium, das über die Erscheinungen regierte, sondern nichts anderes als der Gesichtspunkt, unter welchem wir die gegebenen Beziehungspunkte zur Beziehungseinheit zusammenfassen. Denn Gesetze und also Naturwissenschaft entstehen nur durch das Denken; denken aber können wir nicht anders als durch solche Zusammenfassung, und mithin drückt das Gesetz nur den Grund des Denkens d. h. die Beziehungspunkte in Zuordnung zu ihrem Gesichtspunkte aus, worauf die Zusammenfassung zur Beziehungseinheit folgt."

Trichotomisch wie die ganze formale Eintheilung der Teichmüllerschen Psychologie, ist auch die Division des Gebietes der Bewegung. Es werden drei Gebiete der Handlung oder Bewegung unterschieden: nämlich „erstens die Handlungen, welche im Gebiete des Erkennens oder Denkens stattfinden, wodurch der ideelle Inhalt oder das Gedachte uns jedes Mal vermittelt wird, ohne daß die Denkbewegung selbst etwas Ideelles wäre; zweitens die Handlungen, welche unsere Gemüthszustände bedingen und drittens die Handlungen, welche auf kein anderes geistiges Gebiet gerichtet sind, sondern ihren eigenen Inhalt bilden".

Die Kritik und logische Auflösung des Causalitätsbegriffs mußte mit

Nothwendigkeit der Theorie der physischen Bewegung vorausgeschickt werden, welcher wir uns jetzt zuzuwenden haben; denn fast alle bisherigen Theorieen der Bewegung im Teichmüllerschen Sinne fußen auf der Causalität. Von Leibnitz ausgehend, welcher bekanntlich den influxus physicus leugnete, unterwirft Teichmüller die bisherigen dogmatischen Theorieen von der Beziehung des Ichs zur Außenwelt einer ätzenden Kritik. Erscheint bei Leibnitz eine directe Verbindung zwischen der Seele und der Außenwelt durch das Wesen der Monade ausgeschlossen, so läßt der reine Subjectivismus und Aprioriſmus der Erkenntniß- und Vorstellungsbedingungen und die daraus sich ergebende Unerkennbarkeit des Dinges an sich bei Kant ebenfalls im Grunde genommen einen influxus physicus nicht zu. Teichmüller zeigt an der Hand der Kritik des Spinozismus und des Carteſianismus, aber auch des modernen Materialismus, wie die ganze Schwierigkeit aus der unkritischen Vorstellung von der Causalität und von der Materie hervorgeht, und gelangt schließlich zu der Annahme einer bewegenden und handelnden Function der Seele, durch welche die Wechselwirkung mit der Außenwelt bedingt wird.

So annehmbar und eigentlich selbstverständlich diese Auffassung für das populäre Bewußtsein auch ist, so erscheint sie historisch dennoch als eine revolutionäre That. „Die sämmtlichen Lehrbücher der Psychologie in alter und neuer Zeit" wissen nichts von einer solchen Function der Seele. Aristoteles weist zwar ein bewegendes Vermögen nach, aber er faßt es, ähnlich wie die moderne Naturwissenschaft, dogmatisch „in dem projectivischen Sinne". „So mußte er die Seele nothwendig materiell machen, um ihr sichtbare und materielle Bewegungen zu verleihen."

Wie den antiken Hylozoismus, so verwirft Teichmüller natürlich auch den modernen Hylozoismus Wundts und seiner Schüler, von denen er sarkastisch, aber zutreffend bemerkt, daß sie schon von Carteſius begraben worden seien.

Es steht fest, daß die ursprünglich bewegende Function der Seele nicht so offenkundig zu Tage tritt, wie die Gefühle und Gedanken. „Gleichwohl", so bemerkt Teichmüller (S. 62), „wäre es unvorsichtig, allem was man nicht gleich ad oculos demonstriren kann, den Rechtstitel seiner Existenz abzusprechen; denn es nehmen z. B. die Naturforscher doch auch manche Dinge getrost an, die sich zuerst nicht unmittelbar zur Erfahrung bringen ließen, wie z. B. Schwingungen von Luft oder Aether, deren Wirkungen man aber als Ton, Licht, Elektricität u. s. w. in der That wahrnimmt. Weil nun die Wechselwirkungen zwischen Leib und Seele ebenso offenkundig, wie diese Phänomene sind, so dürfen wir die vermittelnde Function nicht ohne Weiteres für eine Fabel halten, sondern müssen es uns grade als wissen-

schaftlich bestimmtes Problem setzen, nachzuweisen, warum die Bewegungsfunction der Seele verborgen bleibt und ob sie nicht etwa doch irgendwie auch zur Anschauung gebracht werden könnte."

Auch auf diese Schwierigkeit wirft Teichmüllers Theorie des Bewußtseins ein helles Licht. Wir wissen, daß er das Bewußtsein nicht als eine Art oder Vorstufe des Erkennens, sondern als von diesem wesensunterschieden erachtet. Er kleidet das Problem in den Satz (S. 63): „Alles (nämlich), was nicht blos erschlossen, sondern durch sich selbst erkannt werden soll, muß bewußt werden; was aber in der Verborgenheit bleibt, das gehört eben in die unbewußte Region des Seelenlebens." Es steht fest und wird von Niemand bestritten oder bezweifelt, daß in uns nicht nur bewußte, sondern auch unbewußte Erkenntnisse, Fähigkeiten und Geschicklichkeiten sind. Teichmüller führt u. A. das Beispiel der Sprachenkenntniß an; man könnte auch an das Schreiben, Telegraphiren ꝛc. erinnern, bei welchem die specifische Thätigkeit sich nicht nur unbewußt, sondern bekanntlich um so besser, je weniger durch das Bewußtsein gestört, vollzieht. „Wollte aber Jemand", so bemerkt Teichmüller selbst, „mit Lotze behaupten, alles dieses (der Inhalt der Beispiele) wäre nur vorhanden, wenn wir es in bewußter Function ausüben, so würden wir die umgekehrte Thesis aufstellen, daß vielmehr die Bewußtheit aller Function blos accidentell sei, da sich all dergleichen zuweilen auch ganz unbewußt vollzieht, wie jeder weiß."

Damit ist die Richtung des Teichmüllerschen psychologischen Systems angedeutet und wir ahnen bereits, wo hinaus es zielt. In einem zweiten Artikel soll die Theorie der Bewegung zu Ende geführt, die Theorie des Ichs entwickelt und die neue Grundlegung der Logik, welche sich aus dem psychologischen System consequent ableiten läßt, kurz dargestellt werden. Den Schluß sollen allgemeine Bemerkungen über das Wesen der Teichmüllerschen Dialektik und über seinen Stil bilden.

Maurice von Stern.

Neues über Patkul.

Das Erscheinen von Buchholtz' Beiträgen zur Lebensgeschichte Patkuls[1] hat in den Ostseeprovinzen wie ein Ereigniß gewirkt. Die Zeitungen veröffentlichten gleichzeitig ausführliche, den Inhalt wiedergebende Besprechungen; die Liberalität der Alterthumsforschenden Gesellschaft, welche dieses Buch als Vereinsgabe ihren zahlreichen Mitgliedern unentgeltlich überließ; ein eifriger buchhändlerischer Vertrieb brachten es rasch in die Hände vieler; es wurde das Tagesgespräch auch für solche, welche nicht mitten im Getriebe der einheimischen historischen Forschung stehen. Woher dieses außerordentliche Interesse? Unsere an bedeutenden geschichtlichen Gestalten nicht eben reiche Vergangenheit hat eigentlich nur drei Persönlichkeiten hervorgebracht, deren Namen noch heute einen populären Klang haben. Der Gründer des deutschen Staatswesens am Dünastrande Bischof Albert hat das Glück gehabt einen gleichzeitigen Chronisten zu finden, der seine großen Thaten für die Nachwelt aufzeichnete und diese gerade mit der ältesten Periode livländischer Geschichte weit vertrauter machte, als wie es für die meisten folgenden Zeiten möglich geworden ist. Walter von Plettenberg, unter dessen Leitung das mittelalterliche Livland den Abschluß und zugleich den Höhepunkt seiner Entwickelung fand und zu dessen Zeiten der andere Eckstein baltischen Wesens durch die Reformation der Kirche dem eigenthümlichen Bau des livländischen Staatswesens eingefügt wurde, ist eine schon dem Kinde vertraute und verständliche

[1] Beiträge zur Lebensgeschichte Johann Reinhold Patkuls von Anton Buchholtz mit zwei Bildnissen. Riga 1893. Druck von W. F. Häcker. Dem livländischen Landrathskollegium zum Gedenktage seines 250jährigen Bestehens am 4. Juli 1893 gewidmet von der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands.

Erscheinung: ein großer Kriegsheld und ein reifer Friedensfürst. In festen Umrissen glauben wir sein Bild erfaßt zu haben. Freilich wissen wir von ihm trotzdem viel weniger, als wir es müssen, um ein völlig sicheres Urtheil über die letzten Gründe seiner Politik zu gewinnen, und weit entfernt sind wir noch davon, sein Bild in dem hellen Lichte zu schauen, wie es auf die meisten großen Männer der neueren Zeit fällt, deren Entwickelung verfolgt werden kann. Plettenberg theilt das Loos so vieler mittelalterlicher Helden: sie treten als fertige Persönlichkeiten vor das Auge der Nachwelt, in wenigen Strichen können sie gezeichnet werden und leicht prägt sich ihre Erscheinung einem für große Eindrücke empfänglichen Gemüthe ein. Aber die Ausfüllung der Conturen zum lebensvollen Gemälde gelingt nur selten und unvollständig; die reiche Mannigfaltigkeit der Beziehungen, die Einwirkungen persönlicher und sachlicher Art, der ganze complicirte Hergang des geistigen Lebens, das Werden der Persönlichkeit, das alles bleibt verborgen und will sich bei dem Charakter der mittelalterlichen Quellen auch dem forschenden Gelehrten gar nicht oder nur widerwillig und unvollkommen entschleiern. — Die dritte populäre Gestalt unserer heimathlichen Geschichte ist Johann Reinhold Patkul. Er stammt aus einer näher liegenden Zeit. Reichlicher sind die Quellen, aus welchen wir ihn und seine Zeit kennen lernen können und bei weitem mehr als von Albert und Plettenberg sind von ihm individuelle Züge, persönliche Beziehungen zu anderen überliefert worden. Als ein Mensch von Fleisch und Blut, kein bloßes Schemen, nicht nur als ein Typus seiner Zeit, wie die meisten mittelalterlichen Größen, obwohl ein echter Sohn derselben, in dem Vorzüge und Fehler sich wunderbar mischen, steht er vor uns. Viel eingehender als die erstgenannten hat seine Persönlichkeit charakterisirt werden können. Aber wie viel fehlt doch noch zum vollen Verständniß derselben, zur richtigen Würdigung seines Thuns und der Motive, aus welchen seine große staatsmännische Wirksamkeit entsprang. Vollends von seiner Jugendzeit, seinen Eltern, den besonderen Familien — und persönlichen Verhältnissen bis zum öffentlichen Auftreten i. J. 1690 war bisher nichts Zuverlässiges in die Öffentlichkeit gedrungen.

Seit längerer Zeit haben die Patkulstudien in unseren Landen überhaupt geruht, nur Zusammenfassungen des bisher bereits Erforschten erschienen, so die ganz vortreffliche Arbeit Mettigs in der Allg. Deutschen Biographie, welche wir allen denen aufs angelegentlichste empfehlen können, die einen kurzen Ueberblick über den Lebenslauf Patkuls gewinnen wollen. Und doch blieb Patkul eine geschichtliche Erscheinung unserer Vergangenheit, welche das Interesse mächtig gefangen nahm und auch die dichterische Phantasie wiederholt zu dramatischem Schaffen angeregt hat.

Man wußte, daß Professor Schirren in Kiel an einem groß angelegten

Werke über den Nordischen Krieg arbeite, daß er unermüdlich aus allen Archiven Material für diesen Zweck sammele. Da durfte denn wohl, wenn jener Meister der Forschung und Darstellung sich an dieses Thema machte, ein vollendetes Bild des baltischen Helden zu erwarten sein. Vielleicht hat sich mancher dadurch von einer selbständigen Bearbeitung dieser Zeit abhalten lassen und vielleicht hat mancher so gedacht wie Bienemann, der bereits 1870 schrieb: „Vom Wesen Patkull's und seinem ganzen Wirken auch nur eine flüchtige Skizze hier zu entwerfen, rein Vermessenheit; erwächst doch eben jetzt seine Heldengestalt in stiller Arbeit unter den Händen des Meisters baltischer Historik. Harren wir also des Tages, da sie uns entgegentreten wird in der vollen Realität ihrer einstigen Erscheinung."[1]

Dieser Tag ist jedoch bis heute nicht erschienen; noch hat sich Schirren nicht in der Lage gesehen, den Schleier zu enthüllen, durch den hindurch die Nachwelt das Drama von Patkuls Leben auf dem Hintergrunde der untergehenden schwedischen Großmacht nur undeutlich schaut. Aber wie jede Generation das Bedürfniß hat, den Drang nach wissenschaftlicher Erkenntniß schon bei ihren Lebzeiten zu befriedigen, so hat sie auch das Recht und die Pflicht dazu. Buchholtz hat es nun unternommen zu verarbeiten und seinen Zeitgenossen mitzutheilen, was die rigaschen Archive über Patkuls Leben Neues boten. Das konnte aber nur einen Theil seines Lebens betreffen, denn seit d. J. 1700, wo er zum letzten Male in seinem Vaterlande weilte, werden die wichtigsten Quellen für seine fernere Geschichte in den Archiven der großen Mächte zu finden sein, die die Einwirkung von Patkuls politischer Thätigkeit als Freunde oder Feinde erfahren haben. So war denn mit dem Jahre 1700 für den Verfasser eine bestimmte Zeitgrenze gegeben. Und noch eine weitere Beschränkung hat Buchholtz sich auferlegt. Er selbst kennzeichnet den Charakter seines Buches mit den Worten: „Die politische Geschichte jener Zeit ist thunlichst bei Seite gelassen worden. Es lag nur die Absicht vor, den äußeren Lebensgang Patkuls in Livland zu erzählen, auch zu berichten, was über seine nächsten Verwandten bekannt ist und wie sich das Geschick einiger in sein Wesen verwickelter Personen gestaltet hatte."

Der Verfasser hat sich durch den Titel „Beiträge zur Lebensgeschichte P." für die Wahl des Stoffes, für die Art der Behandlung und für den Umfang, in welchem bereits früher Bekanntes in den Kreis der Darstellung hineingezogen wird, völlig freie Hand gelassen, so daß er streng genommen, gegen jede Ausstellung in dieser Hinsicht geschützt ist. Man wird es aber auch begreiflich finden, daß das rein Politische vermieden worden ist. Das neu entdeckte archivalische Material war wohl im Wesentlichen biographischen

[1] Aus baltischer Vorzeit S. 170.

Charakters, zur Wiederholung dessen, was über die Güterreduction und die Vernichtung der Landesverfassung oft erzählt worden ist, lag keine besondere Veranlassung vor, eine Neubearbeitung dieser verhängnißvollen Epoche auf Grund selbständiger Forschungen, so erwünscht eine solche gewesen wäre, hätte aber so viel Zeit in Anspruch genommen, daß man auf den Genuß der Früchte dieser Arbeit noch lange hätte warten müssen, und wäre mit dem an Ort und Stelle befindlichen Material vielleicht doch nicht zu erreichen gewesen. Im Einzelnen hätte der Eine und Andere nach seinen persönlichen Wünschen vielleicht hier eine weitere Ausführung von bereits Bekanntem, dort eine gedrängtere Zusammenfassung gerne gesehen, aber des reichlich und in durchaus ansprechender, oft eigenartiger Form Gebotenen wird jeder mit herzlichem Danke gegen den Verfasser froh werden.

Nicht eine erschöpfende Inhaltsangabe des Buches versuchen wir im Folgenden zu geben, sondern es soll nur auf die wichtigsten Momente und Thatsachen hingewiesen werden, mit welchen wir hier zum ersten Male bekannt gemacht werden. Da sind denn zunächst die fesselnden Mittheilungen über J. R. Patkuls Vater und dessen vielbewegtes, von erschütternden Katastrophen heimgesuchtes Leben zu erwähnen. Während bisher gerüchtweise verlautete, daß der im Kerker zu Stockholm geborene J. R. Patkul der Sohn eines Verräthers sei, verdanken wir nun Buchholtz die genaue Kenntniß der kriegerischen Vorgänge in Wolmar v. J. 1657, welche den Landrath Friedrich Wilhelm Patkul nebst vielen anderen Livländern den Polen in die Hände lieferten und ihn den während der Belagerung durch schwerstes häusliches Unglück Heimgesuchten, zur Huldigung an den König von Polen zwangen.

Auf Grund einer ehrenvollen Capitulation war Wolmar in den Besitz der Polen gelangt. Der Landrath Patkul hatte sich, obschon er kein militärisches Amt in der Festung bekleidete, mit Rath und That an der Vertheidigung wacker betheiligt. Trotzdem wurde er im folgenden Jahre 1658, als Wolmar wieder an die Schweden gelangte, arretirt und unter der Anklage der Felonie zur Aburtheilung nach Stockholm gebracht. Ein freisprechendes gerichtliches Urtheil erfolgte allerdings nicht, denn der durch den Verlust seiner Kinder und seiner Güter tiefgebeugte Mann entschloß sich zur Eingabe eines Gnadengesuchs, worauf ihm im August 1660 volle Restitution gewährt wurde. Von dem „Verräther" Friedrich Wilhelm Patkul kann füglich nicht mehr die Rede sein. Wenige Wochen zuvor gebar seine Gemahlin einen Sohn, der am 27. Juli 1660 in der Taufe den Namen Johann Reinhold erhielt. Durch die Ermittelung des Tauftages ist nun endlich das bisher unbekannte Geburtsjahr Patkuls festgestellt worden. Die weiteren Mittheilungen des Verfassers über die nächsten Angehörigen Johann Reinholds, insbesondere über den gewaltthätigen, rechthaberischen und willensstarken Charakter der Mutter

werfen bemerkenswerthe Streiflichter auf die damaligen Zeitverhältnisse. Sie sind nicht nur werthvoll für die Entwickelung des jungen Patkuls, dessen vielfach unliebenswürdige Eigenschaften nun als theilweise ererbte Anlagen betrachtet werden dürfen. Es läßt sich verstehen, wie seine proceßsüchtige Natur aus dem seit frühester Jugend Geschehenen und Gehörten stets neue Nahrung schöpfen mußte, und wie insbesondere die unsichere Vermögenslage der ganzen Familie, die vielen unerquicklichen Auseinandersetzungen zwischen den einzelnen Familiengliedern solchen Neigungen Vorschub leisten mußen. Die ersten Capitel des Buchholtzschen Buches liefern manchen schätzenswerthen Beitrag zur livländischen Adels- und Gütergeschichte jener Zeit. Verpfändung, Kauf und Tausch lassen die Güter in buntem Wechsel von einer Hand in die andere gerathen. Es handelt sich bei allen diesen Transactionen oft um nicht unbedeutende Summen; die zahlreichen Werthangaben, welche Buchholtz den umfangreichen Proceßacten entnimmt, werden auch den Nationalökonomen interessiren; sie geben willkommene Aufschlüsse über Güterpreise, sowie Vermögensverhältnisse angesehener Familien und zeigen, wie damals Geld- und Vermögensoperationen sich zu entwickeln pflegten. Die Darlegung dieser vielfach complicirten Verhältnisse ist eine klare, übersichtliche; man gewinnt den Eindruck, daß der Verfasser sich mit völliger Sicherheit und einiger Vorliebe auf dem Gebiete der damaligen Rechtspraxis bewegt. — Im Vordergrunde steht natürlich immer die Gestalt Johann Reinholds selbst. Präceptore leiteten seine Erziehung bis zum Abgang auf die Universität Kiel i. J. 1677. Der Besuch anderer Universitäten hat sich nicht nachweisen lassen. In dreijähriger Studienzeit legte er den Grund zu seiner umfassenden, vielseitigen Bildung, für welche die in der Beilage abgedruckte Buchhändlerrechnung vom J. 1695 einen neuen Beleg bietet, und kehrte dann nach Livland zurück, um die Verwaltung seines Vermögens zu übernehmen. Die Auseinandersetzung mit den anderen Erben, die Bewirthschaftung der ausgedehnten Güter und die Durchführung der zahlreichen Processe, welche zum Theil durch die Verhältnisse bedingt waren, zum Theil durch den leidenschaftlichen Charakter Patkuls verschuldet wurden[1], erforderten die volle Geschäftskenntniß, Umsicht

[1] Das besondere Interesse, welches der Verf. auch der formalen Seite der berühmten Rechtsstreitigkeiten entgegenbringt, hat ihn einmal dazu verführt, den Verlauf eines Processes ausführlich zu beschreiben, ohne den Leser in die eigentliche Materie einzuführen. Es ist das der Proceß Patkuls gegen den Schneider Voß und dessen Braut Ebba Plahn. Buchholtz verweist allerdings auf den Aufsatz „Patkuliana" von H. Baron Bruiningk (Mitth. a. d. livl. Gesch. XIV., S. 139—148); doch dürfte dieser Aufsatz nicht jedem Leser von Buchholtz' Beiträgen zur Hand sein; dazu giebt das in ihm enthaltene Referat aus den Proceßacten offenbar noch lange nicht den vollen Thatbestand. Ein historisches Interesse kann die Aufführung der vielen Instanzen,

und Energie eines gereiften Mannes. Diese Thätigkeit wird nicht wenig dazu beigetragen haben, seine staatsmännischen Gaben zu entwickeln. Doch waren seine Vermögensverhältnisse keineswegs glänzende und dieser Umstand mag ihn bewogen haben, sich einem bestimmten Berufe zuzuwenden. Im Jahre 1687 wurde er Officier. Seine militärische Carrière ist reich an Widerwärtigkeiten aller Art gewesen. Endete der Proceß, den seine ganze Compagnie unter Führung des Lieutenants Wäßmann auf Grund mannigfaltiger Beschwerden gegen ihn anstrengte, auch mit der Cassirung des genannten Officiers, so ist doch zweifellos die auch sonst bei Patkul oft bemerkte, von Freund und Feind gerügte Härte gegen die Untergebenen, seine zügellose Leidenschaftlichkeit die Ursache seiner Unbeliebtheit bei der Mannschaft gewesen.

Es sind im Ganzen doch sehr reiche Aufschlüsse über den Entwickelungsgang und des Jugendleben Patkuls, die wir Buchholtz verdanken. Freilich bleiben noch genug Lücken übrig. Der Verfasser selbst hat sie lebhaft empfunden. Am bedauerlichsten ist der Mangel einer ausreichenden Erklärung für die auffallende Thatsache, daß ihm, einem Manne von noch nicht 30 Jahren, im Februar 1690 der Landmarschallsstab angeboten wurde, ohne daß er sich bisher auf einem bedeutenderen Landesposten irgendwie hatte hervorthun und bewähren können. Auch der Verfasser sieht sich hier auf Muthmaßungen angewiesen, die, wenn auch allgemeiner Natur, doch den Kern der Sache treffen. „Es konnte im Lande nicht unbekannt geblieben sein", urtheilt Buchholtz, „daß er ein selten begabter Mensch war, der es verstanden hatte für seine privaten Rechte mit großer Festigkeit und Fachkenntniß einzutreten. Zuversichtlich mochte man in ihm einen genauen Kenner aller Rechte des Landes schätzen und das Zutrauen zu ihm mochte wegen seiner persönlichen Eigenschaften und seiner zweifellos reinen Gesinnung gestärkt sein. Dazu kam seine genaue Bekanntschaft mit den schwedischen Verhältnissen und die Kenntniß der schwedischen Sprache, die er während seines mehrmaligen Aufenthalts in Stockholm gründlich erlernt haben mochte. Alles Umstände, die seine Wahl zu einem hohen Landesposten wohl gerechtfertigt erscheinen lassen."

Mit dem Jahre 1690 beginnt die Zeit der öffentlichen Wirksamkeit Patkuls. Sie wird vom Verfasser seinem Programm gemäß nur gestreift. Dagegen wird unsere Kenntniß von den persönlichen und Familienverhältnissen Patkuls auch in dieser Zeit erheblich vermehrt. In dem Processe gegen den Rathsherrn Johann Reuter lernen wir Patkul von einer recht unvortheil-

---

welche der Proceß alle die Jahre hindurch zu passiren hatte, doch nur dann gewinnen, wenn die Sache, um welche es sich hier handelt, genauer bekannt ist.

haften Seite kennen. Es handelte sich um eine thätliche Beleidigung, welche der jähzornige Edelmann diesem würdigen Vertreter des Bürgerthums zugefügt hatte, mit dem er seit langer Zeit in geschäftlicher Beziehung stand und der sein Hauptgläubiger war. Nicht nur der jener Zeit überhaupt eigene Standeshochmuth, für den der Einzelne nicht wohl verantwortlich gemacht werden kann, sondern auch die ganz besondere Abneigung Patkuls gegen die Stadt Riga kommen in diesem Processe zu lebhaftem Ausdruck. Zu dem Proceß mit dem Obersten Helmersen erfahren wir in der Sache selbst wenig Neues; doch war es gewiß im Interesse der meisten Leser, wenn diese für Patkul so bedeutungsvolle Angelegenheit nicht mit Stillschweigen übergangen wurde. Als dann Patkul 1694 mit einem königlichen Geleitsbrief versehen nach Schweden gereist war, um sein politisches Verhalten zu rechtfertigen, wurde von Seiten der Regierung der Versuch gemacht, das muthmaßlich von ihm in Sicherheit gebrachte Archiv der livländischen Ritterschaft mit Beschlag zu belegen. Es fanden Nachforschungen statt, die freilich zu keinem Ergebnisse führten, aber eine ganze Reihe von Personen in den Verdacht politischer Unzuverlässigkeit und geheimen Einverständnisses mit Patkul brachten. Die geradezu trostlosen Familienverhältnisse Patkuls finden ihre rechte Illustration in dem Verhalten von Karl Friedrich Patkul, der sich als einer der giftigsten Gegner und Denuncianten seines Bruders geberdete. Ueber die Haussuchungen und Verhöre, welche die Angelegenheit Johann Reinhold Patkuls zur Folge hatte, über die Schicksale der in den Proceß Patkuls verwickelten Personen und über seine Mitbeklagten in Stockholm erhalten wir ganz neue Aufschlüsse. Von besonderem Interesse sind die Schicksale des von Karl Patkul gemißhandelten popendorfschen Pastors Ludecus, der einige Papiere Johann Reinholds in Sicherheit bringen wollte. Neues bieten auch die Mittheilungen über Gerhard Johann von Löwenwolde, der als Freund Patkuls 1695 in Stockholm zum Tode verurtheilt, jedoch alsbald vom Könige begnadigt wurde. Schließlich sei hier noch der Rentmeister von Lindenstern erwähnt, in dessen an der Sandstraße in Riga belegenem Hause Patkul längere Zeit als Miether wohnte. Um die Gestalt von Lindensterns Tochter Gertrud hat sich im Laufe der Zeit ein dichtes Gewebe von Sage und Poesie gesponnen. Buchholz ist der Sache auf den Grund gegangen und eine kritische Betrachtung der überlieferten Thatsachen und Meinungen ergiebt, daß Gertrud Lindenstern Patkul persönlich nahe gestanden hat. Was sonst über sie berichtet wurde, daß sie dem General-Gouverneur Hastfer zum Opfer gefallen sei und daß Patkul trotzdem ein unerlaubtes Verhältniß zu ihr unterhalten habe, muß in das Gebiet der Fabel verwiesen werden.

Das den Einfall der Sachsen und Patkuls Aufenthalt in Livland behandelnde Capitel hat einen von den vorausgehenden Abschnitten des Buches

abweichenden Charakter. Während der Verfasser sich bisher in der Hauptsache damit begnügte, völlig Neues mitzutheilen und nur gelegentlich auf Bekanntes zurückgriff, erhalten wir hier eine gedrängte, aber zusammenhängende Darstellung der kriegerischen Ereignisse, welche natürlich auch Wohlbekanntes in ihren Kreis ziehen mußte. Allerdings geht die Geschichte des sächsischen Einfalles in dem hier mitgetheilten Umfange beträchtlich über das hinaus, was unmittelbar zur Biographie Patkuls gehört, doch würden wir diesen wissenschaftlich werthvollen Abschnitt nur ungern missen. Seine Bedeutung ruht nicht sowohl in der Mittheilung neuer Thatsachen, obwohl es an hie und da angebrachten Berichtigungen und Einzelnachrichten nicht fehlt, als in der wie es scheint vollständigen Revision der für diese Episode des nordischen Krieges zur Verfügung stehenden handschriftlichen und gedruckten Quellen. Daß der Verfasser auch hier allen Spuren Patkuls nachgeht, so weit sie sich verfolgen lassen, braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden. Der Schluß dieses Capitels enthält Nachrichten über die Verfolgung von Leuten, welche als Parteigänger der Sachsen und Patkuls galten. Der Major Otto Wilhelm Klodt aus dem Hause Heidenfeld mußte mit dem Kopfe für die ihm zur Last gelegten Verbrechen büßen. Auch einen gewerbsmäßigen Denuncianten lernen wir durch Buchholtz in dem Secretär Andreas Neudahl kennen, der es besonders auf die „malcontenten" livländischen Edelleute abgesehen hatte. Doch gehörte Klodt nicht zu den politischen Führern des livländischen Adels. Der Verfasser hebt hervor, „daß es der schwedischen Regierung nicht gelungen war, während des nordischen Krieges irgend eine Untreue bei den in Livland damals maßgebenden Vertretern des Adels zu entdecken". Ein doppeltes Spiel scheint der Landrath Leonhard Gustav Baron Budberg, Patkuls Mitbeklagter in Stockholm, getrieben zu haben. Während er sich von der Regierung den höchsten Landesposten übertragen ließ, unterhandelte er mit den sächsischen Feldmarschall Flemming. Vielleicht stand er an der Spitze einer kleinen Partei, welche Patkuls Bestrebungen zu unterstützen suchte. Doch sind die Acten über die Frage nach dem Maß des Entgegenkommens, auf welches Patkul bei glücklichem Erfolge der Invasion unter seinen Standesbrüdern rechnen durfte, noch nicht geschlossen.

Einige Bemerkungen über Patkuls äußere Gestalt als Erläuterungen zu den dem Buche beigegebenen photographischen Nachbildungen der beiden einzigen echten Portraits bilden den Schluß des eigentlichen Textes. Damit ist aber der Inhalt des Buches nicht erschöpft. 25 Actenstücke sind als Beilage hinzugefügt worden, welche nicht nur historisch bedeutsam sind, sondern sich theilweise vorzüglich lesen lassen und allgemeine Beachtung verdienen. Einige Stücke müssen als eine nothwendige Ergänzung zu dem

Inhalte des Buches betrachtet werden. Das Material, aus welchem dasselbe geschöpft werden mußte, ist verhältnißmäßig arm an solchen Zügen, welche Patkul in einem persönlich liebenswürdigen Lichte erscheinen lassen. Es überwiegen harte, eigenwillige und eigennützige. Daß in ihnen aber doch nicht der ganze Mensch Patkul gegeben ist, daß in seinem Gemüthe auch andere, weichere Saiten angeschlagen werden konnten, das zeigen neben manchem doch schon im Text Erwähnten vor allen Dingen die beiden Briefe an seine Mutter, von denen der eine allerdings bereits bekannt war, sowie der Bericht des Pastors Tempelmann über seine Unterredung mit Patkul 1700, und alle Verehrer des großen Mannes werden es dem Verfasser zu danken wissen, daß er auch diese für die volle Würdigung Patkuls so wichtigen Documente seinen Lesern nicht vorenthalten hat. Bgn.

Corrigenda.

S. 537 Z. 6 v. u. ohne daß ſtatt ohnedaß.
S. 538 Z. 5 v. o. Chriſtian. Erneſt. ſtatt Chriſtian Erneſt.
„ „ Z. 8 v. u. Bibliothekar s ſtatt Bibliothekar.
„ „ Z. 4 v. u. den offnen, etwas ſtatt den etwas.
S. 541 Z. 9 v. u. behindert ſtatt verhindert.
S. 542 Z. 9 v. u. Lut tringen ſtatt Lultringen.
S. 543 Z. 10 v. u. es vormahls je ſtatt es je.
S. 544 Z. 8 v. u. Staat s ſtatt Staates.
S. 545 Z. 5 v. o. mein Herz ſtatt das Herz.
S. 547 Z. 2 v. o. verdien et, ſtatt verdient.
„ „ Z. 3 v. o. liebenswürdige ſtatt Liebenswürdige.
S. 549 Z. 7 v. o. und dann an ſtatt und an.
S. 550 Z. 13 v. u. Deiner, Z. 11 v. u. Dir ſtatt deiner und dir.
S. 551 Z. 2 v. o. Dich ſtatt dich.
„ „ Z. 11 v. o. verſäumt ſtatt verſäumet.
„ „ Z. 12 v. u. (ſ. o. S. 542) ſtatt (ſ. o.).
S. 552 Z. 17 v. u. auch außer ſtatt außer.
„ „ Z. 9 v. u. 57ten ſtatt 55ten.
S. 553 Z. 4 v. o. um deſto ſtatt und deſto.
„ „ Z. 20 v. o. adeli che ſtatt adelige.
„ „ Z. 1 v. u. die ſtatt Die.
S. 554 Z. 13 v. o. gewi ßermaßen ſtatt gewiſſermaßen.
„ „ Z. 15 laßen, uns ſtatt laßen und.
S. 558 Z. 8 v. o. hatte." ſtatt hatte.
„ „ Z. 11 würdigte. ſtatt würdigte."
S. 559 Z. 16 v. o. May ſtatt März.
S. 560 Z. 5 v. o. Courant ſtatt courant.
S. 561 Z. 5 v. u. Baldau ſtatt Boldau.
S. 562 Z. 8 v. o. Selbſt ſtatt ſelbſt.

Herausgeber und Redacteur:
Arnold v. Tideböhl.

Für die Redaction verantwortlich:
R. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 27-го Сентября 1893 г.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Zur Frauenfrage im Allgemeinen und bei uns.

Es kann nicht unsere Absicht sein das umfassende Thema der Frauenfrage auf den folgenden Blättern irgendwie erschöpfend zu behandeln. Wir geben nur eine Skizze des Entwickelungsganges der Emancipationsbestrebungen und kurze Andeutungen über die Sache selbst, an die wir einige Bemerkungen über die in letzter Zeit auch bei uns so lebhaft verhandelte Frage schließen.

I.

Eine eigentliche Frauenfrage giebt es erst in unserem Jahrhundert, aber die Frauenemancipationsbestrebungen gehen bis auf die französische Revolution zurück. Eine Nachbildung der Erklärung der Menschenrechte war die Erklärung der Frauenrechte von Olympia de Gouges, an die sich eine Petition um Egalität zwischen Mann und Weib, welche der Nationalversammlung 1789 übergeben wurde, anschloß. Welche bedeutende Rolle mehrere Frauen in der Revolution gespielt haben, wie z. B. Madame Roland und die Amazone Theroigne de Mericourt ist bekannt. Merkwürdiger Weise wollte aber der Convent während der Schreckensherrschaft nichts von einer Einmischung der Frauen in die Politik wissen und erließ dagegen strenge Bestimmungen. Gewiß nicht ohne Einwirkung der von Frankreich aus sich verbreitenden radicalen Ideen sind dann fast gleichzeitig in Deutschland und in England, dort von einem Manne, hier von einer Frau die beiden ersten Schriften über Frauenemancipation veröffentlicht worden. Der Verfasser der Lebensläufe in aufsteigender Linie, der tiefsinnige und geniale Theodor v. Hippel, ließ 1792 sein Buch über „Die bürgerliche Verbesserung der Weiber" erscheinen. Diese gedankenreiche Schrift enthält neben treffenden Wahrheiten und anregenden Auseinandersetzungen die paradoxesten Sätze und die radicalsten Forderungen. Fast alles, was von den späteren Vor-

kämpferinnen der Frauenemancipation aufgestellt und verlangt worden ist, findet sich schon bei Hippel, nur geistreicher und besser gesagt. Hätten die modernen Schwärmerinnen für Frauenrechte und Gleichstellung der Frauen mit den Männern in Staat und Gesellschaft etwas mehr Kenntniß von der früheren Literatur, so könnten sie sich auf Hippels Autorität berufen und seine Aussprüche geltend machen. Man weiß freilich beim Lesen dieses originellen Buches oft nicht, wie weit es dem Verfasser ernst ist und wann er uns nur ein Spiel geistreicher Gedanken darbietet. Ganz anderer Art ist das Buch der Miß Mary Wollstonecraft „Rettung der Rechte des Weibes", das auch 1792 in London ans Licht trat und damals in England ungeheures Aufsehen machte, auch ins Deutsche und Französische übersetzt wurde. Es ist mit leidenschaftlicher Heftigkeit geschrieben, declamatorisch und weitschweifig, an Geist mit Hippel nicht zu vergleichen. Hier finden sich schon alle die Schlagworte der späteren Sprecherinnen für die Frauenrechte, da ist von der Tyrannei der Männer, von der Sclaverei der Frauen die Rede, die Unterscheidung der Geschlechter erscheint ihr als etwas Willkürliches, sie findet die Stellung der Frauen als „hübsche Hausthiere" empörend. Aber ihre praktischen Forderungen sind doch keineswegs sehr radical und zum Theil gegenwärtig in England selbst befriedigt. Eine ihrer Hauptforderungen ist, daß Mädchen und Knaben gemeinsam und ganz gleichartig in öffentlichen Anstalten erzogen werden sollen, also etwas, was in Finnland jetzt verwirklicht und uns so dringend zur Nachahmung empfohlen worden ist. Miß Wollstonecraft wurde damals in England wie eine Verworfene betrachtet und war infolge ihres Buches von der guten Gesellschaft völlig ausgeschlossen. Ihre Emancipationsbestrebungen endeten damit, daß sie einen freisinnigen Mr. Godwin heirathete; die Ehe ist aber keine glückliche gewesen. Praktische Bestrebungen zur bürgerlichen Gleichstellung der Frauen und Erweiterung ihrer Rechte hat es in Deutschland während der classischen und romantischen Literaturperiode nicht gegeben. Die Frauen haben in jener Zeit großen Einfluß ausgeübt, sie sind vielfach der anregende und belebende Mittelpunkt literärischer und später selbst politischer Kreise gewesen, einzelne von ihnen haben bei der damaligen Lockerung der sittlichen und Familienverhältnisse die Schranken der Sitte und der Zucht überschritten. Aber auch diese emancipirten sich nur für ihre Person von der überlieferten Ordnung, allgemeine Principien aufzustellen lag ihnen fern. Schillers Worte hatten damals volle Geltung: „Aber durch Anmuth allein herrschet und herrsche das Weib. Was die stille nicht wirkt, wirket die rauschende nie". Erst in Frankreich begann nach der Julirevolution von 1830 wieder eine sehr entschiedene und intensive Emancipationsbewegung, die dann auch nach anderen Ländern hin sich ausbreitete. Es ist bekannt, daß an der Spitze dieser Bewegung George

Sand stand, eine Frau, deren geniale Begabung und bedeutendes dichterisches Talent auch die nicht in Abrede stellen werden, welche die Tendenzen ihrer Schriften und ihre Bestrebungen für verwerflich halten. Der St. Simonismus war von nicht geringem Einflusse auf sie und die Frauenemancipationsbewegung in Frankreich überhaupt. Auch in Deutschland fanden die Theorieen George Sands in manchen Kreisen großen Anklang und nach Abstreifung mancher sittlich bedenklicher Elemente gewannen die von ihr aufgestellten Theorieen eifrige Verfechterinnen. In England nahm nach einigen weniger bedeutenden Vorgängern, wie Lady Morgan in ihrem Buche „das Weib und ihr Herr" der Philosoph Stuart Mill den Kampf für die völlige Emancipation und Gleichstellung der Frauen mit Nachdruck wieder auf und führte ihn bis zu seinem Tode unermüdet fort. Sein berühmtes Buch „Die Hörigkeit der Frau" enthält die Summe aller Beschwerden und Forderungen, welche von den Vertheidigerinnen der Gleichstellung der Frauen mit den Männern aufgestellt werden, und ist mit Klarheit und logischer Schärfe geschrieben. Die darin ausgesprochenen Gedanken sind dann unzählige Male populärisirt und wiederholt worden, ohne Hinzufügung neuer Gesichtspunkte. Die radicalen französischen Frauenemancipationsbestrebungen haben besonders in Nord-Amerika große Verbreitung gefunden und bei der dort herrschenden unbeschränkten Freiheit der Bewegung zu den mannigfachsten und seltsamsten Versuchen, die aufgestellten Theorieen praktisch zu verwirklichen, geführt. Da ist in einzelnen Kreisen die freie Liebe und freie Scheidung rückhaltlos proclamirt worden, von Frauencongressen sind die Frauenrechte energisch reclamirt worden, es sind Dichterinnen der Frauenemancipation wie Lizzie Doten und Prophetinnen und Seherinnen, welche die beginnende neue Aera des Weibes verkündigen, aufgestanden. Bei den letzteren mischen sich Schwärmerei und Radicalismus. So lehrte Elisabeth Denton: Das Weib ist auf der Stufenleiter der Natur die Staffel über den Mann hinaus zum Engel. Zur Arbeit ist der Mann bestimmt, das Weib zur Seherin und Prophetin; sie sind nicht gleich, nein, sie ist die ungleich überlegene. Mann und Weib verhalten sich zu einander, wie Caliban und Miranda in Shakespeares Sturm. Aehnlich hat sich Elisabeth Fornham ausgesprochen. Das ist doch einmal unumwunden geredet und läßt die Declamationen der europäischen Frauenvorkämpferinnen weit hinter sich. Aber auch auf dem praktischen Gebiete hat die Frauenbewegung in Amerika bedeutende Resultate erzielt. Es sind Damenuniversitäten gegründet worden, es giebt nicht nur hunderte von Aerztinnen, sondern auch mehrere Advocatinnen und selbst Friedensrichterinnen, es sind sogar einzelne Predigerinnen bei verschiedenen Secten vorgekommen und kommen noch jetzt vor. Auch als Journalistinnen sind viele Frauen in Amerika aufgetreten, es sind besondere Zeitschriften im Interesse

der Frauenemancipation gegründet worden, deren Inhalt aber meist derartig ist, daß er nur Widerwillen und Abscheu erwecken kann. Nord-Amerika wird wohl noch lange das classische Land der radicalen Frauenemancipation bleiben.

Neben diesen mehr oder weniger radicalen Frauenemancipationsbestrebungen hat sich in England, Deutschland und anderen Ländern Europas im Laufe des letzten Menschenalters eine wirthschaftliche Frauenfrage herausgebildet, die von jener Bewegung wohl zu unterscheiden ist. Die immer wachsende Bevölkerung, namentlich in Deutschland, die immer steigende Schwierigkeit für den jungen Mann eine Stellung zu erlangen, welche ihm ermöglicht, zu heirathen und eine Familie zu begründen, die stets feiner und allseitiger ausgebildete Maschinentechnik, durch welche früher nothwendige Handarbeit überflüssig gemacht wird, die ungeheure Concurrenz auf allen Gebieten des wirthschaftlichen Lebens, endlich der nicht unbedeutende Ueberschuß weiblicher Kinder über die männlichen — alle diese und noch viele andere hier nicht weiter zu erörternde Umstände machen die Lage einer außerordentlich großen Zahl von Mädchen und Frauen in der Gegenwart zu einer äußerst schwierigen. Unzähligen von ihnen bleibt das Glück der Ehe und Familie und damit der eigentliche und naturgemäße Beruf der Frau völlig versagt, die ungeheure Menge von Bewerberinnen gewährt nur einer kleinen Minderheit die Möglichkeit als Lehrerinnen, Erzieherinnen und Gouvernanten einen Lebensberuf zu finden; noch kleiner ist die Zahl derer, welche als Schriftstellerinnen oder sonst wie literärisch ihren Lebensunterhalt zu gewinnen vermögen. Für die große Mehrzahl bleibt dann noch die gewerbliche und kaufmännische Thätigkeit übrig. Aber auch da ist das Angebot gering im Verhältniß zu der ungeheuren Nachfrage und so geschieht es denn, daß viele weibliche Existenzen elend untergehen und sittlich verkommen. Diese Thatsachen haben die ernste Aufmerksamkeit einsichtiger Männer und Frauen längst auf sich gezogen, und nicht ohne schwere Sorge sieht man in vielen Kreisen der Zukunft entgegen und betrachtet es als eine der dringendsten Aufgaben der Gesellschaft wie des Staates, Mittel zur Abhilfe dieses Nothstandes, Wege zu einer einigermaßen befriedigenden Lösung der wirthschaftlichen Frauenfrage zu finden. Gelingt das nicht, so droht dem Volksleben in seinem innersten Kerne schwere und große Gefahr. An Versuchen aller Art, an Vereinen, an Vorschlägen von Berufenen und noch mehr Unberufenen, an den mannigfaltigsten Recepten fehlt es nicht, aber man kann leider nicht sagen, daß es bisher gelungen ist, die rechten Mittel zu entdecken. Es liegt in der Natur der Sache, daß es vorzugsweise Frauen sind, welche in dieser Frage das Wort ergriffen und ihre Reformpläne entwickelt haben. Die Schriftstellerinnen über die Frauenfrage verfallen aber dabei meist in zwei Fehler, die der von ihnen vertretenen Sache nur schaden können. Erstens lassen sie

sich immer wieder verleiten diese oder jene Theorieen der Frauenemancipation sich anzueignen, von Frauenrechten, von Gleichstellung der Frauen mit den Männern, von gleicher Ausbildung der Jugend beider Geschlechter zu reden und für eine Reform und Erweiterung der wissenschaftlichen Bildung der Mädchen Propaganda zu machen. Durch diese Verquickung vager und geradezu falscher Ansichten und Lehren mit der Erörterung und Darlegung wirklicher Bedürfnisse und Nothstände verursachen sie große Verwirrung in den weiblichen Köpfen und discreditiren die von ihnen verfochtene Sache in den Augen ernst Denkender nur zu sehr. Noch schlimmer verfahren diejenigen Agitatorinnen, welche eine Besserung der Lage der Frauen durch die Aneignung demokratischer und socialdemokratischer Ideen und Theorieen zu bewirken meinen und die Loslösung von Religion und Sitte als Heilmittel proclamiren, denn da sind die Rettungsmittel noch schlimmer als die Krankheit. Zweitens verfehlen die Anwaltinnen der Frauen es darin, daß sie regelmäßig die Lösung der Frauenfrage darin suchen, daß sie viele bisher nur den Männern geöffnete Gebiete des Lebens auch den Frauen zugänglich machen wollen. Sie übersehen dabei, daß dadurch nur die Form der Concurrenz verändert würde und daß die alten Mißstände in neuer Gestalt wieder aufstehen würden. Es giebt unzweifelhaft einzelne praktische Berufszweige, in denen die Frau ebenso gut thätig sein kann wie der Mann und diese sind in den meisten Ländern Europas gegenwärtig den Frauen auch schon erschlossen. Aber noch weiter gehen und im Interesse der Frauen die Männer auf den meisten ihnen bisher ausschließlich eigenen Berufs- und Erwerbsgebieten zum Concurrenzkampf nöthigen wollen, ist gänzlich verkehrt und verfehlt das Ziel. Denn gelänge es diese Forderung durchzusetzen und die Männer auf ein immer engeres ihnen ausschließlich zustehendes Gebiet zu beschränken, so würde für die Frauen die Möglichkeit zu ihrem wahren Berufe als Gattin und Mutter in der Familie zu gelangen noch geringer werden. Aber was noch viel schlimmer wäre, die Frauen würden in diesem wilden und rücksichtslosen Concurrenzkampf die schwerste Schädigung an ihrem eigentlichen Wesen erleiden. Die feine und edle Weiblichkeit, diese wesentlichste Eigenschaft der wahren Frau, müßte dabei gänzlich verloren gehen und statt dessen würde sich eine Gattung derber Mannweiber herausbilden. Auch sollten die eifrigen Propagandistinnen für völlige Gleichstellung der Frauen mit den Männern und die Ruferinnen nach Beseitigung aller bisher in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben für die Frauen bestehenden Schranken es sich klar machen, daß die Frauen dann auch auf alle die hundertfachen Rücksichten und gesellschaftlichen Vorrechte, auf alle die ritterlichen Dienste, welche sie jetzt als selbstverständlich erwarten und in Anspruch nehmen und die kein echter Mann bisher einer Frau versagt hat, verzichten

müßten. Denn auf alle Thätigkeit und alle Berufsarten der Männer vollen Anspruch erheben und sich den Männern ganz gleich stellen, dabei aber zugleich noch weiter die zarte Rücksichtnahme und Schonung, auf welche die Frauen als das schwächere Geschlecht bisher Anspruch machen konnten, auch dann noch für sich verlangen, das ist ein Widerspruch in sich. Die radicalen Emancipirten thun das letztere denn auch gar nicht und sind darin consequent, aber sie sind dafür auch für jeden natürlich empfindenden Menschen eine abstoßende Erscheinung.

Ueber die modernen Frauenemancipationsbestrebungen und über den Anspruch der Frauen auf völlige Gleichstellung mit den Männern finden sich vortreffliche Bemerkungen in der überhaupt sehr beachtenswerthen kleinen Schrift des berühmten Nationalökonomen Lorenz v. Stein: „Die Frau auf dem Gebiete der Nationalökonomie", welche zuerst 1875 erschienen ist. Sie verdient von allen, welche sich für die Frauenfrage interessiren, gelesen zu werden, besonders aber empfehlen wir sie unseren baltischen Eifererinnen für die Frauenrechte zur Beherzigung. Wir können es uns nicht versagen einige Aeußerungen Steins, der, wenn einer, doch gewiß einen „nationalökonomischen Gesichtspunkt" hat, hier anzuführen: „Die Frau will kein Mann sein, aber sie will das sein, was der Mann nicht sein kann. — Wenn alle dasselbe wären und alle Kräfte dasselbe thäten, so stände das Leben bei seinem Beginne an seinem Ende; der Unterschied ist die ewige Quelle alles Lebendigen. — Von was will eigentlich diese Emancipation noch jetzt emancipiren? alle Berufe sind der Frau zugänglich und sollen es sein, mit Ausnahme derer, bei denen durch die strenge Erfüllung des Berufes selbst der wahre Beruf der Frau, die Ehe, unmöglich wird. In dem Zustande unserer Gesellschaft ist die Emancipation ihrem wahren Wesen nach die Negation der Ehe. — So wie die Frau sich nicht mehr mit ihrem specifischen Berufe, der Häuslichkeit, beschäftigt, so ist sie eigentlich keine Frau mehr." Diese klaren und scharfen Worte des Meisters auf dem Gebiete der Volkswirthschaft sollten die Kämpferinnen für die Frauenrechte doch etwas nachdenklich machen. Denn immer wiederholten Versicherungen, wenn erst die Frauen und die Männer gleich ständen, dann würden jene auf allen Gebieten beweisen, daß sie nicht nur dasselbe wie die Männer, sondern noch Vorzüglicheres zu leisten vermöchten, muß man stets von Neuem mit Nachdruck die Erfahrung der Jahrhunderte auf den geistigen Gebieten entgegenhalten, auf welchen die Frauen jederzeit freien Spielraum für die Entfaltung ihrer Kräfte gehabt haben. Wie viele Hunderte von Frauen haben sich mit der Kunst beschäftigt, aber wo ist eine, die etwas geschaffen hat, das unvergänglich ist? Unzählige Mädchen und Frauen haben Musik getrieben, aber wo ist eine, die etwas hervorgebracht, was auch nur

den Meistern zweiten Ranges sich an die Seite stellen ließe? Auf dem Felde der Poesie steht es etwas günstiger, aber man muß doch bei unparteiischer Erwägung sagen: Wenn man alles, was von Sappho bis auf Elisabeth Kulmann und Annette v. Droste-Hülshof, George Elliot und Currer Bell Dichterinnen im Laufe der Jahrhunderte geschaffen haben, aus der Geschichte der Literatur und Poesie auslöschte, so würde manches schöne Gedicht, manches treffliche Werk fehlen, aber eine wesentliche Lücke in dem Entwickelungsgange der Poesie würde dadurch nicht entstehen. Man denke sich dagegen nicht einen der großen Genien, sondern Dichter zweiten Ranges, wie Lenau und Chamisso, wie Alfred de Musset und Wordsworth fort aus der Literatur, so wird man sogleich bemerken, welche fühlbare Lücke das gäbe. So zeigt sich überall dasselbe Resultat. Wir beobachten an den Frauen zu allen Zeiten das tiefste und wahrste Empfinden und oft die feinste und lebendigste Auffassung, nicht selten ausgezeichnetes Talent, aber der eigentliche schöpferische Geist, die schaffende Kraft des Genies ist ihnen naturgemäß versagt. Wozu bedürfen sie dessen auch? In der Anmuth ihres Wesens und der Schönheit ihrer Seele stellt die Frau sich selbst als das vollkommenste Kunstwerk dar und das zarte und tiefe Empfinden, der ideale Sinn, die Selbstlosigkeit und Liebeskraft, die sich in dem echt weiblichen Wesen so oft verkörpern, sind in ihrer harmonischen Verbindung herrlicher als das schönste Gedicht.

Die großen Herrscherinnen, die uns in der Geschichte entgegentreten, sprechen nur scheinbar gegen unsere Auffassung. Denn keine von ihnen hat, so weit das klare Licht der Vergangenheit sie uns zeigt, der männlichen Stütze entbehren können; erfahrene Rathgeber, Günstlinge, kluge Staatsmänner haben immer auf ihre Regierungshandlungen bestimmend eingewirkt und in Momenten schwerer Entscheidung haben die Herrscherinnen fast ausnahmslos Anlehnung bei der starken Kraft eines Mannes gesucht.

Noch Manches ließe sich gegen das Phantom der erstrebten Gleichstellung von Mann und Frau geltend machen. Doch wir brechen ab und wollen nicht länger zögern, uns dem zweiten Theile unserer Betrachtung zuzuwenden.

II.

Giebt es auch eine baltische Frauenfrage? Soll man nach den zahlreichen Artikeln, welche seit bald zwei Jahren bei uns veröffentlicht worden sind, urtheilen, so kann daran nicht der mindeste Zweifel sein. Von mehr praktischen Vorschlägen ausgehend sind die Forderungen der schreibenden Damen immer radicaler und immer weitergehender geworden und zuletzt ist

diese literärische Bewegung zum Verlangen voller Emancipation des unterdrückten weiblichen Geschlechts vorgeschritten. Neues und für unsere Verhältnisse Passendes haben wir dabei nicht erfahren, wohl aber die alten bekannten Tiraden über die Tyrannei der Männer, über die jahrtausend alte Unterdrückung der Frauen, über ihre geistige Ueberlegenheit, über ihr Recht, völlige Gleichstellung zu verlangen, verbunden zugleich mit der Versicherung, daß die Frauen die Männer auf allen Gebieten sehr bald überflügeln würden, in den mannigfachsten Variationen vernommen. Wenn Selbstzufriedenheit, Unzugänglichkeit für alle Gegengründe und stete Wiederholung derselben Ansichten die Bürgschaft des Sieges gäben, dann würden diese Auseinandersetzungen sicherlich unwiderleglich gewesen sein. Da sich fast kein Widerspruch erhob, konnte es scheinen, daß die Sprecherinnen ihre zornigen Monologe wirklich im Namen der baltischen Frauen oder wenigstens der Mehrzahl von ihnen so unermüdlich vortrugen, daß sie mit Recht das Panier einer baltischen Frauenfrage entrollt haben. Und doch konnte das Niemand im Ernst glauben, der mit unseren gesellschaftlichen Verhältnissen einigermaßen bekannt und vertraut ist. Aber warum schwiegen die baltischen Frauen, warum protestirten sie nicht gegen die in ihrem Namen und für sie vorgebrachte Reclamation der Frauenrechte, warum legten sie nicht nachdrücklich Verwahrung ein gegen das von ihrem Wesen und ihrer Beschaffenheit entworfene Zerrbild? Es ist zu bedauern, daß keine von ihnen zur Feder gegriffen hat, um in kurzen Worten auf die ihnen gemachten Vorwürfe zu antworten. Aber wer da weiß, welche Abneigung die baltischen Frauen ganz allgemein dagegen empfinden, persönlich in die Oeffentlichkeit hinaus zu treten, wird sich nicht darüber wundern und auch nicht wünschen, daß dieser Zug echter Weiblichkeit bei uns schwände. Den Nachtheil hatte nun freilich dieses Schweigen, daß daraus Zustimmung zu den Ansichten und Kritiken der wortführenden Verfechterinnen der Frauenrechte gefolgert werden konnte und gefolgert worden ist. Und doch war das, wie man überall hören konnte, keineswegs der Fall, war und ist diese mit so viel Geräusch in Scene gesetzte Agitation nicht einem wirklich allgemeinen Bedürfnisse entsprungen, sondern nur der Ausdruck der Stimmungen und Anschauungen einiger Wenigen. Alle diese Theorieen über Frauenrechte und über Frauenemancipation sind bei uns, das muß immer von Neuem gesagt werden, blos importirte Waare. Wir in unserem entlegenen Winkel können es niemals als unsere Aufgabe betrachten, Probleme und Fragen, welche die Welt anderswo beschäftigen, bei uns zu lösen; für uns giebt es nur eine Aufgabe: unsere Eigenart zu bewahren und zu erhalten. Wenn uns das Beispiel Norwegens, Finnlands, Rumäniens und Nord-Amerikas zur Nacheiferung vorgehalten wird, so haben wir dafür nur ein gleichmüthiges Achselzucken;

in unserem conservativen Lande ist für vage Experimente kein Raum und kein Interesse. Eine Frauenfrage in dem Sinne, wie sie in den meisten Ländern Europas besorgnißerregend existirt, giebt es bei uns gar nicht. Nur insofern könnte man von einer Frauenfrage bei uns sprechen, als die Aussicht auf eine angemessene Lebensstellung für die Töchter unseres gebildeten Mittelstandes eine schwierigere geworden ist, denn früher. Aber sind die Aussichten für die Söhne dieser Gesellschaftsklasse schon gegenwärtig und noch mehr in Zukunft nicht noch viel ungünstiger und dunkler? Der Grund davon liegt in der Umgestaltung unserer Verhältnisse, deren Rückwirkung sich überall fühlbar macht. Die bisherige einseitige Gouvernantenbildung der Töchter unseres Mittelstandes wird nothwendig eine Umwandlung erfahren müssen und in der Nothwendigkeit neue Wege des Erwerbes und Berufes zu suchen, liegt allerdings ein Stück wirthschaftlicher Frauenfrage auch für uns. Nur darf man das Mittel zu ihrer Lösung selbstverständlich nicht darin suchen, daß man den Frauen Berufsgebiete eröffnet, die bisher nur Männern zustehen, denn dadurch würde für diese der ohnehin schon nicht leichte Existenzkampf noch mehr erschwert werden. Es wird vielmehr gewerbliche und industrielle Ausbildung für eine große Zahl der Töchter auch des gebildeten Mittelstandes immer mehr eine Nothwendigkeit werden. Wir sehen darin nicht nur kein Unglück, sondern würden ein immer häufigeres Betreten dieses Weges als eine erfreuliche Neuerung begrüßen. Eine wirkliche Bildung der Mädchen ließe sich damit sehr wohl vereinigen, wenn es auch nicht die bisherige Gouvernantenbildung ist. Von dieser denken wir im Allgemeinen gering, wie wir uns überhaupt zu der in der Gegenwart so allgemein herrschenden Ueberschätzung der intellectuellen Bildung sehr skeptisch verhalten. Wir kennen eine nicht geringe Anzahl von Lehrerinnen und Erzieherinnen, welche ihres Berufes mit Treue und Hingebung warten und sich in stiller Arbeit große Verdienste um die heranwachsende Generation unseres Landes erworben haben und erwerben. Von diesen hat uns aber mehr als eine erklärt, daß das von der Schule mitgebrachte Wissen ihr nur wenig bei ihrem Berufe genützt habe, daß sie das Beste dem Leben und der Erfahrung verdanke. Andererseits ist es doch nicht in Abrede zu stellen, daß ein großer, ja vielleicht der größere Theil derer, die das Gouvernantendiplom erlangt haben, sehr wenig dazu geeignet ist, den schweren und ernsten Beruf der Erziehung wirklich zu erfüllen. Man vergißt es immer wieder, daß viel gelernt haben nicht Wissen und daß Wissen nicht Bildung ist. Eine Frau im Besitz der gelehrtesten Kenntnisse ist ohne wahre Herzensbildung eine abstoßende Erscheinung. Dagegen ist eine Frau, die einen aufgeschlossenen Sinn und wahres Verständniß für alles Schöne und Große in Kunst und Poesie hat und es auf ihre Seele wirken läßt, wahrhaft

gebildet, mag sie auch von Physik und Geometrie nichts wissen und den peloponnesischen Krieg ebenso wie die Kämpfe der weißen und rothen Rose gänzlich vergessen haben.

Verkehrte und falsche Richtungen zu bekämpfen ist nicht angenehm und entspricht nicht Jedermanns Neigung, weil gewöhnlich unerquickliche Fehden die Folge davon sind. Dennoch darf der Widerspruch nicht unterbleiben, weil die Wahrheit es fordert. So hat es denn auch Th. Neander für seine Pflicht gehalten, gegen die Sprecherinnen für die Frauenrechte und wider ihre Anklagen der baltischen Frauen das Wort zu ergreifen in seiner Schrift: „Zum Schutz der baltischen Frauen", von der vor Kurzem die zweite Auflage erschienen ist. Er hat im Interesse unserer Heimath geschrieben und wir freuen uns, daß er es mit soviel Ernst, Klarheit und Entschiedenheit gethan hat. Daß er die Vertreterinnen der Frauenfrage unumwunden bekämpft, erforderte der Zweck seiner Schrift und daß er sich dabei nicht selten sarkastischen Spottes bedient, findet in dem immer selbstbewußteren Auftreten der Gegnerinnen und ihren immer radicaleren Aeußerungen seine Erklärung. Wir können übrigens nicht finden, daß er die Grenze des Zulässigen und Erlaubten überschritten habe und halten es für ganz natürlich, daß der Ausdruck in einer polemischen Schrift, zumal bei der Vertheidigung einer Sache, die einem am Herzen liegt, lebhafter ist als bei einer Abhandlung über gleichgiltige Dinge. Jedenfalls weht uns aus Neanders Schrift eine warme Liebe zu unserem Lande entgegen und es spricht aus ihr eine herzliche Hochschätzung und Verehrung der baltischen Frauen; diesen Eindruck wird sie auf jeden Unbefangenen machen. Näher auf den Inhalt der kleinen Schrift einzugehen, halten wir für überflüssig, da wir ihre Kenntniß bei unseren Lesern voraussetzen können. Neander hat seinen Zweck, vor Irrwegen zu warnen, verkehrten Tendenzen entgegen zu treten und die baltischen Frauen gegen unberechtigte Anklagen zu vertheidigen erreicht, das lehrt sowohl die Zustimmung, die er gefunden als der Widerspruch, der gegen ihn erhoben worden ist. Baltische Frauen haben ihm öffentlich ihren Dank für seine Schrift ausgesprochen und von nicht wenigen Frauen haben wir Freude über sein Auftreten und Zustimmung zu dem, was er sagt, gehört. Daß seine Schrift bei den Vorkämpferinnen der Frauenrechte eine sehr unfreundliche Aufnahme finden werde, hat er wohl selbst erwartet. Wenn eine derselben ihren ganzen Grimm in heftigen Ausdrücken über ihn ausgeschüttet hat, so hat das nicht viel zu bedeuten. Hat doch nach alter deutscher Rechtsgewohnheit der Verurtheilte die Freiheit, den Richter zu schelten und mit Vorwürfen zu überhäufen. Es sind dann ferner zwei freiwillige Kämpen gegen Neander zu Felde gezogen. Des Herrn Doctors der Philosophie Stellmacher Expectorationen, die in der

Düna-Zeitung[1] Aufnahme gefunden haben, zeichnen sich durch eine derartige Gedankenarmuth und einen solchen Mangel an gewöhnlichem literärischen Anstande aus, daß sie kaum der Erwähnung werth sind. Auch die Antwort auf Neanders Schrift von einem Kurländer ist sehr schwach und unbedeutend. Sie charakterisirt sich durch eine außerordentliche Confusion der Gedanken und große Unklarheit der Begriffe, sowie durch eine mehr als gewöhnliche, oft groteske Phrasenhaftigkeit. Man kommt nach ihrer Lectüre auf die Vermuthung, daß entweder eine Frau, welche bisher nicht die geringste Uebung im Schreiben gehabt, oder ein junger unerfahrener Mensch, der sich die literärischen Sporen verdienen will, der Verfasser ist. Zur Sache Gehöriges enthält diese Antwort gar nichts. Denn die Bestrebungen des Lettevereins in Berlin und die Lage der deutschen Gouvernanten in Paris haben mit der baltischen Frauenfrage absolut nichts zu thun. Von der Preßfreiheit in Deutschland muß der Autor nur sehr dunkle Vorstellungen haben, wenn er meint, Neander würde es dort nicht gewagt haben gegen einen Verein, der unter dem Protectorat der Kronprinzessin Victoria (die übrigens längst Kaiserin Friedrich ist) oder gar gegen die Protectorin selbst zu schreiben. Der gute Verfasser weiß also nicht, daß man in Deutschland gegen alles schreiben kann, wenn man nur die richtige Einkleidung zu finden weiß. Originell ist auch die Behauptung, die Vertreterinnen der Frauenfrage hätten dieselbe wissenschaftlich behandelt — in ihren Zeitungsartikeln! Sonst findet sich in der Antwort eine Fülle persönlicher Invectiven, die dem Verfasser nicht zu besonderer Ehre gereichen. Welcher Abstand zwischen diesen formlosen, unzusammenhängenden Declamationen und Neanders klarer und formgewandter Darstellung! Schriften wie diese können die von ihnen vertheidigte Sache nur compromittiren und sind ein neuer Beweis für die alte Wahrheit, daß man besser thut zu schweigen, wenn man nichts Ordentliches zu antworten weiß. Vielleicht läßt diese Schwäche der Entgegnungen darauf schließen, daß der Eifer der Schreiberinnen für Gleichberechtigung der Frauen einigermaßen erschöpft ist. Das würden wir mit der größten Freude und Genugthuung begrüßen.

Wir wollen nun noch einige Einwendungen berühren, die man Neander theils öffentlich gemacht, theils bei mündlicher Discussion gegen ihn vorgebracht hat. Man hat es ihm zum Vorwurf gemacht, daß er die Schrift: „Eine Frau" in den Kreis seiner Erörterungen gezogen habe, da sie mit der baltischen Frauenfrage nichts zu thun habe. Dieser Vorwurf scheint

[1] Die „Düna-Zeitung" ist ein seit sechs Jahren in Riga erscheinendes Tageblatt, welches Anfangs auf einer Stufe mit dem „Rishskij Westnik" stand, darauf in andere Hände überging und seitdem die ehemalige „Rigasche Zeitung" ersetzen möchte. Das Blatt entbehrt einer einheitlichen Leitung mit festem Standpunkt.

uns unberechtigt zu sein, denn durch die in jenem Buche ausgesprochenen Ansichten und Lehren über das Verhältniß von Mann und Frau, sowie über die Ehe ist es ein Beitrag zur Theorie der Frauenemancipation und seine Kritik gehörte daher mit Fug und Recht in eine Schrift, die sich eine Bekämpfung dieser Bestrebungen bei uns zur Aufgabe macht. Neander hat ja auch durchaus nicht alle von ihm bekämpften Frauenschriftstellerinnen für die Aeußerungen jeder einzelnen von ihnen verantwortlich gemacht; er hebt es ausdrücklich hervor, daß nicht alle den gleichen Standpunkt einnehmen, daß er aber die Gelegenheit wahrgenommen, vor den in der angeführten Schrift so geschickt vorgetragenen Irrlehren eindringlich zu warnen, verdient jedenfalls Anerkennung. Man hat ferner an seiner Schrift ausgesetzt, daß sich in ihr nur wenig positive Vorschläge fänden. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß ein näheres Eingehen auf die wirthschaftliche Seite der Frauenfrage wohl wünschenswerth gewesen wäre und dies um so mehr als wir, wie schon bemerkt, in dem Hinweise darauf den einzigen berechtigten Kern der agitatorischen Bewegung, der in den Zeitungsartikeln freilich von dichtem Unkraut überwuchert war, erkennen. Doch der defensive Charakter von Neanders Schrift sowie ihre vorzugsweise ethisch-ideale Tendenz erklären es, daß diese Seite der Frage zurücktritt; an Andeutungen dieser Richtung fehlt es übrigens in ihr nicht. Und was haben denn die Eifererinnen für die Umwandlung und Besserung der Frauenverhältnisse bei uns an positiven Vorschlägen gebracht? Die Einsetzung einer Damenbehörde, die Wahl einer Delegirten zur Weltausstellung in Chicago, die Einführung von Samskolar, der Unterricht der Mädchen in den alten Sprachen u. dgl. m. — Alle diese Vorschläge wollen doch herzlich wenig bedeuten und würden auch, ausgeführt, sehr wenig an der Lage derjenigen ändern, in deren Interesse sie gemacht werden. Es ist eben nicht leicht praktisch ausführbare und wirklich förderliche Vorschläge zu machen, während sich über Nothstände und Bedürfnisse im Allgemeinen sehr viel sagen läßt. Man hat endlich gegen Neander bemerkt, er idealisire die baltischen Frauen zu sehr und stelle unsere Verhältnisse in zu rosigem Lichte dar. Es mag sein, daß die Tendenz und der Zweck seiner Schrift es mit sich gebracht haben, mehr die Licht- als die Schattenseiten der baltischen Frauen zu betonen und hervorzuheben; an den letzteren fehlt es wie bei allem Menschlichen natürlich nicht. Doch wir sind überzeugt, daß es wirksamer und eindringlicher als alle Kritik ist, den Menschen und namentlich den Frauen das ideale Bild ihres Wesens vorzuhalten, an dem sie sich spiegeln und das in sich zu verwirklichen sie ringen sollen. Der materielle und realistische Geist der Gegenwart ist auch auf die baltischen Frauen nicht ohne Einwirkung geblieben und der ideale Sinn wird besonders bei der jüngeren Generation vielfach vermißt. Aber noch immer sind die

baltischen Frauen in ihrer Gesammtheit die Trägerinnen edler Bildung und geistigen Lebens, noch immer ist echte Weiblichkeit ihr schönster Schmuck, noch können sie ruhig den Vergleich mit den Frauen jeder Gegend Deutschlands aufnehmen. Das Haus ist noch, wie allezeit bisher, die eigentliche Stätte ihres Wirkens und Schaffens und alle modernen Emancipationstheorieen werden, davon sind wir überzeugt, wirkungslos bei ihnen verhallen.

Doch länger wollen wir die Geduld der Leser, die des Themas der Frauenfrage wahrscheinlich schon überdrüssig genug sind, nicht in Anspruch nehmen. Wir schließen mit den Versen Schillers, der kein „Minnesänger", sondern einer der männlichsten Dichter aller Zeiten ist, Versen, in denen das Verhältniß von Frau und Mann den schönsten Ausdruck findet:

Ueberall weichet das Weib dem Manne, nur in dem Höchsten
Weichet dem weiblichsten Weib immer der männlichste Mann. W.

Frauenart.

Einſt pries ich ächte Frauenart
Als mondſcheinhaft und blumenzart
Und tauchte ſehnſuchtsvoll hinein
In Lilienkelch und Mondenſchein,
Da mir Dein jungfräulich Gemüth
Im Braut-Mai duftend war erblüht.

Dann gingen Jahre hin. Die Zeit
Verſtrickte uns in Kampf und Leid,
Und ſturmumwettert, blitzumloht
Stritt gegen uns des Lebens Noth;
Da galt es, feſt und tapfer ſteh'n,
Nicht rückwärts in den Mondſchein ſeh'n!
Doch dafür fand nach Sturm und Graus
Ich Sonnenlicht in meinem Haus,
Ein mildes, warmes, ſtetes Glüh'n,
Ein ſommerkräftig reiches Blüh'n —:
Und treu und ſtark, nicht blumenzart,
Erfand ich ächte Frauenart.

Doch wenn der laute Tag verrann
Und ſtill der Abend kam heran,
Die Kinder ſchlafen, wir allein
Im bleichen Ampeldämmerſchein:

Dann steigt wohl noch in alter Pracht
Vor mir empor die Mondennacht —
Und wieder duftig-blumenzart
Empfind' ich ächte Frauenart! . . . .

Renatus.

Aus der baltischen Kunstgeschichte.

Die Geschichtswissenschaft aller Länder und Völker wird, weil nun einmal der Staat die höchste sittliche Organisation im Leben der Menschheit darstellt, in erster Linie immer den öffentlichen Institutionen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden haben. Aber ihrer hohen Aufgabe, die geistig-sittliche Entwickelung der Menschheit zu erforschen, kann sie nur in dem Maße gerecht werden, als sie bemüht ist, den ganzen Menschen in allen Lebensbethätigungen kennen zu lernen. In diesem Sinne muß es auch für die universalhistorische Betrachtung von Interesse sein zu erfahren, wie beispielsweise die menschlichen Wohnstätten zu den verschiedenen Zeiten beschaffen, beziehungsweise wie und durch welche Mittel sie verschönt und geschmückt waren. Was aber für das Große, Allgemeine Geltung hat, gilt nicht minder für die Theile, die das Ganze ausmachen.

Eine erfreuliche Thatsache ist es daher, daß neuerdings die baltische Geschichtsforschung auch andere Fragen, wie blos die politischen oder etwa literärischen und biographischen, in einem größeren Umfang in den Kreis ihrer Studien hineinzuziehen begonnen hat. In den Museen der baltischen historischen Gesellschaften werden freilich seit lange bereits Grabalterthümer, Waffen und andere Geräthe aufbewahrt; sie sind auch beschrieben und abgebildet worden, ja man hat sie schon früh wissenschaftlich zu verwerthen gesucht. Doch stammten alle diese Gegenstände meist aus der prähistorischen Zeit, während man mit einer Inventarisirung und Bearbeitung der noch erhaltenen Kunstwerke des späteren Mittelalters und der folgenden Jahrhunderte, wenn wir von einigen wenigen Vorarbeiten absehen, erst kürzlich den Anfang gemacht hat. Und da ist es gewiß bezeichnend, und andererseits besonders fruchtbringend gewesen, daß die Initiative hierzu von zwei Männern

ausgegangen zu sein scheint, welche nicht eigentlich Historiker sind, sondern eine polytechnische Vorbildung erhalten haben: ich meine die Herren Architekten Reinh. Guleke in Dorpat und Dr. Wilh. Neumann in Dünaburg. Ihre beiden hier in Betracht kommenden Publicationen, die über den „Dom zu Riga" des Erstgenannten („Balt. Monatsschr." Bd. XXXI) und der „Grundriß einer Geschichte der bildenden Künste und des Kunstgewerbes in Liv-, Ehst- und Kurland vom Ende des 12. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts" (Reval, Verlag von F. Kluge) des anderen, sind in den Jahren 1884 und 1887 an die Oeffentlichkeit getreten. In unserer baltischen Metropole wenigstens fanden sie einen um so empfänglicheren Boden, als die daselbst im Jahre 1883 stattgehabte culturhistorische Ausstellung auch in weiteren Kreisen das Interesse für die verschiedenartigsten Alterthümer geweckt hatte. Speciell die Arbeit Gulekes gab ein Jahr nach ihrem Erscheinen die Anregung zur Gründung des Rigaer „Dombauvereins", der es sich zum Zweck machte, den Restaurationsarbeiten an dem größten mittelalterlichen kirchlichen Gebäude der Ostseeprovinzen (in monumentalem romanischem Stil) an die Hand zu gehen; und wie weit der Verein dieser Aufgabe mit wahrhaft anerkennenswerthem Erfolge nachgekommen ist, werden diejenigen zu bestätigen nicht Anstand nehmen, denen sich die Gelegenheit geboten, den imposanten altehrwürdigen Bau und namentlich auch den jetzt in neuer Pracht wieder hergestellten „Domsgang" in ihrem gegenwärtigen Zustande kennen zu lernen!

Um die Pflege und weitere Förderung der auch an anderen Orten rege gewordenen kunstgeschichtlichen Bestrebungen hat sich insbesondere die „Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands" ein hervorragendes Verdienst erworben: davon zeugen die stattlichen Räume ihres neuerbauten sogenannten „Dommuseums" mit den so sehr vervollständigten Sammlungen mannigfaltigster Art, ferner die „Sitzungsberichte" und die „Mittheilungen aus der livländischen Geschichte" der letzten acht Jahre und vor allem mehrere unter ihrer Aegide erschienene kunsthistorische Werke, die sich zugleich ihrer ganzen Ausstattung nach als Prachtwerke ausnehmen, wie sie in der provinziellen Literatur einzig dastehen. Dem ersten derselben, in welchem Dr. Wilh. Neumann zu Anfang des Jahres 1892 in Wort und Bild „Das mittelalterliche Riga" darstellte, haben sich in rascher Aufeinanderfolge drei Bände in Großfolio eines anderen und größeren Unternehmens angeschlossen, das nur Dank der Beihilfe der fünf anderen baltischen historisch-literarischen Gesellschaften zu Mitau, Dorpat, Reval, Arensburg und Fellin und der städtischen Corporationen und Standschaften in Riga und Reval hat ermöglicht werden können. Im Einzelnen hat Anton Buchholtz die „Gold-

schmiedearbeiten in Livland, Estland und Kurland" bearbeitet, Wilh. Neumann die „Werke mittelalterlicher Holzplastik und Malerei in Livland und Estland" und C. von Löwis of Menar „Die städtische Profanarchitektur der Gothik, der Renaissance und des Barocco in Riga, Reval und Narva". Alle drei Bände tragen auf dem Titelblatt den Vermerk: „Lübeck 1892, Verlag von Johannes Nöhring". Die Firma, auch durch andere vorzügliche Leistungen in ihrem Fach bekannt, hat die zugehörigen Lichtdruckbilder geliefert und zwar nach photographischen Aufnahmen, welche von ihr selbst im Sommer 1891 in Liv- und Estland angefertigt worden sind. — Der Stoff aus den drei sich gut abgrenzenden Kunstgebieten ist so vertheilt, daß jeder Band ein für sich abgeschlossenes, selbständiges Ganze bildet. Ueber die Arbeit von Ant. Buchholtz hat C. Mettig vor Jahresfrist in den Blättern dieser Zeitschrift ein Referat gebracht; es erübrigt, an dieser Stelle über den Inhalt der beiden anderen Bände zu berichten.

Dr. Neumanns „Werke mittelalterlicher Holzplastik und Malerei in Livland und Estland" bringen zunächst eine kurzgefaßte Abhandlung über den Kunstsinn der Altvordern, wie derselbe auf dem von ihm erörterten Gebiet sich darthut. Es ergiebt sich, daß uns im Ganzen doch nur wenige Stücke der mittelalterlichen Holzplastik und Malerei erhalten sind. Denn was von den Hervorbringungen dieser Art den Bilderstürmen, den vernichtenden Bränden und den entsetzlichen Verheerungen der zahllosen Kriege entgangen ist, „wurde vielfach zu Ende des vorigen und anfangs unseres Jahrhunderts das Opfer verfehlter Kunstanschauung. Riga, die ehemalige Residenz der Erzbischöfe und lange Zeit hindurch Residenz des Meisters vom Deutschorden livländischen Zweiges, hat nur vereinzelte Reste von Altarschreinen aufzuweisen; auf der Insel Oesel findet sich noch das Mittelstück eines Altarschreines in der Kirche zu Karmel; in Kurland hat sich nichts Derartiges erhalten; nur Reval, die Hauptstadt Estlands, bewahrt noch eine Anzahl von geschnitzten und gemalten Altären, die zu dem Besten gezählt zu werden verdienen, was der Norden zu jener Zeit auf dem Gebiete der Bildnerei und Malerei hervorgebracht hat. — Fast sämmtliche in den Ostseeprovinzen erhaltenen Werke dieser Art gehören der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts an", sind aber nicht heimischen Ursprungs. „In den Ostseeprovinzen selbst", schreibt der Verfasser, „fand die Kunst, vielleicht mit Ausnahme der Kunst der Gold- und Silberschmiede" — doch muß hinzugefügt werden: jedenfalls auch mit Ausnahme der Dichtkunst und zum Theil der Baukunst — „nicht jene Vertretung durch tüchtige einheimische Meister, wie solche den Norden und den Süden Deutschlands durch ihre Schöpfungen bereicherten." Vielmehr lassen sich die meisten in Liv- und Estland vorhandenen Schnitzaltäre direct als Schöpfungen

der lübecker Kunst nachweisen, während die bedeutenderen Leistungen der Malerei wohl aus Flandern herrühren. — Dankenswerth sind ferner die dem Verständniß der Laien angepaßten ästhetischen Ausführungen über die Verbindung der Holzschnitzarbeit mit der Malerei. Unter anderem erfahren wir, daß gerade das 15. Jahrhundert es hierin zu einer „herrlichen Blüthe" gebracht hat, und daß dementsprechend die in den Ostseeprovinzen conservirten Reste auch jener Blütheperiode angehören. Unzutreffend hingegen ist die Bemerkung bezüglich des „fünfzigjährigen Friedens", den Wolter von Plettenberg mit den Russen abgeschlossen haben soll; die Angabe beruht auf einer Sage. Denn nur sogenannte „Beifrieden" für weit kürzere Zeitabschnitte hat der ruhmreiche Ordensmeister vom Moskauer Großfürsten erlangen können, und andererseits hat die ganze Friedenszeit seit Abschluß des ersten „Beifriedens" fünfundfünfzig Jahre gewährt.

Zu den auf dreiundzwanzig Tafeln sehr hübsch und sauber vorgeführten Gegenständen werden sodann ausführliche Beschreibungen geliefert. Der Stadt Riga sind drei Tafeln gewidmet, die erste dem „Altarschrein, jetzt im unteren Saale des Hauses der Großen (oder St. Marien-) Gilde". Nach der Ansicht des Verfassers hat derselbe nicht, wie man geglaubt hat, einem Hausaltar der Gilde, sondern wohl einem der Kirchen angehört, „vielleicht" der St. Petri-Kirche, „wohin die Bruderschaft der Großen Gilde ihn gestiftet haben", und von wo er in der Zeit der Bilderstürme „zurückgenommen" sein mag. Das Mittelstück stellt dar den „Tod der Maria in Gegenwart der Apostel, die, wie die Apokryphen berichten, sich alle zu gleicher Zeit, ohne zu wissen warum, in Jerusalem einfanden und sich um das Sterbebett der Maria sammelten"; an den Seiten sind zwei Einzelfiguren und zwei kleine, auf Consolen geordnete Reliefscenen angebracht, welch' letztere indessen ein späterer Zusatz sein müssen. Insbesondere ist der Ausdruck in den Köpfen „nicht nur als ein durchweg gelungener und der Situation entsprechender zu bezeichnen, sondern er steigert sich bei einigen, namentlich bei der die Mitte einnehmenden Apostelfigur und der rechts von dieser stehenden, Maria den Segen ertheilenden, sogar zu einer würdevollen Schönheit". Geboten werden ferner die „Docke (Marien-Statuette) im unteren Saale der Großen Gilde", eine Holzstatuette der Schutzpatronin der Genossenschaft von etwas über einem Meter Höhe („Docke" heißt soviel wie „Puppe", und nach jener Docke führt auch der „Dockmann", der Sprecher der Bürgerschaft, die Amtsbezeichnung), und „Drei Figuren aus einem Schnitzaltar im Schwarzhäupterhause", St. Georg, St. Elisabeth (?) und St. Mauritius.

Durchaus beachtenswerth ist das auf Tafel IV wiedergegebene „Mittelstück eines Altarschreines in der Kirche zu Karmel auf der Insel Oesel", die Krönung der Jungfrau Maria durch Gottvater und -Sohn darstellend,

zwischen welchen beiden die Jungfrau niederkniet; das Ganze, dessen ursprüngliche Bemalung sich noch bestimmen läßt, wird „einem der besten Künstler der nordischen Bildnerei" zugeschrieben, ist aber in bedauernswerther Verfassung überkommen.

Einen gewissen Reichthum an wirklich hervorragenden Werken der mittelalterlichen Holzplastik und Malerei besitzt, wie schon angedeutet, die alte Hansastadt Reval, welche auf den folgenden neunzehn Tafeln vertreten ist. Vor allem handelt es sich um drei „Schnitzaltäre" im estländischen Provinzialmuseum (der ehemalige Aufbewahrungsort läßt sich nicht mit Sicherheit angeben), in der St. Nicolai- (oder besser: St. Nicolaus-) Kirche und in der Heil. Geistkirche, wie um zwei „gemalte Flügelaltäre" in der St. Nicolai-Kirche und im oberen Saale des Schwarzhäupterhauses; der zuletzt genannte Altar, ein Meisterwerk des niederländischen Malers Hans Memling, ist von der Genossenschaft der Schwarzhäupter für die St. Katharinen-Kirche des Dominicanerordens bestellt gewesen und im Jahre 1495 über Lübeck „aus Westen" (Flandern) gekommen, aber dreißig Jahre später nach Aufhebung des Klosters an seinem gegenwärtigen Standort errichtet worden. Der Schnitzaltar der St. Nicolai-Kirche, für dessen Wiedergabe mit Einschluß der Flügelgemälde gar sieben Tafeln verwandt werden mußten, ist der größte von den in den Ostseeprovinzen erhaltenen — bei geöffneten Flügeln mit einer Länge von 6,32 und einer Höhe von 2,62 Metern (ohne die Predella, welche eine Höhe von gegen 1 Meter mißt). Das Mittelstück allein weist 64 geschnitzte Figuren auf, welche die Apostel und Heiligen vorstellen; dazu kommen die Schnitzfiguren der Predella (des Sockels) und der beiden Flügel und endlich die zugehörigen Gemälde. Leider verbietet die Rücksicht auf den dem Referenten zu Gebote stehenden Raum ein näheres Eingehen auf die Details aller dieser Kunstwerke; sicherlich würde ein solches eine culturgeschichtlich ganz interessante Ausbeute ergeben! Das dürfte unstreitig auch bezüglich des immerhin noch recht vollständigen „Fragmentes eines Todtentanzes in der St. Nicolai-Kirche" gelten. Letzterer freilich hat lediglich beschrieben werden können, weil sein schadhafter Zustand eine photographische Reproduction unthunlich erscheinen ließ; doch hat der Verfasser bereits auf S. 142 seines citirten „Grundrisses" eine Abbildung gegeben. — Ein kurzes Capitel bringt gleichfalls nur „Mittheilungen über einige andere Holzarbeiten des 15. und 16. Jahrhunderts", die in einigen kirchlichen und profanen Gebäuden Rigas und Revals anzutreffen sind. An dieser Stelle macht der Verfasser auch auf Arbeiten einheimischen Ursprungs aufmerksam; zum Theil sind sie ebenfalls in dem „Grundriß" zur Darstellung gelangt.

Der dritte Band des neuen kunstgeschichtlichen Prachtwerkes, „Die

städtische Profanarchitektur der Gothik, der Renaissance und des Barocco in Riga, Reval und Narva" von C. von Löwis of Menar, wird nach der Natur des behandelten Stoffes auf einen größeren Kreis von Interessenten Anspruch erheben können.

Hier vor allem werden selbst verwöhntere Augen an den herrlichen Lichtdruckbildern ihre Freude haben, aber auch hier schützen „Einleitung" und Erläuterungen vor dem etwaigen Verdacht, als wenn der ganzen Veröffentlichung lediglich der Werth einer schönen Ansichtensammlung zukäme. Daß der Verfasser sich speciell auf die Wiedergabe und Beschreibung der aus dem Mittelalter und dem 16., 17. und 18. Jahrhundert stammenden städtischen Profanbauten beschränkt hat, ist gewiß zu billigen. Wie nämlich aus dem „Jahresbericht der Felliner literärischen Gesellschaft aus dem Jahre 1889" hier nachgetragen werden mag, hat jetzt gerade Universitätsarchitekt R. Guleke eine wenigstens die livländischen Kirchen und Schlösser umfassende Veröffentlichung in Arbeit; und was die übrigen Städte der Ostseeprovinzen anlangt, so haben einige ältere, aber wenig bemerkenswerthe Profanbauten allenfalls noch in Pernau den Sturm der Zeiten überdauert; in Jurjew und an anderen Orten sind sie untergegangen. Durchaus nicht erschöpfend ist jedoch des Verfassers Bemerkung: „Ganz verschwunden sind die Stadt Kokenhusen und die Hackelwerke Karkus und Odenpaeh." Ließen sich doch weit mehr solcher einst ganz ansehnlicher Ortschaften anführen, z. B. Ronneburg, welches seinen Bürgermeister und seinen Rath besessen, Roop, dessen Siegel noch erhalten ist u. s. w. „Der blos decorative Schmuck der Barocco", heißt es weiter, „kommt zwar bei den kurländischen herzoglichen Schlössern in Mitau, Ruhenthal und Swehthof und bei unseren Hauptportalen in Riga" — und wohl auch in Reval — „vor; es sind aber diese Bauten hier aus dem Grunde nicht berücksichtigt worden, weil der Schwerpunkt bei ihnen in den decorativen Details liegt, die besonderer Bearbeitung vorbehalten bleiben mögen."

Riga ist auf acht, Reval auf einundzwanzig, Narva auf vier Bildertafeln berücksichtigt (Tafel XXI ist doppelt gezählt worden). Gleich die erste Darstellung zeigt „Riga vom linken Ufer der Düna". Der Standort, der sich etwas stromabwärts befindet, ist insofern besonders glücklich gewählt, als von diesem aus das alte Ordensschloß deutlicher hervortritt. Es folgen die Darstellung des „Sandthurms" (Pulverthurms), wie derselbe sich bis zu dem von der Polytechniker-Corporation „Rubonia" kürzlich veranstalteten Umbau ausgenommen, und des „Schwarzhäupterhauses" mit seiner prächtigen Façade, welche trotz ihrer im Charakter der holländischen Renaissance entwickelten Umgestaltung vom Jahre 1620 die alten gothischen Formen noch deutlich erkennen läßt, während Tafel IV und V den alterthümlichen „Saal

im Hause der Großen oder Marien-Gilde" und den schönen, aus dem Jahre 1630 stammenden „Kamin in der Brautstube" zeigen. Auf Tafel VI und VII sind zwei elegante Bürgerhäuser aus dem Ende des 17. Jahrhunderts abgebildet: das des ehemaligen, aus der Geschichte Patkuls bekannten Rathsherrn Johann Reutern und das ehemalige Dannensternsche Haus (beide am Anfang und Ende der Marstallstraße). Tafel VIII bringt das „Portal am ehemaligen Zuckerbeckerschen Hause", aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts (in der Peitaustraße); die gleichfalls abgebildete Freitreppe — nebenbei gesagt, die letzte, die noch in der sog. inneren Stadt bestanden hat — ist vor einem Jahre der unerbittlichen Bauordnung zum Opfer gefallen.

Ein weit alterthümlicheres Gepräge, als das in den letzten drei bis vier Decennien in der Art einer modernen Großstadt ausgebaute Riga, hat heute noch das altehrwürdige Reval, welchem zunächst zwei Gesammtansichten (vom Hafen und von Nordost) gewidmet sind; nur stören in der zweiten Ansicht die ganz modernen und prosaischen Verkehrsanlagen im Vordergrunde, deren Wiedergabe sich vielleicht hätte vermeiden lassen. Für Reval ist außerdem im beschreibenden Text ein instructiver „Lageplan" der Stadt und des Domberges beigefügt. Ferner gelangen zur Darstellung: das „Rathhaus am Großen Markt", der prächtige „Rathhaussaal" mit seinem auf den Tisch gelegten Silberschatz, das gerade an der Straßenseite vorzüglich erhaltene „Haus der Großen oder Kindergilde", der „Thürklopper" daselbst, ein köstlicher Schmuck aus dem Jahre 1430, das „Schwarzhäupterhaus", welches sich im Vergleich mit demjenigen in Riga allerdings recht schlicht ausnimmt, der ehrwürdige „Alte Markt", das „Portal des Florellschen Hauses" an demselben, sowie dasjenige des derzeitigen Baron Wrangellschen Hauses (an der Langstraße) und des derzeitigen Mayerschen Hauses (an der Rüststraße), die „Große Strandpforte" und das über demselben befindliche „Stadtwappen" vom Jahre 1539, das „Thor am Kurzen Domberge" und der „Kik in de Kök" mit dem „Mägdethurm"; ersterer, eigentlich „Guck in die Küche", ist der im Jahre 1553 erbaute größte Stadtthurm Revals. Einzeldarstellungen der Stadtmauer mit ihren vielen Thürmen bieten die Tafeln XXIII bis XXVI, und zwar werden geboten: die „westliche Außenansicht von der Bahnhofseite", die „westliche Innenansicht beim ehemaligen Systernkloster", die „westliche Außenansicht von der Schonenbastion" und die „westliche Innenansicht von der Mauerstraße unweit der Schonenbastion". Weil das Revaler Schloß einen integrirenden Bestandtheil der Stadt- und Dombergbefestigungen bildet, konnte ersteres nicht ausgeschlossen werden; abgebildet ist es von Nordwest aus, wie schließlich auf einer besonderen Tafel speciell der Hauptthurm des Schlosses, der so gut conservirte, imposante „Lange Hermann".

Von Narva wird zunächst eine Gesammtansicht vom „Herrmannsberge" aus geboten; gerade dem Beschauer gegenüber, aber etwas mehr nach links erhebt sich das zehnthürmige Iwangorod, die „Trutz-Narve", wie die auf Befehl des Moskauschen Großfürsten Joann III. im Jahre 1492 erbaute russische Festung in den livländischen Geschichtsquellen genannt wird. Die Stadt, welche ihrer Zeit so oft angegriffen, belagert und erobert und bekanntlich vor mehr denn hundert Jahren dem Gouvernement St. Petersburg einverleibt worden ist, hat immerhin noch Manches bewahrt, was an ihre einstige Zugehörigkeit zu den Ostseeprovinzen erinnert, obgleich von den Baulichkeiten vor dem großen Brande von 1659 so gut wie nichts übrig geblieben ist. Das Rathhaus mit seinem stattlichen Portal und der erst recht stattlichen Freitreppe (Tafel XXX) ist im Jahre 1671 „vollendet" worden. Aus derselben Bauperiode stammen das ehemalige Numenssche und Schwartzsche Haus (an der Wierschen Straße und an der Ostergasse — Tafel XXXI und XXXII); auch diese sind mit sehr sehenswerthen Portalen geschmückt, und zwar ist die Ornamentik des zuletzt genannten Hauses aus Holz geschnitzt, ein in den gegenwärtigen Ostseeprovinzen nicht anzutreffendes Beispiel für die Anwendung von Holzsculptur zum gleichen Zweck.

Deutsche Männer haben zuerst in den Ostseeprovinzen Steinbauten aufgeführt, da bekanntlich die einheimische Bevölkerung die Zubereitung des Mörtels nicht gekannt hat, und von allen Städten besitzt Riga als die am Frühesten gegründete, die ältesten Bauten — vor allem in seinen Kirchen: als ältestes Gebäude daselbst ist die St. Georgskirche des Ritterordens anzusehen, welche schon im ersten Decennium des 13. Jahrhunderts, also gleich nach Anlage der Stadt, errichtet und vor einigen Jahren von C. von Löwis of Menar in einem Speicher im „Convent zum Heiligen Geist" wiedererkannt worden ist (siehe die „Mittheilungen aus der livländischen Geschichte" Bd. XIV S. 274 ff.); aber auch sonst kommt, wenn wir etwa von einigen Resten der Stadtbefestigungen absehen, die städtische Profanarchitektur der kirchlichen an Alter schwerlich gleich. Dabei richtete sich die Entwickelung der Kunstformen im alten Livland ganz nach dem Vorbilde des Mutterlandes. Entsprechend der Thatsache, daß in Deutschland in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters ganz allgemein bei weltlichen Gebäuden der gothische Stil vorherrschte, dürfte die romanische Bauart auch nur bei einigen unserer Kirchen anzutreffen sein; jedenfalls nennt C. von Löwis kein einziges Beispiel eines romanischen Profanbaues. Andererseits waren in Livland die unruhigen politischen Verhältnisse in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts für die Entwickelung der Baukunst sehr ungünstig, daher daselbst in der Blüthezeit der Renaissance fast gar keine Bauten entstanden sind. „Hingegen waren in Deutschland die Kriegswirren des 17. Jahrhunderts der dortigen Kunst-

entwickelung hinderlich, und mancher deutsche Meister suchte daher den dort verlorenen goldenen Boden des Handwerks in dem zu jener Zeit meist friedlichen Livland.“ Von den in dem vorliegenden Buch dargestellten Bauten gehören zehn der Gothik und acht der Renaissance und dem Barocco an, während elf Darstellungen auf die Stadt- und Schloßbefestigungen kommen (bei dieser Zählung sind die vier Gesammtansichten nicht mit gerechnet). Als ältester gothischer Profanbau gilt der Saal der Großen Gilde zu Riga von 1330, welcher bei den späteren Umbauten in seiner Ursprünglichkeit erhalten blieb; als frühester Renaissancebau wird das Schwarzhäupterhaus zu Reval aus dem Jahre 1552, beziehungsweise 1597 angegeben, und als jüngster Bau im Baroccostil das Portal am ehemaligen Zuckerbeckerschen Hause in Riga (um 1730).

Nur das Wesentlichste aus den beiden schon vor Jahresfrist herausgekommenen Werken konnte hier mitgetheilt werden; wer dieselben zur Hand nimmt, wird noch vieles andere Interessante finden. Und nicht nur für die Localgeschichte haben sie Bedeutung: auch an ihrem Theil bestätigen sie aufs Neue, wie eng doch die Beziehungen der deutschen Colonie am Ostufer des baltischen Meeres zu dem christlich-abendländischen Culturleben, namentlich zu demjenigen Norddeutschlands, zu allen Zeiten gewesen sind.

Friedrich v. Keußler.

Dhammapadam.

Von L. v. Schröder.

„Worte der Wahrheit", „Dhammapadam", eine zum buddhistischen Kanon gehörige Spruchsammlung in deutscher Uebersetzung, herausgegeben von Leopold von Schroeder. Leipzig, Verlag von H. Haessel. 1892. XXII und 150 Seiten.

In den Märchen von „Tausend und einer Nacht" wird erzählt, daß Sindbad der Seefahrer nach seiner sechsten abenteuerlichen Reise dem Kalifen Harun al Raschid über seinen Aufenthalt bei einem indischen Kaiser berichtet, der auf der Insel Serendip (Ceylon) residirt: Wenn dieser Monarch sich in prächtigem Aufzuge dem Volke zeigt, so sitzt er auf einem goldenen Throne, der von einem Elephanten getragen wird; ein Herold reitet vor ihm und einer sitzt hinter ihm auf demselben Elephanten. Der Herold vor ihm ruft von Zeit zu Zeit mit lauter Stimme: „Dies ist der große Kaiser, der mächtige und furchtbare Beherrscher Indiens, der zwanzigtausend diamantene Kronen besitzt, er, dessen Palast mit hunderttausend Rubinen gedeckt ist! Dies ist der gekrönte Fürst, der größer ist als jemals der große Solima (Salomon) und Mihragh waren!" — Nachdem er diese Worte gesprochen, ruft wiederum der Herold hinter dem Throne: „Dieser Fürst, so groß und mächtig er ist, muß sterben, muß sterben, muß sterben." — Uebrigens, fährt Sindbad in seinem Bericht fort, ist der Kaiser von Serendip so gerecht und seine Unterthanen so ehrlich, daß es in der Hauptstadt, wie auch sonst in seinen Staaten

keine Richter giebt; man braucht sie nicht, denn das Volk folgt von selbst dem Pfade der Pflicht.

Dies Auftreten des Buddhismus mit seinem memento mori in eigentlichster Bedeutung mitten unter den bunten Gestalten der arabischen Märchenwelt muß jedem Leser auffallen; auch aus einigen indischen Fabelsammlungen lassen sich Beispiele anführen, wo der Buddhismus hineinspielt und wo die Verfasser — wenn auch widerwillig — die hohe moralische Würde dieser Glaubenslehre anerkennen: der Lehre des Prinzen Siddhartha Gautama aus Kapilavastu, der Reichthum, Macht und glänzende Stellung aufgab und freiwillig sein ganzes Leben als Bettler herumzog. — Alle Nationen von China und Samarkand bis zu den Ufern des Nils, Muselmanen, Christen, Juden und Götzendiener sind in den Märchen von tausend und einer Nacht in Sitten und Gebahren nach dem Schnitt von Bagdad und Kairo zugestutzt; nur der Charakter des Buddhisten war so auffallend und eigenartig, daß man ihn stehen ließ und nicht nach muslimischem Geschmack formte. So bleibt er ein unbegreifliches Ausnahmewesen zwischen diesen schimmernden, leichtgeschürzten Märchenfiguren, deren ganzes Glück, deren ganzes Jagen und Trachten sich doch nur um Goldstücke und faustgroße Edelsteine und schöne Sclavinnen als einzige Angelpunkte dreht. Wie wenn die hüpfenden Tacte einer frivolen Tanzmusik von einem majestätischen Trauermarsch unterbrochen werden und durch das Gewühl der Tanzenden der feierliche Zug mit den gesenkten schwarzen Fahnen hindurchzieht, so erscheint unter diesen Bildern die Gestalt des Buddhisten, als eine ernste, aber erfolglose und daher unzeitgemäße Mahnung. — Ja wenn wir jetzt das zur Besprechung vorliegende Buch — den Dhammapadam in deutschem Gewande und abendländischem Metrum — wieder und immer wieder lesen, auf den Klang der Verse und den Sinn der Worte achten, und wenn wir dann die Gesellschaft unseres aufgeklärten Zeitalters, ihre wichtigen Beschäftigungen und auch die Rolle erwägen, die neue Bücher in dieser Gesellschaft spielen; — dann möchte sich die Frage aufdrängen, ob hier nicht der Dhammapadam unter ähnlichen Auspicien erscheint, wie der buddhistische Fürst unter den Mirakeln von tausend und einer Nacht?

Die Frage werden die Meisten verneinen und den Vergleich für unzulässig halten; doch darauf kommen wir noch zurück.

Der Dhammapadam, den L. von Schroeder aus der Pali-Sprache ins Deutsche übertragen hat, gehört zu den canonischen Büchern der Buddhisten, also zu den Urkunden, welche die anerkannte Grundlage dieser Religion bilden. Damit ist freilich noch nicht etwas so Bestimmtes ausgesprochen, wie wenn wir sagen, das Evangelium Matthäi gehöre zum Kanon des Christenthums. Der buddhistische Kanon ist groß; in tibetanischem Druck in der Ausgabe

von Peking umfaßt er ungefähr 325 Foliobände, von denen jeder 4 bis 5 Pfund wiegt (S. Max Müller, Chips from a German Workshop I, 193). Wichtiger ist es daher, daß der Dhammapadam wirklich zu den ältesten Urkunden des Buddhismus gehört; denn er besteht wahrscheinlich zum größten Theil oder ganz aus den Aussprüchen Buddhas selbst, wie sie bald nach seinem Tode von seinen Jüngern niedergeschrieben und von den Buddhisten auf Ceylon in der Ursprache aufbewahrt worden sind. In dem Vorwort sagt L. von Schroeder (S. XVII): „Die 423 Verse des Dhammapadam bilden kein zusammenhängendes Ganze. Die Meisten stehen ganz selbständig da . . . Je nachdem in denselben bestimmte Wörter eine hervortretende Rolle spielen (z. B. der Weise, der Thor, die Blumen, der Elephant, das Böse, die Strafe, das Glück u. s. w.) sind sie zusammengebracht und in Capitel geschachtelt worden." In der Beurtheilung schließt sich der Uebersetzer ganz der Meinung Oldenbergs an, der von diesem Werk sagt: „Mit dem edel maßvollen Schmuck indischer Bilderrede umkleidet blickt sinniges Fühlen uns entgegen, und die Çlokas mit ihren sanft gemessenen, Einförmigkeit und Mannigfaltigkeit so eigenartig verschmelzenden Rhythmen fließen auf und ab wie die schwankenden Wellen des Sees, in denen zwischen bunten duftenden Lotusblumen der klare Himmel sich spiegelt." L. von Schroeder sagt (S. V) dies Werk enthalte „einen wahren Schatz echter Lebensweisheit in poetischer Form" und dürfe „nach Inhalt und Form zu den hervorragendsten, tiefsten und schönsten Werken der indischen Literatur gezählt werden". Er habe sich bemüht (S. VIII) „Verse zu bilden, welche gefällig und leicht hinfließend, denen des Originals möglichst nahestehend sein möchten . . ." und schließt mit den Worten: „Ein höheres Lob, eine bessere Empfehlung läßt sich dem Dhammapadam kaum auf den Weg geben, als das Wort Oldenbergs, wenn er dieses Werk „den getreuesten Spiegel des buddhistischen Denkens und Fühlens" nennt. Möchte es mir gelungen sein, dieses Spiegels Spiegel so zu gestalten, daß auch aus ihm noch das ursprüngliche Bild klar und deutlich dem Beschauer entgegentritt, mit einem Hauche jenes besonderen poetischen Reizes bekleidet, durch welchen das Original nun schon seit Jahrtausenden so tiefe und wunderbare Wirkungen erzielt hat". — Für die Vortrefflichkeit der Uebertragung bürgt nun der Name des Uebersetzers, sein Ruf als Gelehrter und Dichter, und nur ein ebenso gediegener Kenner des Pali dürfte sich hierüber kritische Bemerkungen erlauben; was es aber mit dem „poetischen Reize" des Dhammapadam auf sich hat und wie weit er die Erwartungen befriedigt, die L. von Schroeder durch dieses Vorwort erweckt, darüber möge der Leser nach einigen Proben urtheilen, die, um unparteiisch zu sein, so gewählt werden sollen, daß von den Seiten 1, 10, 20, 30, 40 und 50 je der erste Vers citirt wird. Da kein

Zusammenhang zwischen den Versen existirt, so kann auch keiner dadurch gestört werden.

Seite 1.

Aus der Gesinnung sprießt das Sein, Gesinnung ist ihm Haupt und Kern!
So Jemand mit verderbtem Sinn entweder redet oder thut,
So folgt ihm hinten nach das Leid, gleichwie das Rad des Zugthiers Fuß.

Seite 10.

Der Bikshu, welcher freudig strebt und die Gefahr der Trägheit sieht,
Der fällt nicht aus der rechten Bahn, er naht sich dem Nirvana schon.

Seite 20.

Der Thor, der seine Thorheit kennt, der kann für weise gelten noch;
Der Thor, der sich für weise hält, der wird mit Recht ein Thor genannt.

Seite 30.

Beruhigt ganz ist dem der Sinn, beruhigt sind ihm Wort und That,
Der durch Erkenntniß ganz erlöst und so zur Ruh gekommen ist.

Seite 40.

Vor Strafe zittert Jedermann und Jeder fürchtet auch den Tod:
„Er ist wie ich!“ so denke man und tödte nicht und richte nicht.

Seite 50.

Das Selbst sein eigner Helfer ist; wo wär' ein and'rer Helfer sonst?
Bezähmt man gut sich, dann erlangt man einen Helfer selt'ner Art.

Um von dem Inhalt der in dem Dhammapadam niedergelegten Lehren und ihrem ethischen Werth ein deutliches Bild zu gewinnen, dazu werden diese wenigen Beispiele nicht genügen; da jedoch in der Baltischen Monatsschrift (Heft 3 und 4 dieses Jahrgangs) L. von Schroeders Vorträge über den Buddhismus abgedruckt sind und den Lesern in ihnen eine so überaus fesselnde und interessante Darstellung dieser Lehren geboten worden, so können wir uns billigen Fuges eine Wiederholung hier ersparen. Von den Vorzügen der Form, von dem besonderen poetischen Reiz, dem der Dhammapadam seine wunderbaren Wirkungen verdanken soll, müssen gleichwohl auch diese einzeln herausgegriffenen Verse schon etwas merken lassen. Man hat sich übrigens bei einer solchen Abschätzung dessen, worüber in letzter Instanz nur das unmittelbare Schönheitsgefühl entscheidet, der größten Aufrichtigkeit gegen sich selbst zu befleißigen. Denn wer beim Lesen dieser Verse sich rückschauend in das Kindesalter des Menschengeschlechts versetzt, in die Zeit, wo im fernen Osten vor 2400 Jahren von dem Prinzen im Bettlergewande die Lehre der allgemeinen Menschenliebe, ja sogar der Feindesliebe, die Lehre der Weltflucht und Entsagung, die Lehre von der Erlösung gepredigt wurde, welche dem Tode seinen Stachel nimmt; und wer dann bedenkt, wie diese Worte, die wir jetzt hier vor uns haben, damals in den Herzen von

Millionen Begeisterten Widerhall fanden und wie ihr Anstoß weiter gewirkt hat von Generation zu Generation, bis die Wellenkreise der Sehnsucht nach dem Unvergänglichen von den Gestaden des Ganges durch Jahrtausende weiter getrieben an unsere Ufer schlagen und dieselben Sprüche vor unseren Ohren wieder erklingen — wer dieses im Gemüthe erwägt und für einen „hübschen Gedanken" hält, wird von Gefühlen ergriffen werden, die unzweifelhaft ästhetischer Natur sind. Aber verdanken wir wirklich diese schönen Empfindungen der indischen Spruchsammlung selbst? Entspringen sie nicht vielmehr nur aus dem Verhältniß verklärender Zeitferne, in dem wir zu dem Dhammapadam stehen? Wenn hierin die Schönheit des Werkes bestände, so wäre das der Patina vergleichbar, welche die Antiquare an alten Gegenständen schätzen, die jedoch nicht mit ihnen zugleich verfertigt worden ist. — Nun wollen wir mit dem Bekenntniß nicht zurückhalten, daß abgesehen von diesen die Lectüre begleitenden Gefühlen, die gewissermaßen auf Nachdunkelung der Farben beruhen, wir von Poesie an dem Dhammapadam nur äußerst wenig finden. Anderen mag es anders gehen; aber der Deutsche bewundert doch so willig, was fremdartig ist und aus alten Zeiten stammt, daß eine tiefere Begründung dieses Urtheils vielleicht nicht überflüssig sein wird.

An edlem Bilderschmuck freilich fehlt es unserem Werke nicht; aber die Bildlichkeit ist hier wirklich nur ein Schmuck der dem abstracten Sinn der Lehren angeheftet ist. Wie ganz anderes ist die Natur der bildlichen Rede in vielen Hymnen des Rigveda; z. B. RV, X, 121: „Im Anfang entfaltete sich ein goldener Keim, es war der eingeborene Herr alles Gewordenen; er stützte die Erde und diesen Himmel — wer ist der Gott, den unsere Opfer ehren? . . ." oder RV, X, 129: „Damals war weder Sein noch Nichtsein, nicht war der Luftkreis noch der Himmel drüber. Was bewegte sich? Wo? und in wessen Schutze? Gab es das Wasser und den tiefen Abgrund . . . Diese Schöpfung, woher sie geworden, ob sie geschaffen wurde oder nicht? Er, der im höchsten Himmel waltet über dieser Welt, der weiß es wohl — oder weiß auch der es nicht?" — Eine ähnliche poetische Tiefe kann man an vielen Stellen des Alten und Neuen Testaments beobachten; man nehme z. B. den Anfang des Ev. Johannis oder Stellen aus den Psalmen, z. B. Psalm 8: „Aus dem Munde der jungen Kinder und der Säuglinge hast du eine Macht zugerichtet, um deiner Feinde willen, daß du vertilgest den Feind und den Rachgierigen. Denn ich werde sehen die Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitest . . ." Oder man lese das Buch Hiob oder auch einzelne schwungvolle Verse aus dem Koran: überall, in religiösen Urkunden, die theils älter, theils jünger sind als der Buddhismus, wird man etwas herausfinden, was ihnen mit allen Erzeugnissen echter Poesie, wie sie bis auf den heutigen

Tag entstehen, gemeinsam ist, was aber den alten buddhistischen Werken und namentlich dem Dhammapadam fehlt: den vieldeutigen, zwischen Abstractem und Concretem, zwischen dem Bilde und dem Gegenstande aus der Wirklichkeit schwankenden Sinn der Rede. Darum ist es bei der Poesie so sehr dem Hörer oder Leser überlassen, wie weit er sich an der äußeren Schönheit des anschaulich gezeichneten Vorganges will genügen lassen und wie weit er ihn symbolisirend fassen und eine Deutung ihm unterlegen will; wie weit er dem leisen Zuge nachgeben will, der oft mit kaum merklicher, mehr der Ahnung als dem Verstande zugänglicher Wendung von der sinnenfälligen Darstellung auf etwas höheres hinweist, ob er z. B. in Goethes „Heidenröslein" nur, wie die Meisten, das anmuthige Gemälde, das entrollt wird, naiv betrachten, oder dahinter ein weltgiltiges Gleichniß, das Geschick des Weibes allgemein darstellend, finden will. Ebenso wie der Satiriker mit der Ironie nur dann eine volle Wirkung erzielt, wenn er sie — auf die Gefahr hin nicht begriffen zu werden — gelegentlich bis an die Grenze des Ernstes zu treiben versteht; so wirkt auch der Lyriker erst dann ergreifend, wenn er den Leser in fließenden Uebergängen nach der Grenze zwischen Bild und Bedeutung suchen läßt. Eine Klippe liegt hier freilich für den unechten Lyriker; der blinzelt wohl dazwischen verständnißinnig mit den Augen, als ob was weiß ich alles in seiner Rede verborgen stecke, um doch am Ende sein Bild mit einem Gedankenstrich ohne Gedanken zu schließen — dem bekannten Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen.

Nichts von alledem bringt der Dhammapadam; hier ist alles klipp und klar, das Gleichniß steht total im Dienste der Lehre, die es erläutern soll; hier fehlt ganz und gar der Reiz des Räthselhaften, und Niemandem wird es einfallen, die grobsinnliche Bedeutung der Worte und ganzen Sätze ihrer übertragenen Bedeutung vorzuziehen. Daß aber sonst eine solche Vorliebe bei der Interpretation religiöser Urkunden nicht selten vorkommt, ist bekannt und erklärlich: alle Ausdrücke der menschlichen Rede für die Vorstellung von Thätigkeiten und Gegenständen sind ursprünglich aus der Sinnenwelt genommen und erst allmählich hat man die abgeleitete, metaphorische Bedeutung von der eigentlichen streng geschieden und für die abstracten Begriffe besondere Worte bestimmt, deren sinnliche Bedeutung man schließlich vergaß. Uns fällt es jetzt schwer bei dem Begriff der „Offenbarung" an das Aufmachen eines geschlossenen Behälters oder bei dem Worte „Spiritualismus" an den Proceß des Athmens zu denken; so lange aber die Unterscheidung der Abstracta und Concreta noch nicht vom Sprachgebrauch sanctionirt war, mußte durchweg ein und dasselbe Wort beiden Zwecken dienen. Die alten Religionsstifter und -Lehrer, die Verfasser der Psalmen und vedischen Lieder hatten das, was in Sehnsucht und Ahnung ihr Herz

bewegte, mit einem Sprachmaterial zum Ausdruck zu bringen, das zu solchen Aufgaben noch nicht hergerichtet war. Wenn sie neue Gedanken in längstbekannten Worten wiedergaben, so konnte es leicht geschehen, daß die Folgezeit in der Auslegung des Gemeinten wieder uneinig wurde, daß die Einen den supranaturalistischen Kern der Bedeutung, die Anderen die grobmaterielle Hülle der Worte vorzogen und damit die Bekenner des Glaubens von der schon gewonnenen Höhe der religiösen Anschauung zu den Tiefen des Aberglaubens herabzogen. Denn nicht immer ist die Verfassung des Gemüths derart, daß es nach einem vergeistigenden Gedankengehalt für die Gottesfurcht und den frommen Andachtsschauer strebt; oft scheint gerade die Rückkehr und das Haften an der Ursubstanz der Worte, in welche jene Lehren gefaßt sind, eine der Skepsis weniger zugängliche, dauerhaftere Grundlage für die Religion zu gewährleisten. — Dieses auf und ab Schwanken zwischen dem Abstracten und Concreten, zwischen Prosa und Poesie, zwischen philosophischem Rationalismus und Aberglauben bezeichnet Max Müller in seiner «Introduction to the science of religion» (London 1873) als den Antagonismus zwischen zwei entgegengesetzten Strömungen in dem Leben, Wachsthum und Verfall aller Religionen. „Wo wir von einer Versuchung reden, die von innen oder außen kommt", sagt Max Müller, „da war es für die Alten natürlicher von einem Versucher in menschlicher oder thierischer Gestalt zu sprechen. Was für uns himmlische Botschaft ist, war für sie ein geflügelter Bote; was wir göttliche Leitung nennen, davon sprechen sie als von einer Wolkensäule oder Feuersäule, die dem Volke den Weg zeigt oder leuchtet."

Natürlich stammt die Vieldeutigkeit des Ausdrucks zu einem guten Theil einfach aus der nicht völligen Klarheit des Gedankens, eines Gedankens, der über die Erdenwelt hinausgreifen, das Unsägliche in Worte fassen will; und daher ist die Nothwendigkeit einer Bildersprache in den heiligen Urkunden auch von den orthodoxesten Bekennern oft zugegeben worden. So sagt Dante in der „göttlichen Komödie" (Paradies IV, 40).

So sprechen muß man ja zu eurem Geist,
Den nur die Sinne zu dem allen leiten,
Was die Vernunft sodann ihr Eigen heißt.
Drum läßt sich auch zu euren Fähigkeiten
Die Schrift herab, wenn sie von Gott euch spricht,
Von Hand und Fuß, um and'res anzudeuten.
(Per questo la Scrittura condescende
A vostra facultate, e piedi e mano
Attribuisce a Dio ed altro intende.)

Im Dhammapadam dagegen, wie auch in anderen Schriften des ursprünglichen Buddhismus ist die Bildlichkeit des Ausdrucks wirklich nur

Ornament im architektonischen Sinne; es sollen nur ethische, der Vernunft zugängliche Wahrheiten eingeschärft und illustrirt, nicht metaphysische Abgründe des Gedankens halbverhüllt angedeutet werden.

Wenn es mir gelungen ist meine Ansicht klar zu machen, und wir aus dem Gesagten die Folgerung ziehen, daß das, was den Dhammapadam unpoetisch macht, gerade seine Deutlichkeit ist; so ergeben sich hieraus weitere Rückschlüsse auf den Charakter des ganzen Buddhismus in seiner ältesten Form, sofern er ja in dem Dhammapadam seinen treuesten Spiegel findet. Wirklich ist das Wunderbare und Mysteriöse, das Zwielicht zwischen Dichtung und Wahrheit bei der Lehre Buddhas weniger ein inhärirender Bestandtheil, als bei den anderen großen Religionen. Als das Volk von Buddhas Jüngern Wunder verlangte, als ein Zeichen, woran es glauben könnte, sprach er: „Verbergt eure guten Thaten und bekennt vor der Welt die Sünden, die ihr begangen habt. Das sind die wahren Wunder." Auch von Mythologie und von Metaphysik, von Ontologie und Kosmologie ist in Buddhas Lehre fast nichts zu finden; selbst über den Zustand nach dem Tode, über das Nirvana etwas weiteres lehren zu wollen, als daß er eine Erlösung von der Last des irdischen Lebens sei, galt für ketzerisch. Mit dieser prosaischen Nüchternheit, die allerdings meist der Lehre und dem Cultus des Buddhismus anhaftet, hängt — wie uns scheint — sowohl seine Stärke als seine Schwäche zusammen; die eindringliche Klarheit und Faßlichkeit der Lehre, die Reinheit der Moral und die Abwesenheit des Fanatismus, der nie von deutlicher Einsicht, oft von nur halbverstandenen wenngleich poetischen Ideen sich leiten läßt. Das ist der Grund, weshalb man den Buddhismus von allen anderen Religionen gesondert und mit Recht ein Mittelding zwischen Religion und Philosophie genannt hat; das mag aber zum Theil auch der Grund sein, weshalb diese Lehre sich in ihrem Vaterlande Indien nicht auf die Dauer hat behaupten können; weshalb die phantasiebegabten und nach Nahrung für ihre Phantasie dürstenden arischen Völker sich schließlich alle wieder von ihr abgewandt haben und sie zu den turanischen Stämmen, den Tibetanern, Siamesen, Chinesen, Mandshus, Mongolen und Kalmüken übergegangen ist; Stämmen, denen noch niemand besondere poetische Anlagen nachgerühmt hat.

Was also bietet unserem Zeitalter der Dhammapadam, wenn ihm der poetische Gehalt abgesprochen werden muß? Sprüche enthält er wohl, aber lange nicht so fein zugespitzte, wie die Sprüche Salomonis oder der Prediger Salomonis. Erwarten wir Apophthegmata, suchen wir nach blitzenden Aperçus, so leisten die „Maximen und Reflexionen" von de la Rochefoucauld unvergleichlich mehr; oder wir haben auch die „Pensées" von Blaise Pascal, oder die „Caractères" von La Bruyère und vieles andere in derselben

aphoristischen Manier; ganz zu schweigen von den glänzenden Leistungen unseres Jahrhunderts auf diesem Gebiete. Wie viel schärfer schneiden die Scheerenhälften der Antithese bei La Bruyère, wenn er uns einen Thoren und einen verständigen Mann charakterisirt und gegenüberstellt, als die altmodischen Verse unseres Werkes. Die von L. von Schroeder gewählte Uebersetzung des Titels: „Worte der Wahrheit" und das Versprechen „einen Schatz echter Lebensweisheit" zu bieten, können zu dem Glauben verleiten, daß uns hier — wenn auch nicht viel Unterhaltendes, so doch werthvolle Belehrungen übermittelt werden; und wirklich sind Zeitungsartikel über das Werk erschienen, die mit den Worten „altindische Weisheit" überschrieben waren. Getäuschte Hoffnungen! Die Weisheit, die der Dhammapadam lehrt, haben wir uns längst an den Kinderschuhen abgelaufen. Die einen von uns kennen die Philosophen, die dasselbe und noch viel mehr liefern; die anderen lesen die Aufsätze der Kritiker, die mit Leichtigkeit dem Dhammapadam seine „Irrthümer" und „Inconsequenzen" an den Fingern herzählen; noch andere haben die köstlichen Aussprüche unserer Classiker studirt und verstehen sie auch zu citiren,

„Und, was das Allerschlimmste bleibt,
Gar mancher kommt vom Lesen der Journale."

Kurz, Neues bringt der Dhammapadam jetzt Niemandem! Freilich will er das auch nicht; denn wenn man seinen Verfasser befragen könnte, so würde ihm die bloße Auffassung neuer Lehren von seiten der Leser, oder gar deren Unterhaltung oder poetische Stimmung lange nicht genügen und höchst gleichgiltig sein. Befolgt werden sollen diese Lehren. Das ist ihr einziger Zweck. Jeder, der sie hört, soll sein ganzes Leben lang durch seine Thaten, die aus diesen Sprüchen gewonnene Einsicht besiegeln. Sind solche Prätensionen nicht befremdlich und unzeitgemäß? und haben wir Unrecht gehabt, das Erscheinen des Dhammapadam auf dem Leipziger Büchermarkt mit dem Erschallen des buddhistischen «memento mori» unter den Glücksrittern von tausend und einer Nacht zu vergleichen? An Sindbad dem Seefahrer ist durch diese Begegnung die Geldgier nicht vermindert worden, denn er ist gleich darauf zum siebenten Mal auf Abenteuer ausgezogen; Harun al Raschid, der den Bericht hörte, hat sich dadurch in seiner Eroberungslust nicht stören lassen; und der Sultan Schahriar, dem das alles erzählt wird, hat sich dadurch auch nicht von dem Vorsatz abbringen lassen, die freundliche Erzählerin dieser Geschichten, seine reizende Gemahlin Scheherezade, am nächsten Morgen aufknüpfen zu lassen.

Wichtig ist aber auch für uns der Dhammapadam; denn wichtig ist, was gewirkt hat; und der Dhammapadam ist befolgt worden und hat seine Mission erfüllt; die Lehre Buddhas ist in die Hochebene von Turan ein-

gedrungen und ihr Erfolg ist gewesen, daß die mongolischen Räuberhorden, deren bloßer Name ehedem Europa zittern machte, deren verheerende Züge mit blutigen Lettern in den Annalen unseres Welttheils eingeschrieben stehen — in verhältnißmäßig kurzer Zeit in harmlose, friedliche Hirtenvölker umgewandelt worden sind.

Gregor von Glasenapp.

Ein literärischer Abend.

Von J. A. Gontscharow.

Aus dem Russischen übersetzt von G. v. G.

Vorbemerkung.

Der „Literärische Abend" von Gontscharow ist nächst seinen drei Romanen, „Eine Alltagsgeschichte", „Oblomow" und „Der Absturz", unstreitig das Bedeutendste und Interessanteste, was dieser Autor veröffentlicht hat; welcher Kategorie von Erzeugnissen der „Literärische Abend" angehört, läßt sich nicht mit einem Worte sagen; seinem Inhalte nach ist er eine literarhistorische, ja culturhistorische Studie, seiner Form nach aber eine Erzählung, doch auch der Charakter einer Erzählung kommt ihm nicht unbedingt zu, da er fast nur aus Dialogen besteht. Alle Vorzüge von Gontscharows schriftstellerischem Talent sind an diesem Werke vereinigt: die unbestechliche Naturtreue der Schilderung; die Kenntniß der russischen Gesellschaft und besonders des St. Petersburger Beamtenthums; eine lebendige eingehende Charakteristik der Personen, die sich fast ausschließlich aus dem Dialog, aus dem, was jeder sagt und was zu ihm gesagt wird, ergiebt. Aus diesem Dialog kann man nicht nur die gewöhnlichen, sondern auch die selteneren Typen der russischen Gesellschaft mit Sicherheit wiedererkennen und bedauert immer von Neuem, daß Gontscharow sich nicht auch an Werken für die Bühne versucht hat. Aber auch die Mängel, die Gontscharow eigenthümlich sind, können dem Leser am „Literärischen Abend" nicht entgehen: eine Länge der Ausdauer, die nicht immer dem wahren Inhalte des Gesagten proportional ist, wird, wie in den genannten Romanen, so auch hier bisweilen zur Geduldprobe; daß der komische Effect der einzelnen Aeußerungen und Situationen unzählige Mal an dem Lachen der Gesellschaft beschrieben wird, schwächt nur den Eindruck auf den Leser; ihm sollte es mehr überlassen bleiben, ob er dabei lachen kann; schließlich giebt das Ende des „Literärischen Abends" d. h. die letzten Seiten dem Ganzen einen

Charakter von Zahmheit, der für einen Theil der Leser erheiternd, für einen anderen dagegen enttäuschend sein wird, vielleicht war übrigens dieser Schluß aus Rücksicht auf die Censur nothwendig. Es kann daher die Frage entstehen, ob es nicht im Interesse des deutschen Lesers rathsam ist, mehrfache Kürzungen vorzunehmen, und den Schluß wegzulassen? Andererseits ist aber auch zu fragen, ob an einem anerkannt classischen Autor der Uebersetzer auch nur das Geringste ändern dürfe und ob es nicht vielmehr wünschenswerth ist, von einem Werke, das mit so packender Lebendigkeit die Strömungen dieses Jahrhunderts aus dem literärischen und gesellschaftlichen Leben Rußlands wiedergiebt, eine philologisch treue Verdeutschung zu besitzen? — Ich habe mich für das Letztere entschieden und in der nachstehenden Uebersetzung nicht das Geringste geändert oder weggelassen. G. v. G.

„ . . . Der Schwan steigt in die Wolken auf,
„Der Krebs stößt sich zurück und der Hecht strebt ins Wasser!"
Krylow.

Erster Theil.

Die Vorlesung.

Bei einem der Häuser am Chevaliergarde-Boulevard kamen etwa um acht Uhr Abends, im Mai, mehrere Equipagen, eine nach der anderen, vor die Anfahrt vorgefahren und begaben sich dann, nachdem die Insassen ausgestiegen waren, wieder nach Hause. Genau um acht Uhr bekam der Portier den Befehl, Niemanden mehr anzunehmen. Etwa dreißig Personen beiderlei Geschlechts hatten sich bei Grigori Petrowitsch Uranow versammelt, um an diesem Abend einen neuen Roman vorlesen zu hören.

Der Autor des Romans war Wenigen als Schriftsteller bekannt; er hatte einige Artikel über Finanzwesen und politische Oekonomie drucken lassen, jedoch anonym und diese waren nur von Specialisten beachtet und nach Verdienst gewürdigt worden; außerdem hatte er einen Essay diplomatischer Memoiren geschrieben und sie in sehr geringer Zahl für wenige drucken lassen. Einmal hatte er einen diplomatischen Posten im Süden Europas bekleidet und seine Jugendjahre hatte er im Auslande verbracht; jetzt war er, ebenso wie der Herr des Hauses, in dem die Lecture stattfinden sollte, Mitglied eines Conseils und präsidirte außerdem in einer Commission für verschiedene Reorganisationen. In der Gesellschaft war er beliebt wegen seines enormen Reichthums, seiner offenen Gastfreiheit und seines leutseligen Wesens — bei

den ihm Nahestehenden wegen der schätzbaren Eigenschaften seines Geistes und Charakters.

Das Gerücht von seinem Romane drang jedoch in die Kreise, in denen er verkehrte, ein; auf an ihn gerichtete Fragen stellte der Autor nicht in Abrede, daß er einen Roman schreibe, ließ sich aber nicht weiter darüber aus; es war bekannt, daß er das, was niedergeschrieben war, dem einen oder anderen von seinen Freunden bei sich zu Hause vorlas; diese beobachteten jedoch über den Roman ein discretes Schweigen.

Auch der nächste Freund und College des Verfassers, Grigori Petrowitsch Uranow, wurde nicht in das Geheimniß des Romans eingeweiht; vergebens suchte er auf solche Fragen vom Autor Antwort zu erhalten — er erfuhr nichts.

„Du liest keine Romane", sagte ihm der Autor, „wozu brauchst Du zu wissen, was ich geschrieben habe? Deshalb habe ich Dich auch nicht in meinen häuslichen Kreis zum Zuhören eingeladen."

„Und hast mich gekränkt!" erwiderte Uranow, „wenn Du mich gegen Romane und überhaupt gegen die Literatur für gleichgiltig hältst, so heißt das alles doch noch nicht, daß ich auch gegen Dich und Deine Schöpfungen gleichgiltig bin."

Den Autor rührte dieser Vorwurf und er versprach sein Werk in Uranows Hause vorzulesen; dieser schickte ihm die Liste der eingeladenen Personen, die größtentheils dem Kreise ihrer gemeinsamen Bekannten und Freunde angehörten; der Autor schickte sie zurück mit seiner Zustimmung und mit der Bitte, noch eine gemeinsame Bekannte, die Gräfin Sinewskaja nebst ihrer Tochter, und zwei seiner Collegen hinzuzufügen. Uranow triumphirte.

Diese Gesellschaft also hatte sich am erwähnten Abend in dem großen und reich ausgestatteten Hause des Grigori Petrowitsch versammelt und sich in einem geräumigen Gemach, das zwischen dem Schreibzimmer und dem Speisezimmer lag und die Fenster zum Hofe hatte, vertheilt, damit das Fahren der Equipagen die Lectüre nicht störe.

Grigori Petrowitsch interessirte sich eigentlich wenig für den Roman, wie der Verfasser ihm mit Recht vorwarf; und das gestand er auch selbst. Aber das Gerücht von dem Roman erregte Sensation in der Gesellschaft, wurde zum Tagesereigniß und damit auch zu einem Ereigniß für ihn. Vom Morgen bis zum Abend pflegte er im Publicum zu leben; nie war er allein und verstand das auch nicht; alles, was in der großen Welt geschah ging auch ihn mehr oder weniger an; er war Wittwer und empfing bei sich meist nur Männer, selten Damen.

Auch das Conseil, in dem er diente, liebte er, weil es ihm drei Vormittage in der Woche ausfüllte; er nannte es seinen Morgenclub zum

Unterschied von dem Abendclub, d. h. dem englischen. An den freien Vormittagen machte er entweder selbst Visiten oder empfing welche; darauf speiste er bei Bekannten oder Bekannte speisten bei ihm zu Mittag. Er that sich was zu gute auf seine Diners für Feinschmecker, zu denen er die ausgesuchtesten Kenner unter seinen gastronomischen Bekannten einlud. Die Abende wurden auch in Gesellschaft verbracht, entweder zu Hause, oder — häufiger — im Club, am Kartentisch.

So gingen acht Monate im Jahr unmerklich vorüber; im Mai begann für ihn die schwere Zeit, die Stagnation, die Erschöpfung. Alle reisten fort, der eine auf sein Gut, der andere ins Ausland, viele auf ihre Villen; alle auseinander. Auch er zog nothgedrungen irgend wohin fort, meist auf die Inseln, um sich nicht von der Stadt zu entfernen, aber der verhältnißmäßig kleine Kreis der zurückbleibenden Bekannten befriedigte ihn wenig; ihm blieben unausgefüllte Abende nach; und was sind auch Sommerabende in St. Petersburg, ohne Dunkelheit, ohne Lichter! Er brauchte alle, die ganze Stadt, und er wußte nun nicht, was mit sich anzufangen; mit mürrischer Miene betraf er den „strahlenden Phöbus" darauf, daß dieser, bald nach Mitternacht, wieder am Horizonte zu scheinen anfing und zu den Fenstern hineinblickte; er aber war noch nicht zum Einschlafen gekommen..

Ueberhaupt — die sogenannte Natur, die Wälder, Berge, Seen u. s. w., konnte er nicht leiden.

„Was sie da für eine Rarität entdeckt haben — gute Luft! und man empfiehlt sie noch, geradezu wie eine Arzenei!" brummte er ärgerlich, die Luft in den Alleen des Jelaginschen Parks einathmend. „Woher ist denn die Luft im Club schlecht, oder auch in unserem Conseil, wenn man sich nur nicht nahe zu Peter Fomitsch oder Semen Jakowlewitsch hinsetzt!"

So fing er auch jetzt im Mai an sich zu langweilen, als er bald am Tisch im Conseil, bald im Club einen Nachbar oder einen Theilnehmer am Whist vermißte; und jeden Morgen stand er mit der Frage auf: „wer von den Bekannten reist heute weg? bei wem haben die Empfangstage aufgehört? womit wird man den Vormittag verbringen, mit wem Mittag speisen, wie die Zeit am Abend todtschlagen?"

Und nun kommt ihm die Gelegenheit, wie gerufen: zur Lectüre des Romans Gäste zusammen zu laden!

Ob der Roman gut oder schlecht ist, ob die Zuhörer mit dem Verfasser und der Verfasser mit den Zuhörern zufrieden sein werden — darauf kommt es ihm durchaus nicht an; sondern darauf, daß diese ganze Procedur ihm nicht weniger als eine Woche ausfüllt: das Herumfahren zu den Einladungen und endlich die ersehnte Soirée, wie im Winter veranstaltet, weit über Mitternacht ausgedehnt und schließlich das Souper bis zum Morgen!

Außerdem wird man nachher lange davon sprechen, daß der Autor den Roman zum ersten Mal beinahe öffentlich bei ihm — Uranow — vorgelesen hat!

Nachdem nun zuerst und am sorgfältigsten das Menu des Abendessens in Betracht gezogen worden, bemühte er sich auch darum — denn seinem „savoir vivre" muß man Gerechtigkeit widerfahren lassen — daß die Gesellschaft der Zuhörer Autoritäten als Vertreter der literärischen Welt aufzuweisen habe. Er lud vor allen einen bekannten Professor der Literatur ein, der viele Bücher über dieses Fach geschrieben hatte; ferner einen alten Herrn Namens Krasnoperow, seinen Collegen und Freund, den er für einen Kenner der Literatur hielt, weil er einstmals ein Freund von Gretsch und Bulgarin gewesen war; endlich einen bejahrten belletristischen Schriftsteller, der ihm vom Club her bekannt war.

Außerdem beauftragte Grigori Petrowitsch seinen Neffen, einen Studenten, der bei ihm im Hause lebte und den er — selbst kinderlos — wie einen Sohn liebte, ihm zu helfen, um den Abend anziehend zu gestalten und jemand von den modernen Publicisten mitzubringen; jener versprach den Redacteur einer bekannten Zeitschrift und den Kritiker des belletristischen Theiles von irgend einer Zeitung einzuführen.

Der Autor erschien fünf Minuten vor acht Uhr und bewillkommnete ganz zuerst, ostensiv und freundschaftlich die auf seinen Wunsch eingeladene Gräfin Sinewskaja, begrüßte darauf alle übrigen Bekannten und machte mit den ihm unbekannten Zuhörern flüchtig Bekanntschaft, indem der Hausherr sie ihm, ihre Namen nennend, vorstellte; der Autor antwortete dem einen mit einem Händedruck, dem anderen mit einer ganzen oder halben Verbeugung; mit Etlichen sprach er einige Worte.

Dann trat er zum Tisch, nahm einem seiner Collegen, mit dem er zusammen gekommen war, eine Mappe ab, öffnete sie, nahm einige fein und hübsch geschriebene Heftchen heraus, und, mit einem flüchtigen Blick über die Versammlung hinschweifend, begann er in verbindlichem Tone: „Ich bin bereit; darf ich anfangen?"

Alle verbeugten sich und beeilten sich ihre Plätze einzunehmen.

Den Präsentirteller mit Zuckerwasser, Selters, Limonade und allem, was man in solchen Fällen dem Vorlesenden unter die Nase zu stellen pflegt, was fast nie getrunken wird und nur den Raum auf dem Tisch beengt, — schob er behutsam von sich zurück; darauf fing er in angenehmem tiefem Baryton zu lesen an.

Wollen wir zuerst die Gäste betrachten und dann zuhören.

Die Gäste hatten sich auf Lehnstühlen, Sesseln, dos-à-dos' und anderen bequemen Sitzen in einem unregelmäßigen Halbkreise in drei Reihen niedergelassen.

Vorn saßen die Damen; da war die Fürstin Tezkaja mit ihrer Tochter; sie trug ein dunkles Kleid aus moiré antique und eine Sammetmantille, die sie auf die Lehne des Stuhles gleiten ließ; sie hatte einen hübschen Saffianbeutel, aus dem sie ein Strickzeug mit Nadeln aus Elfenbein hervorholte, und begann zu arbeiten; übrigens wohl mehr zum Schein, da sie unter fünf Malen nur einmal mit der Nadel die richtige Stelle traf; sie ließ oft die Hände mit dem Strickzeug in den Schooß sinken, indem sie wie vor Schreck oder plötzlichem Schmerz beständig zusammenfuhr und stark blinzelte; bisweilen entrang sich ihr auch ein Laut, wie „ach!" oder „oh!", von neuem Zusammenschauern begleitet. Hierauf achtete fast Niemand; alle wußten, daß sie „Nerven" hatte, und hatten sich daran gewöhnt.

Auf dem Gesicht und der ganzen Gestalt der jungen Fürstin, ihrer Tochter, thronte dagegen unerschütterliche Ruhe; weder Vergnügen noch Langeweile sprach sich auf diesem Gesicht aus; man hätte es ein Marmorbildniß nennen können, wenn nicht jedes Mal, sobald im Roman von Liebe die Rede war, ihr Gesicht urplötzlich den Ausdruck nichtsbegreifender Unschuld angenommen hätte.

Die junge Fürstin saß ein wenig vor den Uebrigen; das Licht der Lampe beleuchtete grell von der Seite den Kopf, die Büste und die Arme; sie war in ein weißlich schimmerndes rosa Gewand gekleidet, hielt einen Schildpatt Fächer in der Hand und hatte ein Spitzentuch nachlässig auf den Schooß geworfen. Die Mutter musterte oft die Toilette der Tochter: ob sich nicht irgendwelche widerspänstige Haarsträhnen lösten, ob das Kettchen mit dem Brillantkreuz regelrecht auf dem Hals und der Brust liege, ob die Schleife am Fuß sich schön ausnehme. Die Spitze des rosafarbenen Stiefelchens en miniature guckte kokett unter dem Kleide hervor und war die ganze Zeit, so lange die Vorlesung dauerte, zu sehen.

Neben ihnen etwas mehr nach hinten hatte eine Dame von etwa dreißig Jahren Platz genommen, eine volle, rundliche nicht hohe Gestalt, mit himmelblauen kindlichen Augen, in blauem Kleide und auch mit blauem Kopfputz; über ihr Gesicht, das groß und hübsch war, wie bei einer gesunden Amme, hatte sich eine reichliche Röthe ergossen und ihre Lippen verließ nicht das ebenfalls kindliche Lächeln; mit diesem Lächeln trat sie ein, mit ihm begrüßte sie alle, mit diesem Lächeln hörte sie die Vorlesung an und wird wegfahren mit demselben stereotypen Lächeln, das allen ihren Bekannten ebenso bekannt war, wie das Zusammenzucken und die „Ach's" der Fürstin Tezkaja oder der Ausdruck des Nichtbegreifens bei Anspielungen auf die Liebe auf dem Gesicht ihrer Tochter. Sie erschien mit diesem Lächeln überall, sogar auf Beerdigungen — auch jetzt strahlte sie vor Vergnügen, noch vor Beginn der Vorlesung. „Ça doit être joli!" flüsterte sie ihren Nachbarn

zu. Es war die in den Gesellschaftskreisen bekannte Wittwe Lilina; immer mit allem zufrieden, liebte sie alle und wurde von allen geliebt und verwöhnt, und war eine leidenschaftliche Freundin von Aufführungen im häuslichen Kreise, jeder Art Vorlesungen und Concerten.

Zum Autor selbst, dicht neben ihn hatte sich der alte Graf Pestow gesetzt, ein Petrefact eines Weltmannes, der an Tugouchowsky*) erinnerte; er schaute schon zehn Jahre mit verschleiertem Blick um sich und verstand nicht immer und nicht alles, was vorging; er pflegte alle Augenblick zu vergessen, wovon er sprach, bisweilen auch, mit wem er sprach, und erkannte mitunter nicht einmal seine leiblichen Enkel; dafür hatte er, wie das oft bei hochbetagten Leuten vorkommt, sein Zeitalter — den Anfang des Jahrhunderts — sammt allen Kleinigkeiten im Gedächtniß und diente als lebendes Archiv für Nachforschungen; er erinnerte sich aller seiner Zeitgenossen, der bedeutenden Begebenheiten und des kleinen Klatsches, der Chronologie, der Anekdoten, sogar dessen, wann man sich in dem Hause des einen oder anderen versammelt hatte, wessen Koch am besten gewesen war u. s. w. Man schleppte ihn, ebenso wie Tugouchowsky überall hin, unter anderem auch deshalb, weil er sich fürchtete, allein zu Hause zu bleiben und zu sterben; man bringt ihn hin, setzt ihn in einen bequemen Lehnsessel und schickt der Reihe nach bald den einen, bald den anderen Gast ihn zu unterhalten; und dann läßt man ihn sein; er aber sitzt da, bewegt von Zeit zu Zeit die zusammengepreßten Lippen, murmelt etwas und schläft ein.

Die Hand ans Ohr gelegt, hörte er aufmerksam die Vorlesung an.

Weiterhin im Schatten des Lampenschirmes, hatte sich auf einen kleinen Sitz die Dame niedergelassen, welche der Schriftsteller eingeladen hatte, die Gräfin Sinewskaja; und ganz nahe an ihrer Seite, fast an ihren Schooß schmiegte sich ihre Tochter, eine reizende siebenzehnjährige Brunette, in einem einfachen rosa Barège-Kleide, mit einer Schärpe aus Nesseltuch am Halse, ohne Fächer, sogar ohne Handschuhe, da sie, sobald sie sich gesetzt, sie neben sich auf das Tischchen gelegt hatte. Von den Handgelenken war bei ihr, wie bei vielen Halbwüchslingen noch nicht die Röthe des Kindesalters geschwunden; ihre hellbraunen Augen warfen um sich Strahlengarben einer naiven, unverhüllten Freude über Alles, was sie dort sehen und hören sollte. Zaghaft von der Seite richtete sie schüchterne, aber neugierige Blicke auf Alles und auf Alle: auf den Schriftsteller, auf den tauben Grafen Pestow, auf die nervösen Zuckungen der Fürstin Tezkaja, auf die Toilette der jungen Fürstin und der Lilina — und dann sah sie ihre Mutter an, gleichsam fragend, ob sie sich so richtig, wie es sich gehört, halte.

*) Eine bekannte Gestalt aus Gribojedow's Komödie: „Verstand bringt Leiden".

Die Mutter antwortete auf ihren Blick mit einem Lächeln, wie nur Mütter es haben; man sah, daß die Tochter erst seit kurzer Zeit aus dem Hause kam, und daß alles ihr neu war.

Die Gräfin selbst hatte ein schönes Profil, einen mattweißen Teint, dunkelgraue, kluge Augen und ein gewisses feines, doppelsinniges Lächeln, so daß man nicht enträthseln konnte, ob sie damit etwas tadelte oder billigte, ob sie sich darüber freute oder sich innerlich lustig machte.

Wegen dieser klugen Augen und des räthselhaften Lächelns hatte man sie die Sphinx genannt; sie war noch jung und vor allem jugendfrisch, so daß sie eher die ältere Schwester als die Mutter ihrer Tochter zu sein schien.

Sie hatte längst die Zuhörenden obenhin überblickt, jetzt sah sie den Autor fast unverwandt an, hin und wieder warf sie einen Blick auf ihre Tochter, sagte ihr leise lächelnd ein paar Worte und hörte dann wieder zu.

So oft der Autor die Augen vom Manuscript erhob, richtete er jedes Mal zuerst den Blick auf die Gräfin, augenscheinlich nach dem Eindruck spähend, den sie davon empfangen, dann erst ging er zu dem in ihrer Nähe sitzenden alten Tschetschnew über und warf auf die übrigen einen allgemeinen unbestimmten Blick.

Der alte Tschetschnew saß, die Arme auf der Brust verschränkt, die Beine übereinander geschlagen, auf einem Stuhle.

Er hatte dünnes, weiches, graues Haar, einen edlen, gutmüthigen, fast weiblichen Gesichtsausdruck und kluge, durchdringende Augen, die sich zuweilen blinzelnd zusammenzogen, zuweilen sich in Nachsinnen verloren; den Kopf mit hoher offener Stirn ein wenig zurückgelehnt, hörte er zu, als ob Niemand und nichts um ihn sei.

Hinter ihm in der zweiten Reihe hatten Platz genommen: der Professor der Literatur, dann der Gast, den der Hausherr als literarischen Experten zur Vorlesung eingeladen hatte, weil er mit Gretsch und Bulgarin bekannt gewesen war und schließlich noch der ältliche Belletrist Skudelnikow. Der Professor hörte mit strenger, berufsmäßiger Aufmerksamkeit zu, indem er, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, einen der Gelegenheit angemessenen Gesichtsausdruck beibehielt.

Der Freund von Gretsch und Bulgarin hörte zu, das Kinn in das weite Jabot seines Halstuches gesenkt; bisweilen schüttelte er ein wenig den Kopf oder gähnte in die Hand hinein und blickte zerstreut nach den Bildern hin, die an den Wänden aufgehängt waren.

Sobald der Nachbar von beiden, der Belletrist Skudelnikow, sich nur gesetzt hatte, rührte er sich auch nicht mehr im Lehnstuhl, als ob er darauf angewachsen wäre und schlief ein. Von Zeit zu Zeit hob er die apathischen Augen, sah auf den Autor hin nd u senkte sie wieder; ihm war offenbar

sowohl die Vorlesung als die Literatur gleichgiltig und überhaupt alles um ihn her.

Grigori Petrowitsch hatte ihn aus seinem Nest hervorgezogen, hatte ihm einen guten Roman versprochen, gute Gesellschaft, hübsche, sogar schöne Damen und ein gutes Souper, so war er denn gekommen.

Etwas weiter weg saß der von dem Neffen, dem Studenten, auf die Bitte des Onkels eingeladene Zeitungsredacteur, ein ziemlich rundgebauter Blondin von mittlerem Wuchse, von mittleren Jahren, anständigem Aeußern, im Frack und weißer Cravatte; dieser hörte mit dem Ausdruck höflichen Gleichmuths im Gesicht, die Lectüre an.

Dann saßen da zwei, drei Zuhörer von der Art, welche finden, daß, wenn man zur Vorlesung, von was es auch sei, geladen wird, es sehr gut sein muß; hinter ihnen hatten auch Solche Platz genommen, welche immer der Meinung sind, daß, wenn man Jemanden zu einer Vorlesung einladet, es unausbleiblich sehr langweilig ist.

Unter den Letzteren ragte besonders ein Gast hervor, ein bejahrter, corpulenter, asthmatischer Herr, Iwan Iljitsch Suchow, welcher eingeladen worden, weil er dem Hausherrn nah befreundet war und er ihn besonders als Tischnachbar gern hatte — sowohl im Conseil als im englischen Club. Er gab während der Vorlesung einige Zeichen der Ungeduld kund: er athmete laut, bald mit dem Munde, bald mit der Nase, bedeckte zuweilen den gähnenden Mund mit der Hand und versuchte mit seinen Nachbarn Gespräche anzuknüpfen, am häufigsten mit einem im Dienste stehenden General, einem noch nicht alten, kräftigen, frischen Manne von strammer Haltung und schlichtem, aber energischem Ausdruck; dieser war bekannt als tüchtig im Kriege und zugleich als guter militärischer Administrator; die Literatur sah er von einem einigermaßen militärischen Standpunkte an, indem er zur Erholung las, was ihm vorkam, meistens aber überhaupt nicht las; er stand mit dem Hausherrn, Suchow und dem Autor des Romans selbst in beständigem Verkehr, sowohl dienstlichem als gesellschaftlichem, und sie bildeten zusammen einen engeren Kreis.

Nicht weit von ihnen auf einem einfachen geflochtenen Stuhle saß, ebenso gekleidet wie der Journalist, im Frack und weißer Cravatte, einer der eingeladenen Collegen des Autors, ein Mann von etwa fünfzig Jahren mit ernstem Gesicht; er hatte eine dicke Falte auf der Stirn von der angestrengten Aufmerksamkeit, mit der er zuhörte, indem er gerade dasaß und den Hut auf den Knieen hielt.

Er schien mühsam und widerwillig in den Sinn des Vorgetragenen einzudringen, dabei blickte er forschend bald auf den Autor, bald auf einen oder den anderen der Zuhörer.

Dies war Iwan Iwanowitsch Kaljanow, ein College des Autors und einer seiner wichtigsten Gehilfen in der Commission für Reorganisationen und andere Geschäfte, die ihm übertragen wurden. Er galt für die Hauptstütze der Behörde und für die rechte Hand seines Chefs; nicht einmal ein Minister hat Jemanden gehabt, der zum Vollziehen von Aufträgen auf seinem Gebiet treuer, accurater und bewanderter war, als Iwan Iwanowitsch. Selbst ersann er nichts und schlug nichts Neues vor, sondern er nahm das ihm gebotene Material — etwa ein Gesetzesproject oder irgend eine neue Maßregel — und, bewaffnet mit kleinen und großen Codificationen, mit der Reichsgesetzessammlung, mit Verordnungen und Special-Instructionen, gab er der Idee Fleisch und Bein, er verhalf ihr zur organischen Incarnation.

Er bewunderte an seinem Chef die productive geistige Thätigkeit, die Erfindsamkeit und den Glanz der Talente; und jener fühlte, daß ohne einen solchen technischen Organisator, wie Iwan Iwanowitsch, seine Ideen und Pläne, Andeutungen und Desiderata — nicht ihr Ziel erreichen würden.

Sie waren durch die Bande, wenn nicht der Freundschaft, so doch des Dienstes, eng verbunden und achteten sich gegenseitig.

Außerhalb der Commission war alles an ihnen verschieden: die Neigungen, Liebhabereien, Vergnügungen; der Eine lebte in der großen Welt, in der Gesellschaft, der Andere zu Hause, saß über seinen Schriftstücken und am Abend ebenfalls zu Hause bei den Karten, mit zwei, drei Freunden, bei seiner Partie Fixe.

Wie gerieth ein solcher Mensch hierher in die Vorlesung? Er selbst konnte sich nicht genug darüber wundern; es war unversehens auf folgende Weise dazu gekommen.

Als Kalianow einmal ganz leise mit seinen Papieren kam und in das Cabinet des Präsidenten der Commission einen Blick warf und bemerkte, daß dieser in Schreiben vertieft war, schlich er auf den Fußspitzen hinaus; aber die Thür knarrte und der Präsident rief ihn zurück. „Sie sind es, Iwan Iwanowitsch, weshalb kommen Sie nicht herein?" fragte er.

„Sie scheinen sehr beschäftigt zu sein".

„Das was Sie mir jetzt eben und auch sonst überhaupt bringen, ist immer wichtiger als das, was ich ohne Sie und insbesondere was ich in diesem Augenblick treibe!" sagte jener mit liebenswürdigem Lächeln, indem er seine Schreiberei bei Seite schob und ihn Platz zu nehmen nöthigte. — „Was haben Sie?"

Jener reichte ihm zwei Schriftstücke, auch Zeichnungen und fügte eine lange, mündliche Erklärung hinzu.

„Sehen Sie, dort ist der Plan, der Kostenanschlag und die Belege dazu," sagte er auf das andere Papier weisend: „und die Risse und das

Gutachten, wenn sie ihre Zustimmung geben, so lasse ich die Unterlegung anfertigen, da alle übrigen Commissionsglieder beistimmen."

„Ich weiß, ich weiß! schön, lassen Sie es hier; ich werde es ansehen und Ihnen morgen mit der Antwort zurückschicken; giebt es weiter nichts?"

„Es ist noch etwas, aber das kann zur nächsten Sitzung bleiben, aber dieses möchten wir schneller abmachen; man wartet."

Kaljanow stand auf.

„Wohin denn? sofort wird man uns Thee bringen; da ist eine Cigarre!" nöthigte ihn Lew Iwanowitsch Bebikow — so hieß der Präsident.

„Ich danke, zu Hause wartet man auf mich, und Sie arbeiten ja auch!"

„Wissen Sie, was ich arbeite?" sagte Lew Iwanowitsch, indem er das Heft, an dem er bis dahin geschrieben hatte, zu sich zog.

Kaljanow schwieg.

„Ich schreibe einen Roman."

Jener schwieg immer noch und hob nur etwas die Augenbrauen.

„Sie glauben es nicht?" fragte Bebikow lächelnd.

Jener antwortete auch mit einem Lächeln.

„Gewiß ein schöner Roman," sagte er auf das Heft sehend. „Darüber wird der Kanzlei ein halbes Jahr lang die Arbeit nicht ausgehen, so viel mag er zu thun geben, und der Kanzleivorsteher, d. h. Ihr gehorsamer Diener, wird darüber die Nächte nicht schlafen."

Lew Iwanowitsch lachte.

„Keine Angst! Ihnen droht nur die Gefahr, ihn anzuhören und Ihr Gutachten darüber abzugeben".

„Ich wußte auch ohnedem, daß es also Arbeit giebt! kann man aber erfahren, wovon dieser Roman handelt: ist es nicht wieder über die probeweise Einführung vorläufiger Maßregeln? .... Meine Ansicht darüber kennen Sie schon . . ."

„Nein, nein!" entgegnete lachend Bebikow, „ein Roman, ein wirklicher Roman! weshalb glauben Sie es nicht?"

„Sie werden sich doch nicht befassen . . ."

„Mit solchen Possen, nicht wahr? sprechen Sie aufrichtig!"

Kaljanow schwieg aus Höflichkeit.

„Welch ein Barbarenthum, Iwan Iwanowitsch! Sie wissen nicht, daß in unserer Zeit die Zeitungen und Romane sehr ernsthafte Dinge geworden sind! Die Zeitung ist nicht nur die lebendige Chronik der modernen Geschichte, sondern auch der Hebel des Archimedes, der in Europa die Welt der Politik und der socialen Fragen bewegt; auch der Roman hat aufgehört eine bloße Unterhaltung zu sein: an ihm studirt man das Leben; er ist zum giltigen Leitfaden geworden für die Erforschung der gegenseitigen Beziehungen, Leiden-

schaften, Sympathien und Antipathien . . . mit einem Wort zur Schule des Lebens!"

Kaljanow begann mit einer gewissen Gleichgiltigkeit zur Seite zu sehen. „Ich weiß ja, daß ein Kenner da spricht!" dachte er: „Und wie — das saust nur allein! und worüber — über Romane! Kindereien! so reich ist er — und sollte Schriftsteller werden!"

„Jetzt haben sich Alle auf den Roman geworfen", fuhr Bebikow fort: „die Einen schreiben welche, die Anderen lesen sie; Staatsmänner, Politiker, Frauenzimmer, sogar Geistliche haben viel Romane geschrieben, und Alle lehren oder lernen, die subtilen Gesetze des individuellen, communalen, politischen, socialen und jeden anderen Lebens dem Romane abzulauschen! Und dennoch ist es dummes Zeug!" dachte Kaljanow, entschloß sich aber nicht, es laut zu sagen, da er dachte: — „nun, wenn er also doch wirklich schreibt an diesem . . . dummen Zeug! Schlimm! übrigens nein — unmöglich!"

Er schüttelte verneinend den Kopf.

„Immer noch glauben Sie es nicht?" sagte Bebikow; „Nun, Sie werden es glauben, wenn ich Sie einlade, den Roman anzuhören! Sie werden sich doch nicht weigern?"

„Nein, ich höre immer Alles an, was Ihnen beliebt, mir vorzutragen . ." sagte er gehorsam.

„Und widerlegen es oft; aber immer mit Erfolg und zum Nutzen der Sache . . ."

„Ist denn dies auch eine Sache?" entfuhr es plötzlich den Lippen Kaljanows.

Beide fingen an zu lachen.

„Sie haben nur das Wort „Possen" im Gedächtniß behalten," sagte der Präsident, „aber von meiner Erörterung über die Bedeutung des Romans . ."

„Habe ich Kenntniß genommen," soufflirte Kaljanow.

„Nehmen Sie sie nur auch zur Nachachtung," vollendete Lew Iwanowitsch den Satz, „und wenn ich Sie einlade zuzuhören, so formuliren Sie mir Ihre Meinung darüber; ja?"

Kaljanow verbeugte sich, blickte noch einmal mißtrauisch auf seinen Vorgesetzten, schielte auf das Heftchen und ging hinaus, immer noch überlegend, wie viel das der ganzen Commission und ihm zu thun geben werde.

„Da haben wir mal einen Roman," war sein Schlußresultat.

Nicht, daß es den Präsidenten interessirte die Ansicht des Iwan Iwanowitsch über den Roman zu erfahren, aber er hatte ihn eingeladen, weil es sich so gefügt hatte und auch weil er seinem Gehilfen eine Liebenswürdigkeit erweisen wollte. Kaljanow vergaß dieses Gespräch.

Doch wie groß war sein Erstaunen, als einen Monat darauf, und

zwar im Mai Lew Iwanowitsch ein Mal nach der Berichterstattung verkündigte, Grigori Petrowitsch Uranow werde zu ihm, Kaljanow kommen, um ihn zur Vorlesung des Romans einzuladen.

„Welchen Romans?" fragte schnell Kaljanow, und besann sich dann erst auf das frühere Gespräch.

„Sie haben Ihr Wort gegeben," erinnerte ihn sein Chef.

„Ist das also wirklich nicht eine . . . Mystification?" fragte er unsicher.

„Was für eine Mystification — sehen Sie sich mal satt daran!"

Dabei zeigte ihm Bebikow ein Häufchen enggeschriebener Hefte.

„Geben Sie Acht — ich erwarte Ihre Kritik!" sagte er.

Kaljanow ging nachdenklich weg; denn er traute der Sache immer noch nicht und vermuthete irgend eine Ueberraschung.

„Er ist capabel, dort am Abend bei Uranow die ganze Commission zu versammeln und dann irgend ein Project vorzulesen oder eine „Idee" zu entwickeln . . . Ihm ist es zuzutrauen! ach diese „Ideen"!"

Am festgesetzten Abend jedoch zog er einen Frack an, legte eine weiße Cravatte um und kam zu Uranow.

„Auch Damen sind da: was ist denn das — sollte es sich dennoch wirklich um einen Roman handeln?" flüsterte er, indem er schüchtern in der dritten Reihe der Zuhörer Platz nahm.

Der andere College des Autors, Fertow, setzte sich dagegen gar nicht; er flatterte wie ein Zephyr zwischen den Zuhörern herum, und indem er sich bald zu diesem, bald zu jenem, besonders zu den Damen beugte, ließ er über den Roman, den er schon gehört hatte, je einige Worte begeisterten Lobes fallen.

Er war ein hochgewachsener, schöner, ausgezeichnet fein gekleideter Herr von etwa vierzig Jahren, behend, blondhaarig und helläugig, mit dem Scheitel in der Mitte des Kopfes, mit einem auf die Schultern herabwallenden Backenbart, mit den besten Manieren, — mit einem Wort, das Muster einer Salonfigur.

Auch Fertow war für den Autor eine unentbehrliche Persönlichkeit, sowohl im Dienst, als in allen anderen Angelegenheiten, aber in ganz anderer Art, als Kaljanow. In den Geschäften zog er besondere vorbereitende Erkundigungen ein, stellte Nachforschungen an, tâtait le terrain in dem einen oder anderen Ressort — nicht auf dem Wege papierner Rescripte, sondern persönlich; er wurde zu Compromissen benutzt, er ebnete die Wege, beseitigte durch sein gewandtes und einnehmendes Wesen Mißverständnisse u. s. w. Nebenbei war er aber auch das treue Echo der städtischen Neuigkeiten und Gerüchte, besonders aus den höheren Sphären.

Hinter allen Uebrigen, in der Ecke am Kamin, hatte sich der Zeitungs-

kritiker Krekow placirt, den der Neffe des Hausherrn seinem Versprechen gemäß mitgebracht hatte. Er war von mittlerem Wuchse und trug einen dichten dunkelblonden Vollbart, von welchem der ganze untere Theil seines Gesichtes und zum Theil auch die Nase bedeckt wurde. Gekleidet war er in ein kurzes Jaquette und sommerlich helle Hosen. Er quetschte in seinen Händen einen weichen grauen Hut und wußte offenbar nicht, was mit sich anzufangen. Er verbarg sich in den Schatten einer Ecke, wohin ihn der Student, nachdem er ihn seinem Onkel vorgestellt, geführt hatte. „Sitz dort! Ich helfe dem Onkel die Gäste zu empfangen; nachher komm ich zu Dir!" sagte er. „Sieh zu, prell mich nicht, sonst zieh ich los!" entgegnete jener.

Nun sah er sich jeden Gast, den Hausherrn, den Autor, die ganze Umgebung an, streifte mit dem Fuß die Kohlenzange, die am Kamingitter klirrte und schien einige Mal aufstehen und wirklich weggehen zu wollen; doch Alles wurde ruhig; die Lectüre begann — und er setzte sich.

Eine Viertelstunde nach dem Beginn der Lectüre erschienen noch drei Zuhörer, zwei junge Militärpersonen und der Dritte ein Civilbeamter; die beiden Ersteren trugen vorsichtig die Säbel in der Hand — und alle drei schlichen sich, à pas de loups, zu dem Kreise hin, nahmen drei Stühle, stellten sie geräuschlos auf den Teppich und ließen sich still auf sie nieder, hinter dem Rücken des Autors.

Niemand beachtete sie, nur der Herr des Hauses drohte ihnen freundlich mit dem Finger und die Fürstin Tezkaja warf einen schnellen Blick auf den Civilisten; er verneigte sich, mehr mit den Augen, sie wiederholte jedoch nicht ihren Blick.

Der Roman fing an mit der Beschreibung eines glänzenden Balles, auf welchem die beiden Hauptpersonen des Romans, oder der Held und die Heldin erscheinen; er — ein Graf, sie — eine Fürstin. Sie ist ein leuchtender Stern der großen Welt, vermöge ihrer Schönheit, Eleganz und ihres Geistes. Er, eine hübsche, gewandte, ebenfalls glänzende Erscheinung, ist Offizier in einem der ersten Garderegimenter.

Unter der Maske der Wahrung des strengsten Anstandes, zügelt er kaum die Gluth der Leidenschaft für seine Fürstin: er sucht ihren Blick, will ihr etwas sagen; doch sie scheint ihn nicht zu bemerken, und wie die Tatiana des Onegin umhüllen sie Kälte und Unnahbarkeit. Er ist entsetzt: woher kommt eine solche Veränderung! Noch vor so kurzer Zeit, vor etwa drei Tagen, ruhte ihr Blick auf ihm so voll von Theilnahme, hörte er die leisen Worte zarter Leidenschaft — und jetzt auf einmal sieht sie ihn nicht einmal an! Was ist vorgefallen? Er ging, der Fürstin folgend, aus einem Saal in den andern und erspähte einen Moment, um zu erfahren, was diese

Veränderung bedeute, woher bei ihr diese Unruhe, in ihrem Gesicht dieser Ausdruck von Zurückhaltung und Leiden stamme.

„Ich habe Sie eine ganze Ewigkeit nicht gesehen — und nun, welch ein Empfang!" sagte er mit sanftem Vorwurf zu ihr herantretend, als sie allein war.

„Ich habe Sie noch gestern gesehen," entgegnete sie trocken, ohne ihn anzusehen.

„Wo? wann?"

„Ich fuhr über die Brücke, über die Fontanka und sah von Weitem, wie Sie auf dem Uferdamm spazierten . . . mit einer Dame, schien es . . . nicht wahr?"

„Ja . . . wirklich . . ." sagte er stockend.

„Wer ist diese Dame? Kein Geheimniß?" fragte sie nachlässig, den Fächer bewegend. Er antwortete nicht sogleich, er wollte auch nicht antworten, aber es war nicht zu umgehen.

„Das . . . das . . . . war M-me Armand . . . . eine französische Schauspielerin."

„Ah!" sagte sie kühl und sah ihn unverwandt an.

„Ich begegnete ihr unvermuthet und ging etwas mit ihr . . ."

„Ich verlange keine Erklärungen und Einzelheiten!" unterbrach sie ihn trocken und ging weg.

Er verfolgte sie, wie sie, bald mit Einem, bald mit dem Anderen sprechend, zu dem Fräulein Lydia N. ging und sich neben sie setzte.

„Ich bin gestern zu Ihnen gekommen, chére Lydia, ungefähr um drei Uhr, aber Sie waren nicht da; wo waren Sie?" fragte sie.

„Ja, Maman sagte es mir; es that mir sehr leid . . . ich hatte nothwendiger Weise ausfahren müssen . . . ." antwortete Lydia, sagte aber nicht wohin.

„Mir war es so vorgekommen, als ob ich Sie auf der Straße gesehen hätte und ich kam an zu Ihnen, um zu erfahren, ob ich mich nicht getäuscht hätte?"

Sie sah Lydia an und bemerkte, daß diese verlegen wurde. Auch das Gesicht der Fürstin änderte seinen Ausdruck.

„Mon Dieu!" rief jede von ihnen innerlich aus.

„Sollte sie es wirklich bemerkt haben!" dachte Lydia.

„Das war sie!" dachte die Fürstin.

Der Ball ging zu Ende, die Fürstin machte sich auf und wandte sich zum Ausgang; der Graf kam ihr zuvor; er reichte ihr die Hand.

„A demain . . . n'est-ce pas? Puis-je vous suivre!" murmelte er.

Sie nahm nicht seinen Arm.

„Vous croyez vous adresser à Lydie N., peut-être?“ sagte sie: „vous vous trompez; la voilà!“ Sie wies mit dem Fächer hin, wo Lydia saß. „Restez auprès d'elle. „Général! donnez moi votre bras!“ wandte sie sich an einen vorübergehenden General und ging an seinem Arm die Treppe hinunter, ohne dem Helden einen Blick zuzuwerfen.

Er blieb erstarrt dort stehen und kehrte dann langsam in den Saal zurück; er sah Lydia an; sie war eine reizende junge Blondine, in der Blüthe der Jahre, schlank, graziös, mit klugen Augen, einfach und geschmackvoll gekleidet.

Er sagte ihr irgend eine banale Phrase und sah ihr aufmerksam in die Augen, in der Hoffnung, sie werde vielleicht die Anspielung der Fürstin aufklären.

In ihren Augen sprach sich wirklich etwas Besonderes aus; ihr Blick irrte zerstreut umher, blieb auf keinem Gegenstande haften; offenbar waren ihre Gedanken nicht hier. Sie war nachdenklich, fast traurig, wahrscheinlich rührte das her von dem flüchtigen Gespräche mit der Fürstin. Aber der Graf hatte dieses Gespräch nicht gehört, und wenn er es auch gehört hätte, so hätte er damit doch nicht den Schlüssel zu der Anspielung der Fürstin gewonnen.

Nachdem der Graf etwa eine Minute vor ihr gestanden hatte, ging er zum Ausgang und traf auf der Treppe einen Adjutanten, den Baron W., der sich dort aufgehalten und die Scene des Abschieds mit der Fürstin angesehen hatte: wie sie den Arm des Grafen nicht annahm und mit dem General ging. Der Baron war ihr nachgeeilt und nachdem er sie nebst dem General bis zur Kutsche begleitet hatte, kehrte er auf den Ball zurück. Die Fürstin war ihm nicht gleichgiltig und er konnte den Grafen als begünstigten Nebenbuhler nicht leiden. Der Graf verstand seine Lage und verzieh ihm, d. h. er war gleichgiltig gegen seinen Haß, doch jener, wie Shakespeares Jago, suchte eine Gelegenheit, sich an ihm zu rächen.

Der Graf indessen, gemartert von der Kälte der Fürstin, schrieb ihr einen Brief, in welchem er auseinandersetzte, wie er am Tage vor dem Ball Mme. Armand getroffen habe, als sie aus einem Hause trat und ihre Kutsche nicht vorfand; er stieg aus dem Schlitten und ging mit ihr zu Fuß längs dem Quai der Fontanka bis zum Newski-Prospect, wo sie sich auch trennten; er bot ihr seinen Schlitten an und sie fuhr weg. Er fügte hinzu, daß diese Mme. Armand der ganzen jeunesse dorée St. Petersburgs bekannt sei, daß sie zu einer bekannten Persönlichkeit in nahen Beziehungen stehe, daß solches die ganze Stadt wisse, und daß gegen ihn Verdacht zu hegen sowohl der Fürstin als auch seines Charakters unwürdig wäre u. s. w.

Er fügte aber nicht hinzu, wie lustig er mit der Französin geplaudert,

sich zu ihr geneigt, gescherzt, gelacht, mit ihr ein lebhaftes Gespräch, wie auf dem Maskenball, geführt hatte.

Die Fürstin jedoch hatte das gesehn; von der Brücke kommend hatte sie den Kutscher halten lassen und war dem Spaziergang Jener unverwandt gefolgt; sie sah sie von hinten und konnte nicht das Gesicht der Dame zu sehen bekommen; sie sah nur ihre Gestalt und ihren Wuchs — das Alles war Lydias Gestalt und Wuchs auffallend ähnlich, besonders zwei lange Locken waren genau ebenso wie bei Jener: von derselben Farbe und ebenso unter dem Hute zurückfallend, glitten sie ihr über die Schultern. Die übrigen Merkmale soufflirte die Phantasie, d. h. die Eifersucht; die Fürstin fand auch den Gang der Dame übereinstimmend, ferner daß ihr Zobelpelz und alles wie bei Lydia sei.

Hier ging der Verfasser des Romans auf eine feine psychologische Analyse der Eifersucht ein: wie sie alle kleinen Merkmale beobachte, viele selbst schaffe, sie gruppire, und der Seele ihres Opfers eine Hölle bereite.

Die Fürstin hatte sie lange mit den Augen verfolgt und sich dann zum Hause der Lydia N. fahren lassen, um sich Gewißheit zu verschaffen, ob sie zu Hause sei oder nicht, und hatte sie nicht vorgefunden. Das war der Grund, weshalb sie Lydia fragte, wo sie gewesen sei? Lydias Verlegenheit bestätigte ihre Vermuthung, und die blinde Eifersucht verwandelte sie in feste Ueberzeugung.

Sie verbannte die heilsamen Zweifel, die in ihrem Geiste Zutritt suchten in der Form von Fragen: „Wie wird Lydia, eine junge Dame, die zur besten Gesellschaft gehört, die Eltern hat — Leute mit einer Stellung und Verbindungen in der großen Welt, — wie wird sie plötzlich ihren Ruf aufs Spiel setzen, allein von Hause fahren zu einem geheimen Stelldichein, zu Zweien mit einem jungen Manne, den alle kennen, öffentlich spazieren gehen?“ Die Fürstin verscheuchte diese Fragen, wie „lästige Fliegen“, nach den Worten des Autors, weil die Eifersucht, so bald sie einmal den wichtigsten Stützpunkt, die gesunde Logik verloren hat, wie jedes Fieber, d. h. jede Leidenschaft, sich von Hallucinationen nährt und unterhält und sich selbst eine Reihe von Foltern schafft. Nun eben fiel es der Fürstin auch ein, daß Lydia schon 20 Jahre alt, ihr Vater ganz vom Dienst in Anspruch genommen, die Mutter aber eine kränkliche Frau sei, und sie mit ihr nicht ausfahren könne; daß Lydia mit einer Gesellschafterin, oft aber auch allein ausfahre; daß auf ihr sogar die Pflichten der Haushaltung ruhen und daß sie — kein Vorbild für viele andere junge Damen, — ein bedeutendes Maaß von Selbständigkeit genieße. Alle Welt wußte das, aber Niemandem kam es in den Sinn, in ihrem Verhalten etwas Geheimnißvolles und Verdächtiges zu sehen: das hatte im Widerspruch gestanden zu dem Charakter ihrer Person,

ihrer Erziehung und dem sittlichen Zuschnitt und Ton ihres ganzen Hauses und ihrer allgemein geachteten Familie.

Jedoch die Fürstin hörte nicht auf diese Stimmen der Vernunft; in ihren Augen funkelte eine rothe Flamme, im Innern brannte es.

„Weshalb gerieth sie denn in Verwirrung, als ich andeutete, daß ich sie gesehen? Weshalb erzählte sie nicht bis zu Ende, wo sie gewesen sei?" so quälte sie sich mit Fragen . . . „ja, sie war es! doch Paul sagt . . . nein, was ist Paul: c'est un traître de la plus pire espèce!" so verurtheilte sie ihn bei sich: — „er wollte mich überreden, es sei Mme. Armand gewesen! mit der wäre er auch nicht gegangen: er verachtet diese . ." Das Epitheton sprach sie nicht aus.

Sie verwünschte es, daß sie dem dahinspazierenden Paare nicht nachgeeilt war, den Grafen angehalten, die Dame sich in der Nähe angesehen hatte, sondern in Lydias Haus geeilt war. „Dann wüßte ich jetzt Alles!"

Sie meinte nicht, muthmaßte nicht einmal, daß der Graf bei der Zusammenkunft mit Lydia weit ging, daß sich in diesen Zusammenkünften etwas barg, ähnlich dem, was zwischen ihr und dem Grafen bestand . . . nein, sie sah in dieser zarten Neigung des Grafen zu Lydia das Morgenroth — — nicht einer flammenden Leidenschaft, sondern einer jungen frischen, so zu sagen legitimen Liebe, jener Liebe, welche den ganzen Menschen ergreift und sein ganzes Leben durchwärmt. Und sie sollte weichen, nachdem sie ihn eben erst selbst unterworfen hatte, diesen Ritter der Ehre, männlicher Schönheit und einer gewissen Macht der Seele und des Charakters — — und ihn einer Anderen abtreten, einer kaum Erblühten, die noch nicht zu leben angefangen hatte.

„Jene", überlegte sie, — „hat noch das ganze Leben vor sich: ihr Antheil am Glück wartet auf sie! aber sie nimmt ihn Ihr, zerstört ihre Leidenschaft und mit der auch sie selbst, die Fürstin: da ihr ja nichts weiter im Leben bleibt . . nein, nein! und er! er vergilt ihr mit Verrath für Alles . . . welche Niedrigkeit! welche Niedrigkeit!

Sie schauderte zusammen, sich nach dem Balle im Bette hin- und herwendend und schlief erst gegen Morgen ein.

Nachmittags meldete man ihr, daß Baron W., der Adjutant, gekommen sei. Obgleich sie längst seine Gefühle und Absichten in Bezug auf sich kannte, war sie ihm ausgewichen und hatte ihn ungern und selten empfangen; jetzt aber ließ sie ihn bitten einzutreten.

Sie erschrak, als sie sich im Spiegel sah, und versuchte mit etwas Puder und selbst mit etwas Schminke die Spuren der schlaflosen und qualvollen Nacht zu verdecken. Der Baron war nicht absichtslos gekommen; er hatte gestern gewisse Symptome einer Entzweiung zwischen der Fürstin und

dem Grafen aufgefangen, hatte die Scene ihres Abschiedes, und darauf das Gespräch mit Lydia N. beobachtet und von dieser, nach der Abfahrt der Fürstin, geschickt ausgekundschaftet, was die Fürstin ihr gesagt hatte. Jene hatte naiv geantwortet, die Fürstin habe geglaubt, sie auf der Straße gesehen zu haben und sei zu ihr angekommen, um zu erfahren, ob sie sich nicht getäuscht habe; nichts weiter. Der Baron aber hatte sich das ad notam genommen und war zur Fürstin gefahren, um auszuforschen so viel als möglich; bei ihm regte sich schon der Gedanke von der Möglichkeit eines Bruches zwischen dem Grafen und der Fürstin; da mußte man nachhelfen, es zu Ende führen — und . . . und . . . Mit einem Wort die Gedanken begannen ihr Spiel in seinem Kopfe.

Es kostete ihm keine Mühe zu erfahren, wie die Sache stand; nach einigen leeren Phrasen über den gestrigen Ball fragte die Fürstin selbst: ob er Mme. Armand kenne? er sagte natürlich, daß er sie kenne, wie viele Andere, d. h. wie der ganze Kreis der jeunesse dorée; daß er bisweilen bei ihr sei; daß sie eine sehr lebhafte, verständige, liebenswürdige Dame sei; und fragte schließlich seinerseits, woher sie sich so sehr für jene interessire.

„So!" sagte die Fürstin: „ich sah sie auf der Straße, fragte, wer es sei, und man nannte sie mir . . weiter nichts." Der Baron sagte nichts, er hatte schon den Faden in den Händen — und fuhr, sich von der Fürstin verabschiedend, direct zu Mme. Armand — um dort anzuklopfen, diese Geschichte aufzuklären und auf sie seinen Operationsplan zu gründen.

Er erfuhr ohne Mühe von Madame Armand, daß sie kürzlich dem Grafen begegnet sei, mit ihm auf dem Quai der Fontanka gegangen und in seinem Schlitten nach Hause gefahren sei.

Dem Baron wurde Alles klar; was er weiter mit der Französin gesprochen hatte, blieb unbekannt; als aber nachher die Fürstin vorsichtig, indirect, durch ihr ergebene Leute, aus der dritten Hand, Erkundigungen über ihren Spaziergang mit dem Grafen einzuziehen suchte, Mme. Armand jurait ses grands dieux, daß sie ihn nicht getroffen und nicht mit ihm gegangen sei.

Hier beginnt die complicirte dramatische Verwickelung des Romans. Vor allem kamen die bis dahin nur gemuthmaßten Beziehungen der Fürstin zum Grafen stark ins Gerede; darauf durchzog die Gesellschaft ein dumpfes, im Geheimen, man wußte nicht von wem (natürlich vom Baron) in Umlauf gesetztes Geflüster von einem einsamen Spaziergang der Lydia mit dem Grafen; man fing an, sie mit einer sonderbaren Neugierde anzusehen, die sie wiederum durchaus nicht auf einen Spaziergang mit dem Grafen, von dem sie ja auch nichts ahnen konnte, sondern darauf bezog, daß man, wie sie voraussetzte, ein Geheimniß von ihr erfahren habe.

Ihr Geheimniß bestand aber in Folgendem: Sie besaß vom Pensionat her eine vielgeliebte Kameradin Lisa F., welche wegen ihres Verstandes und ihrer sympathischen Geistes- und Herzenseigenschaften ihre beste Freundin war; sie waren zusammen aufgewachsen, erzogen worden und zusammen in die Welt eingetreten. Lisa F. lebte nach dem Austritte aus dem Pensionat in Lydias Hause, da sie kein Vermögen hatte; ihre Mutter, eine Wittwe, lebte selbst auf dem Lande bei ihrer leiblichen Schwester und überließ der Tochter ihre Pension von tausendzweihundert Rubeln; Beide konnten nicht mit diesen Mitteln in St. Petersburg auskommen, und Lisa fand ein Obdach in der Familie der Lydia N., als ihre beste Freundin, fast als ihre Schwester.

So sah auch die Welt sie an, in zwei Wintersaisons erschienen sie überall unzertrennlich; zur dritten Saison war plötzlich Lydia allein da; Lisa F. war zum Sommer zu ihrer Mutter gereist und nicht vom Lande zurückgekehrt.

So wurde im Kreise ihrer Bekannten erklärt — weiter nichts. Weder Lydia noch ihr Vater und ihre Mutter ließen sich weiter darüber aus; das rief einigen Argwohn hervor. Man begann Erkundigungen einzuziehen und erfuhr, auf dem Lande, bei der Tante, habe sich mit Lisa ein Roman abgespielt und solche Folgen nach sich gezogen, daß die Tante sie nicht bei sich behalten wollte, Lisa sei nun nach St. Petersburg zurückgekehrt und lebe mit ihrer Mutter in dumpfer Abgeschiedenheit in einer kleinen Wohnung in großer Dürftigkeit.

Das hatten alle erfahren, kritisirt und über Lisa ein schonungsloses Urtheil gefällt. Man hörte auf in der Welt über Lisa zu sprechen; nie wurde ihr Name auch in Lydias Hause genannt; Alle waren gewissermaßen überein gekommen, sie zu vergessen und vergaßen sie auch zuletzt; nicht vergessen konnte jedoch Lydia in ihr ihre beste, einzige Freundin — und vergaß sie nicht. Sie hielt sich nicht für berechtigt, über jene Richterin zu sein, und bewahrte nicht nur die zärtliche Neigung für Sie, sondern verdoppelte sie, umgab sie mit ihrer Fürsorge, Trost, Hilfe — mit Allem dem, was das arme, von der Liebe betrogene, aus dem privilegirten Kreise ausgestoßene Mädchen, jetzt so sehr brauchte. Die Freundschaft ließ sie nicht im Stich; Lydia erklärte ihren Eltern, daß sie ihre Freundin in der Armuth und Noth, wo ihr gerade eine Freundin unentbehrlich sei, nicht verlassen werde.

Der Vater umarmte sie, die Mutter fing an zu weinen: Beide überließen ihr zu thun, was das Herz ihr eingebe; sie liebten und bedauerten selbst die Lisa; nur beschworen sie sie, es im Geheimen zu thun, sich in Acht zu nehmen und nicht die Satzungen der Gesellschaft zu verletzen.

Lydia widmete einmal in der Woche ihrer Freundin einen freien Abend oder Vormittag, bisweilen einen ganzen Tag und fuhr in einer Mieth-

kutsche, Abends in Begleitung einer treuen und verschwiegenen Stubenmagd, am Tage — allein, zu der kleinen Wohnung in der entfernten Straße, zu ihrer lieben theuren Lisa F.

Am Tage vor dem Balle hatte sie dort den Vormittag verbracht, und das war eben der Grund ihrer Befangenheit, als die Fürstin ihr sagte, sie habe sie auf der Straße wo gesehen.

Die gekränkte Fürstin empfing den Grafen nicht und antwortete nicht auf seine Briefe; nur auf einen von ihnen, den sie ungeöffnet zurückschickte, schrieb sie mit Bleistift: „vous avez menti. Adieu!" Er war entsetzt; das Urtheil der Welt verschonte sie auch nicht; sein Gerede drang bis zu ihr und mit den ersten Strahlen des Frühlings reiste sie auf ihr Familiengut ab, schloß sich mit einer Gesellschafterin auf dem Schloß ein und fuhr nirgend wohin aus.

Lydia ertrug auch nicht die Seitenblicke, das Lächeln, das Geflüster... Sie wurde krank; ihre Eltern waren in Verzweiflung und schickten sie zuletzt mit einer alten Tante ins Ausland. Die Welt hatte ihr wirkliches Geheimniß nicht erfahren und heftete nur, wie der Autor des Romans sich ausdrückte, den Namen des Grafen an den ihrigen, „wie eine Etiquette an ihre Schleppe", ohne einstweilen weiter etwas sagen zu können.

Der Graf hielt auch nicht die Folter aus; er entschloß sich zu einem kühnen Schritt, nahm Urlaub ins Ausland, kleidete sich um in Civil, schlug sich irgendwie durch zum Gute der Fürstin, ließ sich in einem Dorf nieder und streifte jeden Tag in der Dämmerung mit der Flinte auf der Schulter, um den Park der Fürstin. Endlich erblickte er sie, wie sie in tiefem Sinnen auf einer Bank unter einer Ulme saß; daneben auf dem Grase lag ein Buch; er näherte sich ihr leise durch das Gebüsch von hinten: plötzlich fiel ihr Hündchen ihn an, fing aber, als es ihn erkannte, freudig an zu winseln und schmiegte sich an ihn.

„Wer ist da?" fragte erschreckt die Fürstin.

„Ich!" sagte er, indem er auf den Rasen niederfiel und ihre Hände an seine Lippen drückte. „Verzeihung!"

„Sie . . . Du . . . Sie!" rief die Fürstin fassungslos und brach in Thränen aus . . . Weßhalb? aus Unmuth? aus gekränktem Stolz? nein, vor Freude, vor lauter Glück!

„Ich erwartete Dich, ich wußte, daß Du kommen würdest!" flüsterte sie seine Küsse erwidernd. „Wenn Du nicht gekommen wärest, hätte ich Dir nicht vergeben . . ."

„O Seligkeit! o Himmel!" wiederholte er u. s. w., u s. w.

Sie verbrachten nun im Geheimen in dieser Einsamkeit einen Sommer, wie, nach den Worten des Verfassers, weder sie noch er ihn je erlebt hatte.

Sie verlangte von ihm nicht einmal eine Aufklärung der Episode des Spazierganges mit M-me Armand und hielt ihm mit der Hand den Mund zu, als er davon zu stammeln anfing.

„Hier mit mir selbst allein, bin ich auch selbst der Wahrheit auf den Grund gekommen, und nur . . . weibliche Schüchternheit hinderte mich, Dir zu schreiben; ich wußte, daß Du kommst!"

Dabei sank er auf den Teppich oder auf das Gras und fiel mit dem Hündchen zusammen ihr zu Füßen.

Er kehrte nach St. Petersburg zurück, wo er angab, er sei zur Ordnung von Geschäften auf sein Gut verreist gewesen und begab sich dann ins Ausland; die Fürstin aber schloß sich wieder auf ihrem Gute ein.

Im Roman hatten, abgesehen von dem Helden selbst, der Heldin und dem Fräulein Lydia, noch große Rollen bekommen: ihr Vater, ein kluger Verwaltungsbeamter, ferner ein verabschiedeter General, mit festem, eigensinnigem, einigermaßen galligem Charakter, und endlich der gemeinsame Freund des einen wie des anderen — der „gesunde Verstand" dieses ganzen Kreises, ein ältlicher Fürst.

Die ganze Gruppe von Vertretern der alten Generation im Roman war ausgezeichnet durch Weltklugheit, Begriffe von Ehre und durch ritterliches Wesen.

In der jüngeren, ihnen zunächst stehenden Generation, ihren Kindern und Neffen, noch jungen Offizieren, spiegeln sich deutlich die erblichen Charakterzüge der Aelteren, ihrer Denkweise und ihrer traditionellen Anschauungen. Beide Reihen stellen zwei parallele Generationen eines gewissen sogenannten höheren Kreises dar.

Das vorherrschende Element im Roman ist das militärische; die Civilpersonen nehmen eine Stellung zweiten Ranges ein.

Unter anderem ist ein ganzes Capital der Beschreibung der Truppenmanöver zwischen Gatschino, Krassnoje Sselo und Pawlowsk gewidmet. Stellenweise werden Züge aus dem Leben, den Sitten und den Gewohnheiten der Militärpersonen höherer Kreise angeführt.

Die Frauenwelt ist auch reich an Personal; im Vordergrunde erscheinen außer den jugendlichen Heldinnen — der Fürstin und Lydia, einige Matronen aus der Gesellschaft, zwei Fürstinnen, die Eine — ernst und tugendhaft, die Andere — eitel und geschwätzig, dann noch die Mutter des jungen Mädchens, die Mutter des Helden und Andere.

Unter den handelnden Personen sind fast gar keine aus anderen niederen Sphären; nur auf dem Lande erschien als unerwarteter Verehrer der Fürstin ein Kreisarzt. Als er ihre „Melancholie", wie er sich ausdrückte, bemerkte, fing er an sie zu versichern, sie könne zu einer ernsten Krankheit führen und

ihm sei es vom Schicksal vorausbestimmt, sein ganzes Leben der Erhaltung „ihrer kostbaren Tage" zu weihen. Als aber mit der Ankunft des Grafen ihre „Melancholie" augenblicklich verschwand, empfing die Fürstin nicht mehr den Arzt, und er begann nun seinerseits wie der Graf, mit der Flinte um den Park zu schweifen — aber natürlich erfolglos.

Von niederem Beruf war in dem Roman Niemand. Der Autor hielt sich beständig auf der Höhe des oberen Gesellschaftskreises und der feinen Bildung.

Die Fürstin begab sich incognito auch ins Ausland — und vereinigte sich in irgend einem abgelegenen Winkel mit dem Helden.

Im Auslande spielt die Handlung theils in deutschen Bädern, theils im südlichen Frankreich und in Italien. Der Roman war reich an Naturschilderungen, an anmuthigen und keuschen Liebesscenen, feinen Bemerkungen über die Kunstwerke in den Museen u. s. w.

Nachdem der Held und die Heldin ihre Leidenschaft gesättigt haben, fangen Beide schließlich an, etwas Mißliches in ihrem Verhältniß zu einander dunkel zu fühlen; außerdem gewahrt die Fürstin an ihrem Freunde zuerst eine Müdigkeit und dann auch seine Sympathie für Lydia, die er irgendwo in Paris und später auch in der Schweiz mit ihrer Tante getroffen hatte.

Der Graf hatte inzwischen seinen Urlaub längst überschritten und war aus dem Dienst entlassen worden; er war so von der Leidenschaft zur Fürstin besessen, daß er nicht einmal die gewöhnlichen Formalitäten erfüllte und um Verlängerung des Urlaubs nachsuchte; auch wollte er dieses nicht thun; gesetzliche Gründe hatte er nicht: er war gesund, keinerlei Geschäfte hielten ihn im Auslande zurück — und lügen, Vorwände erdenken, lag nicht in seinem Charakter. Er hatte einen Grund, den schwerwiegendsten nach den Gesetzen der Ehre — die Pflicht, alles einer Dame zum Opfer zu bringen, welche für ihn alles geopfert hatte — und zur äußersten Verzweiflung seiner Mutter und allen militärischen „gros bonnets" seines Kreises unterwarf er sich diesem Gesetze.

Als aber nach vielen in der Einsamkeit verbrachten Monaten die gesättigte Leidenschaft sich beruhigt hatte, dann schwächer wurde und endlich ganz schwand, — da verließ die Heldin heimlich den Helden und gab ihm damit seine Freiheit zurück.

Wenn gleich der Graf und Lydia sich einander noch nicht genähert hatten, so waren die ersten Zeichen einer Annäherung doch schon bemerkbar; bei den häufigen Begegnungen an stillen, einsamen Orten, inmitten der Naturschönheiten, hatten sie immer tiefer eines in das andere die Blicke versenkt, so daß man schon das „Morgenroth" der Liebe voraussehen konnte, welche die Fürstin in Ausbrüchen der Eifersucht vorausgeahnt hatte.

Einstweilen schloß der Roman damit. Mehr war, wie der Verfasser sagte, noch nicht geschrieben.

Nachdem der Autor die ersten Capitel gelesen hatte, schlug er vor, sich zu erholen. Die Zuhörer erhoben sich schweigend von ihren Plätzen, als ob sie nachdächten, was sie über die ersten Capitel sagen sollten — und sie sagten nichts; hier gähnte einer ein wenig, dort rührte einer die Füße, nur Lilina wiederholte mit strahlendem Lächeln «trés joli», und die junge Gräfin, Fräulein Sinewskaja preßte ihrer Mutter die Hand, sah ihr mit feuchten Blicken in die Augen und stand mit ihr zusammen vom Divan auf.

Der Schriftsteller und die Gräfin fingen an im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Gräfin, Sie werden mir jetzt wohl noch nichts sagen?" fragte er.

„Ich werde auch später nichts sagen — wozu?"

„Wissen Sie nicht, wie hoch ich ihre Meinung schätze."

„Ich habe keine Meinung, sondern nur Eindrücke."

„Sagen Sie mir ihre Eindrücke".

„Das verstehe ich nicht, man muß sie errathen."

„Aus den Augen der Sphinx zu errathen ist schwer, es sei denn, daß Ihr Lächeln etwas verräth, das ist gütiger als ihre Augen . . ."

„Hoffentlich nicht gütiger als Lilinas Lächeln; sehen Sie hin, sie strahlt geradezu, sie brennt vor Ungeduld, Ihnen ihre Eindrücke mitzutheilen!"

Er zuckte mit den Achseln und näherte sich Tscheschnew.

„Was sagen Sie, Dimitri Iwanowitsch?" fragte er den alten Herrn, der nachdenklich den Kopf gesenkt hatte.

„Nichts — ich höre noch immer", antwortete jener kurz.

Die Zuhörer, die gruppenweise zusammenstanden, sprachen von ganz Anderem; etliche gingen zum Buffet „sich zu erfrischen", der Eine mit Selterswasser und Champagner, der Andere einfach mit Champagner; andere entfernten sich in das Cabinet des Hausherrn, um eine Cigarette zu rauchen.

Der verspätete junge Civilbeamte schlich zur Fürstin Tezkaja hin und küßte ihre Hand mit den Worten: „Ma tante!"

„Ach!" schrie sie auf und zuckte zusammen.

Er lächelte bedeutsam ihrer Tochter zu.

„Eh bien?" fragte diese kaum hörbar.

„C'est fait, ma cousine!"

„Où donc?"

„Dort im Vorhause, in Ihrem Mantel".

„Merci!"

Unterdessen wurde Thee, Gefrorenes und Confect gebracht; Grigori

Petrowitsch bot dem Autor Mandelmilch und Limonade an, fragte ihn, ob er nicht Champagner in Selterswasser wünsche und brachte ihm schließlich eine Dose mit durstlöschenden Plätzchen, die er im englischen Magazin gekauft hatte.

„In London, im Parlament," erklärte er, „hat jeder Redner beständig eine solche Dose in der Tasche! Ich werde sie auch in das Conseil mitbringen!"

„Gehst Du darauf aus, dort Reden wie im Parlament zu halten?" fragte ihn sein Freund, der dicke Suchow — und beide lachten.

„Bring sie lieber in den Club, am Sonnabend, zur Erfrischung nach der Fischpastete!" fügte er hinzu.

Uranow beruhigte sich erst, als der Autor Wein mit Wasser getrunken hatte und sich erbot weiter zu lesen, mit der Bemerkung: „wenn es nicht langweilt"!

„Laß mich los oder wollen wir zu Dir hinaufgehen!" flüsterte der Zeitungskritiker Krekow dem jungen Uranow zu, mit einem Seitenblick auf die besternten Herren: „man verplappert sich noch am Ende — von denen da kann es was Schlimmes geben!" Er wies auf die alten Würdenträger.

Der Student lachte.

„Was für ein Unsinn!" sagte er, „wollen wir lieber zum Buffet gehen."

Alle nahmen wieder Platz; die Diener nahmen die leeren Tassen und Untertassen des Gefrorenen weg; Grigori Petrowitsch stellte Crystallvasen mit Confecten auf die Tischchen vor die Damen und kam doch noch dazu, vor den Autor auch eine Dose mit den erfrischenden Plätzchen zu legen.

Fertow überflog wieder alle Zuhörer.

„Comme c'est beau! on se croirait transporté à l'époque d'Homère!" sagte er, bald dem Einen, bald dem Anderen.

„C'est joli!" sprach Lilina ihm nach.

„C'est peu dire joli — c'est sublime!" gab er ihr zur Antwort und wollte sich zu dem Grafen Pestow beugen, um ihm auch etwas der Art zu sagen; aber der Autor warf einen bedeutsamen Blick auf ihn und er beruhigte sich.

Außer Tscheschnew waren noch zwei von den Gästen nicht von den Plätzen aufgestanden: das waren, der ältliche Belletrist, wohl aus Faulheit; er streckte nur die Füße etwas nach vorn, als ob er sich reckte; und Iwan Iwanowitsch Kaljanow, der College des Verfassers, war in seiner Stellung geradezu erstarrt.

Sogar der dicke Suchow, auch er ging sich „erfrischen" und trank ein Glas Selterswasser mit Champagner — „wegen des Asthma", sagte er.

Beim Buffet bot der Hausherr auch Krekow zuvorkommend an, sich zu „erfrischen".

„Das wird nicht schaden!" sagte jener und trank ein Glas Champagner.

Kaljanow wußte wirklich nicht, wie ihm geschah; seine Hoffnung auf eine Mystification war zu Grunde gegangen — das sah er deutlich; weder eine Perlustration von Projecten, noch Ergänzungsetats, keinerlei Kostenanschläge, nichts, Derartiges kam im Roman vor; und was darin vorkam, war ihm fremd und sogar zuwider, etwa wie irgend ein kindischer Zeitvertreib.

Als er die Maturitätsprüfung für die Universität, in die Facultät der Staatswissenschaften, unter anderem auch in der Literatur ablegte, hatte er die Namen Walter Scott und Balzac, von den unseren: Sagoskin und Lashetschnikow — im Gedächtniß; später waren ihm in Zeitschriften die Namen George Sand und Victor Hugo vorgekommen, er erinnerte sich des Aufsehens, welches die „Tochter des Capitäns" von Puschkin und darauf die Romane von Lashetschnikow, Lermontow und Gogol gemacht hatten. Aber da er den praktischen Standpunkt dienstlicher Beschäftigungen eingenommen hatte, las er weiter nichts mehr dergleichen und sah die Romane an . . . ja er sah sie eben gar nicht an. Er hielt das für eine weibliche, oder wie er sich ausdrückte, eine Weiberangelegenheit und sah finster drein, wie bei seiner Schwester, einer alten Jungfer, eine ganze Ecke, wie mit Brennholz, mit russischen und französischen Romanen vollgepfropft war.

Und nun mit einmal ladet man ihn ein, einen Roman zu hören — und verlangt noch eine Kritik von ihm.

„Was werde ich ihm sagen?" überlegte er bei sich. — „Er wird unbedingt fragen — aha! da sieht er schon auf mich hin! Einfach sagen, „es taugt nichts", das wäre das Bequemste und Aufrichtigste von meiner Seite — aber es geht nicht, wenn auch die Courage dazu vorhanden wäre; man muß erklären, weshalb es nichts taugt. Zu sagen: „sehr gut" — ich würde mich auch dazu hergeben: aber wenn es dann heißt: was ist daran gut und weshalb denn! Wann aber Romane gut sind und wann nicht — das weiß der Teufel! Nein, nicht der Teufel allein: dieser Journalist hier, mein Nachbar, weiß es auch; auch jener dort, der wie ein Faulpelz aussieht — auch er weiß es; auch der alte Tschetschnew sitzt da, als ob er eine Messe anhört — man sieht, auch er fühlt sich geborgen!"

Neidisch sah er auf den einen und anderen der Zuhörer und versuchte aus ihrem Gesichtsausdruck abzulesen, was ihnen gefalle und was nicht, um sich danach eine Art von Vorrath erborgter Eindrücke zurechtzulegen und fuhr dann fort stumpf und gespannt hinzuhören.

Der Autor hatte unterdessen eine Person nach der anderen vorgeführt, er zeichnete eine Reihe zarter Scenen, Landschaften; abwechselnd strömten erhabene, edle Gedanken; es blitzten die Funken des Geistes und die zarten

Laute des Gefühls ließen sich hören, oder es zeigten sich die Schraffirstriche feiner Beobachtung. Alles das verknüpfte sich leicht unter einander, als ob es nach Noten abgespielt werde und zwanglos kamen die Hauptprobleme und Thesen des Autors zum Ausdruck.

Die Helden waren Vertreter der Principien der Ehre, der Menschenwürde und einer hohen Stufe geistiger und sittlicher Entwickelung — und das erstreckte sich auch auf die Vollendung des äußerlichen Auftretens, auf die Fähigkeit in jedem Schritt und jedem Wort Selbstachtung und Achtung der Anderen auszudrücken, auf die anmuthigen, einfachen und natürlichen Manieren, auf die Sprache und alle Formen des Zusammenlebens.

Es war die reine Sphäre der Gentlemen, der Salon des Lebens, wo Kummer und Freude, Sorgen, Mühe und Vergnügen, Gedanken, Wissen, Künste, ja sogar die Leidenschaften sich der strengen Regulirung durch die traditionelle Schule der Höhen des Lebens unterwarfen, die in der europäischen Gesellschaft einer beschränkten Minorität zugänglich ist.

Nichts Vulgaires, nichts von der unreinen, werktäglichen Seite des menschlichen Handels und Wandels war aufgenommen in den Rahmen dieses Lebens, wo alles gesäubert, aufgeräumt, beleuchtet und geschmückt war, wie in den hellen und schönen Sälen eines reichen Hauses. Die Vorhäuser, Küchen, der Hof, mit allen ihren äußeren Natürlichkeiten — nichts dergleichen drang bis hierher durch; es glänzten nur die reinen Höhepunkte des Lebens, wie die Schneegipfel der Alpen.

Der Verfasser las die folgenden Capitel nach den ersten — lebendiger, die Gäste hörten gespannter zu; alle ergriff das Interesse an dem weit in seinem Rasmen sich ausdehnenden Roman.

Nur der Zeitungskritiker Krekow wurde immer ingrimmiger, in dem Maße, als die Handlung des Romans sich entwickelte, ja auch noch der dicke Suchow athmete hörbar vor Ungeduld; während einer Scene, die irgend wo in Italien vor sich ging, sagte er sogar halblaut seinem Nachbar, dem General: „morgen wird es regnen"!

„Wie so?" fragte jener.

„Die Hühneraugen jucken mir. Hast Du Hühneraugen?"

Jener schüttelte verneinend den Kopf.

„Nur Schullehrer und Postillone haben Hühneraugen," fügte er beinahe empfindlich hinzu.

Der Autor und der Hausherr sahen gleichzeitig auf sie hin; sie verstummten und Suchow fing an laut durch die Nase zu athmen.

Die Fürstin Tezkaja fuhr zusammen, als die Scene gelesen wurde, wie die jungen Leute sich allein wieder sahen und bei der Beschreibung eines Duells ließ sie ein nervöses „Ach!" hören.

Ihre Tochter gab etwa sechs Mal ihrem Gesicht den Ausdruck, als ob sie vor Unschuld etwas nicht verstehe.

„Mais elle est prude, ta cousine, so keusche Scenen verträgt sie nicht!" sagte leise ein Offizier zu dem Civilbeamten, als er zweimal einen solchen Ausdruck auf ihrem Gesicht bemerkt hatte.

„C'est vrai! c'est pour cela, que je lui fournis les volumes de Zolà. Il y en a un — dans ce moment, qui l'attend dans l'antichambre: „la Curée". Elle le supporte parfaitement bien . . .

Beide bemühten sich das Lachen zu unterdrücken. Der Hausherr drohte ihnen von weitem.

Der Autor wandte immer häufiger seinen Blick auf die Gräfin Sinewskaja und versuchte ihre Eindrücke aufzufangen.

An schwachen Stellen, bei Längen, irrten ihre Augen zerstreut an den Wänden umher, blieben an ihrer Tochter haften oder sahen hinunter auf den Teppich; und wenn das nicht — so holte sie mechanisch Confect aus der Vase und gab es ihrer Tochter.

Dagegen bei lebendigen Scenen wandte sie kein Auge vom Autor ab, und wo sich Strahlen von Poesie, feine Züge von Beobachtung zeigten und in unerwarteter oder kühner Wendung ein Gedanke hervorblitzte — wurde ihr Blick weich und um ihre Lippen schweifte das ihr eigene aenigmatische Lächeln. Und der Autor las dann zuversichtlicher und begeisterter; wenn wiederum ihre Augenbrauen sich ein wenig zusammenzogen, die Augen den räthselhaften Ausdruck verloren und das Lächeln verschwand — so nahm er einen Bleistift vom Tisch und bemerkte am Rande NB; das bedeutete — schlecht. Auch Tscheschnew ließ bei solchen Stellen entweder den Kopf tiefer sinken oder er legte ein Bein über das andere.

Der Autor bemerkte flüchtig diese kritischen Symptome; der ältliche Schriftsteller strich sich bei schwachen Stellen die Glatze, gleich als ob er sich innerlich dazu Glück wünschte, daß er selbst diese Stellen besser geschrieben haben würde.

Der Autor las die Beschreibung der militärischen Manöver vor; alle erstarben im Schweigen. Der stereotypen Schlachtendarstellung von Truppenreihen — hatte der Autor Feuer eingehaucht, er hatte der geordneten lebenden Masse eine Seele gegeben und dieses Ganze durch ein Gefühl und einen Gedanken organisch verbunden; außerdem milderte er durch mehrere Einzelheiten das Rauhe und Einförmige des Gemäldes.

Die Gräfin Sinewskaja wandte kein Auge vom Autor, Tscheschnew sah ihn auch unverwandt an, offenbar in beifälligem Gefühle.

„C'est bien écrit, n'est-ce pas?" sagte plötzlich, als ob er eben aufwache, der Graf Pestow, indem er die Hand vom Ohr nahm und mit den Augen herumsuchte, an wen er sich wenden könne.

„Très bien écrit! oui, très bien, très bien!“ fielen energisch zwei, drei Stimmen ein, aus der Zahl Derjenigen, welche jede Lectüre, zu der man sie einladet, schön finden.

„Pourquoi n'avez vous pas érit cela en français?“ fragte der Graf, sich an den Autor wendend und die Hand ans Ohr haltend, um die Antwort zu hören.

„Und wie richtig,“ bemerkte ein Offizier, „und er ist doch kein Militär! woher weiß er es?“

„A! c'est une grande capacité! une tête, ce qu'on appelle!“ sagte halblaut der Civilbeamte. „Gehen wir von hier zu Borell? wenn es nur noch nicht geschlossen ist!“ fügte er flüsternd hinzu.

„Bah! on nous ouvrira!“ bemerkte zuversichtlich der Offizier.

„Comme c'est joli!“ sagte Lilina der jungen Fürstin Tezkaja.

„Oui, ch—ar—mant!“ antwortete jene gedehnt, indem sie mit dem Fächer spielte.

„C'est divin! c'est Homère, doublé de Tasse!“ fügte der herbeieilende Fertow hinzu, sich zur Fürstin Tezkaja beugend. „N'est-ce pas, princesse?“

„Ach!“ sagte sie zusammenschauernd.

Fertow fuhr zurück.

„Weiß der Teufel, was das ist, diese Manöver! . . . Kasernen!“ brummte Krekow in der Ecke ziemlich laut, so daß einige sich nach ihm umsahen.

Der Student lachte still vor sich hin. Der Zeitungsredacteur verhielt sich discret und äußerte weder Zustimmung noch Tadel. Der Professor nickte beifällig mit dem Kopfe. Der Freund von Gretsch und Bulgarin, der alte Krasnoperow faltete die Hände auf dem Bauche und langweilte sich offenbar.

In dem Maße, als die Vorlesung ihrem Ende zustrebte, wurde Iwan Iwanowitsch Kaljanow immer ruhiger; er wurde sogar heiter und sah muthiger den Autor und die anwesenden Personen an, dabei hörte er auf die letzten Seiten des Romanes kaum hin, als sei er zu irgend einem kritischen Schlußresultat gelangt.

Um halb zwölf Uhr endigte der Autor, stand auf und verneigte sich ein wenig, sich für die Aufmerksamkeit bedankend.

Stühle wurden laut geschoben, alle standen auf, geräuschvoll applaudirend, am lautesten die, welche am wenigsten zugehört hatten, besonders der dicke Suchow — vor Freude, daß es zu Ende war.

„Mir sind die Beine geschwollen!“ sagte er dem Freunde von Gretsch und Bulgarin, sich die Waden reibend.

Der Hausherr war im Begriff, den Autor dankend zu umarmen; doch dieser lehnte es lächelnd ab.

„Mesdames und Messieurs!“ sagte er, indem er die Hefte in das Portefeuille zurücklegte und es Fertow übergab: „es wäre spät für mich die Stellung eines debutirenden Autors einzunehmen und ich suche nicht Schriftsteller-Lorbeern, sondern biete diesen Versuch meiner Feder einem Freundeskreise einfach als die Frucht meiner Muße; längst wollte ich einige Ideen, Beobachtungen, Erfahrungen und Ansichten aussprechen über unser sociales Leben, unsere Geschäfte, unsere Muße, ja auch Leidenschaften (wie Sie sahen, in der Sphäre, der anzugehören ich die Ehre habe), unter anderem meine Ansichten sowohl über die Kunst und Literatur als auch über Romane, wie ich sie eben auffasse. Ueberdies wählte ich noch den Roman als eine Form, in der ich meine Thesen und Ziele leichter aussprechen und die Zuhörer sie leichter kennen lernen konnten; dies ist der Gesichtspunkt, von welchem ich wünschte, daß meine Zuhörer diese Frucht meiner Muße ansehen möchten! Ich danke nochmals für Ihre Aufmerksamkeit und Geduld!“

Der Applaus verstärkte sich; alle umringten den Autor: einige streckten ihm die Hände entgegen, die übrigen verbeugten sich; nur Krekow sah zornig aus seinem Winkel auf den Autor und die Gäste.

„Merci!“ sagte Graf Pestow dem Autor. „C'est bien écrit!“

„Très bien écrit! tout-à-fait bien!“ fielen die Lobspender ein.

„Vous me donnerez un exemplaire; je le mettrai à côté de J. J. Rousseau.“

„Oui, mon prince, je vous l'apporterai . . .“

Der Autor versuchte sich zur Gräfin durchzuschlagen, die mit ihrer Tochter an ihrem Platze stand und sich zum Wegfahren anschickte; das junge Mädchen blickte mit naiver Bewunderung auf den Schriftsteller, wie auf einen Helden; auf ihren Wangen glühten zwei rosige Flecken, sie preßte vor Aufregung der Mutter beide Hände fest zusammen; die Mutter sah den Autor lächelnd an; auch ihre Augen lachten, offenbar wohlwollend, denn der Autor blickte auf sie mit dem Lächeln eines bescheidenen Triumphes. Sie reichte ihm schweigend die Hand und er drückte sie schweigend.

„Erlauben Sie mir, Sie zur Kutsche zu führen,“ sagte er.

„Merci, sogleich; sie kühlt sich hier etwas ab,“ antwortete die Gräfin, auf ihre Tochter weisend. „Sehen Sie, wie sie erregt ist! da haben Sie einen lebendigen und unverstellten Eindruck! Sind Sie zufrieden?“

„Und was sagen Sie selbst?“

Sie lächelte auf ihre Art.

„Uebrigens, nein, sagen Sie es nicht, es ist nicht nöthig: ich kenne schon Ihre Meinung,“ fügte er hinzu: „ich habe Sie „gesehen“.“

„Schreiben Sie diesen Ausdruck in Ihren Roman," bemerkte sie: „die Meinung gesehen!" er ist charakteristisch, wie der ganze Roman."

Die Gäste standen in einer Gruppe; der Hausherr war irgendwohin verschwunden; die Offiziere und der Civilbeamte schlüpften weg zu Borel, indessen fand der Letztere noch Zeit, seine Cousine daran zu erinnern, daß sie nicht in der Garderobe „la Curée" von Zola vergessen möge, die in ihr Paletot gesteckt war.

Iwan Iwanowitsch Kaljanow drang vorsichtig zum Ausgang durch — noch ein Schritt und er war auf der Treppe, da plötzlich faßte ihn Jemand mit sanfter Hand an der Schulter; er fuhr zusammen wie die Fürstin Tezkaja und sah sich um; es war der Autor.

„Sie gehen fort, ohne ein Wort gesagt zu haben! nein, Sie werden sich nicht losmachen," sagte er, „warten Sie eine Minute, dort ruft mich die Fürstin, ich komme gleich zurück.

Er trat zur Fürstin.

„Charmant, charmant!" sagte sie, zusammenschauernd und blinzelnd: „ich bin sehr befriedigt und auch Kathi hat es gefallen . . . . Catherine, n'est ce pas?"

Die Tochter antwortete mit dem conventionellen Lächeln.

„Nur schade," fuhr die Fürstin nach einer Pause fort, „daß der junge Mann den Dienst aufgegeben hat; er hat seine Carrière verdorben und seine Mutter betrübt!"

„Nun, so etwas kommt ja auch vor," bemerkte der Autor leichthin.

„Ja warum nicht gar: sehen Sie, mit dem jungen Stupizyn — dieselbe Geschichte! Wozu das Schlechte schildern! das muß man verbergen!"

Sie fuhr zusammen, der Autor zuckte mit den Achseln.

„Hätte er lieber um die Andere geworben . . . wie heißt sie doch — Lydia?" sagte sie. „Comme elle est gentille, cette petite Lydie; n'est ce pas, Catherine?"

„Oui, maman, elle est très bien!"

„Heirathet er sie später?" fragte die Fürstin.

„Vielleicht . . . wahrscheinlich . . ."

„Aber wie! die Fürstin . . . was ist denn das mit ihr? allein, auf dem Gut, mit dem Grafen . . . das ist abscheulich! Weshalb haben Sie eine Fürstin eingeführt? lieber eine einfache Person!"

Sie fuhr heftig zusammen; der Schriftsteller begann sich zu verabschieden.

„Attendez donc, noch etwas wollte ich fragen; wie kommt es, daß Lydia hinfährt zu dieser . . . verlorenen Lisa . . ." fügte sie flüsternd hinzu, damit die Tochter es nicht höre, „Supprimez cela!"

Sie seufzte und fuhr zusammen; der Autor trat zu Kaljanow.

„Was sagen denn Sie: sind Sie zufrieden oder nicht?" fragte er.

„Sehr schön," antwortete jener, „was für eine Feder! . . ." er wußte nicht, nach welchem Epitheton zu greifen. „Nur . . ."

„Nur — was? bitte geniren Sie sich nicht, wenn nicht der Dienst, so verpflichtet die Freundschaft Sie zur Aufrichtigkeit. Was haben Sie bemerkt?"

„Dort heißt es bei Ihnen," fing Kaljanow muthig an: „daß der Ostwind Wolken und Regen herbeitreibt . . . ich lebe aber auf dem Landhause, auf der Wyborger Seite, so zu sagen direct unter dem Ostwinde und habe immer bemerkt, daß er gerade klares Wetter bringt. Bisweilen beim Regenwetter erwartet man ihn wie eine Wohlthat . . ."

Der Autor fing an zu lachen.

„Und wann leben Sie auf dem Landhause!" fragte er.

„Jetzt in diesen Tagen ziehe ich um, in der nächsten Woche, sobald nur der Ostwind weht!" antwortete ebenso lachend Kaljanow.

„Und bleiben dort . . ."

„Bis Mitte September, wenn Sie es bewilligen."

„Nein, ich schreibe Ihnen vor, in Sachen des Dienstes bis zum Januar dort zu bleiben," sagte Bebikow: „und zu beobachten, welches Wetter der Ostwind im Herbst bringt!"

Er sah lächelnd den Kaljanow an, der sich nachdenklich ins Gedächtniß zu rufen versuchte, wie unter solchen Bedingungen das Wetter beschaffen zu sein pflegt.

„Aber ich bin Ihnen dankbar," fügte der Autor hinzu: „daß Sie auch den Kleinigkeiten Ihre Aufmerksamkeit zugewandt haben."

„Dafür ist auch alles Uebrige tadellos!" riskirte Kaljanow dem weggehenden Autor nachzurufen, der aber lächelte und warf ihm wie eine Bombe die Phrase als Antwort zurück:

„Darüber reden wir noch mit einander!"

„Da haben wir es!" überlegte er, die Treppe heruntersteigend, „und ich dachte, ich hätte mich schon davon losgemacht! halt, halt!" dachte er nach, „noch irgend welche zwei Bemerkungen waren mir aufgefallen: die eine — ein Schnitzer gegen das Privatrecht, und die andere . . . die andere . . . was war das nur?" Und er fuhr, sehr zufrieden, nach Hause.

Im Saale analysirten die Zuhörer halblaut den Roman, bemüht einander ihren kritischen Tact zu zeigen. Der Autor ging wieder mit der Gräfin auf und ab, indem er auf den Hausherrn wartete, um sich zu verabschieden und wegzufahren; auch die Fürstin machte sich auf, um wegzufahren und legte ihre Arbeit in den Beutel; ihre Tochter legte ihr die Mantille um.

„Et où est Woldemar?" fragte plötzlich die Fürstin sich umsehend.

„Il est parti, maman.“

Die Fürstin schauerte zusammen.

„Und hat uns nicht begleitet!“ sagte sie: „Morgen muß man ihm den Kopf waschen; er ist ebenso unfolgsam wie dieser Offizier, von dem vorgelesen wurde. N'est ce pas?“

„Oui, maman!“

Der alte Tscheschnew kam zum Autor.

„Was sagen Sie, Dmitri Iwanowitsch?“ fragte jener.

„Ich sage, daß Sie eine Heldenthat vollbracht haben. Um zu sagen, wie Sie sie vollbracht haben, müßte man lange reden und hätte wohl auch über dieses und jenes zu streiten; aber daß es eine That ist, dies alles zu sagen, sich kühn dem Strom entgegenzustellen — darüber läßt sich nicht streiten! Sie sind eingetreten für die gesunden Grundlagen der Gesellschaft, für Religion, Sitte, gute Erziehung, für die Reinheit des Geschmackes in der Kunst; nun seien Sie muthig und führen Sie Ihre That zu Ende!“

„Amen!“ sagte die Gräfin.

„Die Heldenthat ist auf Ihrer Seite — es anzuhören!“ fügte lächelnd der immer geschmeidige Autor hinzu. „Wenn Sie die Geduld übrig haben — so werde ich aus ihr die Kraft schöpfen, meine Sache zu vollenden.

Während der Autor in dieser Weise bewillkommnet wurde, machte Krekow sich auf, wegzugehen, aber der Student ließ ihn nicht. Lilina drehte sich um den Autor, um ihm zum zehnten Mal ihr „très joli“ zu sagen. Den Grafen Pestow führten Fertow und ein anderer Gast unter den Armen zum Ausgang.

„Dites-lui, qu' il écrive cela en français!“ sagte der Graf zu den Begleitern.

„Oui, mon prince,“ antworteten sie.

Einige Gäste gähnten ein wenig in die Hand und bereiteten sich auch zum Wegfahren.

„Wo ist denn Grigori Petrowitsch?“ fragte Jemand laut: „hat uns im Stich gelassen und will nicht Abschied nehmen!“

In diesem Moment öffnete sich die Thür aus dem Speisezimmer und es erschien Grigori Petrowitsch mit dem maitre d'Hôtel, der über den ganzen Saal verkündigte:

„Messieurs et mesdames sont servis!“

Einen Augenblick waren alle starr; im Speisezimmer sah man einen langen gedeckten von Candelabern hell erleuchteten Tisch und eine Schaar Bediente.

„Ich bitte! mesdames, messieurs! was ist das — Sie schicken sich an wegzufahren! wie ist das möglich, vor dem Abendessen!

Er stürzte zu den Gästen, zu den Damen, überredete sie, nahm den

Männern die Hüte weg; aber außer Lilina sagten die Damen, ab; auch der Autor entschuldigte sich mit Müdigkeit und sagte ab; er reichte den Arm der Gräfin Sinewskaja und führte sie mit ihrer Tochter zur Kutsche.

Der Hausherr weinte fast; er bewog alle Uebrigen zu bleiben und schob die Widerspänstigen beinahe mit Gewalt ins Speisezimmer; unter ihnen auch den Krekow.

„Versagen Sie mir nicht das Vergnügen mit uns zu soupiren!" bat er ihn höflich.

„Gut, gut," sagte Jener: „Ich bin auch gerade eben hungrig!"

Es war, als hätte er dem gastfreien Hausherrn einen Rubel geschenkt.

„Das ist ja schön!" sagte er, indem er ihm die Hand drückte, „das freut mich sehr. Mitri! führ unseren Gast hinein und gieb Dir Mühe, ihn zu unterhalten, damit er sich bei uns nicht langweile!"

Mitri lachte und führte ihn in das Speisezimmer, wohin mit Lilina am Arme, Tscheschnew eingetreten war, dann auch der Journalist, der Professor, Krasnoperow und alle Uebrigen. Der dicke Suchow und der General waren schon dort und speisten den Imbiß.

Zweiter Theil.

Das Abendessen.

„Meine Herrschaften!" sagte der Hausherr, als alle sich um den Tisch gesetzt hatten: „Jetzt ist die Reihe an mir: Ich bin der Autor von dem Menu des Abendessens; der Koch ist nur der blinde Vollstrecker meines Programms; ich bitte auch meinem Erzeugniß die Aufmerksamkeit zu schenken, mit der Sie die heutige Lectüre beehrt haben. Lies das Menu," wandte er sich an Suchow: „Dort neben Dir liegt es, damit die Gäste wissen, wie sie sich mit ihrem Appetit einzurichten haben!"

Suchow griff nach der Tasche, um seine Brille zu nehmen, aber dort war sie nicht.

„Potage — nids d'hirondelles," sagte er aus dem Kopfe: „Filets d'éléphant und pattés de crocodile à la tortue; légumes — jonc d'Espagne au jus de scorpions . . ."

Alle fingen an zu lachen.

„Pfui wie garstig!" sagte Uranow: „Du vertreibst ja den Appetit!" und las selbst das Menu vor.

Statt des Krokodills und des Elephanten ergaben sich: ein Reh, Sterlet, Wachteln und alle Premièren an Gemüse und Früchten.

Nach den ersten beiden Gängen fing man an über den vorgelesenen Roman zu sprechen. Zuerst gab Lilina ihre Stimme ab.

„Comme c'est joli, n'est ce pas? ich befinde mich noch immer unter dem Eindruck dieser Lecture! ich werde sie wohl nie vergessen! Charmant! Charmant! wiederholte sie mit ihrem kindlichen Lächeln, wie ein kleines Mädchen, dem man eine Puppe geschenkt hat.

„So? gefällt Ihnen das?" fragte Krekow sie spöttisch, „ich gratulire Ihnen: Sie haben einen schönen Geschmack!"

Sie gerieth in Verlegenheit und sah auf die Anderen.

„Sie brauchen nicht verlegen zu werden!" fuhr Krekow fort und aß selbst dabei mit großem Appetit.

„Weßhalb sollte ich verlegen werden? ich denke . . . auch die Anderen sind derselben Meinung?" sagte sie.

„Das ist eine Kost für Damen, Confect?" fuhr er fort, indem er sich Rothwein eingoß. — „C'est joli, très joli" lobten Sie es: dieses Lob aus Ihrem Munde ist des Autors würdig!"

Alle lächelten, indem sie ihn ansahen, er trank jedoch sein Glas Wein und schien das Lächeln nicht zu bemerken.

„Herrlichen Wein haben Sie!" wandte sich Krekow an den Hausherrn, „und ausgezeichneten fetten Sterlet!"

„Das freut mich sehr, daß meine bescheidene Bewirthung Ihnen zusagt!" sagte Uranow, „wünschen Sie nicht noch? Diener, reich die Schüssel!"

„Nun, ich werde es nehmen!"

Und er nahm die zweite Portion. Alle fingen an, ihn mit Neugier zu betrachten.

„Aber der Roman ist dennoch sehr gut!" sagte der Hausherr.

„Und wie schön der Verfasser liest, welch angenehme Stimme und feines Benehmen. Auch die Sprache ist herrlich!" lobte der Professor.

„Ja . . . das ist in einigen Beziehungen ein bemerkenswerthes Product! . . ." bemerkte zurückhaltend der Journalredacteur.

„Schön, sehr schön! ich habe mit Vergnügen zugehört!" lobte der General. „Jetzt schreibt man eigentlich nicht mehr so!"

„In wie fern „so"?" fragte Uranow.

„So angenehm, fließend, so russisch, daß auch jeder es versteht! nimmt man ein Buch oder eine Zeitung in die Hand — so weiß man nicht, ob man ein russisches oder ein ausländisches Schriftstück liest! Objectiv, Subjectiv, Exploitation, Inspiration, Concurrenz, Intelligenz — so jagt eins das andere! Statt eines Schweizers schreibt man einem einen Portier hin, statt Hausfrau oder Gönnerin — Protectrice! Dann hat man sich noch das Wort „ignoriren" erdacht!"

„Ja und unsere Sprache fängt man an zu schreiben, daß Gott sich erbarme," wie! mischte sich seufzend der alte Krasnoperow, der Freund von Gretsch und Bulgarin ins Gespräch: „So haben sie sich z. B. ausgedacht

— „unerfindlich", was fehlte aber dem Wort „unbegreiflich?" Aber, nein, sehen Sie, das Wort ist alt, daher weg damit! oder, alle sprachen und schreiben: „der und der oder die und die verhält sich so und so zu der und der Sache;" das gefiel ihnen nicht, nur zu mit Veränderungen! „der und der steht so und so zu der Sache;" ist das besser, frage ich Sie?

Er wandte sich an den Redacteur.

„Eines stört nicht das Andere, antwortete jener leichthin, — „unbegreiflich" und „unerfindlich" ist durchaus nicht ein und dasselbe, wie auch die Worte: sich zu etwas verhalten und zu etwas stehen!"

„Vollkommen richtig," bestätigte der Professor: „Es sind nicht einmal Synonyma; wozu soll man die Freiheit der Sprache beengen? möge sie sich bereichern auf dem Wege des gedruckten Wortes! Dem Geiste der Sprache fremde Neologismen werden bei ihr nie in Fleisch und Blut übergehen. Je mehr Worte, desto besser!"

„Du, Iwan Petrowitsch, binde nicht an mit denen," sagte Suchow leise zu Krasnoperow: „Sie werden Dich in die Enge treiben. Gelehrte Leute!"

Iwan Petrowitsch ärgerte sich.

„Bitte sehr! sie werden mich nicht in die Enge treiben!" antwortete er laut. „Nikolai Iwanowitsch und Faddei Wenediktowitsch waren aus einem anderen Stoff als die Heutigen, und auch sie achteten meine Meinung! Es ist wahr, daß die Sprache allmählig bereichert wird, wie Sie zu sagen beliebten," wandte er sich an den Professor: „Aber, mit Erlaubniß zu sagen, diese Bereicherung wird zu Stande gebracht durch Schriftsteller von Gewicht. Da hat z. B. Nikolai Michailowitsch Karamsin das Wort „promyschlennosti" („Gewerbethätigkeit") eingeführt und alle haben es angenommen. Wassili Andrejewitsch Shukowsky hat auch die russische Literatur sehr bereichert und die Volkssprache veredelt; noch vor ihm Iwan Iwanowitsch Dmitrijew. Aber was waren das auch für Leute! Der eine — Historiograph, der zweite — Minister, der dritte — Erzieher Kaiserlicher Prinzen! Alexander Sergejewitsch Puschkin trat schon in ihre Spuren, Sie also haben auch unserer Sprache eine feste Grundlage verliehen. Aber Nikolai Iwanowitsch Gretsch und Faddei Wenediktowitsch Bulgarin waren dann auf der Hut und bewahrten sorgsam die Correctheit und Integrität des Stiles. Sobald sie nicht mehr da waren, drangen die Neuerer ein! Wer wird auf sie hören? von wo her sind sie gekommen?"

„Von eben daher, denke ich, woher auch Karamsin, Shukowsky und Dmitrijew und wir beide auch: immer von demselben Orte!" sagte Krekow.

Alle lächelten; Lilina erröthete.

„Was wahr ist, ist wahr! dagegen läßt sich nicht streiten!" bestätigte auch Suchow.

„Zu deren Zeiten hätte man sich nicht solche Eigenmächtigkeiten unterstanden!" fuhr Krasnoperow fort, ohne auf ihn zu hören: „Dazumal gingen die Schriftsteller wie auf Draht gezogen, und auch nur aus denen von ihnen wurde etwas, die bei jenen in der Lehre gewesen waren; wie viele von ihnen meldeten sich nicht damals bei Nikolai Iwanowitsch, um ihre Aufwartung zu machen und hörten seine gütigen Rathschläge an und befolgten sie auch!"

„Wie alt sind Sie?" fragte mit einmal Krekow den Krasnoperow.

Ein allgemeines Lachen war das Echo seiner Frage; jener schwieg ergrimmt.

„Wie so?" fragte Suchow, der offenbar an dem Zwist der Gegner Gefallen fand.

„Es schmeckt gar zu sehr nach der guten alten Zeit!" antwortete jener ungenirt. „Sie sind, denke ich, zu den Zeiten „des alten und neuen Stils" geboren?"

„So? war es etwa damals schlecht, zur Zeit des Alexander Semenowitsch Schischkow?" erwiderte Krasnoperow ärgerlich. „Damals verstand man den älteren Leuten zu gehorchen — und es war Ordnung da. Von Gretsch und Bulgarin bekam auch Alexander Sergejewitsch nicht wenig zu hören, damals als er jung war und sich allerlei herausnahm! Aber die Uebrigen hielten sich still wie das Wasser, geduckt wie die Gräschen."

„Wie sollten sie sich auch nicht so halten, als man sie dazumal unter der Peitsche hielt, wozu Bulgarin und Gretsch die Urtheile sprachen!" platzte mit einem Male Krekow unter allgemeinem Gelächter los.

„So muß es auch sein! würde auch jetzt nicht schaden!" brummte Krasnoperow seinen nächsten Nachbarn zu: dem Uranow, Suchow und dem General, „sonst lassen sie sich gar zu sehr gehen! ich würde bei der Polizei Listen von allen Schriftstellern einführen und ihnen gelbe Aufenthaltscheine verabfolgen."

Um ihn herum lachten Alle.

„Weßhalb so ungnädig?" fragte mit gutmüthigem Lachen der Professor. „Das ist ja schon fast alles früher einmal dagewesen; wenn auch nicht gelbe Billete, so gab es doch so ein besonderes Buch, in das die Schriftsteller eingetragen wurden . . . Aber auch das half nicht: Sie sagen ja selbst, daß die Schriftsteller sich der Schulfuchtel entzogen haben . . ."

„Weßhalb hat man sie aber losgelassen? die Regierungsgewalt ist geschwächt, es giebt keine Strenge mehr!" ereiferte sich Krasnoperow: „Und da giebt es nun auch keine Ordnung mehr! Respect sollten wir haben, Respect! das brauchen wir, aber nicht die Preßfreiheit! . . . Ich würde ihnen mal eine Freiheit geben! wie viel Unheil kommt daher! mein Gott, wie viel Unheil!"

„Was für ein Unheil denn? und ist es denn alles nur Unheil?" fragte, ebenfalls lachend, der Journalist.

„Was für eines? Sie fragen noch! sehen Sie es denn nicht! alles geräth ins Schwanken, zerbröckelt, Niemandem ist mehr etwas heilig!"

„Da ist die Presse doch nicht schuld, ich bitte Sie!" sagte der Journalist.

„Ueberall Aufruhr und Hader . . ." fuhr Krasnoperow fort, ohne auf ihn zu hören.

„Ueberschwemmung und Erdbeben, der Bruder erhebt sich wieder den Bruder," soufflirte ihm Suchow. „Nur zu, Iwan Petrowitsch, halt Dich wacker! gieb ihnen ordentlich! auf Deine Gesundheit! — Bei Dir ist es heute lustig, Grigori Petrowitsch," fügte er, zu Uranow gewandt, hinzu.

„Ja, lacht nur, lacht! ihr verzieht selbst diese Neuerer!" ereiferte sich Krasnoperow noch mehr, „wie soll man sich dann nachher darüber wundern, daß die Kinder schon fast ihre Eltern morden . . ."

„Und die Eltern ihre Kinder!" soufflirte wieder Suchow. „Das ist wahr!"

„Ja! es ist auch wahr! Du wirst zu lachen aufhören, wenn solche neue Raisonneure da (er nickte zu Krekow hin, und Krekow antwortete ihm mit ebensolchem Nicken) zu Dir kommen und erklären, Dein Haus in der Großen Stallstraße gehöre nicht Dir, sondern ihnen, und das alles Gemeingut sei und Dich herauswerfen! Dann wird es „lustig" sein!"

„Guter Gott! was schreckst Du uns auf die Nacht so ein!" sagte Suchow. „Hört, was er spricht!" wandte er sich an Uranow und den General. „Fürchte Dich nicht, mein Lieber," fügte er besänftigend hinzu: „alle diese verneinenden und destructiven Elemente werden sich, wenn an nichts Anderem, so an dem Eigenthum den Kopf einrennen!"

„Ich bin älter als ihr da alle — und kann davon reden . . ." beharrte Krasnoperow auf seiner Meinung.

„Und sprichst aus Erfahrung, nicht wahr?"

„Bis jetzt ist Gott gnädig gewesen, aber wenn ihr, die sich als neue Generation spreizen, so gleichgiltig ansieht alle die Gespinnste und Ideen dieser Buben, und keine Maaßregeln ergreift . . . dann erwartet nur, daß sich auch bei uns die Commune erhebe! Seht nur hin, was jetzt geschieht! die Aelteren sind nicht mehr, sind ausgestorben, niemand ist da den Leuten Vernunft beizubringen! Wie wäre es, wenn sie aus dem Grabe auferständen!

„Man würde sie jetzt ins Raritätencabinet stecken und mit ihnen auch Sie!" sagte Krekow.

Krasnoperow wurde böse, besonders als diese Bemerkung sogar um ihn her Lachen erregte.

„Sie aber, Geschätztester und alle Schriftsteller Ihresgleichen, die solche Ansichten haben, die würde ich wohl, entschuldigen Sie, wohin anders stecken!" bemerkte er heftig im Lehrertone.

„Man wird Sie schon dorthin stecken, beruhigen Sie sich, Herr Famusow[1]; Ihre Race ist in Rußland noch nicht ganz ausgegangen!"

Alle lachten, indem sie sich den Zwist der Gegner ansahen.

„Ach, wie ist es heute hier lustig!" wiederholte Suchow.

„Nimm es nicht übel, Iwan Petrowitsch!" flüsterte der Hausherr dem Alten zu, „wollen wir lieber zuhören! Es ist interessant, wie weit er in seinen Reden gehen wird!"

Aber Krasnoperow hörte nicht darauf.

„Was lacht Ihr!" sagte er gereizt zu den älteren Gästen: „Ihr lacht ihm Beifall und werbt um das Wohlgefallen der neuen Generation; ja, ihr würdigt Euch herab vor ihr, ihr schämt Euch als Rückschrittler zu erscheinen! Was? ist das nicht wahr?"

„Was ist Dir!" sagte der Hausherr eindringlich, „wozu haben wir das Wohlgefallen nöthig, wir sind doch keine Kinder; was sollen wir bei der neuen Generation suchen? wir fürchten sie nicht und erwarten von ihr nichts Schlimmes. — Der da (er zeigte auf seinen Neffen) gehört auch zur neuen Generation: nun, ist er so schlimm? Im Großen und Ganzen sind sie alle so, und Gott gebe, daß sie so sind."

„Verbeug' Dich und sag' „danke"!" sagte Krekow dem Studenten über den Kopf streichend.

„Welche Ursache haben wir denn, solch einem Greuel beizustehen, wie Du es da erzählst?" fuhr Uranow fort.

„Welchen Grund . . . .ist's gefällig, ich werde es sagen."

„Sag es."

„Ihr seid alle selbst Nihilisten, das ist es!" platzte er los.

Alle sahen ihn heiter lachend an.

„C'est trop fort!" wurde am anderen Ende des Tisches bemerkt.

„Wie so denn! Gott helfe Dir!" sagte Uranow, „erkläre Dich gefälligst!"

„So also! Ihr macht selbst gemeinsame Sache mit diesen Neuen; der eine mehr, der andere weniger . . . aber alle, alle! Einige von Euch, zum Beispiel — und ich weiß welche — glauben an Gott auf ihre Art, aber nicht in der Weise, wie es die rechtgläubige Kirche angiebt; sie gehen einmal im Jahre zur Beichte, „des Beispiels wegen" sagen sie; andere bekennen sich zu Ansichten, die der herrschenden Regierungsform widersprechen und discutiren darüber unter der Hand mit ihren Freunden, und die Söhnchen hören es und trompeten es in alle Winde! wie soll man sich dann noch wundern, wenn sie niemanden und nichts anerkennen und achten!"

---

[1] Famusow ist in Gribojedows Komödie der Typus des Bureaukraten und Rückschrittlers.

Alle betrachteten ihn mit Theilnahme und hörten lächelnd zu.

„Nun, bitte, sehen Sie also," bemerkte der Journalist: „und Sie schieben alles auf die Presse!"

„Und die Presse unterstützt sie und hetzt!" sagte Krasnoperow.

„Wollen Sie nicht zeigen, wo und wie?"

„Ueberall eben! wie soll es mir jetzt gerade einfallen? es lohnt sich auch nicht darüber zu grübeln.

Krasnoperow kam augenscheinlich in eine schwierige Stellung.

„Was ist da zu zeigen, das taugt alles nichts!" brummte er. „Ja, Nikolai Iwanowitsch oder Faddei Wenediktowitsch, die würden es gleich zeigen, die würden keine Antwort schuldig bleiben! ich bin nicht Censor — was geht es mich an!"

Er wußte nicht, was er sagen sollte; da mischte sich unerwarteter Weise ein neuer Theilnehmer ins Gespräch; es war ein hagerer, fein gekleideter Herr mit blauer Brille, mit graumelirtem Haar, Backenbart und glatt ausrasirtem Kinn. Er hatte die ganze Zeit geschwiegen, und, den Blick bescheiden auf den Teller gesenkt, fleißig zugehört, indem er bisweilen unter der Brille weg bald den einen bald den anderen von den Redenden ins Auge faßte.

„Sie beliebten nach einer Bestätigung dessen zu fragen, was Iwan Petrowitsch soeben anführte in Betreff der Verbreitung verkehrter Ideen vermittelst der Presse . . ." sagte er in verbindlicher Weise zum Journalisten.

„Ja wohl! wollen Sie nicht die Mühe übernehmen, nachzuweisen, worin sich das in der Presse bethätigt?"

„Nein, o nein . . . in positivem Sinne bethätigt es sich nicht, das freilich . . ."

„Nun, sehen Sie!" sagte der Journalist zu Krasnoperow.

„Religionsfeindliches," fuhr der neue Theilnehmer fort, „kommt in der Presse nicht vor, das ist wahr; das ist auch begreiflich: man würde es nicht gestatten; aber andererseits tritt auch keine einzige Zeitschrift ein für die Religion . . ."

„Wozu auch, da Sie ja selbst sagen, daß man sie nicht angreift?"

„Man greift sie nicht an, das wohl," fuhr die blaue Brille fort, „aber der Verfall der religiösen Basis in der Gesellschaft wird deutlich empfunden, und sie erfährt keinerlei Unterstützung . . . zum Beispiel in den Zeitschriften und, entschuldigen Sie, auch in der Ihrigen — findet man auf drei-, vierhundert Seiten nirgend, daß der Name Gottes erwähnt werde. Das ist sehr bezeichnend."

Alle blickten mit Interesse auf ihn und den Journalisten.

„Dieu — Dieu — Dieu — Dieu!" fing Jemand am Ende des Tisches zu leiern an.

„Was, habe ich nicht Recht gehabt?" bestätigte Krasnoperow. „Nicht ich allein, auch andere folgern . . ."

„Ich folgere nichts, ich möchte nur um des Interesses willen diese Frage beleuchten . . ." beeilte sich der Gast mit der blauen Brille hinzuzufügen.

„Wer ist das?" fragte halblaut der General den Suchow.

„Ich weiß nicht!" sagte jener. „Man muß Grigori Petrowitsch fragen.

„Ein Sykophant, sehen Sie es nicht!" fiel Krekow plötzlich mit der Thür ins Haus, als er die Frage des Generals gehört hatte. Tscheschnew fuhr sogar ein wenig zusammen.

„Was ist das: ist es sein Familienname?" fragte der General und wurde etwas verlegen, als einige lachten und auch Tscheschnew lächelte.

„Nein! diesen Namen hat man ihm bei der Taufe beigelegt!" fügte Krekow hinzu.

Alle bemühten sich, das Lachen zu unterdrücken.

Der Gast mit der blauen Brille mußte es nicht gehört haben.

Uranow theilte leise mit, daß er Truchin heiße.

„Er dient unter Alexei Petrowitsch," fügte er hinzu, „und der hat ihn an seiner Stelle zur Vorlesung geschickt; er sagte, daß dieser Herr alles liest, was gedruckt wird; kein Wort ausläßt, alles weiß und ihm umständlich berichtet, so daß jener selbst weder Zeitungen noch Journale zu lesen braucht."

„Was bedeutet es denn Ihrer Ansicht zufolge, daß in den Zeitschriften der Name Gottes nicht unnützlich angerufen wird?" fragte der Journalist den Truchin: „das zeigt eher Achtung vor der Religion . . ."

„Nichts da, nichts da, heucheln Sie nicht, theuerster Herr!" fiel Krasnoperow ihm in die Rede: „nicht im Mindesten aus Ueberfluß an Ehrfurcht vermeiden Sie es, Gott zu nennen, sondern weil Sie nicht an ihn glauben! oder Sie glauben auf Renans Art: der Erlöser meinen Sie, hat eine schöne Lehre in die Welt gebracht und war selbst ein guter Mensch, aber nicht Gott! das ist es, was Sie dabei denken."

Alle lächelten.

„Woher wissen Sie denn das?" fragte ebenfalls lächelnd der Journalist.

„Wie soll ich es nicht wissen! alle wissen es! jetzt verheimlicht das ja auch Niemand, so weit ist es gekommen! man coquettirt sogar damit: Seht, heißt es, wie klug wir sind! wie käme es sonst, daß über den Verfall der Religion nichts gedruckt und sie nicht unterstützt würde? Aber Sie schreiben nur über das Fallen des Curses und sind widerspänstig gegen die Regierung!"

„Dazu giebt es besondere theologische Fachblätter," bemerkte der Journalist: „in denen wird auch über dergleichen Themata geschrieben . . ."

„Ja und Sie sagen ja auch selbst, daß man die Popen nicht anrühren

darf; rührt man sie an, so drohen sie, den Verfasser irgend wohin herein zu stecken!" bemerkte Krekow gegen Krasnoperow.

„Wie schlau Sie sind!" erwiderte jener: „Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht naß! die Personen geistlichen Standes läßt man nicht antasten; da nennen Sie sie denn um in „Klerikale," und dann wird darauf los über sie gegeifert!"

„Ja freilich, so geschieht es . . ." bestätigte Truchin.

„Dafür, scheint es, bringt die Presse doch sowohl der Regierung als der Gesellschaft keinen geringen Nutzen. Geben Sie das zu!" entgegnete ihm der Journalist.

„O, gewiß, gewiß . . . großen, großen Nutzen!" stimmte Truchin bei. „Die Presse verfolgt heftig Diebstahl, Mord und alle Missethaten! wird bei einer Kirche die Armenbüchse erbrochen, oder bei der Bank die Kasse ausgeplündert — so publicirt die ganze Presse laut und einmüthig sowohl den Diebstahl wie den Dieb; jede Art öffentlichen Unfugs und auch die Mißbräuche der Verwaltungsbeamten, besonders der höheren, klagt sie auch unbedingt an und erörtert sie haarklein.

„Sogar wenn ein Betrunkener von der Barke ins Wasser fällt und wieder herauskriecht — auch das übergeht sie nicht!" fügte Suchow hinzu.

„Was wünschen Sie denn also noch?"

„Sie läßt nicht selten sehr ernsthafte Dinge unbeachtet; und es hat mich bisweilen, offen gestanden, gewundert: ob das wohl aus Unachtsamkeit oder aus einem anderen Grunde geschieht? hierin würde es mich interessiren, um Aufklärung zu bitten . . ." fuhr die blaue Brille fort.

„Zum Beispiel welche Dinge?" fragte der Journalist.

„Zum Beispiel, sehen Sie, obgleich im vorigen Jahr unter der Jugend Unruhen stattfanden: sie warfen die Tische und Stühle durcheinander, jagten einen Professor hinaus . . ."

„Ja, und die Presse hat es doch nicht verschwiegen; alle Zeitungen schrieen aus vollem Halse darüber."

„Sie hat es mitgetheilt, einstimmig mitgetheilt, — das ist wahr, ganz wahr! und wie richtig, genau, vollständig . . ."

„Also, was denn noch?"

„Es wäre mir nur anziehend zu erfahren," fuhr die blaue Brille sanft fort, „weßhalb die Presse so karg war, dieses Benehmen gehörig zu verurtheilen . . . und kein Wort von sich aus hinzufügte? sie tadelte nicht die Ungehörigkeiten, sie gab keine Aufklärung darüber. Das hätte nicht verfehlt, auf die jungen Köpfe wohlthätig zu wirken, meine ich . . ."

„Geschieht aber das Umgekehrte, dann hätte die Presse nicht geschwiegen!" bemerkte Krasnoperow.

„Das heißt, hätte der Professor gegen die Schüler einen Aufruhr gestiftet, dann wäre die Presse über ihn hergefallen! nicht wahr, so meinen Sie es?" fragte Krekow unter allgemeinem Gelächter.

„Ja, gerade so! lacht nicht!" predigte Krasnoperow. „Kaum daß irgendwo ein Lehrer einen Schüler am Wirbel zaust, nach unserer alten Methode, oder daß der Director einen Faulpelz aus der Schule jagt und der aus Tücke hingeht und sich ertränkt — sofort fangen die Zeitungen an zu heulen: „Ach was der Director für ein Bösewicht ist"!"

„Wenn einige Zeitschriften Ihrer Ansicht nach, das, wovon Sie sprechen, verschweigen und etwa eigene Ziele verfolgen," bemerkte der Journalist zu dem Gast mit der blauen Brille gewandt, „so erheben sich dafür wieder andere zum Schutz der Fragen, welche soeben verlautbart wurden."

„Was sind die jetzigen Zeitschriften! Ja, Nikolai Iwanowitsch und Faddei Wenediktowitsch — die verständen für die Ordnung einzutreten!" sagte Krasnoperow. „Das war eine Zeit, damals als . . ."

„Als sich noch die Gorillas herumtrieben, von denen auch die jetzigen Sykophanten abstammen!" beendigte Krekow, auf die blaue Brille hinsehend.

Um ihn fing man an zu lachen, am meisten der Student.

„Was ist das für eine Unordnung, wahrhaftig! daß doch alle einmüthig und friedlich einen Weg gingen, Hand in Hand! phantasirte der General zu Suchow gewandt.

„Und Fuß an Fuß, wie die Soldaten!" endigte Suchow. „Aber weshalb gehst Du denn nicht in Deinem Comité Hand in Hand und Fuß an Fuß mit Kurakow und Petrischtschew, sondern liegst immer im Zwist mit ihnen?

Der General fuhr geradezu zusammen.

„Mit diesen . . ." fing er an.

„Sykophanten, nicht wahr?" soufflirte Suchow — und beide fingen an zu lachen.

„Nun bei den Schriftstellern ist es auch dasselbe!" fügte Suchow hinzu.

„Der Geist des Jahrhunderts dringt durch, Herr General!" sagte der Professor: „Die Arbeit gährt, es vollendet sich ein großartiger Kampf der Ideen, Begriffe, Interessen, dessen Ausgang wir freilich nicht mehr sehen werden; die Gewalt der Dinge wird alles zum gehörigen Ende bringen; Geduld braucht man . . . wenn nicht wir, so werden unsere Kinder die Ordnung sehen, die sich aus diesem Chaos herausarbeiten soll!"

„Daran erkennen wir den Professor: gleich hat er den Schlüssel zum Kästchen gefunden![1] entscheidet, wie man sich verhalten und was man thun

[1] Dies ist eine Anspielung auf eine Fabel von Krylow, aus der die Stelle: „so einfach öffnet sich das Kästchen" zum geflügelten Wort geworden ist.

soll, und verschreibt ein so einfaches Mittel: — Geduld! alle sind nun beruhigt! wir danken ergebenst!" sagte Krekow, sich zum Professor verneigend.

„Respect sollten wir haben, Respect! das ist es, was uns fehlt!" prägte Krasnoperow wieder ein.

„Erlauben Sie mir, auf die heutige Vorlesung zu kommen, sagte der Hausherr: „Ich habe einen Vorschlag zu machen; der Werth dieser neuen Schöpfung ist, so viel ich bemerkt habe, von allen Zuhörern anerkannt worden . . ."

Krekow rückte auf seinem Stuhle herum und wollte etwas sagen, wurde aber vom Studenten zurückgehalten.

„Ich möchte dem Autor für das Vergnügen, das er uns allen verschafft hat, meine Dankbarkeit ausdrücken," fuhr der Hausherr fort. „Ich habe einen antiken Pokal, eine Arbeit von Benvenuto Cellini — mein Großvater hat ihn aus Venedig gebracht — dort steht er im Schrank. — Geben Sie ihn her," wandte er sich an den Haushofmeister.

Dieser ging nach dem Schlüssel.

„Wie wäre es, wenn wir auf ihm alle unsere Namen eingraviren ließen und ihn dem Autor zum Andenken an die heutige Vorlesung darbrächten! was meinen Sie dazu?"

„Außer meinem Namen: ich wünsche es nicht!" fuhr Krekow dazwischen.

Alle sahen ihn erstaunt an.

„Sehr gut," bemerkte höflich, aber zurückhaltend der Hausherr, nach einem Augenblicke des Schweigens: „wir werden Sie übergehen. Aber sind Sie einverstanden?" fragte er, die Gesellschaft mit den Blicken überfliegend.

„Gewiß! Gewiß! welcher herrliche Gedanke! wir bitten ergebenst!" erschallte es von allen Seiten.

„Mich, mich vergessen Sie nicht!" bat Lilina mit zarter Stimme.

Der Haushofmeister übergab den Pokal und man reichte ihn sich von Hand zu Hand.

„Weshalb wollen Sie sich nicht mit uns zusammenthun?" fragte der alte Tscheschnew in sanftem Tone den Krekow. „Haben Sie Ihre besonderen Gründe dafür?"

„Ja, ich habe welche."

„Oder finden Sie, daß der Roman diese Aufmerksamkeit nicht verdient?"

„Ja, ich finde, daß der Roman es nicht verdient!" entschied Krekow kurzweg.

„Wenn dem nun auch so wäre, so wünscht eben unser Kreis, unabhängig von der Kritik, dem Verfasser zu danken für seine Absicht, uns ein Vergnügen zu bereiten . . ."

„Mag er sich bedanken, ich werde es nicht!"

Tscheschnew seufzte bekümmert. „Weshalb denn?" fragte er.

„Weshalb hat er diesen Roman geschrieben?" warf Krekow ihm verdrießlich vor.

„Wie so, weshalb? Sie haben gehört, wie er uns seine Motive erklärte: der Wunsch in der Form eines Romans einige Ideen, Beobachtungen und Erklärungen auszusprechen . . . und es ist ihm gelungen, nicht nur in Hinsicht des Inhalts, sondern auch der Form, er hat uns eine feine, elegante Leistung geboten . . ."

„Man braucht nicht seine vorsintfluthlichen Ideen zu verbreiten und uns um hundert Jahre zurück zu versetzen! Das hat sich alles überlebt! Wenn er aber zur Belustigung es geschrieben hat, dann soll er es jenem tauben Grafen, der neben ihm saß, ins Ohr vorlesen und dort dem Herrn Krasnoperow; die werden davon befriedigt sein! aber, sehen Sie, wie viel Leute er hier versammelt hat — das ist schon ein Publicum; das bedeutet also, daß er nicht einfach das Amusement im Sinne hatte, sondern eine Belehrung, Prätensionen! er wird sich wohl gar damit in die Presse drängen! er soll sich nur blicken lassen — ich würde es ihm schon zu verstehen geben!"

Der Student lachte.

„Dieser Kritiker muß sich in der That an einem Krokodill überfressen haben!" flüsterte einer von den Gästen, die jede Vorlesung, zu der man eingeladen wird schön finden, einem anderen zu.

Alle schwiegen; auch Krekow schwieg nun, kaute grimmig und überflog die Gäste mit den Augen in Erwartung einer Erwiderung.

Der alte Tscheschnew war wie persönlich gekränkt; in Folge seiner Empfänglichkeit war er im äußersten Grade feinfühlig, empfand das Angenehme und Unangenehme wie Wärme und Kälte und konnte sich nicht enthalten seine Gefühlserregungen in Wort und Gebärde, bisweilen auch in Reden zu äußern.

„Selbst wenn es nun auch so wäre, wenn auch dieser Roman keine Vorzüge hätte und man ihn nicht hätte schreiben und gar vorlesen sollen," sagte er seinem Nachbar halblaut, langsam, als ob er sang: „Sollte denn wirklich dieser Gast, der in den vertrauten Kreis der Freunde des Verfassers eingeführt worden ist, das Ungehörige seines Protestes nicht begreifen!"

Er seufzte und senkte den Kopf.

„Sie sprechen von mir?" wandte Krekow, zu dem einige Worte gedrungen waren, sich scharf zu ihm hin.

Tscheschnew blickte ihn wie mitleidig an und sagte nichts.

Uranow fing an, etwas unruhig zu werden und sah bedenklich bald Krekow bald seinen Neffen an, als wollte er ihn mit den Blicken fragen: „Was hast du mir da für einen Gast gebracht?" Aber der Student bemühte sich, seinen Onkel nicht anzusehen.

„Sie verlangen, daß ich das loben soll, was ich schlecht finde; das widerspricht meinen Principien!" folgerte Krekow.

„Hörst du — „Principien", das ist ein Seitenstück zu „ignoriren"," bemerkte leise der General zu Suchow gewandt.

„Sie haben dem einen Princip den Vorzug gegeben und die anderen vergessen, die man auch in diesem Augenblick und hier hätte befolgen müssen . . ." sagte Tscheschnew leichthin, zur Seite blickend.

„Sie wollen mir gute Lehren geben über das, was sich schickt? ich danke! aber ich befolge sie nicht — und werde nicht Ihnen oder dem Hausherrn zu Gefallen, für sein Abendessen, mich für das begeistern, was nichts taugt. Hasenherzen sind wohl fähig so zu handeln!"

„Oho!" bemerkte Jemand vom Ende des Tisches.

„Das ist auch nicht nöthig und Niemand verlangt es!" bemerkte Uranow höflich, — um so mehr als der Roman auch nicht gedruckt worden, sondern uns im Vertrauen und in der Hoffnung auf Nachsicht vorgelesen worden."

„Ach, was für eine Töchterschülerin Ihr Autor ist — er bedarf der Nachsicht! wozu dann überhaupt schreiben?"

„Erlauben Sie indessen; man kann doch nicht alles an dem Roman nur tadeln, er hat ja allerdings seine Mängel, hat aber auch seine großen Vorzüge . . ." legte sich der Professor ins Mittel.

„Nichts als nur Mängel! ich sehe nichts weiter!" entschied Krekow.

„Aber ich bitte Sie, wenn die ganze Gesellschaft . . ." fingen Einige an.

„Und was ist das für ein Roman? ist das ein Roman?" erwiderte Krekow in herausforderndem Tone.

„Was verstehen Sie denn unter einem Roman?" fragte Tscheschnew.

„Ich gebe keinen Unterricht in der Aesthetik, fragen Sie da den Professor!" antwortete, die Frage von sich abwehrend, Krekow, fügte aber doch hinzu: „Ein Roman ist oder soll doch wohl ein künstlerisches Erzeugniß sein . . . nicht wahr, Herr Professor?"

„Ja, nun also?"

„Ist etwa da etwas Künstlerisches . . . in jenem, der uns heute vorgelesen wurde?"

„Erlauben Sie mir übrigens die Frage," fing in sanft friedfertigem Tone die blaue Brille an zu reden: „Haben Sie zum Beispiel den Roman der französischen Schriftsteller Erkmann-Chatrian „die Geschichte eines Bauern" gelesen und zu welcher Art von Romanen, zu den künstlerischen oder den nicht-künstlerischen belieben Sie ihn zu rechnen?"

„Von hohem, künstlerischem Werth!" fuhr Krekow dazwischen, stumpf auf ihn hinsehend.

„So, so!" sagte jener den Blick senkend.

„Erlauben Sie mir übrigens, jetzt meinerseits Sie zu fragen," fing

Krekow, mit ebenso sanft friedfertiger Stimme, die blaue Brille nachäffend, zu reden an: „Weshalb Sie mich gerade über diesen Roman befragen?"

„Hinsichtlich des Kunstwerthes . . . an ihm scheinen die Franzosen diese Eigenschaft nicht anzuerkennen," bemerkte der Gast, auf den Teller blickend.

„Hast Du den Roman gelesen?" fragte Uranow den Suchow.

„Nein! ich lese auch nicht die neuen russischen Autoren," wich Suchow aus: „ich habe es versucht und wieder aufgegeben."

„Woher?"

„Ich fing an im Schlaf zu schreien!"

„Ja, was wird denn dort beschrieben?" forschte Uranow.

„Die Revolution!" erbot sich Krekow zu erklären, hatte aber zuvor den Studenten im Flüstertone gefragt: „Lüge ich nicht? ich habe es vergessen! ich glaube dort wird die Revolution herausgestrichen?" — „Ich habe es auch vergessen; aber einerlei, es wird schon durchgehen!" antwortete jener und fing an zu lachen.

„Dort werden die Helden der ersten französischen Revolution mit den alten Römern verglichen!" verkündigte Krekow kühn und laut dem Uranow! „und daher nun scheint es, daß Ihre Gäste, Herr Krasnoperow und Herr . . . (er sah auf die blaue Brille hin) Blauauge sich anschicken, mich dafür der Prügelstrafe zu unterziehen, daß ich diesen Roman lobe. Nicht wahr?" fügte er hinzu, beide ansehend.

„Ja, jetzt werden Marat, Robespierre und Danton schon fast zu Heiligen erhoben; das kommt alles von diesen neuen . . . mit ihrem Fortschritt!" schloß Krasnoperow.

„Nun, Iwan Petrowitsch," wandte sich Uranow an Krasnoperow, „was sagst Du denn aber zu dem Romane unseres Autors? Du hast immer nur über die jungen Schriftsteller losgezogen, hast hierüber aber nichts gesagt!"

„Ich finde ihn nicht gut!" entschied Iwan Petrowitsch.

„Wie so? in ihm wird doch die Religion am höchsten gestellt; auch Pflichtgefühl, militärische Ehre, Patriotismus, alles ist da vorhanden!"

„Ja, ja wohl . . . aber darüber hätte man nicht in einem Roman zu schreiben — das ist nicht der Ort dazu! — sondern man hätte das in einer ernsten Abhandlung auseinanderzusetzen! aber so, im Roman — da hat er mir den rechten Platz gefunden! und was ist das überhaupt für ein Roman — der Herr da hat das richtig gesagt . . ." er wies auf Krekow hin.

„Hörst Du, Mitri? ich bin lieb Kind geworden, Papa Famusow hat mich gelobt!" fügte Krekow schmunzelnd hinzu.

„In dem Roman kommt nichts Besonderes, Ungewöhnliches vor . . ." fuhr Krasnoperow fort.

„In wiefern Besonderes?"

„Nun so! es wird nur beschrieben, was sich jeden Tag überall ereignet: was ist denn das für ein Roman?"

„Das heißt, es wird das Leben dargestellt, wie es ist, was sich auch ziemt im Bilde darzustellen," bemerkte herablassend der Professor.

„Wozu es dann noch darstellen, wenn ich das auch so schon täglich sehe!"

Alle fingen an zu lachen.

„Und was brauchst Du denn?" fragte Suchow, „daß die Menschen auf den Köpfen gingen oder einander äßen, etwa so?"

„Ja, meinetwegen; wenn das vorkommt — so schildere es auch!"

„In welcher Schule sind Sie gewesen?" fragte Krekow ihn plötzlich.

„Was geht das Sie an?" entgegnete der Alte ihm zornig.

„Es wäre interessant zu erfahren!" sagte Jener. „Ich werde meine Kinder dorthin geben."

Das Gelächter war allgemein.

„Ja aber Gogol hat doch auch nur geschrieben, was sich jeden Tag ereignet . . ." bemerkte der Student.

„Und zwar erbärmlich!" entschied Krasnoperow kaltblütig. „Nicht ohne Grund möchte Faddei Wenediktowitsch ihn nicht leiden; und Nikolai Iwanowitsch auch! Da gab man mir die „todten Seelen": ich glaubte, nach dem Titel zu schließen, es sei wirklich etwas Besonderes, Romanhaftes; aber dort sammelt irgend ein Strolch die Namen der nach der Seelenrevision verstorbenen Bauern, um sie zu versetzen! was ist daran Interessantes? Und Euer heutiger Autor beschreibt wie ein junger Mensch sich in ein Frauenzimmer verliebt hat und wie beide dann heimnlich aufs Land reisen und dann dort zärtlich thun! was für eine Seltenheit! Ich glaube, mit jedem Bahnzuge reisen Dutzende solcher verliebter Paare ab — soll man dann über alle was schreiben!"

Alle hörten mit heiterem Lächeln diese Kritik an.

„Welche Romane werden denn von Ihnen als anziehend geschätzt?" fragte Tschetschnew.

„Jetzt weiß ich nicht, aber früher gab es gute Romane!" sagte er.

„Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel . . . also etwa: „die schwarze Frau" — von Nikolai Iwanowitsch, „das unsterbliche Gerippe", „Wyshigin" auch, „Eveline de Vaillerolle" — von Nestor Wasiljewitsch Kukolnik, „der Gasthof" — von Stepanow. Dann fällt mir ein, gab es noch einen englischen Roman „Melmote, der Landstreicher". Da ist „das Haus aus Eis" von Iwan Iwanowitsch Laschetschnikow . . . das ist ein Roman! wie man aus Eis ein Häuschen baute, dort eine Hochzeit feierte, einen Menschen zu Eis frieren ließ . . ."

„Das ist ein Kritiker, wie er im Buche steht! Bravo Iwan Petrowitsch! Der tritt mal ein für seine Meinung!" sagte Suchow. „Aeußerst lustig ist es heute bei Dir, Grigori Petrowitsch!" fügte er zu Uranow gewandt hinzu und sah zu Krekow und Krasnoperow hinüber.

„Nun sehen Sie, welche Verschiedenheit in den Ansichten über den Roman!" bemerkte lächelnd Tscheschnew. „Einen „Roman" fordern heißt sagen: schreib, was du willst! Dort (er wies auf Iwan Petrowitsch hin) verlangt man Wunder und nie Dagewesenes; und hier wurde uns genannt, „histoire d'un paysan", ein Buch, auf welches Ihre Definition des Romanes wenig paßt . . ." Er hatte sich an Krekow gewandt.

„Zugegeben, daß es nicht ein Roman ist nach der schablonenmäßigen Auffassung," sagte jener: „aber es ist ein großartiges Erzeugniß des Geistes!"

„Sei es — Ihrer Ansicht nach — ein Erzeugniß des Geistes, aber doch nicht ein Erzeugniß der Kunst!" bemerkte der Professor.

„Es wäre Zeit, diese schülerhaften Grenzscheiden über Bord zu werfen!" brummte Krekow, mürrisch von unten heraufsehend.

„Ja, haben Sie denn nicht selbst eben auf die Frage des Dimitri Iwanowitsch gesagt, der Roman müsse ein künstlerisches Erzeugniß sein . . ."

„Ich weiß, ich weiß! was stecken Sie mir meine Worte unter die Nase!" fuhr Krekow dazwischen.

Alle lachten.

„Ah, sapristi, quel langage!" bemerkte halblaut Jemand am Ende des Tisches.

„Und Ihr, sapristi — was ist das für eine „langage", wohl eine sehr feine?" sagte Krekow rasch zum Sprechenden gewandt.

Wieder fingen alle an zu lachen.

„Sehr amüsant!" sagte Suchow.

„Ich habe aus Ihren eigenen Vorlesungen diese Definition des Romanes genommen!" sagte Krekow zum Professor.

„Und haben Sie auf das eine Werk angewandt; weshalb soll man sie nicht auch auf das andere Werk anwenden? erlauben Sie mir übrigens auf das heute vorgelesene Erzeugniß zurückzukommen und zu erläutern, zu welcher Kategorie von Romanen es gehört; dann wird es auch möglich sein, seinen Werth festzustellen," sagte der Professor.

„Nun, die Vorlesung fängt an, paßt auf!" brummte Krekow.

Der Professor hatte es gehört.

„Ich erhebe nicht den Anspruch, eine Vorlesung zu halten," sagte er bescheiden: „Ich wollte nur auch meine Meinung aussprechen . . . gleich wie die Anderen, nicht mehr und nicht weniger . . . wenn es der Hausherr erlaubt . . .

„Thun Sie uns den Gefallen! gewiß! fahren Sie fort! wir bitten darum!" erschallte es von allen Seiten. Der Hausherr warf einen unzufriedenen Blick auf Krekow und auch auf seinen Neffen.

„Die Definition, daß der Roman ein künstlerisches Erzeugniß sein soll, — ist richtig," begann der Professor, „so steht es auch in den Compendien. Sie haben Recht (er wandte sich zu Krekow). Es kommt alles an auf den Grad des Künstlerischen, auf den Grad des Talents. Die einen Schriftsteller legen den Hauptwerth auf ihre Idee, so zu sagen, auf das innere Problem, indem ihnen daran liegt, was sie ausdrücken; für sie ist die Kunst das Mittel aber nicht der Zweck; andere dagegen lassen sich von der Vorliebe für die Form hinreißen, es ist ihnen darum zu thun, wie sie etwas ausdrücken; die Dritten endlich, die Talente ersten Ranges, bieten in sich eine glückliche Vereinigung sowohl des Inhalts als der Form. Giebt es deren viele! Ein Dickens, Thackeray, Balzac, Puschkin, Lermontow, Gogol weeden nicht auf Schrit und Tritt geboren . . ."

„Was Sie für Neuigkeiten erzählen!" unterbrach ihn Krekow, „sind wir etwa Pensionatsfräulein!"

Alle lächelten.

„Erlauben Sie, erlauben Sie, der Herr Professor hat das Wort!" bemerkte Uranow höflich.

„Unser Autor gehört ohne Zweifel zur ersten Kategorie," fuhr der Professor fort. „Er hat, wie er uns selbst erklärte, die Aufgabe sich gestellt: seine Ideen, Beobachtungen, vielleicht persönlichen Erfahrungen, und überhaupt den Lauf des Lebens, mit dem ganzen Wechselspiel seiner Variationen, und in dem Gesellschaftskreise, in dem er geboren, erzogen und aufgewachsen ist, in die Form eines Romans einzuschließen. Er hat ihn beleuchtet mit dem Lichte seines Verstandes, seiner Phantasie und Beobachtungsgabe, jedoch vorzugsweise des Verstandes . . ."

„Trés bien!" äußerte laut ein Gast.

„Einen solchen Roman zu schreiben ist schon an und für sich nicht verständig, und Sie finden noch überdies Phantasie in ihm!" bemerkte Krekow.

„Der Autor," fuhr der Professor, ohne sich aufzuhalten, fort: „strebt danach, in seiner Auffassung der Erziehung, der Moral, der Thätigkeit und der Leidenschaften seiner Helden zu einem allgemeinen Ideal, einer Norm zu gelangen . ."

„Hörst Du," sagte der General, den Suchow leise mit dem Ellbogen anstoßend: „ein Professor — also: „Norm" . . ."

„Oder zu Idealen der Pflicht, Ehre, überhaupt der Menschenwürde, vorzugsweise der Würde des Kriegers; diesem Beruf widmet der Verfasser — so viel man bis jetzt sehen kann — sein Werk; und sein Buch wird ohne Zweifel eine didaktische Bedeutung haben . . ."

„Ja, einen Telemach hat er geschrieben, dieser neue Fénelon!" unterbrach ihn Krekow.

„Erlauben Sie, unterbrechen Sie nicht den Professor!" wurde ihm wiederum bedeutet.

„Aber bei dem Streben nach seinem besonderen, speciellen Ziele," sprach der Professor weiter: „hat der Verfasser auch die Voraussetzungen der Kunst nicht vergessen; er hat in bedeutendem Maße den an einen Roman zu stellenden Anforderungen Genüge gethan; dort kommen, wie sich wohl alle erinnern, viele Landschaften vor, die offenbar mit Liebe nach der Natur selbst gezeichnet sind, viele Sittenschilderungen kommen vor . . . zarte, anmuthige Liebesscenen, viel treffende Beobachtungen, Geistesblitze . . . was wollen Sie also noch weiter?"

„Wir haben es ja selbst gehört und wissen, was da drin steht! nun also! predigen Sie weiter!" konnte Krekow sich nicht enthalten zu bemerken.

„Il parle trés-bien!" wurde beifällig vom Ende des Tisches wiederholt.

„Richtig! richtig! so ist es! Sie sprechen den Eindruck aus, der uns Allen gemeinsam ist!" sagte Uranow.

„C'est très beau, ce qu'il dit! wie getreu!" säuselte auch Lilina.

„Wenn Sie wollen," fuhr der Professor fort: „so gehört, streng genommen, der Roman zur Kategorie der Erzeugnisse, die man tendenziöse nennt, und deren in neuerer Zeit eine ganze Literatur geschaffen worden ist; ich bin kein Verehrer des Utilitarismus in der Kunst . . ."

„Tendenziös," „Utilitarismus"! murmelte der General achselzuckend.

„Wovon sind Sie dann ein Verehrer? „Lebendiger und klarer Dichtung" oder „süßer Klänge und Gebete" nicht wahr?" fuhr Krekow dazwischen.

„Ja, lassen Sie, bitte, den Professor sprechen!" fiel der Hausherr dem Krekow in die Rede.

„Ja; unter anderem verehre ich auch das," bestätigte der Professor. „Vor allem aber verlange ich Freiheit für die Kunst, in neuerer Zeit aber will man ihr Fesseln anlegen; sie leidet das nicht! Ein hohes Talent wird allerdings aus seinem Gemälde die Leiden, Noth, Uebel, Lasten und Bedürfnisse der Menschheit nicht ausschließen, — aber dabei wird sein Pinsel die Lichtseiten des Lebens auch nicht umgehen: nur dann ist künstlerische Wahrheit möglich, wenn sowohl dieses als jenes ins Gleichgewicht gesetzt wird; wie es auch im Leben selbst ist. Aber die neue Schule hat sich geradezu eine Specialität, man kann sagen, ein Gewerbe daraus gemacht, nur allein utilitarischen Zwecken zu dienen, die Kunst dahin zu bringen, daß sie nur jede Art Greuel aufsucht, unter dem heiligen Vorwande der Nächstenliebe und des Mitleids . . ."

„Aber, nicht wahr, Sie haben sich ein Privilegium auf Nächstenliebe

genommen? und womit haben Sie sie geäußert, Sie: unsere „gestrengen Beurtheiler und Richter"?" fragte Krekow schroff. „Wir führen wenigstens auf dem Wege der Negation und Entlarvung zu dieser Liebe hin, aber wodurch Sie?"

„Diese Entlarvungen sollte man verbieten! sagte Krasnoperow. „Das wird der Regierung zum Schabernack geschrieben: „Seht, soll es heißen — sie paßt nicht auf, sie kümmert sich nicht darum!" Nicht deren Sache ist es, ihre Nase in die Spitäler und Gefängnisse zu stecken; dazu sind Comités ernannt!"

„Der Gesellschaft die Augen zu öffnen über unsere öffentlichen Bedürfnisse und Schäden — ist gewiß ein ehrenwerthes Ziel," fuhr der Professor fort, nachdem er ein wenig geschwiegen hatte: „Die Kunst ist es schuldig, ihr Scherflein dazu beizutragen und hat es auch längst gethan. Doch unsere Eiferer für die gute Sache haben sich auf dieses Thema abgerichtet und umgehen vorsätzlich die Lichtseiten des Lebens, sie verfallen in Uebertreibungen, Einseitigkeit und haben demzufolge aufgehört, wahr zu sein!"

„Was für Zeug Sie zusammenreden! Weshalb?" fuhr plötzlich Krekow heraus.

Hierauf erfolgte, nach momentaner Verblüffung, ein Ausbruch des Gelächters. Das Faß war übergelaufen und es war nicht mehr möglich, sich zu ärgern; es ärgerte sich auch Niemand: weder der Redner noch der Hausherr; nur Tscheschnew seufzte traurig und ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„Deshalb rede ich dieses Zeug," sagte, das Wort „Zeug" betonend, der Professor, durch die allgemeine Theilnahme, die er fand, ermuthigt: „um klar zu machen, daß in einigen Romanen, zum Beispiel in „Copperfield" oder den „Pickwickiern" von Dickens, in „Père Goriot" und „Eugénie Grandet" von Balzac, in der „Capitainstochter" von Puschkin und „dem Helden unserer Zeit" von Lermontow — das Künstlerische in dem Problem sowohl Zweck als Mittel ist; jedoch in anderen, wie in dem heute von uns Gehörten, überwiegt der Gedanke des Schriftstellers, für den er die Kunst zu Hilfe gerufen hat . . ."

„Sie ist aber nicht gekommen, hätten Sie kurz und deutlich sagen können! wozu denn da eine Vorlesung halten?" ergänzte Krekow.

„Nein, das sage ich nicht," entgegnete der Professor.

„Und Niemand sagt es!" sagte der Hausherr.

„Niemand!" wiederholten auch Andere.

„Also ist dennoch eine Tendenz darin," bemerkte der Journalist, „Sie erklären also folglich auch tendenziöse Romane für zulässig!"

„Alles erkläre ich für zulässig, worin Geist und Talent ist," fügte der Professor hinzu.

„Danke ergebenst! wie freundlich Sie sind!" sagte Krekow ironisch:

„wozu war denn das Gebrumm über den Roman „die Geschichte eines Bauern"?"

Er nickte dorthin, wo der Herr mit der blauen Brille saß.

„Folglich ist also doch der tendenziöse Roman nothwendig und hat seine raison d'être," fuhr der Journalist fort.

„Aha, russisches Pulver war offenbar nicht vorhanden, da läßt man es schnell aus Frankreich kommen!" bemerkte leise der General.

„Es giebt doch wohl Momente in der Geschichte," sprach der Journalist weiter: „wo solche jähe Wendungen aus einem Kreise von Ideen, Begriffen und Ereignissen in einen anderen sich vollziehen, daß sie eine verstärkte und gemeinsame Betheiligung aller der sittlichen Kräfte erfordern, über welche die Gesellschaft verfügt, unter anderen auch der Kunst. Geben Sie zu, daß unsere Zeit von der Geschichte zu der Zahl solcher aufgeregter heißer Momente gezählt werden wird . . ."

„Vollkommen richtig!" stimmte der Professor bei, „die Kunst hat auch einen Theil der gemeinsamen Arbeit übernommen; in ihr hat auch die negative Richtung das Uebergewicht gewonnen; die moderne Literatur fehlt nur darin, daß sie dieses mißbraucht, der Kunst Gewalt anthut, nur die Tendenz der Anklage gelten läßt und alles Andere verfolgt, als sei es unnöthig . . ."

„Wie ist es denn mit Lamartine, ist er etwa auch nöthig? woher ist er denn verblaßt und Hugo, zum Beispiel, hat ihn überlebt?" unterbrach ihn Krekow. „Oder wodurch anders ist Heine zum Vertreter der lyrischen Poesie in Deutschland geworden, als dadurch, daß er, um in Ihrem eloquenten Stile zu reden, — „heiligen Zorn" besitzt, einfach gesagt — Geist, Bosheit und Talent? Gehen Sie mit Ihren „süßen Klängen und Gebeten"! Wer ist süßer als Lamartine und wo giebt es mehr Gebete als bei ihm, aber man hat ihn vergessen; was soll denn das heißen?"

„Nein, man hat ihn nicht vergessen und wird ihn nicht vergessen," bemerkte der Professor. „Er war der Dichter seines Zeitalters und wird seine Stätte haben in der Geschichte der Literatur; weder Victor Hugo noch Heine übertreffen ihn, sei es im Pathos der Empfindungen, sei es in der Höhe des Gedankens; aber er lebte in seiner Zeit und ging mit ihr zugleich von hinnen, wie Andere gehen werden, wenn sie an die Reihe kommen; außer seinen Gedichten hat er auch als Historiker eine Spur hinterlassen; seine „Geschichte der Girondisten" . . ."

„Was ist das für eine Geschichte! das ist ein schlechter empfindsamer Roman!" sagte Krekow.

„Nicht doch! Damit kann ich mich nicht einverstanden erklären!" bemerkte Tscheschnew, „auch die Franzosen theilen nicht Ihre Meinung."

„Das ist noch kein Grund! in Frankreich giebt es auch nicht wenig Speichellecker!" erwiderte Krekow.

«Cet „auch" est impayable! Oh, l'enfant terrible!» bemerkte Jemand am Ende des Tisches.

Krekow schielte dorthin, als wolle er den Schuldigen aufsuchen.

„Auf diese Weise ergiebt sich also, Ihrer Ansicht nach," sagte der Journalist zum Professor; „daß der Roman, im engeren Sinne, als eine Darstellung des Lebens, ein Erzeugniß schöpferischer Kunst sein soll; doch Niemandem läßt es sich natürlich verbieten, auch ein Erzeugniß des Verstandes einen Roman zu nennen, unter der einen Bedingung, daß er nicht langweilig sei . . ."

„Die conditio sine qua non" bekräftigte der Professor.

„Wieder an Pulver zu kurz gekommen!" sagte der General zu Suchow.

„Das ist doch ein gelehrtes Gespräch, wie kann es denn ohne Latein abgehen! Ach, Du Skalosub[1]!" sagte Suchow, ihm mit der Hand auf das Knie klopfend.

„Haben Sie nicht noch etwas über den Roman vorräthig? oder haben Sie schon Ihren ganzen Ranzen ausgekramt?" fragte Krekow spöttisch.

„Es ist da noch eine letzte Bemerkung, aber ich weiß wirklich nicht, ob ich reden soll . . . ich habe ohnehin die Aufmerksamkeit der Anwesenden, wie es scheint, mißbraucht . . ."

„Ja, das scheint wohl so!" fiel ihm Krekow in die Rede.

„Diese schlechte Gewohnheit, viel zu sprechen . . ."

„Und gut zu sprechen!" ergänzte Uranow.

„Diese Gewohnheit habe ich auf dem Katheder angenommen; aber, entschuldigen Sie, ich höre auf, ich sehe deutliche Zeichen der Ungeduld; Herr Krekow dort kann und kann es nicht abwarten . . ."

Er blickte lächelnd auf Krekow.

„Schadet nichts, fahren Sie fort! das Pferd, das vor die Treppe geführt wird, wiehert ja auch und stampft mit den Hufen vor Ungeduld . . . aber darum kümmert sich Niemand!" fuhr tapfer der General heraus.

Allgemeines Gelächter folgte seiner Aeußerung.

«Bien dit!» sagte ein Gast.

„Das traf! ja wohl, den Nagel direct auf den Kopf!" bemerkte zum allgemeinen Erstaunen Krekow gutmüthig und fing auch an zu lachen, wobei seine Nase im Bart verschwand. „Bravo, Herr General! militärisch!" fügte er hinzu. „Auf Ihre Gesundheit!"

Er trank Wein.

---

[1] Ein alter General aus Griboiedows obenerwähnter Komödie.

«Il fait bonne mine au mauvais jeu, il n'est pas sot!» sagte wieder derselbe Gast.

Krekow sah ihn böse an.

„Schimpfen Sie, so viel Sie wollen, aber um Ihr Lob sind Sie nicht gebeten!" platzte er heraus. „Uebermitteln Sie uns also Ihre letzte Bemerkung!" wandte er sich an den Professor.

„Ich wollte nur bemerken, daß die neueren Schriftsteller dem Realismus zu viel Platz einräumen; aber darüber ist schon so viel gesprochen worden, daß es langweilig wird; man hat alle Grundlagen der Kunst verschmäht . . . ist beim Absurden angelangt."

„Hörst Du — „absurd", was das für ein Wort ist! In dieser Weise lehrt er auch vom Katheder?" bemerkte der General, sich zu Suchow wendend.

„Wenn man die Realisten hört," fuhr der Professor fort, „so haben sie allein erst Wahrheit in die Kunst gebracht, indem sie daraus die Phantasie und gewissen „Zierrath", d. h. die Poesie, heraustreiben! Was kann, zum Beispiel, wahrhafter sein als Puschkin? Bei ihm ist aber die Wahrheit weder der Phantasie, noch der Zartheit, noch dem Humor hinderlich gewesen . . ."

„Lassen Sie es genug sein, diesem Sänger des Junkerthums, „der müßigen Weile" und „schmachtenden Wonne" Weihrauch zu streuen!" entgegnete Krekow. „Sie haben ja selbst eben den Geist der Zeit erwähnt; dieser Geist hat ihn schleunig von seinem Piedestal abgesetzt; die alten Leute pflegten sich hin und wieder an seinen Versen zu verschlucken, aber wer liest sie jetzt noch! Und er selbst hat sich an seinem Ruhm übernommen und laut verkündet: „Ein Denkmal, nicht von Menschenhand geschaffen, hab' ich mir errichtet, des Volkes Wallfahrtspfad zu ihm wird nicht verwachsen!" Das Volk ahnt überhaupt nichts von diesem „Pfade", und seine Verehrer haben ihn längst vergessen . . . und auch sein Grab soll total verfallen sein! es ist nicht einmal Jemand da, dem man es zeigen könnte! Da haben Sie den Rechten gefunden, um nach Wahrheit zu suchen! Declamiren Sie nur zum Beispiel etwa „An Edens Pforte stand ein zarter Engel" — wie das wahrheitsgetreu ist!"

„Schön! ich werde es declamiren! und Sie werden selbst sehen, daß es wahr ist; Sie haben es glücklich getroffen!"

Der Professor führte die Proposition des Kritikers buchstäblich aus und sagte das Gedicht auswendig her; alle applaudirten — natürlich dem Dichter Puschkin.

„Was für ein Gewäsch!" sagte Krekow stirnrunzelnd.

Der Student krümmte sich vor Lachen und versteckte sich hinter Krekows Rücken.

„Wenn Sie," ließ Tscheschnew zu Krekow gewandt, klagend seine Stimme ertönen: „nicht vor Ihren Augen ein leibhaftiges Bild sehen — den leuchtenden Engel in Eden und den Teufel, der über dem Abgrund schwebt, wenn Sie nicht den tiefen Gedanken spüren, der sich in diesem Bilde birgt, so können Sie die Dantesche Devise nehmen — „laß alle Hoffnung fahren auf die Poesie" . . ."

„Aber nicht auf die Wahrheit! und sie allein ist Poesie!" unterbrach ihn Krekow. „Wer sagte soeben, daß die Kunst das Leben darstellen solle? Wo hat denn Puschkin diesen Teufel über dem Abgrunde hergenommen: Wohl etwa aus dem Leben? Oder hat er diesen Engel gesehen? . . ."

„Ja," sagte der Professor: „in seiner Phantasie, und wir alle sehen ihn . . ."

„Nun dann glauben Sie also an Teufel; was soll man dann noch mit Ihnen reden! laß los, ich geh weg!" sagte Krekow, indem er seinen Rockschooß dem Studenten aus den Händen zu reißen suchte.

Er ging aber doch nicht weg.

„Mein Gott!" sagte Tscheschnew bekümmert: „wie unwahr, welche Entstellung der Menschennatur! Ohne Ideal zu leben, das heißt, zu leben ohne Zweck! Sich von der Phantasie lossagen — das bedeutet alle Blüthen vernichten, die Sonnenstrahlen auslöschen . . . sich in die Finsterniß der Hölle versenken . . ."

„Weshalb? man soll nur nicht lügen! mag man von der Sonne sprechen, aber nicht sie nennen, den „Phöbus mit goldenen Fingern" und anderen Unsinn! ein Ideal nennen Sie die müßigen und krankhaften Träumereien! der Mensch hat nur ein Ideal — die Wahrheit! die Wahrheit in der Wissenschaft, die Wahrheit im Leben, die Wahrheit in der Kunst . . . und man schildere sie, wie sie ist: ohne Schminke, ohne Eure Strahlen . . ."

„Herrlich! herrlich! bravo, Krekow!" applaudirte der Student, so daß Uranow, unbemerkt von den anderen, ihm unwillig mit dem Finger drohte.

„Störe nicht!" unterbrach Krekow ihn streng.

„Ja, solch eine Wahrheit giebt es aber nicht, Niemand hat sie je so gesehen, noch kann man sie so sehen!" sagte Tscheschnew.

„Noch habe ich etwas zu bemerken über die Objectivität," sagte der Professor. „Die neueren Schriftsteller wollen sie zu weit ausdehnen. Der Künstler soll sich allerdings nicht mit seiner Person in das Gemälde eindrängen, es mit seinem Ich anfüllen — das ist richtig! Aber sein Geist, seine Phantasie, sein Gedanke, sein Gefühl — sollen seiner Hervorbringung eingeflößt sein, auf daß sie ein von lebendigem Geiste geschaffener Leib sei, aber nicht der getreue Abdruck eines Leichnams, die Schöpfung eines

unpersönlichen Wunderthäters! der lebendige Zusammenhang zwischen dem Künstler und seinem Erzeugniß muß für den Zuschauer oder Leser fühlbar sein; sie genießen, so zu sagen, durch Vermittelung der Gefühle des Autors das Gemälde, wie zum Beispiel, wir jetzt in diesem Zimmer uns gemüthlich, warm, behaglich fühlen . . . aber wenn plötzlich unser gastfreier Hausherr verschwände — so würde das Zimmer nicht mehr von seinem Wohlwollen erwärmt sein und wir säßen da, wie in einem Restaurant . . ."

„Bravo! Bravo!" erschallte es von allen Seiten, indem dieser humoristischen Wendung der Rede Beifall geklatscht wurde.

„Dieux! comme il parle bien!" wurde am Ende des Tisches geäußert. „Auf die Gesundheit des Herrn Professors!"

Alle stießen mit ihm an.

„Wissen Sie was, Herr Professor: dies ist doch ein feines, theures Abendessen," sagte Krekow: „wo in aller Welt können Sie das mit Ihrer Beredsamkeit bezahlen!"

Der Student prustete vor Lachen.

„Was reden Sie da," bemerkte mit höflicher Strenge der Hausherr „was hat das Abendessen damit zu schaffen! wie geniren Sie sich nicht einer freundschaftlichen Unterhaltung eine solche Bedeutung beizulegen!"

„Bestreiten Sie es nicht," erwiderte Krekow, „weder dem Professor noch mir passirt es oft, so zu Abend zu essen; zu uns zum Abendessen werden wir Sie nicht einladen, und doch möchte man die Gastfreundschaft vergelten! das ist zwar nicht eine poetische, aber eine Lebenswahrheit! ist es so, Herr Professor?"

Aber der Professor schwieg würdevoll.

„Man liebt die Wahrheit weder in der Kunst noch im Leben!" sagte Krekow seufzend. „Es scheint, daß ich allein hier ein wahrheitsliebender Mensch bin! Wie denkst Du, Mitri?" wandte er sich an den Studenten und klopfte ihn kräftig mit der ganzen Hand auf die Schulter.

„Seht, er fängt an sich zu prügeln!" flüsterte der alte Krasnoperow, indem er erbost auf ihn hinsah.

Die Gesichter einiger Gäste am Ende des Tisches nahmen den Ausdruck des Widerwillens an.

Alle schwiegen; Uranow wurde es etwas unbehaglich; er sah seinen Neffen vorwurfsvoll an, der aber wich seinem Blicke immer hartnäckig aus.

„Und weshalb schreiben denn diese Neueren so?" fragte der General.

„Wie so, weshalb! wonach man am meisten fragt, das wird auch geschrieben; neue Bahnen werden eröffnet . . . Du hörst ja?" erklärte Suchow. „Bei Euch da hat man doch auch aufgehört beim Exerciren die Beine höher als die Nase zu heben, und auf die eine Seite zu sehen, und

man hat auch den Laufschritt und die aufgelöste Kampfordnung eingeführt, nicht wahr! man lehrt den Soldaten lesen und schreiben und hat noch wer weiß was alles Neues eingeführt!"

„Alles umsonst!" sagte Krasnoperow, der ihrem Gespräch zugehört hatte, mit einem Seufzer: „Da seht ihr, in welches Unheil ihr gerathet; bei Euch soll man ja auch die Stöcke abgeschafft haben . . . und den Delinquenten schon beinahe den Kopf streicheln!"

„Sie fragen, weshalb die Neueren so schreiben?" wandte sich der Professor an den General. „Weil es leichter ist; schöpferische Kraft ist nicht Jedem gegeben, aber der Realismus und die Technik — das sind die 2 Thüren, welche sich allen öffnen, welche anklopfen! sie haben sogar eine Schule erfunden . . . die Schulen lassen sich aber nicht erfinden, sondern werden von genialen Talenten geschaffen: solche giebt es jetzt nirgends! Dickens, Puschkin und Gogol ahnten nicht einmal, daß sie eine Schule schufen; sie wurde gleichwohl von ihnen geschaffen! Diese Herren aber bringen selbst ihre Schule zur Anzeige!"

„„Realismus" und „Technik" — es ist erklärt und nun weiß man es!" bemerkte der General flüsternd zu Suchow gewandt.

„Alles das ist so zutreffend, als nur möglich," sagte Tscheschnew: „und als ich dieses kritische Turnier begann, war ich sehr froh, daß Sie mir die Lanze aus den Händen nahmen und siegreicher als ich stritten; alles, was Sie uns gesagt haben, wird, wie Sie triftig bemerkten, uns zur Richtschnur dienen bei der Bestimmung des Werthes des uns vorgelesenen Romans; Sie haben ganz richtig bemerkt, daß unser Autor kein streng objectiv schöpferischer Künstler ist . . ."

„Jedoch mit einem Keime schöpferischer Anlage!" fügte der Professor hinzu.

„Und er hat uns eine hinreißende Darstellung geboten," fuhr Tscheschnew fort, „in dem weiten Rahmen des Lebens, in dessen Sphäre er lebt; . . . und wir alle hier — für die Abwesenden verbürgen wir uns auch — müssen an diesem Roman anerkennen . . ."

„Den hohen Werth!" bekräftigte der Professor.

„Ja, eine bemerkenswerthe Leistung," fügte der Journalist gleichgiltig hinzu.

Krekow wand sich bei diesen Lobreden auf dem Stuhle.

„Hören Sie doch auf," bemerkte er ärgerlich.

Aber man antwortete ihm nicht.

„Somit hat also der Autor vollkommen das Ziel erreicht, dem er zustrebte, und wir können, wenn Sie es erlauben," fügte Tscheschnew, sich an den Hausherrn wendend hinzu, „auf seine Gesundheit trinken und Ihnen danken für das Vergnügen, das Sie uns verschafft haben . . ."

Alle stießen an und tranken.

„Trinken thu ich auch!" bemerkte Krekow und trank, stieß aber mit Niemandem an.

„Und was für eine correcte, fein ausgebildete Sprache!" sagte der Professor.

„Ja, er schreibt ausgezeichnet!" bestätigte der General, „nur schade, daß auch bei ihm bald Fremdwörter, bald schwierige Ausdrücke vorkommen, zum Beispiel: Coalition, Elemente, noch etwas war da . . ."

„In der Correctur wird alles das wahrscheinlich verbessert werden," sagte der Journalist. „Es wäre auch gut der Sprache ein wenig Mannigfaltigkeit und Ungezwungenheit beizumischen, was man so nennt Abandon; so ist sie doch gar zu geglättet, frisirt und stilgerecht!"

„Sie würden doch," wandte sich Tscheschnew an den Journalisten, „ihn bereitwillig in die Spalten Ihres Journals aufnehmen?"

Der Journalist überlegte und antwortete nicht sogleich.

„Ich weiß nicht . . . ich müßte nachdenken . . . mit meinem Mitarbeiter an der belletristischen Abtheilung es besprechen," antwortete er ausweichend.

„Aber Sie finden doch, daß der Roman werthvoll ist?"

„O, gewiß; aber das genügt nicht; mein Journal wird in einer gewissen Richtung redigirt — folglich muß alles, was darin Eingang findet, entweder dieser Richtung entsprechen oder wenigstens nicht zu ihr in schroffem Gegensatz stehen . . ."

„Ich denke, der Verfasser eines einzelnen selbständigen Artikels verantwortet selbst für sich," bemerkte Tscheschnew, „und das Journal, das ihn in seine Blätter setzt, spielt dabei nur die Rolle eines Handlungshauses, das eine Sache zum Verkauf annimmt."

„Nein, so ist es nicht!" sagte lachend der Journalist, „dann wäre es nicht eine Zeitschrift, sondern ein Sammelwerk, ein Almanach . . ."

„Wer hat Lust in seinem Blatt die Langeweile zu züchten?" bemerkte Krekow, der mit dem Studenten geflüstert und die letzten Worte gehört hatte.

„Erlauben Sie mir, Ihrer Meinung nicht beizupflichten," sagte der Hausherr bestimmt. „Der Roman ist nicht langweilig; wir sind Alle da — und sagen Alle das Gegentheil."

„Alle! Alle!" riefen die Stimmen einmüthig.

„Langweilig! ermüdend!" behauptete Krekow, „ich konnte es nicht aushalten."

„Das ist noch kein Grund!" entgegnete Tscheschnew mit höflichem Lächeln.

„Sie haben es aber doch ausgehalten!" bemerkte der Hausherr, „und ich habe sogar, entschuldigen Sie, gesehen, daß beim Vorlesen gewisser Seiten

Ihre Augen — wie soll ich sagen — leuchteten — also war es Ihnen interessant . . ."

„Ich wollte davonlaufen, aber der da ließ mich nicht!" sagte Krekow, auf den Studenten weisend.

„C'est très-joli, charmant! dabei kann man sich nicht langweilen . . . auch als es zu Ende war, hörten Alle noch hin, wünschten eine Fortsetzung!" sagte Lilina und Andere.

„Ja, auch die Langeweile — ist etwas Relatives," sagte Tscheschnew, „es giebt viele kluge und ehrenwerthe Leute, denen sowohl Homer als Shakespeare langweilig sind! Ich kenne selbst solche, die sofort weggehen, sobald man in ihrer Gegenwart etwas von Mozart oder Beethoven zu spielen anfängt, die aber mit Vergnügen Chansonetten hören aus der „schönen Helena" oder der „Großherzogin von Gerolstein"; Andere können in der Malerei die historische Schule nicht leiden, kehren sich ab von Tizian und Rubens und können sich an Genrebildern nicht satt sehen; Vielen ist sogar jedes Gespräch gebildeter Leute im Salon langweilig . . ."

„C'est vrai, c'est vrai! bien dit! ja, das ist richtig, das trifft!" wurde vom Ende des Tisches beifällig bemerkt.

Krekow ließ wie eine Bulldogge seine Augen über die Redenden hinschweifen, gleichsam aussuchend, auf wen er sich stürzen solle.

„So vergleichen Sie also Ihren Autor mit Homer, Rubens und Tizian! ha! ha! ha!" fing er an zu wiehern: „ich gratulire Ihnen und trinke auf Ihre Gesundheit!"

Und ironisch sich gegen Tscheschnew verneigend, trank er seinen Pocal aus.

„Ich trinke auf die Ihrige," sagte langsam, mit mitleidiger Stimme Tscheschnew, „und wünsche, daß ein Strahl menschlicher Wahrhaftigkeit auf Sie fallen möge!"

Auch er trank.

„Lüge ich etwa?" fragte Krekow heftig.

Tscheschnew machte würdevoll ein Zeichen der Verneinung.

„O nein, Gott bewahre! Sie sind die personificirte Aufrichtigkeit! aber Sie gerathen auf Abwege und erzürnen sich noch sogar — folglich sind Sie doppelt im Unrecht! und in diesem Augenblick haben Sie Unrecht, da Sie wissen, daß ich den Autor gar nicht mit Homer, noch mit Tizian vergleiche — und im Zorne reden; möge Gott Ihrer Seele seinen Frieden geben!"

„Amen!" sagte Suchow, bei allgemeinem Gelächter. „Schick nach einem Popen", fügte er zu Uranow gewandt leise hinzu: „der wird ihn vielleicht exorcisiren! Sehr lustig, wahrhaftig! ich werde unbedingt mit ihm Bekanntschaft schließen, werde zu ihm fahren und ihn zu mir zum Essen einladen."

„Dann wollen wir schon zusammen fahren; ich muß ihm ja auch meine Karte bringen!" sagte der Hausherr. „Mitri wollen wir mit uns nehmen! aber Bekanntschaft machen — nein, Gott helfe ihm! was das für ein Original ist!"

Krekow sah unterdessen Alle zerstreut an, indem er mit der Gabel auf dem Teller klapperte; da die allgemeine Aufmerksamkeit sich auf ihn concentrirt hatte, so fing er augenscheinlich an, das zu verlieren, was man contenance nennt, oder das Unbequeme seiner Lage ließ ihn ermüden.

„Hilf mir, mich unbemerkt aus dem Staube zu machen," flüsterte er dem Studenten zu.

„Bleib noch etwas, wir gehen zusammen und einstweilen sprich noch etwas," antwortete jener.

„Sie sagten da," fing mit einmal Krekow an, ziemlich gemächlich sich an den Professor wendend: „daß der Roman das Leben — also die Wahrheit darstellen soll; und Sie (er wandte sich an Tscheschnew) fanden, der Autor habe es richtig dargestellt: ich frage Sie nun, wo steckt denn bei ihm dieses Leben und wo ist die Wahrheit desselben? worin?"

„Wie so, wo ist dies Leben! Ein ganzer großer Gesellschaftskreis lebt in der ganzen Welt dieses Leben! . . ." erwiderte Tscheschnew verwundert.

„Was ist das für ein Leben! lebt man etwa so? und was ist das für ein „Gesellschaftskreis"; der höhere, nicht wahr, das wollen Sie sagen? . ."

„Weder der höhere, noch der niedere, sondern einfach der Kreis wohlerzogener Leute, was bei den Engländern heißt Gentlemen, oder bei uns anständige Leute!"

„Weshalb sind denn diese anständigen Leute bei ihm aus Grafen- und Fürstenfamilien genommen, oder aus der höheren militärischen und administrativen Sphäre? Setzt er denn die Qualität der Gentlemen in den anderen Gesellschaftsschichten nicht voraus? Anständigkeit giebt es überall, sie kommt auch im Kittel vor!"

„Das ist wahr; aber er kennt Niemanden unter den Kitteln; er hat die Handlung und die Personen aus dem ihm bekannten Kreise genommen; ist das nicht einerlei?"

„Nein, das ist nicht einerlei! weshalb hat er sie gerade aus diesem Kreise genommen? Weshalb war es nöthig, daß er nur sie darstellte?"

„Welches Recht haben Sie den Schriftsteller um deswillen zu richten, was er nicht geboten hat? Die Kritik hat nur auf das zu sehen, was er gegeben hat! Calamme malt Sümpfe, Claude Lorrain — wohldurchforstete, gesäuberte Wälder und klare Bäche; und Niemandem kommt es in den Kopf zu verlangen, Calamme solle Gärten malen, und Claude Lorrain vorzuhalten, weshalb er nicht Sümpfe male! und in der Literatur ist es ebenso?"

„Ihrer Ansicht nach ist, was nicht zum aristokratischen Kreise gehört auch schon ein Sumpf!" schaltete Krekow ein.

„Dann kann man," fuhr Tscheschnew fort, ohne auf ihn zu hören, „die Schriftsteller zur Verantwortung ziehen, von denen die Einen zum Beispiel Leben und Sitten der Kaufleute und Bürger, Andere die der Bauern darstellen; es hat auch Solche gegeben, die aus dem Leben der Geistlichkeit Schilderungen entworfen; weshalb soll denn die Sphäre des, wie Sie es nennen, höheren Gesellschaftskreises, oder des Kreises der reichen, vornehmen, feingebildeten Leute dem Schriftsteller unzugänglich bleiben?"

„Deshalb, weil dieser höhere Kreis nicht auf der Welt existirt, folglich giebt es auch keine künstlerische Wahrheit in diesem Gemälde, von dem Sie mit dem Professor eben so schön geredet haben!"

Alle sahen einander verblüfft an.

„Wie so denn eigentlich „nicht existirt"!" überlegte der General, sich an den Hausherrn und Suchow wendend. „Und alle Deine heutigen Gäste, wir, gehören zu welchem Kreise?"

„Nimm Dir nicht zu Herzen, was er sagt," antwortete leise Suchow. „Das ist ja der Antichrist, nur nebenbei ein sehr amüsanter Kerl; wie könnte man ihn nur zu uns in den Club schleppen!"

„Also in so fern existirt er nicht! weil es anständige Leute oder Gentlemen in jeder Klasse giebt; oben sind ihrer weniger; dort sind nur Herrschaften; sind die etwa — eine höhere Klasse? weshalb?"

Alle schwiegen.

„Nun jetzt ergötzt Euch mal daran! was das für Gesinnungen sind!" fing plötzlich Krasnoperow an zu reden, nachdem er während des Streites über die Kunst schon zwei Mal eingeschlafen war.

„Die Bemerkung, daß es nur eine höhere Classe nicht giebt, ist einigermaßen schwerwiegend und theilweise triftig," bemerkte der Journalist.

„In wie fern, mit Erlaubniß zu fragen?" sagte der Hausherr neugierig; auch die Anderen warteten auf eine Antwort.

„Apart und als ein Ganzes existirt dieses Leben wirklich nicht: es steht in Berührung mit dem Leben anderer Kreise, anderer Bildung und Sitten, der Autor aber umgeht dieses und beschreibt nur die oberen Schichten . . ."

„Aber Andere schildern ja wieder nur die unteren Schichten und behelfen sich ohne die Oberen, wie ich eben bemerkte," entgegnete Tscheschnew.

„Ja, das ist wahr; aber diese unteren Schichten behelfen sich auch in Wirklichkeit ohne die Oberen."

„Glauben Sie?" fragte ironisch der General.

„Ich spreche nur von der Seite des Daseins, welche der Kunst zu-

gänglich ist," beeilte sich der Redacteur hinzuzufügen — und lasse alles Uebrige bei Seite. Die oberen Schichten betheiligen sich nicht, d. h. sind nicht gegenwärtig bei dem Sittenleben der unteren Schichten, bei ihrem Schalten und Walten; letztere führen ihre Existenz auch so für sich selbst; aber die Oberen ohne die Unteren — würden nicht einen Tag fortbestehen. Unser Schriftsteller übergeht aber vorsätzlich jeden anderen als den höheren Kreis, zeigt merklichen Ekel davor, und zu seinem eigenen Kreise verhält er sich parteiisch; das ist die Absicht und der Zweck des Autors, in welchem es an künstlerischer Wahrheit fehlt, wie eben Herr Krekow bemerkte."

„Hörst Du, man citirt Dich!" sagte der junge Uranow.

„Ich habe es ja gesagt, daß ich wahrheitsliebender bin als Alle!" bemerkte jener.

„Der Künstler als Schriftsteller muß objectiv sein, d. h. unparteiisch," fuhr der Redacteur fort, „er muß, wie zum Beispiel der Graf Tolstoi, jede Art Leben schildern, die ihm nur unter die Hand kommt, da das Leben der ganzen Gesellschaft in sich verbunden und verschmolzen ist. Er bietet die Schichten, wie ein Kartenspiel zusammengemischt, und so sind sie auch in Wirklichkeit. Neben der Person aus dem höchsten Kreise beschreibt er auch den Bauern, die einfache Haushälterin und sogar den toll gewordenen Hund; aus den Salons der Residenz versetzt er den Leser in die Hütte des Bauerwirthen, in den Bienengarten, auf die Jagd und zeichnet mit demselben künstlerischen Wohlwollen — Militär- wie Civilpersonen, Herrschaften, Bediente, Kutscher und Pferde, Wald, Wiese, Acker . . . Alles! Wie der Vogelsteller sein Netz, so deckt er seinen Rahmen über ein ganzes Panorama von allerlei Leben und zeichnet — sine ira, wie der Herr Professor mit Recht sagt; thäte er anders — so wäre er unwahr, das Talent kann aber nicht unwahr sein, und wenn es doch so ist, d. h. das Eine hervorhebt, das Andere verbirgt, das Eine mit künstlerischer Vorliebe ausmalt, das Andere parteiisch d. h. vorsätzlich schlecht malt, so hört es eben auf, ein Talent zu sein; es kommt zu Stande etwas Verblaßtes, Welkes, Lebloses oder etwas Einseitiges, Unrichtiges . . ."

Der Professor neigte den Kopf ein wenig zur Seite und Tscheschnew lehnte sich zurück, beide hörten aufmerksam zu und schienen zum Theil dem beizustimmen, was der Redacteur sagte. Suchow gähnte leise in die Hand, die Anderen tranken zur Zerstreuung die Gläser leer, dieser oder jener aß vom Dessert; der alte Belletrist Skudelnikow erhob auf einen Augenblick die Augen zum Redacteur, überflog mit dem Blicke die übrigen Gäste und fuhr dann wieder fort auf den Tisch hinzusehen, wo, gerade vor seiner Nase auf Dessertvasen Melonen und Ananas lagen.

„Aber," sagte Tscheschnew: „Unser Autor berührt doch auch stellen-

weise andere Berufsarten, zum Beispiel er beschreibt den Portier, die Bedienten . . ."

„Ja," unterbrach ihn Krekow, „und beschreibt sie wie Hunde, mit affectirter Verachtung! er nennt sie witzig „Socialisten"; sehen Sie, wie er sie berührt! Er verhöhnt die erhabenste Idee des Jahrhunderts, die Idee der Gleichheit!"

„In der That, er vermeidet absichtlich und sorgfältig alles Vulgäre," fuhr der Redacteur fort, „das ist wahr!"

„Ja, dort geht es auch nicht an," erwiderte Tscheschnew: „Es gehört nicht dorthin! wenn die „unteren Schichten", wie Sie sagen, sich im Privatleben nicht mit den Oberen vermischen, so leben doch folglich auch die oberen Schichten apart, in ihrem Kreise; wie viele moderne Schriftsteller unterlassen absichtlich, die oberen Schichten zu erwähnen! Weshalb sollte, zum Beispiel, ein Maler, der dieses Speisezimmer und uns alle zeichnen wollte, einen Arbeiter aus der Volksküche hier herein setzen, oder einen von diesen Dienern da, die uns bedient haben, mit uns zusammen am Tisch sitzen lassen?"

„Sie haben extreme Fälle genommen, mit Erlaubniß zu bemerken!" entgegnete der Redacteur, „zwischen den obersten Schichten . . . und Dienern, Arbeitern, ziehen sich noch ganze Reihen hin — nach den Professionen, der Vermögensstellung, Bildung, den Sitten . . ."

„Ja, wenn Ihr Autor eine Volksküche hätte beschreiben wollen, so hätte er zugesehen, ob nicht irgend ein gnädiger Herr da hereingerathen, und hätte den allein beschrieben und die Arbeiter hätte er weggelassen!" sagte Krekow.

„Er hätte überhaupt keine Volksküche beschrieben!" widersprach Tscheschnew, „er ist da nicht drin gewesen und kennt nicht deren Besucher."

„Und will sie nicht kennen! Das ist das Scheußliche! Das russische Leben ist nicht in den oberen Schichten! Dort kommt es nicht vor!"

Tscheschnew zuckte die Achseln, die Anderen lächelten.

„Sie wollen wohl, daß er das russische Leben darstellen soll, wo es auch Schmutz giebt und Flecken auf dem Tischtuch und ungefegte Fußböden . . ."

Er seufzte.

„Weshalb wieder nach dem Extremen greifen?" sagte versöhnlich der Journalist, indem er sich sowohl an Tscheschnew, als auch an Krekow wandte. „Es ist nicht nöthig, geflissentlich den Kehricht und die Flecken zu suchen, um damit zu coquettiren, aber man darf auch nicht peinlich und mit wählerischem Ekel alles Werktägliche umgehen, wo allerdings nicht überall Reinlichkeit und Eleganz leuchten! der Autor jedoch sortirt sorgsam, wie die Menschen, so die Sachen — und säubert sogar gewissermaßen die Natur selbst, radirt an den Landschaften herum, damit nicht irgend ein Strohhälmchen oder ein

Rest von Fegfel da hinein komme; das heißt auch das Leben ausradiren. Wenn es auch möglich ist die Menschen aufzuputzen und zuzustutzen, so läßt sich doch aus der Natur nicht alles Unnütze herauswerfen; es würde unnatürlich werden. Entfernen Sie von den menschlichen Gestalten alle charakteristischen typischen Besonderheiten und Details — so wird sich etwas Unpersönliches, Seelenloses ergeben."

Tscheschnew hörte mit geneigtem Haupte nachdenklich diese wohlgefügte kritische Periode an.

„Da steckt allerdings wohl ein Stück Wahrheit darin," sagte er endlich mit leichtem Seufzer, „der Verfasser ist ein Purist, nicht nur in der Sprache, sondern auch in Bezug auf seine Helden und die Decorationen des Romans; aber über die Menschen wie über die Natur hat sich doch auch viel von dieser Politur und Eleganz ergossen, wenn man nicht gar zu genau zusieht; er beschreibt eben wie dasjenige ihm erscheint, worauf sein Blick haftet! Sie haben doch gewiß nichts Gesuchtes, Geziertes in seinem Roman bemerkt? er ist nur im höchsten Grade wohlanständig, aber einfach und natürlich . . ."

„Wohlanständig: zugestanden; aber natürlich — wird man wohl kaum sagen können; gerade deswegen, weil er sich gar zu sehr bemüht, daß nur nicht in seine Salons, nach Puschkins Ausdruck, „vlämischer Kehricht" d. h. das Leben des Werktags, hineingeräth," sagte der Journalist.

„Dort ist auch nicht der Platz dafür — Sie werden das zugeben!"

„Ich weiß nicht; aber die Abwesenheit lebendiger Details nimmt den Menschen und der Natur viel von ihrem Leben — muß ich wieder sagen. Einen wahrhaften Zug des Gefühls oder die Regung des Gedankens auf dem menschlichen Gesichte im gegebenen Moment auffangen und wiedergeben — das ist psychologischer, innerer Realismus; die Scene mit leibhaftigen, wahrheitsgetreuen Details ausstatten — das ist der äußere Realismus und Beides zusammen führt zur Wahrheit."

„Aber gestehen Sie es nur, die Schriftsteller der schönen Literatur und die Maler zeichnen und schildern oft viele unnütze Wahrheiten, die man hätte vermeiden können; zum Beispiel . . ."

„Zum Beispiel," unterbrach ihn Krekow — der unangenehme Geruch, den Petruschka, der Diener Tschitschikows[1] überall mit sich herumträgt, nicht wahr! wollten Sie dieses Beispiel anführen?"

Alle fingen an zu lachen, Lilina erröthete.

„Ja . . . auch wohl dieses und viele andere, alles unnütze Merkmale."

„Darüber hat man schon vor langer Zeit gestritten und Belinsky hat den Streit entschieden!" sagte Krekow. „Lesen Sie nur die Stelle bei ihm,

[1] Bekannte Figuren aus Gogols „todten Seelen".

wo er über diese pharisäische Reinheit urtheilt; sehen Sie, man kann doch nicht sagen „es stinkt", man darf in Gegenwart von Damen, (er warf einen Seitenblick auf Lilina) das Wort „Floh" nicht aussprechen, u. s. w. Wenn man auf diese mäkelnden Zierbengel hören und die russische Sprache im Sinne des guten Tons ummachen wollte, dann müßte man nicht mehr Russisch sprechen, sondern nur noch mit den Fingern in der Luft herumfahren! Das Unnöthige! was ist im Leben denn alles — nöthig!"

„Sie folgen Hegels Spuren," bemerkte lächelnd der Professor, „alles was wirklich ist, ist vernünftig! Aber nicht alles, was im Leben nöthig ist, ist auch in der Kunst nöthig, erlauben Sie mir zur Ergänzung Ihrer Aphorismen zu bemerken!"

„Im Gegentheil, das Unnöthige spielt auch in der Kunst eine große Rolle," sagte Krekow, „ebenso wie im Leben selbst, ist also folglich auch nöthig."

„In wie fern ist das Unnöthige im Leben — nöthig?" fragte Suchow ironisch; „zum Beispiel . . . der Schnupfen?"

Alle lachten; Krekow machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung.

„Das ist denn doch über die Maßen paradox — mit Erlaubniß zu bemerken!" sagte der Hausherr.

„Nein, es ist nicht paradox! ich verstehe unter dem Unnöthigen jeden Ueberfluß, der über das Unumgängliche hinausgeht; und im Leben giebt auch nur der Ueberfluß uns das, was man Glück nennt; wie ein jeder das Glück auffaßt — das ist eine andere Frage!"

„Woher ist das so? Erlauben Sie, erlauben Sie!"

„Daher also! sehen Sie sich nur hier um," sagte Krekow. Alle sahen sich auch wirklich um.

„Was haben Sie dort oben aufgestellt, auf dem Schrank?"

„Wie so," entgegnete verwundert der Hausherr, „Statuen . . ."

„Und im Schrank?"

„Im Schrank sind antike Silbersachen . . . wie Sie sehen!"

Tscheschnew lächelte vergnügt; der Redacteur, der Professor und einige Andere von den Gästen ebenfalls, da sie voraussahen, worauf Krekows Rede hinauslaufen werde; Andere wieder sahen naiv die Gegenstände an, die er nannte.

„Auch hier auf dem Tisch ist Silberzeug," fuhr Krekow fort. „Unter den Füßen Teppiche; dort sind . . . eins, zwei, drei, vier Broncecandelabres . . . da brennen dreißig oder vierzig Lichte, statt zweier oder dreier! ist das Alles nöthig? und diese Wachteln und das theure Gemüse, das Dessert, und an Wein zwanzig Flaschen? . . ."

„Wie soll es denn anders sein? überall ist das so!" sagte der Hausherr: „Also ist es nöthig!"

„Nein, nicht überall; sehen Sie nur aus dem Fenster. Alles das ist unnöthig, überflüssig . . . und es macht Ihr Glück aus und das Glück aller dieser Herren da. Man kann von Thontellern essen statt von Silber, Wasser trinken oder Kwas, meinetwegen Bier — Sie aber trinken und essen nur Unnöthiges, lauter überflüssiges Zeug . . . Die Ausgaben für das Unumgängliche allein hätten Ihnen nicht das geringste Vergnügen bereitet . . . zum Beispiel der Ankauf von Brennholz, von Rindfleisch für Sie zum Mittagessen, von Hafer für die Pferde. Aber darüber freuen Sie sich, alles dieses, dieses Unnöthige anzuschaffen . . . oder im Kartenspiel zu gewinnen oder zu verlieren."

„Tiens, celà c'est vrai!" sagte ein Gast.

Uranow, der General, Suchow und Iwan Petrowitsch hörten gutmüthig lächelnd zu, ohne zu wissen, was sie auf dieses Paradoxon antworten sollten; alle sahen Krekow mit Interesse an.

„Spielt den Diogenes!" bemerkte Jemand leise.

„Was haben Sie mich alle zu fixiren?" sagte er. „Ist es nicht wahr, was?" Alle fingen an zu lachen.

„Nein, daran ist auch was Wahres!" erwiderte Uranow.

„Nun und in der Kunst ist es ebenso: stellen Sie mal dar . . . nun etwa die Liebe, ohne reale Attribute, ohne scenische Ausschmückung . . ."

„Attribute!" flüsterte der General.

„Und es wird ein Blödsinn herauskommen! irgend eine Jungfrau auf dem Fels . . . was nicht vorkommt!" endigte Krekow.

„Aber Puschkin hat doch, als großer Realist und Classiker zugleich, zu der Jungfrau in weißem Gewande über den Wogen, den Sturm und den Schleier, mit dem der Wind spielt, hinzugefügt — und es ist etwas Malerisches und Wahres, d. h. Reales zu Stande gekommen!" sagte der Professor. „Das ist eben die Poesie!"

„Wohin ihn sein verliebtes Girren getragen hat: auf den Fels! lachte Krekow. „Das ist erst recht etwas ganz Unnöthiges!"

„Erlauben Sie, erlauben Sie," fiel ihm der Professor in die Rede, „Sie widersprechen sich selbst; Sie haben soeben das Unnöthige zum Gesetz erhoben — sowohl im Leben als in der Kunst . . ."

„Das Unnöthige, aber Wahrheitsgemäße! verstehen Sie mich, „das, was vorkommt! Die Teufel schweben aber nicht über den Abgründen und die Jungfrauen erscheinen nicht in malerischer Positur auf den Felsen!" fuhr Krekow bissig auf ihn los.

„Unser Autor ist ein Anhänger des Classicismus, er scheut den Realismus — das ist wahr," fing der Professor wieder an. „In allem hält er streng den classischen Styl ein. Er steht dem Ideal näher als dem

Typus und daher scheut er unter Anderem die werktäglich hausbackenen Kleinigkeiten des Lebens; das ist bei ihm Geschmack, Erziehung oder Natur, wie Sie wollen. Aber die Geschmacksrichtungen spalten sich ja auch in Arten, wie die Kunst selbst sich in Schulen theilt; der Unterschied der Schulen und Stylformen wird unter Anderem durch die Verschiedenheiten des Geschmacks der Künstlernaturen bedingt; das sind die Pfade, auf denen die Künstler sich trennen, Jeder seiner Natur folgend . . ."

„Nun, die Musik geht los!" schaltete Krekow halblaut ein, aber man hatte es gehört und lachte, auch der Redner.

„Der Eine sucht zum Beispiel die Natur in der Tiefe schlummernder Wälder, in der Steppe, zwischen wilden Felsen," fuhr er fort, „der Andere sieht und liebt sie in Parks, cultivirten Gärten und Blumenbeeten! Dieser malt Madonnen, biblische oder mythologische Sujets; Andere — das alltägliche bunte Leben; die neueren Künstler wollen alles vermengen, dem Genre subsummiren . . ."

„Verläumden Sie nicht die neueren Künstler; sie vermengen gar keine Schulen und Stilarten, sondern wollen einfach nichts von ihnen wissen!" brauste Krekow wieder auf. „Alle — die Jupiter und Venusse, Ihre Engel an Edens Thoren und die Teufel über dem Abgrund haben sich überlebt und bieten der Vorstellung des Künstlers nichts mehr; die neueren Künstler schildern, was sie in der Natur und im Leben sehen und wissen, und wenn sie in die Geschichte hineingucken, so treffen und beschreiben sie auch biblische Ereignisse, wie sie vorgefallen sind und nicht wie die Idealisten durch ihre Brille sie ansehen durch die Jahrtausende hindurch.

Nun trat eine Pause ein und Tscheschnew senkte traurig den Kopf, indem er flüsterte: „Mein Gott! wird dieses tolle Schwärmen ein Ende finden!" „So meinen Sie also," wandte er sich darauf an den Redacteur, ohne Krekow anzusehen, „daß nur die Gentlemen, ihr Kreis, ihre Sitten und ihr Leben nicht der Gegenstand künstlerischer Darstellung werden können?"

„Was sind das für Gentlemen?" mischte sich wieder Krekow hinein, „diese glattfrisirten, geputzten Herren, die sich um einander herumdrehen, aus Furcht einer den anderen zu berühren, die sich über Liebe und Freundschaft Erklärungen machen wie Schatten? sie essen und trinken wie nach dem Tact der Noten . . . was ist denn das für ein Leben? lebt man etwa so?"

„Allerdings," entgegnete ihm wider Willen Tscheschnew, „wo die Erziehung fehlt, äußert sich das Naturel anders . . . sehr lebendig und natürlich; aber Gott bewahre uns vor solcher Natur!"

„Es scheint, Herr Krekow ist damit unzufrieden," fiel der Redacteur ein: „daß der Verfasser nur die Paradeseite des Lebens vorführt, das Leben der Salons, in der Form der durch strenge Regulative bedingten Beziehungen

zwischen den Personen, und daß er dem Gedanken, Gefühl und den Leidenschaften wenig Raum und Freiheit gewährt. Das ist auch wahr! Er macht sich nicht an die psychischen Räthsel und stellt daher alles unwillkürlich, oberflächlich und conventionell dar . . ."

„Und nennt das gar einen Roman!" fügte Krekow spöttisch hinzu.

„Wie nennen Sie es denn?" fragte Uranow.

„Einen Protest der Aristokratie und des Militarismus gegen die Demokratie — so nenne ich es!" sagte er böse. „Einen Protest der privilegirten Stände mit ihrem Luxus und ihrer süßlichen Verfeinerung gegen . . ."

„Gegen die Rohheit, den Cynismus, die Unsauberkeit und jede Art moralischer und materieller Zerfahrenheit . . . . das ist richtig!" führte Tscheschnew, auch in der Hitze, den Satz zu Ende.

Der General, Suchow und Uranow lächelten. „Bien dit!" ertönte vom anderen Ende des Tisches.

„Und das ist eine Heldenthat von Seiten des Autors," fuhr Tscheschnew fort. „Längst war es Zeit, die Lanze zu erheben gegen den tobenden Angriff auf Alles, wodurch die Gesellschaft lebt und zusammenhält."

„Zum Beispiel — auf was?" fragte Krekow beinahe grob.

„Zum Beispiel auf den urbanen Anstand, die Achtung der Menschenwürde, die Zurückhaltung, Zügelung wilder Leidenschaften — und damit zugleich allerdings auch auf die entsprechenden Formen des geselligen Lebens, die Feinheit der Sitten, ebenso wie auf den reinen Geschmack und gesunde Begriffe . . . auch in der Kunst! mit einem Wort, ein Protest gegen alle Schlotterigkeit, Verrottung und zerzaustes, verkommenes Wesen in der menschlichen Gesellschaft, gegen jede Thierähnlichkeit! Sehen Sie, darin besteht die That des Verfassers! die Menschheit hat auf langem und mühevollem Wege diese Resultate erreicht, und da mit einmal kommt ein Geschlecht, welches alles in Jahrtausenden Gewonnene wegfegen will . . . und was wird es an die Stelle setzen? nun also, gegen diese Lüge und rohe Vergewaltigung protestirt der Autor!"

„Nein," fing stürmisch Krekow an zu sprechen, „er protestirt gegen die Schlichtheit der Sitten, die Natürlichkeit des Lebens, die Forderungen der Zeit, gegen die Menschenrechte, die persönliche Freiheit und die Gleichheit! . . Darin, sehen Sie, liegt die Heldenthat Ihres Autors! er will die Stellung seiner Helden in den oberen Regionen schützen, ihre privilegirte Verfeinerung, ihren Luxus und daß sie sich der directen und wirklichen Arbeit entziehen!"

„Schick' nach der Polizei," sagte leise, mit verhaltenem Lachen, Suchow zum Hausherrn.

„Halt, stör' nicht! das ist amüsant!" antwortete Jener.

„Der Arbeit!" wiederholte mit bitterem Lächeln Tscheschnew, „sind denn nicht gerade vor der Arbeit diese modernen Tagediebe in ihre Spelunken geflohen, um die Vertheilung fremden Eigenthums zu predigen!"

Krekow trank ein Glas Rothwein aus.

„Aber die bescheidenen niederen Klassen der Gesellschaft bewirft Ihr aristokratischer Autor mit seiner Verachtung! ist es so, Mitri? Du hast es doch gehört, wandte er sich an den Studenten: „bewirft er sie?"

„Ich erinnere mich nicht!" sagte jener lachend: „was berufst Du Dich auf mich? sprich selbst für Dich!"

„Wo denn?" fragte Tscheschnew, „die untere Klasse wird dort nicht einmal erwähnt!"

„Und weshalb wird sie nicht erwähnt?" fuhr Krekow scharf dazwischen.

„Da bitte ich Sie eben auszuhelfen!" sagte Tscheschnew und fing an zu lachen.

„Darüber wurde soeben erst gesprochen," fügte er hinzu, „und dieses Thema wurde erschöpft. Wir sagten schon, daß der Autor die anderen Gesellschaftsklassen nicht kennt . . ."

„Und er will sie nicht kennen! folglich verachtet er sie! und wie sollte er sie auch nicht verachten! alle seine Helden sind Muster der Eleganz, des feinen Schliffs in Gedanken, Gefühlen und Reden — und alle thun nichts! Wie sollte man denn da plötzlich in ihren Kreis Einen einführen, der sich mit mühseligen Arbeiten plagt, an dem man möglicher Weise den Geruch des Arbeitsschweisses . . . Verzeihung . . . Transpiration wittert (corrigirte er lächelnd und ironisch sich gegen alle verneigend), und der vielleicht sagen könnte „es stinkt nach Rauch", anstatt „es riecht nach Rauch"; am Ende erschien er noch gar in abgetragener Kleidung, ohne Handschuhe . . . sehen Sie, so wie ich gekommen bin: entschuldigen Sie!" sagte er dem Hausherrn, seine bloßen Hände zeigend.

„Und ich ziehe auch keine an!" unterbrach Tscheschnew ihn mit Lachen.

„Und da sollte mit einmal ein solcher Autor," fuhr Krekow fort, „einen Bauern schildern; einen einfachen Bürger, einen kleinen Beamten, einen angestrengt Arbeitenden, einen Handwerker . . . ja wie denn! die gnädigen Frauen würden ihn wohl gar nicht einmal lesen wollen!"

„Ich und beinahe alle meine Bekannten lesen und kennen Gogol!" sagte plötzlich Lilina.

Krekow sah trübe auf sie hin.

„Sie?" erwiderte er: „unmöglich!"

„Weshalb?"

„Wenn Sie Gogol und die anderen Volksschriftsteller gelesen hätten, so würden Ihre Augen anders dreinschauen und Sie besäßen nicht dieses selige Lächeln."

Sie wurde verlegen und sah verwirrt um sich.

„Qu'est-ce qu'il dit?" fragte sie ihren Nachbarn.

„Des sottises! gardez-vous bien de le contredire!" antwortete der lächelnd.

„Sehen Sie, so ist es besser," fügte Krekow hinzu: „verständigen Sie sich in Ihrer Muttersprache und lassen Sie Gogol in Ruhe!"

„Dieu, Dieu, Dieu! voilà un ours mal léché!" tönte es vom anderen Ende des Tisches herüber — und alle lachten; Krekow war im Begriff anzuhalten, winkte jedoch gleichgiltig mit der Hand, fing selbst an zu lachen und fuhr fort, indem er sich an Tscheschnew wandte:

„Nein, alle diese Personen im Roman sind ein Haufe müßiger Leute, die sich mästen und genießen auf Kosten des Volkes und selbst gar nichts thun! Das ist Ihre höhere Gesellschaftsklasse! Lohnt es, sie zu beschreiben!"

„Mein Gott!" sagte Tscheschnew beinahe stöhnend: „welche Verbitterung und Verleumdung! müßig! Wer lenkt denn, im Verein mit der höchsten Gewalt, die Geschicke unseres Landes?" wandte er sich hitzig an Krekow. „Wer hat es nach außen hin auf eine hohe Stufe gebracht und erhält im Innern die Kraft, Ordnung und den Gang des Lebens aufrecht — wenn nicht Personen des Kreises, aus dem der Autor seine Helden genommen hat?"

„Nein! durch Arbeit, Blut und Geist des Volkes wird alles erhalten!" brüllte Krekow wie ein Löwe mit blitzenden Augen.

Der Student stieß ihn sacht in die Seite.

„Ja, sind wir alle etwa nicht das Volk? Sind diese Grafen, Fürsten und ihre Vorfahren etwa nicht aus dem Volke und nicht auch das Volk?" wandte Tscheschnew ein.

„Gewesen! aber jetzt fahren sie aus ihrer Haut, um sich von ihm zu entfernen, ihm nicht zu gleichen! sie zerreißen sogar die letzte Verbindung mit ihm — die Sprache; sie bemühen sich ihm unverständlich zu sein, sie sprechen französisch, englisch und was nicht noch, um nur nicht russisch zu sprechen!"

Tscheschnew seufzte und neigte das Haupt vor dieser letzteren, allerdings unbestreitbaren Wahrheit in Betreff der Sprache.

„Und auch in der eigenen Sprache gebraucht man viele Fremdwörter," bemerkte halblaut der General: „was wahr ist, ist wahr!"

„Das ist theilweise richtig," sagte Tscheschnew mit einem Schatten von Bekümmerniß, „und in diesem Sinne sind wir alle, zugestanden, längst nicht mehr das Volk; auch Sie nicht: Sie sind nicht russisch gekleidet, und gebrauchen vieles Nichtrussische auch außer der Sprache; ja auch das Russisch, welches Sie sprechen, ist nicht dasjenige, welches das Volk spricht; es versteht Sie nicht und Sie verstehen wiederum nicht seine Sprache zu reden."

„Deswegen, weil man es nicht lehrt, unsere Sprache zu verstehen, weil man es vorsätzlich in Unwissenheit erhält . . ."

„Aber wenn es denn nun erlernt, sich auf nichtrussische Art zu kleiden und zu sprechen, Nichtrussisches zu trinken und zu essen, wie wir jetzt, dann wird es doch eben aufhören in dem Sinne das Volk zu sein, wie Sie es verstehen; das ist immer so gewesen und wird so sein, es ist ein ewig rollendes Rad! Also Sie ärgern sich darüber, weshalb nicht Alle oben sind, oder weshalb nicht wir Alle unten sind! Aber das ist ja physisch unmöglich! Sie wollen nicht begreifen, daß das Volk nur einen Theil dessen bildet, was man die Nation nennt! So sagen Sie doch wenigstens, was Sie wollen? Was für Kindereien!"

„Nicht Kinderei, sondern Socialismus heißt das! bessere Köpfe als wir Beide entscheiden diese Frage; und wir haben nicht weiter darüber zu disputiren!"

Alle fingen wieder laut zu lachen an; allesammt fühlten sich belustigt durch diese Debatte; auch Tscheschnew lachte; der Held des Tages war nicht der Autor und sein Roman, sondern Krekow mit den Finten seiner Polemik.

„Worüber freuen Sie sich!" sagte Krekow böse. Das Gelächter verdoppelte sich.

„Was ist denn eigentlich dieser Socialismus?" fragte der General.

„Interessirt es Sie?" wandte sich Krekow an ihn, „fragen Sie den Feldwebel danach, welchen Skalosub dem Repetilow[1] als Voltaire geben wollte, mir jedoch erlassen Sie die Antwort!"

„In unseren Garten wirft er seine Steine!" bemerkte der General gutmüthig, als er die allgemeine Heiterkeit bemerkte.

„Das Volksthum, oder sagen wir lieber die Nationalität, äußert sich nicht in der Sprache allein," sagte nach einigem Schweigen Tscheschnew. „Sie besteht in dem Geiste der Einigung von Gedanken und Gefühlen, in dem Zusammentreffen aller Kräfte des russischen Lebens! Mögen die Kosmopoliten für eine entfernte Zukunft, ein Zusammenfließen aller Stämme und Nationalitäten in eine Menschenfamilie träumen, mag diesem Traum auch irgendwann Erfüllung beschieden sein, aber bis dahin und sogar zur Erreichung dieses selben Zieles — wenn solches thatsächlich das Endziel menschlicher Wesenentwickelung sein sollte — muß nothwendiger Weise jedes Volk alle Säfte seines Lebens herausarbeiten, alle Kräfte aus ihm extrahiren, den ganzen Sinn, alle Qualitäten und Gaben, mit denen es ausgestattet ist, und diese nationalen Geschenke dem allgemein-menschlichen Capital zuführen! Je stärker ein Volk ist, desto reicher wird diese Beisteuer sein und desto

[1] Ebenfalls eine Anspielung auf Gribojedows Komödie.

tiefer und merklicher wird der Zug sein, den es dem Weltbilde der Humanität einfügt."

Nachdenklich senkte er den Kopf.

„Comme c'est profond!" flüsterte man an dem einen Ende.

„Das . . . das . . . wissen Sie . . ." begann Suchow: „das ist wahr!" und er machte sich ans Weintrinken.

Der Belletrist Skudelnikow erhob wieder auf einen Moment den Blick zu Tscheschnew und verfiel dann wieder in seine Apathie.

„Wie schön das gesagt ist! très joli, n'est ce pas?" sagte Lilina.

„Pfiffig, unbestreitbar! nun, was aber weiter?" meinte Krekow: „was wollten Sie damit sagen?"

„Daß das russische Volk diese seine erhabene, sowohl nationale als auch humane Aufgabe erfüllt, und daß an ihr alle Kräfte des großen Volkes gleichmäßig und einmüthig arbeiten, vom Zaren bis zum Pflüger und Soldaten! Wenn alles still und friedlich ist, leben und arbeiten alle wie die Ameisen, als ob sie auseinander gelaufen wären; sie denken und fühlen jeder apart für sich; reden auch, meinetwegen, verschiedene Sprachen; aber sobald sich nur eine Wolke am Horizonte zeigt, der Krieg erdröhnt, Seuchen oder Hunger über Rußland hereinbrechen — dann sehen Sie, wie alle sittlichen und physischen Kräfte sich vereinigen, wie alles in ein Gefühl, einen Gedanken, einen Willen zusammenströmt — und wie plötzlich Alle, als sei der heilige Geist über sie ausgegossen, augenblicklich einander verstehen und aus einer Kraft eine Sprache zu reden beginnen. Der vornehme Herr, der Bauer, der Kaufmann — alle machen sich an eine gemeinsame Arbeit, an ein Geschäft, an ein Werk, sie bringen Millionen und Kopeken herbei . . . und sterben, wenn es nöthig ist — und wie sterben sie! Vor euch stehen dann nicht mehr Grafen und Fürsten, Militär- und Civilpersonen, nicht Bürger und Bauern, sondern eine gewaltige, wie aus unzerstörbarem Erz gegossene Bildsäule — Rußland!"

„Bravo! c'est sublime! vortrefflich!" riefen alle. „Auf die Gesundheit von Dmitri Iwanowitsch! Kellner, gieß Champagner ein!" befahl Uranow.

„Wofür? Sie alle denken und fühlen das!" sagte er, das Anstoßen erwidernd: „dies ist unser aller Antwort an Herrn Krekow!"

„Ja! ja!" bestätigten alle.

Krekow erhob sich vom Stuhle, zum Weggehen sich anschickend, setzte sich aber mit einmal wieder.

„Bis jetzt hatte ich von Ihnen eine gute Meinung," begann er zu Tscheschnew gewandt, kam aber nicht weiter: allgemeines Lachen übertönte ihn. „Aber Sie sind ja ganz einfach ein Chauvinist!" schoß er los, als alle still waren.

Eine Minute dauerte das Schweigen; der Professor senkte die Augen, der Journalist lächelte befangen, Skudelnikow sah plötzlich den Krekow und Tscheschnew groß an; Krasnoperow, Uranow, Suchow und der General sahen einander zweifelnd an. „Was ist das wieder?" fragte der General flüsternd Suchow. Der fragte Uranow dasselbe und Uranow den Tscheschnew; die Uebrigen betrachteten mit erhöhtem Interesse Tscheschnew und Krekow; Truchin rieb sogar seine Brille mit dem Taschentuch und wartete auf eine Antwort; Tscheschnew blickte auf Krekow wie mitleidig; der Student flüchtete vor den unzufriedenen Blicken seines Onkels hinter den Rücken seines Nachbarn.

„Sie nannten mich „einen Chauvinisten"," sagte Tscheschnew leise und fast traurig, „nein, ich lasse mich nicht blenden von den conventionellen Sentiments und bin nicht dem landläufigen wohlfeilen Patriotismus ergeben! Ich hätte Sie mit mehr Grund meinerseits einen „Pseudo-Liberalen" nennen können . . ."

„Was ist denn dabei, nennen Sie mich so; ich nehme es nicht übel!" sagte Krekow munter.

„Nein, das thue ich nicht!" unterbrach Tscheschnew ihn sanft: „Sie sind hier Gast und Ihre Persönlichkeit muß unantastbar bleiben."

„Ah, bravo! oui, c'est ça! das ist eine Lehre! Leçon bien méritée!" lief ein leises Summen um den Tisch; Krekow sah um sich und hörte dieses Summen einigermaßen gleichgiltig an.

„Reichen Sie mir die Hand!" fügte Tscheschnew hinzu, ihm die seinige hinhaltend."

„Da ist sie!" sagte Krekow und gab ihm die Hand.

„Allein die Persönlichkeit bei Seite setzend, kann ich nicht stumm bleiben vor dem Pseudo-Liberalismus, dessen Accorde, entschuldigen Sie, in Ihren Reden zu hören waren. Dieser Pseudo-Liberalismus zernagt die Wurzeln jenes wahren Liberalismus, der allein zum Fortschritt führt. Die Zerstörung der bürgerlichen Gesellschaft, der Civilisation hat er sich zur Devise genommen, vor keinem Mittel schreckt er zurück — nicht einmal vor Brand und Mord . . . und weiß selbst nicht, was er will, und treibt hin . . . ja wohin?" fragte Tscheschnew nachdenklich, gleichsam sich selbst, den Kopf senkend.

„Ja, das ist es — gerade das! Hab' ich's nicht soeben richtig gesagt?" verkündete mit einem Mal Krasnoperow.

„St . . ." bedeutete ihm Suchow; Krekow lachte.

„Darüber hat man schon gesprochen, gesprochen, geschrieben, geschrieben und wir bleiben doch immer beim Alten!" — sagte er.

„Er lacht noch, ein flotter Kerl! flüsterte Krasnoperow seinen Nachbarn zu, „als wenn es ihn nichts anginge! Nein, Sie verantworten dafür, wo er hintreibt, Ihr Liberalismus!" fügte der Alte laut hinzu.

„Wie soll ich es wissen, wohin?" sagte Krekow. „Mag unser Weiser hier es entscheiden!" er wies auf Tscheschnew.

„Wie soll ich es wissen, wohin?" wiederholte Tscheschnew, „das ist richtig! Das ist die einzig mögliche, aufrichtige Antwort des Pseudo-Liberalismus! Er treibt aber ganz allmählig zu dem Abgrunde hin," schloß er, „von welchem auch Herzen sich sterbend abwandte und in den sich in Verzweiflung der wahnsinnige Pakunin stürzte, die Heerde des Panurg[1] mit sich fortziehend . . ."

„Bravo! Bravo!" riefen Viele, mit den Tellern klappernd, mit den Gläsern klirrend.

„Nun, dorthin rufe ich Sie nicht," sagte Krekow und fing wieder an zu lachen. Auch der Student lachte.

„Nicht wahr, Mitri? solch einer bin ich doch nicht?" fügte Krekow hinzu.

„Nun, heute haben wir uns an neuer und an alter Weisheit satt gehört," sagte Suchow seinen Nachbarn. „Wie werden wir nun schlafen? — Aber doch ist es lustig, sehr lustig hier!" endigte er.

„Ja, lustig", sagte Uranow leise, — „aber wie werde ich nur damit zurechtkommen? Auch Tscheschnew dort ist aufgebracht, Iwan Petrowitsch fühlt sich gekränkt, Lilina ist verlegen und Alle sind stutzig geworden! Mitri allein pfeift auf Alles; ich werde ihm schon den Kopf waschen! Jetzt aber muß man den schlechten Eindruck irgend wie zu verwischen suchen!"

„Was wollten Sie doch noch über die heutige Vorlesung sagen, Dimitri Iwanowitsch!" wandte er sich an Tscheschnew.

„Ich wollte daran erinnern," antwortete Tscheschnew, „wie lebendig und plastisch unser Autor in dem einen Gemälde den Patriotismus und das Pflichtgefühl ausgedrückt . . ."

„„Plastisch", „Chauvinist!", wie war es doch noch, „Sykophant"," flüsterte der General Suchow zu, „das gellt geradezu in den Ohren!"

„Ich spreche von der Beschreibung der Manöver," fuhr Tscheschnew fort, — äußerlich betrachtet, könnten sie vielleicht gar monoton werden; aber der Schriftsteller hat den Leser mitten in das Gemälde hineinversetzt, hat ihn verschmolzen mit den Schlachtreihen dieser russischen Seelen und Herzen, — und man fühlt sich als Krafteinheit innerhalb einer großen moralischen und physischen Gewalt, und in jedem Soldaten, Offizier, General sieht man seinen leiblichen Bruder, Freund, sich selbst.

„Ein erhabenes Gemälde!" bestätigte der Professor.

---

[1] Panurg ist der Spaßmacher in Rabelais' Roman Pantagruel (erschienen 1542).

„Ja, ein effectvolles!“ bemerkte der Redacteur, „aber in einem Roman nimmt es sich doch etwas officiell aus . . . etwas herbeigezogen. . . .“

„Großartig!“ meinte Uranow, „sagen Sie, was Sie wollen!“

„Großartige Caserne!“ urtheilte Krekow ab.

„C'est très-joli! und wie ähnlich! ich bin viele Male dabei gewesen . . . . so ähnlich, so ähnlich!“ wiederholte mit kindlicher Freude Lilina.

„Und zwar so,“ mischte sich der General herein, „daß ich vergaß, wo ich saß; es kam mir geradezu so vor, als führte ich eine Brigade an; und ich habe mich damals sogar selbst darauf ertappt, ich salutirte mit der Hand so, auf diese Art, als ob ich einen Säbel in der Hand hätte — wahrhaftig!“

„Salutirte!“ — ertappt! was ist das für ein Wort, etwa ein russisches?“ sagte Suchow.

„Ein dienstliches, folglich erlaubt,“ antwortete der General.

„Wenden wir uns zur Aufgabe des Romans,“ fuhr Tscheschnew fort, „so kann man wohl mit Sicherheit den Schluß ziehen, das Hauptziel des Autors sei, alles das an seinen richtigen Platz zu stellen, was Viele leichtsinnig von dort zu verdrängen bestrebt sind . . .

„Darf man wissen, was er noch Alles auf die Beine stellen will? Wogegen er zu Felde zieht?“ fragte Krekow.

„Nun z. B. gleich etwa gegen eine gewisse fälschliche Geringschätzung gegenüber den Vertretern der militärischen Profession . . .

„Militärischer Beruf — c'est une vocation, comme une autre!“ schaltete der General ein.

„Was! auch bei Dir hat das russische Pulver nicht ausgereicht!“ sagte Suchow.

„Gegen den militärischen Beruf lehnt Niemand sich auf,“ sagte Krekow, sich herumbeißend. „Er bedeutet das ganze Volk!“

„Nein, man hat sich aufgelehnt und man lehnt sich auf,“ widersprach der General. „Wo man ihm beikommen, ihn verspotten, die Feder an einem Offizier ausspritzen kann, da thut man es! Es ist mir selbst nicht selten passirt, es zu lesen, und auch von vielen Militärpersonen höre ich es auch, die beklagen sich darüber. Oder — sagen sie — man schweigt ganz und gar, als ob es kein Militär auf der Welt gäbe! man übergeht uns in den Zeitungen, in Novellen, auf der Bühne — was soll das heißen! Geringschätzung! wir — meinen Sie — wollen nichts von Euch wissen!“

„Gleichgiltigkeit, nicht Geringschätzung,“ milderte es der Redacteur.

„Ja, Gleichgiltigkeit — so ist es!“ sagte Tscheschnew, „aber wissen Sie auch, die Gleichgiltigkeit ist eben die hinterlistigste Waffe! Gegen jede Gewalt läßt sich kämpfen, aber wie soll man dieses Grabesschweigen eines

unsichtbaren Feindes überwinden, diese Nichtanerkennung der Bedeutung, der Rechte, — und an wem: an den Kriegern!"

„Sie sagen das alles von den Offizieren, nicht wahr?" fragte Krekow, „ja man rührt sie nicht an, das ist wahr! Aber vor Allem deshalb, weil sie herunterzuschimpfen nicht erlaubt wird, und andererseits sie streicheln — ja wofür denn! Und es wäre ja auch nicht wahrheitsgemäß, es wäre einseitig, — wie eben erörtert wurde — wenn man sie nur loben wollte, nun so schweigt man also, und man thut gut daran! Was hat denn der militärische Beruf mit den Offizieren gemeinsam?"

„Oho! Oho! Zu welchem Beruf gehören Sie denn? Was haben Sie verbrochen? Erlauben Sie, erlauben Sie, geschätzter Herr!" erhitzte sich der General. „Weshalb liebt man sie nicht und übergeht man sie?"

„Weshalb man sie übergeht, habe ich soeben gesagt," antwortete Krekow. „Es ist nicht gestattet, sie anzurühren; man liebt sie aber nicht, weil . . . ja weshalb soll man sie lieben? von Jugend auf spielen sie die Stutzer: treten als die vornehmen Herren auf, schwelgen bei den Borels, in Gesellschaft von Cocotten, fahren auf Trabrennen und mißhandeln das Volk . . .

„Wann? Wo? Mit Erlaubniß zu fragen. Es war ja schon auf Anschwärzen der Presse in Betreff gewisser Offiziere eine Geschichte aufgewühlt worden, als hätten die Offiziere beim Rennen das Volk mißhandelt — und es erwies sich, daß es eine Verleumdung war!"

„Mißhandelt, so viel ihr wollt, immer wird es eine Verleumdung sein; dafür ist es der privilegirte Stand!" fügte Krekow hinzu.

Der General und Andere lächelten ironisch . . .

„Nun also, sie schwelgen bei den Borels . . . wessen sind sie noch schuldig?" fragte der General.

„Dann dressirt man sie zu Gouverneuren, verschiedenen Directoren, Administratoren . . . unbekümmert darum, daß man sich, in früheren Zeiten, in der Gesellschaft ihre hübschen kleinen Skandälchen erzählte."

„Mein Gott! mein Gott!" stöhnte Tscheschnew, „welche boshafte Ungerechtigkeit! Und das sagt ein Russe von Russen, von seinen Brüdern!"

In der Gesellschaft erfolgte eine ernstliche Bewegung.

„Sagen Sie, wie viel auf einen Skandal unter dem Militär Skandale zwischen Civilpersonen kommen? Der ganze Unterschied besteht nur darin, daß die einen sich bei Borel und Dusseau versammelt und die Anderen bei irgend einem „mittleren Schlagbaum" der Jugend ihren Tribut gezahlt haben! Selbst sagen Sie ja auch „in früheren Zeiten"; seit damals haben sich doch die Sitten geändert, das öffentliche Gerichtsverfahren ist aufgekommen, die Presse . . . weshalb wollen Sie uns denn mit schlimmen Reminiscenzen in die längstvergangenen Zeiten zurückversetzen?"

Er neigte den Kopf und seufzte.

„Die Offiziere sind ja allerdings auch einmal jung, ebenso wie die Studenten, die Rechtsschüler, die Seminaristen," fügte er hinzu, „jene entschuldigen Sie, aber die Offiziere nicht! bemerken Sie denn wirklich nich die edle Absicht des Autors — diese Ungerechtigkeit gut zu machen, sie in Erinnerung zu bringen, den Charakter dieses schönen, wenn auch Ihnen nicht angenehmen Gesellschaftskreises darzustellen, und derjenigen Gruppe desselben, die in diesem Augenblick auszieht, um für Rußland zu kämpfen und zu sterben?"

Händeklatschen erschallte; der General stand mit dem Pocal in der Hand auf.

„Wenngleich ich ein Krieger bin, so hätte ich es doch nicht verstanden, mich so mannhaft und gewandt für das Militär zu schlagen, erlauben Sie, daß ich auf Ihre Gesundheit trinke!" sagte er.

„Wir auch, wir auch!" stimmten Alle bei.

„Sie spielen die Stutzer . . . die vornehmen Herren . . . sie schwelgen!" fing Tscheschnew wieder an, als Alle still geworden waren. „Giebt es denn überhaupt ein Leben, das mühevoller ist, das reicher ist an Arbeit und Entbehrungen aller Art, als das Leben dieser selben militärischen Jugend! Sie zählen irgendwelche längst vergangene verblichene Flecken auf ihren Uniformen zusammen — und wollen diese Flecken auf die ganze Corporation übertragen! Sie aber zieht jetzt aus, um zu siegen oder mit Ruhm unterzugehen!"

„Das ist das Volk, das Volk! alles das Volk!" wiederholte Krekow.

„Ja, aber Minin ist doch auch nicht allein ausgezogen, sondern hat den Posharsky mitgenommen! Mein Gott! Wer sich überhaupt bildet, sich europäisch kleidet, wen sein Verdienst vorwärts bringt, der hört damit Ihrer Meinung nach auf, zum Volk zu gehören! Ich glaube aber, daß eher der, welcher sich loszumachen sucht von der Religion seines Volkes, von der Einigkeit des Volkes im Denken und Fühlen in Betreff seiner staatlichen und gesellschaftlichen Formen, — daß der sich unvergleichlich weiter von ihm entfernt, als diejenigen, welche fremde Sprachen sprechen lernen, und ihrem Geschmack, ihren Gewohnheiten folgen."

„Bravo! bravo! admirable!" riefen alle aus.

„So, jetzt geh ich, so schnell die Beine mich nur tragen! Sonst — gieb Acht! — schickt man nach der Polizei!" brummte Krekow, jedoch so, daß man ihn hörte und unwillkürlich lachte.

„Seien Sie nicht bange: Sie befinden sich hier in vollkommener Sicherheit," sagte Uranow fast empfindlich.

„Wir verrathen Sie nicht, Sie sind ein Held," fügte Suchow lustig hinzu.

„Wart' einen Augenblick," hielt der Student ihn zurück! „Sieh, Tscheschnew will etwas sagen."

„Sie sprechen von den Reichen, den Stutzern," sagte Tscheschnew. „Ja, aber die hätten ja auch außerhalb des militärischen Berufs ebenso, sogar noch großartiger und luxuriöser gelebt — werden dagegen im Kreise ihrer Kameraden immer noch durch die Verhältnisse ihres Berufs in Schranken gehalten; aber das sind ja Ausnahmen; giebt es ihrer denn viele? Und die Nichtreichen, die in den Kasernen von ihrer Gage leben und in der Armee — die in den Flecken und Dörfern zerstreuten? Fragen Sie mal, wie die schwelgen?"

„Mit denen hat der Autor sich nicht befaßt," bemerkte Krekow mit boshaftem Lächeln.

„Mag sein: der Autor hat uns die Quintessenz des militärischen Berufes präsentirt: die höchsten, fein ausgearbeiteten Zügen der Ehre und militärischen Würde — mit einem Wort, er hat die oberen Schichten genommen . . ."

„Ja, ist denn die Ehre ein Militärprivilegium, ein Regimentsprivilegium, wohl etwa wie die Regimentsmusik . . und nicht vielmehr eine Eigenthümlichkeit aller ordentlichen Leute mit und ohne Uniformen? Er hat sie aber ihnen wie etwas Exclusives zugeeignet!"

„Er sagt das nirgendwo; er berührt nur mehrere Formen der Ehre; es giebt Grade und Nüancen, besondere Gebräuche, Verhältnisse, die in jeder Sache für die Einen existiren, für die Anderen nicht existiren . . ."

„In Sachen der Ehre ist Alles gleich! Alles gleich!" behauptete Krekow.

„Nicht doch," bemerkte der General: „zum Beispiel ein Departement verlassen oder einen militärischen Posten verlassen, ist etwas Verschiedenes!"

Hierauf erfolgte eine Pause.

„Ja, ein beachtenswerther Roman," überlegte der Journalist: „wenn er vierzig Jahr früher erschienen wäre, hätte er in der Gesellschaft starke Sensation gemacht!"

„Aber jetzt?"

„Jetzt, seit Gogol, ist alles so von negativen Tendenzen durchsetzt, daß ein positiver Typus in den Gestalten der Literatur beinahe unmöglich geworden ist; überdies kam noch der Realismus hinzu, führte neue Darstellungsmethoden in die Kunst ein und errang über den Classicismus einen Sieg, der nicht wieder rückgängig zu machen ist.

„Sie glauben, daß der Classicismus aus der Kunst verschwinden wird? ist das möglich?" sagte Tscheschnew.

„In der Gestalt, in der er früher herrschte, freilich, ja . . ."

„Das hängt von dem Grade des Talentes ab," fiel der Professor ein. „Der Genius kann diesen oder jenen Styl der Kunst restauriren! Denn den Classikern entsagen, hieße ja allem Erbe der Vorfahren entsagen, jedem

hereditären (bei diesem Worte runzelte der General die Stirn) Zusammenhang mit der Vergangenheit . . .“

„Wieder hat der Canarienvogel zu singen angefangen!“ brummte Krekow zu seinen Nachbarn gewandt, die sich nicht enthalten konnten zu lächeln.

„Wenn wir an den lebenden Organismen bei auf einander folgenden Generationen,“ fuhr der Professor fort, „eine auffallende Erblichkeit der unterscheidenden Merkmale, der moralischen und physischen Eigenthümlichkeiten beobachten, welche von Geschlecht auf Geschlecht übergeht — wie können wir dann eine Uebertragung des geistigen, seelischen und ästhetischen Erbes verneinen? . . . Das heißt die Civilisation verneinen und von vorne anfangen; wozu?“

„Das ist vollkommen richtig,“ bemerkte der Redacteur, „aber Sie nehmen es in umfassendem Sinne . . .“

„Erlauben Sie! Erlauben Sie!“ unterbrach ihn Krekow. „Antworten Sie mir auf eine Frage, aber unbedingt die Wahrheit!“

Wieder allgemeines Lachen.

„Oh, l'enfant terrible!“ hieß es am Ende des Tisches.

„Vor wie langer Zeit haben Sie Ihre Classiker gelesen und lesen Sie sie oft?“ fragte er.

Alle verstummten plötzlich.

„Ich habe Homer, Horaz, Vergil und alle Classiker, die alten und die neuen immer zur Hand!“ sagte nach einigem Schweigen der Professor.

„Sie frage ich nicht: das ist Ihr Dienst! Sie haben die Classiker nöthig, wie der Beamte den „Codex der Gesetze“; aber Sie? Sie?“ er wandte sich an Tscheschnew, den Redacteur und die Uebrigen.

„Ich sehe bisweilen nach . . .“ antwortete der Redacteur.

„Zu Collationen für Ihr Journal, für den kritischen und belletristischen Theil?“

„Ich erinnere mich vieler Sachen, als ob ich Sie gestern gelesen hätte,“ sagte Tscheschnew, „und vieles weiß ich auswendig . . .“

„Was Sie in der Schule gelernt haben; aber jetzt?“

„Auch jetzt nehme ich sie zur Hand, wenngleich selten; was folgt denn daraus?“

„Aber alle diese Herren da, haben sie wohl entweder überhaupt nicht oder seit der Schulbank nicht mehr gelesen,“ fügte Krekow hinzu, ungenirt auf die übrigen Gäste zeigend: „oder sie haben sie total vergessen!“

„Hab Apulejus wohl gelesen.
Doch dankte ich für Cicero.“[1]

sagte lächelnd Uranow.

---

[1] Citat aus Puschkin.

„Nun, da sehen Sie es: und Ihr „großer" Dichter hat mit dieser Ironie nur die Wahrheit gedeckt; Niemand liest sie, aber man lehrt sie in der Schule, man weiß selbst nicht weshalb; wie man auch lehrt, daß die Welt in sechs Tagen geschaffen worden, daß eine Wölfin Romulus und Remus genährt hat u. s. f.; man glaubt es nicht, man lernt es, darauf vergißt man es!"

„Mag die Wölfin auch Romulus und Remus nicht gesäugt haben, dennoch kann man nicht umhin, diese Fabel zu lernen," bemerkte Tscheschnew, „ohne dieses kommen Sie im Leben auch nicht einen Schritt weit! man kann es meinetwegen vergessen, aber erfahren haben muß man es; diese Traditionen sind mit der Geschichte verschmolzen; lernt man nicht so manche Dinge, die man später im Leben nicht braucht; aber alles Erlernte geht in Fleisch und Blut Ihrer sittlichen, intellectuellen und aesthetischen Bildung über! Ohne diese Grundlage von alten Classikern und ihre Muster in allem, behaupte ich dreist, daß ein Mann nicht gebildet genannt werden kann . . ."

„Ja, weshalb denn aber Lügen lehren? Weshalb nicht diesen Unsinn abschaffen, damit nicht die Köpfe der Menschen damit vollgestopft werden?" klagte Krekow erzürnt.

„Sie haben Recht," sagte der Redacteur dem Professor: „der Classicismus wird der Wissenschaft und Kunst und wohl auch dem ganzen Leben innewohnen, als Fundament . . . oder, wenn Sie wollen, als Wurzel; er wird in der Tiefe der Erde verborgen sein. Die Menschheit schreitet jedoch fort und bringt immer weiter hervor, schafft; neue Geschlechter, Gestalten wachsen heran und bilden mit der Zeit einen neuen Bau, der seinerseits wieder zum Classicismus wird; von dem alten, ursprünglichen Classicismus sind wir aber — was Sie auch darüber meinen — längst abgekommen! Und immer weiter werden neue, frische Schichten darüberwachsen . . . die Entwickelung kann nicht stehen bleiben!"

„Erlauben Sie mir übrigens zu bemerken," sagte der Professor, „daß die Erzeugnisse der Kunst als Muster auch an und für sich nicht veraltet sind, und nicht nur die Schule und die Jugend genießen sie; wir sind freilich verwöhnt durch neue und frische Schößlinge — so ist es; und unser Geschmack ist zum Theil abgestumpft und wenig empfänglich für das einfache und erhabene ästhetische Mahl. Aber, wie ich sagen wollte, bisweilen erfolgt, von genialen Talenten erzeugt, eine Restauration des Alterthums, und wie gewaltig erheben sich dann die großen Todten! Hat uns zum Beispiel nicht Rachel die alten Heldinnen der Bibel und der Heroenzeit auferstehen lassen! wir haben sie gesehen, als ob sie lebten!"

„Das Racinesche Alterthum ist auferweckt worden! schönes Alterthum!" bemerkte Krekow. „Sind Racine und Corneille die Classiker, welche Sie

meinen; lassen Sie es gut sein! Wer nach classischen Mustern geschrieben hat, ist immer noch mit seinen Epopoeen, Oden und Dithyramben durchgefallen; von denen ist nichts mehr übrig, alles todt!"

„Das kommt daher, weil es nicht leicht ist, sie zu wiederholen; auch nur ihnen nahe zu kommen!" sagte der Professor.

„Weil es nicht nöthig ist!" schaltete Krekow ein. „Man lehre und schildere neues Leben!"

„Ja," fügte Tscheschnew hinzu, „da hat die Statue der Venus von Milo zweitausend Jahre in der Erde gelegen, aber auch jetzt noch ist Niemand von den Neueren in seinen Hervorbringungen ihr auch nur nahe gekommen! Oder zum Beispiel unsere Vase von Kertsch! . . . ja, alles, alles, was man auffindet: eine Hand, ein Torso, die Scherbe einer Vase — alles erweist sich als unnachahmlich!"

„Jetzt hat man angefangen, alles das mit Maschinen auf Fabriken zu machen," sagte der Hausherr: «magnifique — et pas cher!»

„Ja, darauf scheint es wohl herauszukommen!" sagte Tscheschnew seufzend.

„Sie sind bei den plastischen Künsten zusammengetroffen, aber wir sprachen, denke ich, von der Kunst des Wortes!" sagte Krekow.

„Auch den Homer hat Niemand noch ein Mal gegeben!" bemerkte der Professor, „Sie selbst sagten es."

„Einverstanden!" bemerkte halblaut Krekow. „Und ich hatte es doch auf Streit abgesehen! Wer würde einen neuen Homer lesen! Der neue Homer für uns ist Gogol!"

Die alten Herren lachten.

Wiederum erfolgte eine Pause.

„Sagen Sie, wie finden Sie die Frauen in dem Roman?" fragte Tscheschnew den Redacteur.

„Graziöse, zarte Producte, durchsichtig wie Erscheinungen . . ." lobte der Professor.

„Ja wohl, Erscheinungen!" wiederholte der Journalist im Tone leichter Ironie: „in so luftig zarten Umrissen treten sie auf, als ob kein Fleisch und Blut in ihnen wäre! es sind eher Schatten als lebendige Gestalten. Anders konnte es übrigens auch nicht sein: der Autor beschreibt, wie ich bemerkte, die conventionellen Seiten, die Vorderfaçade des Lebens, führt uns weder in die Tiefen der Psyche ein, noch in die Vertraulichkeiten des wirklichen Lebens, daher sind auch die Lineamente seiner Gestalten blaß; überdies handeln die Frauen bei ihm, wie Schauspielerinnen auf der Bühne, nicht, als ob sie frei für sich selbst da wären, sondern an jedem ihrer Worte und Bewegungen merkt man es, daß Tausende von Augen auf sie gerichtet sind.

Da ist zu wenig von dem vorhanden, was man „Abandon" nennt, und überhaupt Natur . . ."

„Die Rede ist auf die „Turteltäubchen" gekommen!" sagte Krekow geringschätzig: „auch nur davon zu sprechen, ist ja widerlich! Es giebt keinen Roman, wo nicht der Verfasser sich selbst in der Schwärmerei für einen Unterrock übernommen hätte und damit nicht auch den Leser vergiftete! Besteht denn wirklich in der Gesellschaft mündiger Menschen daraus allein das ganze Leben und alles Handeln, und hat keinen anderen Gehalt!"

„Doch wohl; wie sollte kein anderer da sein! Da ist die Sitzung in der Behörde, wenn man will, Geschäfte . . . einen Club giebt es, Karten; aber man entferne die Frauen ganz und gar — dann ist auch alles Uebrige nicht mehr nöthig! Sie sind das Wichtigste, sie stehen in erster Reihe; um sie dreht sich Alles!" verkündete mit einem Mal der Hausherr. „Ich schreibe weder Romane noch Dramen, noch Komödien, ich weiß jedoch, daß auch dort, auch im Leben selbst man ohne sie — sich nur gleich ins Grab legen könnte; ist es nicht so?"

„So ist es! so ist es!" riefen Alle. „Auf die Gesundheit der Damen! Auf Ihre Gesundheit!"

Alle wandten sich an Lilina.

„Bravo!" piepste sie mit leuchtenden Kinderaugen. „Im Namen aller Damen nehme ich diesen Toast an und danke dafür!" sie nippte coquett aus dem Glase.

„Ja, die Frauen sind Alles!" fügte der Professor hinzu. „Sie sind bald das offenkundige, bald das geheime Motiv jeder menschlichen Handlung; ihre Gegenwart, so zu sagen das Wehen der weiblichen Atmosphäre, giebt dem Leben Blüthe und Frucht; wir, die Männer, sind nur die Werkzeuge, die arbeitende Kraft, auf uns lastet alle grobe Arbeit . . . mit einem Wort, wir sind die Materie, die Frauen — der Geist . . ."

„Hören Sie auf, es ist ja ekelhaft anzuhören!" sagte unter allgemeinem Gelächter Krekow. „Jetzt haben wir doch, denke ich, ein Säculum der Cultur und eine civilisirte Gesellschaft . . ."

„Säculum der Cultur", berief ihn der General, „wird man Sie — mit Erlaubniß zu fragen — in der Garküche, unter Ihrem Volke verstehen, wenn Sie so sprechen?"

Krekow runzelte die Brauen und machte eine abwehrende Handbewegung nach dem General hin, wie vor einem großen Hunde.

„Bei der Darstellung der Liebesscenen," bemerkte der Redacteur wieder ironisch, „hat der Autor sich mehr an die Theorie von dem „überirdischen Gefühl" gehalten, wie man es ehemals in der Poesie nannte; bei ihm hat die Liebe mehr Aehnlichkeit mit der religiösen Extase katholischer Nonnen, als mit einem lebendig leidenschaftlichen menschlichen Gefühl . . ."

„Wie zum Beispiel bei Zola?“ fragte Tscheschnew, „ja, man muß auch noch diese Blume dem Kranz des Autors einverleiben; er hat seine Blätter mit keinem einzigen Flecken der groben Sinnlichkeit verunziert! Licht und Feuer des Gefühles dringt durch und wärmt überall, aber die heißen Kohlen fehlen! Das ist eines seiner Verdienste!“

„Er ist ein Bischen geizig mit Küssen,“ sagte Suchow, „es passirt auch nicht, daß . . . eben also . . . (er sah auf Lilina, als ob ihre Gegenwart ihn genire) „so, in Betreff . . . wie zum Beispiel, dort der Graf mit der Fürstin . . . im Park, nicht wahr, auf ihrem Gut . . . nun, eine kleine heiße Scene . . . etwas Menschliches . . . wie das ja vorkommt! . . .“

Alle lachten ein wenig.

„Ah! also das wünschtest Du; sieh zu, Anna Andrejewna wird es erfahren!“ sagte ihm der Hausherr.

„Ja, Sie haben Recht; wenn man darüber schon schreibt, dann beschreibe man Realitäten,“ bemerkte auch Krekow, „die Turteltäubchen als Turteltäubchen! Die Wahrheit soll man darstellen! Nicht erröthen! Man erzähle, wie diese gnädigen Herren und gnädigen Frauen ihre Amouren abmachen oder machen es die Grafen und Fürstinnen anders bei der Liebe als die Bauern? Man decke uns die Geheimnisse ihrer Boudoire und Alcoven auf, wenn man ihr ganzes Leben aufdeckt! da treiben sie aber ihre Liebschaften mit verstelltem, unschuldigem Gesicht, als ob sie zu Papachens Namenstag ein Stück aufführten!“

„Und wer hat diese Geheimnisse gesehen?“ fragte Tscheschnew.

„Wie so: wer? ich denke Alle!“ sagte Krekow lachend.

„Wen denn? Sich haben Sie in sinnlichen Liebesergüssen gesehen?“ fuhr Tscheschnew fort. „Und der Künstler soll das Herz haben sich und das geliebte Weib bei der Schilderung zum Modell zu nehmen! Sagen Sie mal, welches Gefühl empfindet ein anständiger Mensch, wenn der Zufall ihn zum unbetheiligten Zeugen der bescheidensten Liebkosung zwischen Liebenden macht, sogar zwischen Mann nnd Frau? Er weiß sich nicht zu lassen vor peinlicher Beklommenheit; und Sie verlangen, daß der Künstler das in die Kunst hereinbringen solle, worüber die Natur selbst einen Schleier geworfen hat, — schämen Sie sich!“

Krekow lächelte.

„In was für einem hochästhetischen Style Sie das alles vortragen!“ bemerkte er.

„Ich hätte Ihnen sehr gern dasselbe Compliment gemacht, aber, leider, kann ich es nicht . . .“

Allgemeines Gelächter ließ ihn nicht den Satz beendigen.

„Sehr lustig, wahrhaftig!“ sagte Suchow wieder.

Auch den Hausherrn amüsirte es.

„Ja, das verdankt man Mitri!“ sagte er.

„Aber dem Autor will ich heimleuchten, so wie er sich nur in der Presse blicken läßt!“ drohte Krekow.

„Ja, wenn Sie das im Druck wiedergeben, was Sie hier gesagt haben, so wird das Product unseres Autors einer solchen Kritik allerdings nicht Stand halten; das ist ganz ebenso, wie wenn hierher ein Gast hereinkäme und wir, statt die Stühle auseinanderzurücken, ihm in unserer Mitte einen Platz frei zu machen, und ihn höflich und herzlich zu empfangen, uns plötzlich in ganzer Masse gegen ihn erheben wollten, mit Geschrei, mit Vorwürfen, er sei nicht richtig gekleidet, nicht hübsch genug, nicht klug genug! Das ist das Verfahren der neueren Kritik! Ein neuer Schriftsteller ist ein neuer Gast in der Literatur! Was sind denn das für Sitten! Was für eine Kritik!

„Das nennt man jetzt die critique militante . . . die kriegführende!“ bemerkte der Professor ironisch.

„Ja, das ist wahr! Die Kritik ist ein Krieg!“ sagte Tschechnew, „aber die Einen kämpfen mit Schwert und Lanze wie Ritter . . .“

„Wohl mehr mit Pulver und Blei!“ verbesserte der General.

„Und Andere . . .“

„Mit der Faust! . . . ja, das kommt vor; und wenn es auch nicht so schmerzt wie mit Blei, so werden immerhin die Schnauzen bis aufs Blut zerdroschen!“ ergänzte Krekow und lachte selbst, als die Anderen lachten. „Uebrigens kommt es selten so weit, man schimpft sich meistentheils!“ schloß er.

„Was für ein Prachtkerl!“ sagte Suchow.

„Und Sie, Matwei Iwanowitsch,“ begann mit einem Male der Hausherr, sich an Skudelnikow wendend, „was schweigen Sie? nicht ein Wort haben Sie gesprochen!“

„Ich wollte längst etwas sagen, aber ich kam nicht zu Wort . . .“

„Nun, sprechen Sie jetzt, was ist es?“

„Sehen Sie, die Melonen und Ananas haben Sie vergessen, nun sind sie unzerschnitten nachgeblieben.“ Alle lachten.

„Wahrhaftig! gleich, gleich!“ sagte der Hausherr und begann sich zu schaffen zu machen. „Was reden Sie denn aber von den Melonen, von dem Roman haben Sie ja nichts gesagt.“

„Ich habe die ganze Zeit zugehört . . .“

„Nun, und sagen Sie etwas.“

„Alles werde ich sagen.“

„Sprechen Sie, wir hören.“

„Ich werde es nicht Ihnen, sondern dem Schriftsteller selbst sagen.“

„Was werden Sie ihm sagen?"

„Alles, was hier vorgefallen und über seinen Roman gesagt worden ist . ."

„Unmöglich, was hat man da nicht alles gesprochen; er wird es übel nehmen."

„Sie sind seine Freunde und kennen ihn nicht einmal! Alles werde ich sagen, was man gethan und geredet hat . . ."

„Alles?"

„Alles, auch die Ananas und Melonen werde ich nicht vergessen!"

„Schnell! schnell! wollen wir mit Ihnen ein Ende machen . . ."

„Nicht möglich! Sehen Sie, draußen ist heller Tag!"

Alle sahen sich nach den Fenstern um; selbst durch die dichten Vorhänge hindurch überstrahlte der Maimorgen den Glanz der Lichter.

Krekow stand rasch von seinem Platz auf und ging mit schnellen Schritten auf den Hausherrn zu, begleitet vom Studenten.

„Adieu, ich muß gehen!" sagte er, „ich danke Ihnen! ein schöner Abend! es war mir sehr amüsant . . . vortreffliches Essen, und der Wein desgleichen!"

Alle sahen ihn lächelnd an; der Hausherr, Suchow und der General umgaben ihn; die Uebrigen blieben sitzen.

Wünschen Sie nicht ein Gläschen zum Abschied?" sagte der Hausherr

„Meinetwegen auch ein großes Glas, mit Vergnügen!"

Man reichte ihm Wein.

„Auf Ihre Gesundheit! Ich danke! Ich bin sehr zufrieden mit Ihnen! Sehr!"

Alle fingen laut zu Lachen an.

„Und wie sehr erst wir mit Ihnen!" sagte Suchow; Uranow drückte ihm beide Hände.

„Wir müssen Ihnen danken! Sie haben uns so viel Vergnügen verschafft . . ." sagte er.

„In der That? Nun, das freut mich! Leben Sie wohl, auch Sie alle," sagte er den übrigen Gästen, „ich bin nicht böse auf Sie, meine Herren!"

Schallendes Gelächter war die Antwort darauf.

„Il ne manquait que ça! est-il drôle!" war zwischen dem Lachen vom anderen Ende des Tisches zu hören.

„Wahrhaftig! ich bin nicht böse! auf Niemanden! nicht einmal auf Sie!" wandte er sich an Krasnoperow. „Und auf Eure Excellenz auch nicht!" wandte er sich an den General. „Geben Sie mir die Hand!"

„Sie sind sehr gütig!" sagte der General und schlug gutgelaunt in seine Hand ein.

Krasnoperow warf trotzig die Lippen auf; das Lachen dröhnte nur allein.

„Was lachen Sie denn?" warf Krekow ihnen vor. „Sagen Sie den Herren, daß das nicht anständig ist! wandte er sich an Tscheschnew. „Sie haben mir heute eine Lection im Anstand gegeben, und was machen die da! lachen Sie, wenn ich weg bin!"

Aber bei Allen leuchtete das Gesicht ordentlich vor lauter Lachen.

«Dieu, Dieu, Dieu, Dieu!» wiederholte ein Gast am Ende des Tisches.

„Ich werde Ihnen selbst eine Visite machen, um Ihnen für Ihren Besuch zu danken!" sagte der Hausherr.

„Schön, schön! Freut mich sehr! Ausgezeichneter Gedanke! Werde Sie erwarten!" antwortete Krekow. „Wozu zur Visite und gar danken? Kommen Sie einfach so! prellen Sie mich nicht!"

Uranow schwieg und sah ihn unsicher an.

„Erlauben Sie auch mir, mich näher mit Ihnen bekannt zu machen und Sie auch einmal um die Ehre Ihres Besuches zu bitten!" sagte Suchow. „Ich werde zusammen mit Grigori Petrowitsch zu Ihnen kommen . . ."

„Ich werde warten; was ist dabei, es freut mich! . . . Auch Sie Alle bitte ich, seien sie so freundlich, zu mir zu kommen, wem es gefällig ist . . .

Alle lachten.

„Ich bin jetzt in Pawlowsk!" fügte er hinzu.

„Auf der Villa? wo werden wir Sie denn dort finden?" fragte Suchow lächelnd.

„Der da weiß es!" antwortete Krekow, auf den jungen Uranow weisend. „Kommen Sie mit ihm! etwa am Donnerstag; dort ist Musik an dem Tage . . . wahrhaftig!"

„Ja, wo werden wir Sie denn dort bei der Musik treffen?" fragte Uranow und alle lächelten.

„Nun eben etwa bei der Musik, und dann zu mir . . ."

„Leben Sie wohl, leben Sie wohl, nichts für ungut," wiederholte er, um den Tisch gehend; Tscheschnew reichte er schweigend die Hand und drückte sie kräftig; der antwortete ihm ebenso und blickte ihm mit einem gewissen Mitleiden nach. „Jetzt giebt es wohl nur wenige dieser Art," sagte er leise seinem Nachbar, „dieser ist einer der letzten Mohikaner!"

„Und dieser, glaube ich auch!" antwortete Jener leise und wies mit den Augen auf Krasnoperow.

Krekow nahm immer weiter Abschied.

„Et vous, là-bas, sans rancune!" sagte er plötzlich, als er zu dem Ende des Tisches kam, von wo die französischen Phrasen ertönt waren.

„Tiens! il parle correctement!" wurde dort bemerkt.

Dann blieb er bei Lilina stehen.

„Leben Sie wohl, gnädige Frau!“ sagte er, „auch auf Sie bin ich nicht böse, sehen Sie, wie gut ich bin!“ Das Gelächter erneuerte sich.

„Beweisen Sie auch Ihre Güte, geben Sie mir zum Abschied die Hand! Fürchten Sie sich nicht, ich werde Sie nicht beißen!“

Alle sahen mit Neugier und Lachen auf jene Beiden hin; Lilina legte schüchtern und unentschlossen ihre Hand in die Seinige, besonders als sie sah, daß seine Hand rein war und aus seinem Aermel tadellos weiße Manschetten hervorragten.

„Sie sind nicht böse? nein?“ fragte er, ihre Hand haltend.

„Nein! Nicht im Geringsten!“ sagte sie ihre Umgebung betrachtend, „mir war es auch amüsant!“

„Nun, das ist herrlich! aber was Sie für eine prachtvolle Hand haben, schlank, regelmäßig gebaut, mustergiltig . . .“

Sie wollte ihre Hand wegziehen, besonders als Alle das Lachen nicht mehr zurückhaltend, diese Scene betrachteten, aber er hielt sie fest.

„Nur sehr aufgedunsen ist sie, weich, verzärtelt! Ich kenne jedoch eine Hand, welche der Ihrigen nicht nachsteht, besonders wenn man ihr solche Sächelchen anlegt!“ Er wies auf ihr Armband mit einem großen Smaragd, von Brillanten umgeben. „Aber jene Hand ist gröber, sie verweichlicht sich nicht, sondern arbeitet mit der Nadel, kocht auch gelegentlich etwas und macht sich mit den Kindern zu schaffen!“

„Wem gehört denn die so glückliche Hand, die Sie Ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt haben?“ fragte Lilina, die schon die Schüchternheit verloren hatte, mit koketter Ironie. „Entschuldigen Sie die indiscrete Frage!“ fügte sie hinzu.

„Meiner Frau, der gehört sie! ein herrliches Weibchen!“ sagte Krekow. „Aber immerhin, auch Ihre Hand ist mustergiltig!“

Plötzlich gab er ihr auf die Hand einen Kuß, daß es klatschte, und lief schnell hinaus, verfolgt von einmüthigem Lachen und Zurufen aller Gäste; ihm folgte der Student und hinterher begleitete ihn der Hausherr; die Thür wurde geschlossen, und der Hausherr kehrte auf seinen Platz zurück.

„Was das für einer war! ah!“ hörte man von verschiedenen Seiten.

„Mais c'est une horreur! c'est une peste!“

„Aber ich bitte Sie, entzückend!“ sagte Suchow.

„L'ours mal léché! oh, quelle horreur!“

„Ich sehe aber, daß er ein guter Junge ist, da machen Sie, was Sie wollen!“ sagte der General.

„Und wie gescheidt, wie gebildet!“ fügte der Redacteur hinzu.

„Ein räudiges Schaf!“ sagte Krasnoperow: „die ganze Heerde verpestet es!“

„Ein verirrtes Schaf!" verbesserte mitleidig der Professor.

„Und Sie, Dimitri Iwanowitsch, wie finden Sie ihn?"

„Er ist für mich ... ein Räthsel!" sagte der nachdenklich. „Sie kennen ihn gewiß?" fragte er den Zeitungsredacteur.

„Nein, zum ersten Mal höre ich seinen Namen," sagte Jener. „Jetzt giebt es so viele, die in Zeitungen und Zeitschriften schreiben!"

In diesem Augenblick kam der junge Uranow zurück und betrachtete mit vergnügtem Blick die Gäste.

„Nun! hast Du unseren Gast begleitet?" fragte ihn sein Onkel.

„Ja! wie hat er Ihnen gefallen?"

Alle wiederholten ihm ihre Meinung.

„Er ladet noch ein zu sich!" sagte Krasnoperow. „Wer wird zu solch einem Monstrum gehen, in irgend eine Spelunke oder auf einen Dachboden!"

„Wir wollten zusammen mit dem Herrn dahinfahren! sagte der Hausherr auf Suchow zeigend, „wenn es in der Stadt wäre; aber er hat uns natürlich nicht im Ernst eingeladen, und noch dazu nach Pawlowsk! Du, Mitri, bring ihm einfach unsere Visitenkarten.

„Im Gegentheil, er ladet Sie alle ganz ernsthaft ein," sagte der Student mit schlauem Lächeln; „auch sogar Sie," wandte er sich an Lilina. „Da ist seine Einladung!"

Er überreichte seinem Onkel ein Blatt; alle spitzten die Ohren und hefteten gierige Blicke auf den Hausherrn.

„Was ist das?" sagte er und begann laut zu lesen:

„Am Donnerstag, den 12. Mai, wird im Theater in Pawlowsk zum Besten der Herzegowiner eine Vorstellung gegeben werden unter Mitwirkung des Kaiserlichen Hofschauspielers . . ."

Er hatte noch nicht einmal den Namen des Künstlers ganz ausgesprochen, da stand die ganze Gesellschaft der Gäste von ihren Plätzen auf, stieß im Chor ein „Ach" aus und erstarrte dann im Schweigen.

„Der ist es! ist es möglich!" flüsterte Jemand geradezu erschreckt.

„Diaple! diable! nous sommes joliment attrapés!" sagte ein Anderer zu sich selbst.

Ein allgemeines Tableau, an dem sich nur ein Zuschauer, der junge Uranow, gehörig ergötzte.

Darauf entfesselte sich ein allgemeines stürmisches Gelächter. „Was war uns denn!" — „Was that ich denn!" entfuhr es mitten im Lachen bald dem Einen, bald dem Anderen. Tscheschnew schüttelte sich geradezu, wie ein Kind über sich selbst lachend; nur Krasnoperow verharrte in finsterem Schweigen.

„Wie war Dir das in den Kopf gekommen, Mitri! sagte Uranow, seinen Neffen umarmend.

„Sie baten mich, Onkel, zu helfen, damit es amüsant werde!“ sagte Jener.

„Ich danke Dir! ich will nicht in Deiner Schuld bleiben!“ schloß Uranow.

Noch waren die Gäste vor Lachen nicht zu sich gekommen, da kam ein Diener herein und sagte, der Portier sei von unten gekommen, etwas Nothwendiges zu melden; der Portier guckte auch selbst aus der Thür in den Saal hinein.

„Was ist vorgefallen? was hast Du?“ fragte Grigori Petrowisch den Portier. „Komm herein!“

„Wegen des Herrn Gastes, der jetzt soeben hinausging . . .“

„Nun?“

Alle warteten mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Als der Herr wegging, reichte ich ihm den Paletot; er aber trat vor den Spiegel, schielte auf mich und wandte sich dann so, auf diese Art mit dem Rücken ab . . . ich aber sah im Spiegel alles . . .“

„Was sahst Du denn?“

„Der Herr greift nach dem Bart — und fort damit in die Tasche, greift nach dem Schnurrbart — fort damit in die Tasche! ich seh hin, er ist ein ganz anderer Mensch geworden! ohne sich umzusehen stürzt er hinaus, auf den Fiaker — und so hurtig jagte er davon . . .“

„Nun und was denn?“

„Ich lief gleich hinauf es zu melden . . . ein unbekannter Herr, zum ersten Mal hier . . . ist alles d a . . . Silberzeug . . . man könnte nachsetzen . . .“

Allgemeines homerisches Gelächter war die Antwort.

Unter schallender Heiterkeit verabschiedeten sich die Gäste von Uranow, stiegen die Treppe hinunter, kleideten sich an und fuhren weg.

An dem folgenden Donnerstage nach diesem Abend brachte der Abendzug um 7 Uhr alle Gäste, die auf der literärischen Soirée bei Uranow gewesen waren, außer Krasnoperow und dem Grafen Pestow, und noch viele andere Personen derselben Gesellschaft nach Pawlowsk; zwei Tage vor der Aufführung war schon kein Platz mehr zu haben; die Billete waren zu fabelhaften Preisen ausverkauft worden.

Der Künstler wurde, als er auf der Bühne erschien, wie immer, begeistert empfangen. Indem er sich verbeugte, wandte er sich noch besonders auf die Seite, wo Uranow, Suchow, der General, der Autor des Romans selbst und die Damen saßen, unter Anderen die Gräfin Sinewskaja mit ihrer Tochter, die alte und junge Fürstin Tezkaja, Lilina und viele Andere. Die

Aufführung ging glänzend von Statten, kein Ende hatte das Herausrufen, die Bouquets und auch die Geschenke; dort gab es Kränze, Necessaires und Etuis mit verschiedenen Sachen. Die allgemeine Aufmerksamkeit lenkte auf sich der durch den Theaterdiener aus einer Loge gereichte große alterthümliche silberne Pokal, von schöner Arbeit, welchen Uranow beim Abendessen seinen Gästen gezeigt hatte.

Der Künstler empfing den Pokal, erkannte ihn, blickte in die Loge von wo er gereicht wurde und war nicht einmal im Stande sich zu verbeugen, er konnte nur die Hand an das Herz legen.

Auf dem Becher waren die Namen aller Derjenigen eingravirt, die beim Abendessen zugegen gewesen waren.

„Dem wahren Urheber des Abends am 7. Mai — die dankbaren Theilnehmer" hieß es auf dem Zettel, der in den Becher gelegt war.

Dort kam auch ein Etui mit einem Armband zum Vorschein, das mit einem großen Smaragd und Brillanten herum besetzt war.

„Von einer Frauenhand auf eine andere, würdigere, auf die Hand der Gattin des berühmten Künstlers — von einer Frau", war mit feiner Damenhandschrift auf einem Papier geschrieben.

Endlich holte der Künstler vom Boden des Bechers ein Päckchen regenbogenfarbiger Banknoten hervor; er zählte — es waren fünfhundert Rubel; er brachte sie zur Kasse, ließ sich eine Quittung geben, daß von den und den Personen zum Besten der Slaven diese Spende dargebracht worden und schickte sie am Tage darauf mit seiner Visitenkarte Uranow zu.

September 1877.

Corrigenda:

S. 553 Z. 13 v. u. Handwerksmässig statt Handwerksmäßig.
S. 556 Z. 18 u. 19 v. o. sind umzustellen.
S. 558 Z. 5 v. u. bey unsrer statt unsrer.
S. 627 Z. 5 v. o. überließ, statt überließ;
S. 628 Z. 1 v. o. weiser statt reifer.
S. 629 Z. 8 v. o. wäre statt rein.
S. 630 Z. 18 v. u. ihn, statt ihn.
S. 631 Z. 5 v. o. Gesehenen statt Geschehenen.
S. 631 Z. 8 v. u. berührten statt berühmten.
S. 633 Z. 16 v. u. ypendorfschen statt popendorfschen.
S. 635 Z. 1 v. o. derselbe statt dasselbe.

Herausgeber und Redacteur:
Arnold v. Tideböhl.

Für die Redaction verantwortlich:
N. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 13-го Января 1894 г.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорсъ въ Ревелѣ.